This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Slav 3627.4

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

Class of 1828

L. Melschin

Tagebuchblätter eines Sibirischen Sträflings I

Im Insel-Verlag Leipzig 1904

L. Melschin

Tagebuchblätter eines Sibirischen Sträflings I

Im Insel-Verlag Leipzig 1904

Slav 3627.4

HARVARD COLLEGE
AUG 15 1905
LIBRARY.

Meinert Fund
(I-II)

Zweite nicht veränderte
Auflage in unverkürzter
Übertragung
von Michael Feofanoff
Zierleisten von R. Grimm

In der Vorhalle. Der Weg.

Bleiche Schatten! Schreckliche Schatten!
Wut, Wahnsinn, Liebe . . . .
Wir waten in Blut bis an die Kniee,
Bruder,
— „Sei ruhig — hier ist nur Staub,
kein Blut“ . . . .
N. Nekrassow.

Viele Jahre mußte ich im Lande der Verworfenen verleben und nicht als fremder Zuschauer und Beobachter, sondern als unmittelbar Beteiligter an all den Kleinigkeiten ihres Lebens, ich mußte neben ihnen auf denselben Pritschen liegen, dieselbe garstige Balanda essen, dieselbe Arbeit verrichten, dieselben geistigen und sittlichen Interessen teilen. Ich habe viel Interessantes gesehen: mußte auch, selbstverständlich, nicht wenig erleiden . . . Deshalb tauchte oft und taucht auch jetzt wieder das Verlangen in mir auf, meine Eindrücke auf dem Papier wiederzugeben, der Welt von ihnen zu erzählen.

Fürwahr, es ist ängstlich, eine Aufgabe zu übernehmen, die schon einmal glänzend von einem großen Künstler erfüllt worden ist. Ungeachtet, daß die Ziele, die ich mir stecke, sehr bescheiden sind, und daß ich keinerlei Ansprüche erhebe, ein künstlerisches Schriftwerk zu verfassen, so erfaßt mich dennoch ein unwillkürliches Gefühl der Angst, wenn ich mich an die

Existenz „Der Briefe aus dem Totenhause" erinnere: das ist eben der Zauber eines Genies . . .

Ich war lange unschlüssig . . . Und nur der Gedanke daran, daß seit der Zeit Dostojewskys sich in diesem düsteren Lande so viele Veränderungen vollzogen haben, daran, daß seine Zeit schon etliche Jahrzehnte hinter uns liegt, die auf allen Gebieten und Erscheinungen des russischen Lebens sich so verschiedenartig abgespielt haben und da es doch nicht oft in der Geschichte vorkommt, daß solche Schriftsteller wie Dostojewsky zur Zwangsarbeit verurteilt werden — nur dieser einzige Gedanke bewog mich, schließlich die Feder zu ergreifen und alle Zweifel von mir zu werfen. Ich werde meine Aufgabe so gut erfüllen, wie es meine geringen Kräfte gestatten, ohne mich aufzublähen, und ich verlange als Belohnung keinen Ruhm, sondern nur eins — die Anerkennung meiner Aufrichtigkeit.

Zu Anfang will ich versuchen, den Weg nach Sibirien durch die Etappen zu schildern, der gleichsam eine Vorhalle zu dem Lande der Verworfenen bildet. Soweit mir bekannt ist, hat in unserer Litteratur noch niemand in gebührender Weise all die Schönheiten und Reize dieser unfreiwilligen Reise beschrieben — die zum Glück mit der Durchführung der sibirischen Eisenbahn schon in das Gebiet der Geschichte übergeht. Aber anderseits beeile ich mich einzuschalten, daß der Leser in diesem Teil meiner Skizzen die unmittelbare Schilderung der Arrestantenwelt nicht finden wird. Da ich nämlich zu dem privilegierten Stande gehörte und die Signatur der höheren Bil-

dung hatte, fuhr ich mit verhältnismäßigem Komfort in die Zwangsarbeit — ich genoß einen von der Rotte getrennten Raum auf den Etappen, hatte ein Fuhrwerk und dergleichen mehr. Mit einem Worte: ich war damals noch ein Dilettant in der Zwangsarbeit, der kaum mit seiner neuen Lage bekannt zu werden begann; meine Beobachtungen müssen sich daher unvermeidlich an einer gewissen Oberflächlichkeit und zuweilen geradezu an Unrichtigkeit leiden. Dennoch hoffe ich, daß ich auch hier etwas Wissenswertes und dem großen Publikum Unbekanntes sagen kann. Gebe Gott, daß man das gut und wahrheitsgetreu aussage, was man gesehen und empfunden hat!

Des Anfanges meines Zwangslebens erinnere ich mich, wie dies nicht zu verwundern ist, nur sehr dunkel. Vieles zeigt sich mir wie im Traume und für einige Thatsachen kann ich nicht einmal einstehen — ob sie sich in Wirklichkeit begeben haben oder ob ich nur geträumt habe. Dies geschah gewiß deshalb, weil ich physisch und moralisch krank war, obgleich es keinem der Aerzte, die mich besichtigten, in den Sinn kam. Ich saß während der Untersuchung sehr lange in schwerer Einzelhaft, ohne Bücher, einzig bei der Kronskost. Aber dies alles wäre selbstverständlich nicht schlimm, wenn nicht der gedrückte physische Zustand und der Kampf mit dem eigenen „Ich" hinzugekommen wären. Besonders schwer waren die letzten Wochen der Haft, als sich aus einer weit

abgelegenen Provinz meine alte Mutter nach der Residenz schleppte (irgend eine gute Seele hatte „einen Felsen auf ihre Brust gewälzt", ihr alles mitgeteilt). Sie war vor Kummer ganz ergraut und zusammengefallen, obgleich ich sie vor etwa drei Jahren vollständig munter, als eine Frau mit noch schwarzen Haaren, die nach ihrem Aussehen niemand auf mehr als fünfundvierzig Jahre schätzte, gesehen hatte. Bei den Zusammenkünften mit mir gab sie sich Mühe, wie früher munter und lustig zu erscheinen: heilige Einfalt, sie glaubte mich damit zu ermuntern! Aber ich konnte doch ihre von Thränen geschwollenen und geröteten Augen sehen, ich konnte zeitweise eine tiefe, tiefe Trauer in ihrem liebkosenden Blicke erhaschen, ich mußte erraten, daß sie meinetwegen unaufhörlich bemüht ist — Bittgänge macht, sich demütigt, fleht, weint . . .

Ach, verfluchte, verfluchte Tage! . . . Wieviel Blut habt ihr aus meinem Herzen gesogen, wieviel Gift habt ihr hineingeträufelt, wieviel beste Kraft habt ihr weggenommen . . . Vorbei, vorbei! Ich will mich eurer nicht erinnern. Eins sage ich: schrecklich war das letzte Wiedersehen mit der Mutter. Im Traume habe ich oft Albdrücken empfunden, aber keins davon konnte jemals mit dem Schmerz und Grauen unseres Abschiedes verglichen werden! . . .

Wir verabschiedeten uns um drei Uhr früh, um sechs aber sollte ich, wie mir der Aufseher mitteilte, gefesselt und rasiert werden. Ich erinnere mich dessen, was ich damals empfund, als wenn es heute wäre. Fesseln hatte ich bis dahin nicht gesehen, wie ich auch

rasierte Köpfe nicht gesehen hatte; nach den Beschreibungen in den Büchern konnte ich mir auch nur einen schwachen Begriff bilden, aus dem einfachen Grunde, weil ich keine Notwendigkeit und kein Verlangen hatte, in dieselben einzudringen. Dies alles stellte ich mir ganz anders vor und, aufrichtig gesagt, viel schlechter. Ich glaubte aus Gott weiß welchem Grunde z. B. daß, wenn man in die Fesseln eingeschmiedet wird, man sich nicht mehr frei bewegen könnte, und deshalb beeilte ich mich, die letzten Augenblicke der Freiheit zu genießen, indem ich eilig in meinem kleinen Käfig, der nur drei Schritt aus einer Ecke zur andern zu machen erlaubte, auf und ab ging. Und dann trat der verhängnisvolle Augenblick ein; man führte mich in die Badstube und dort brandmarkte man mich: man rasierte mir genau die Hälfte des Kopfes ganz glatt (die rechte Hälfte der Länge nach) und schmiedete mich sehr fest in zehnpfündige Fesseln mit Ringen, die die Fußknöchel so eng umspannten, daß zwischen ihnen und dem Körper mit Mühe die Unterwäsche durchging. Nach einigen Tagen schwollen meine Füße an, so daß man gezwungen war, mich in weitere Fesseln umzuschmieden. Späterhin überzeugte ich mich, daß in Sibirien, besonders im östlichen, die Obrigkeit in dieser Hinsicht nachsichtsvoller ist: sowohl die Fesseln, wie das Rasieren ist man dort geneigt, als eine veraltete und ganz unnütze Formalität anzusehen. Die Trupps gehen oft ohne Fesseln und tragen die Fesseln mit anderen Kronssachen zusammen in Säcken; die Köpfe werden auch ohne besondere Pedanterie rasiert, in den Zwangsgefängnissen aber werden sie

oft überhaupt nicht rasiert. In Rußland und in Westsibirien ist das nicht so. Längst ist es schon Zeit, scheint es einem, zu begreifen, daß niemanden je die Fesseln und der rasierte Kopf gehindert haben wegzulaufen und sich zu verbergen: der entblößte Schädel wird mit Leichtigkeit durch eine Perrücke oder sogar einfach durch eine Mütze verdeckt; jede Fessel kann man in fünf Minuten zerschlagen, indem man tüchtig mit der Thüre auf den Ring schlägt und die Nieten zerschlägt; zuweilen genügt es, einfach den Ring zusammenzupressen, damit die Fußsohle leicht hindurchgehe. Ernstlich hindern an einer Flucht nur die Gefängnismauern und die Wache.

Die Fesseln und das Rasieren des Kopfes haben zweifellos nur den einzigen Zweck — die Beschimpfung der Würde eines Menschen, dem die Rechte genommen sind. Vor nicht allzu ferner Zeit brannte man auf dem Gesicht und den Schultern der Gefangenen mit glühendem Eisen besondere Brandmale ein, und noch jetzt kann man in Sibirien, in den Zwangssiechenhäusern und in den Ansiedelungen, gebrechliche alte Leute sehen, die diese schrecklichen Siegel haben. Aber die gegenwärtige Aufklärung verbietet schon derartige Unmenschlichkeit und betrachtet sie als eine Variation der mittelalterlichen Tortur; es sind nur die Fesseln und das Rasieren des Kopfes erhalten . . . Und ist es denn nötig, zu beweisen, daß dies auch lediglich ein Ueberbleibsel dieser Art ist? Muß man denn nicht bedauern, wenn man von Zeit zu Zeit in dieser Hinsicht eine Wendung zur Reaktion bemerkt, wenn Erlasse über strenge und unverzügliche Erfüllung des

Geſetzes erlaſſen werden und man von neuem anfängt, den Arreſtanten von Geſetzes wegen die Köpfe zu raſieren und ihnen Feſſeln an die Füße zu legen? Indem ich meiner eigenen Erfahrung mich erinnere, kann ich übrigens ſagen, daß ſich mit dieſem zweiten mein inneres Gefühl viel leichter zufrieden gab, als mit dem Raſieren: die Feſſeln ſind in bedeutender Weiſe poetiſiert durch die Tradition und die Volkslieder, ſie erſcheinen in den Augen des Arreſtanten als eine Ehrung ſeiner Gattung, aber nicht als Beſchimpfung ... Ein ganz anderes Gefühl empfand ich, als ich den Vorbereitungen des Soldatenbarbiers zu ſeinem garſtigen Geſchäft zuſah. Das Raſieren des Kopfes bereitete, außer der pſychiſchen Qual, noch gewöhnlich einen rein phyſiſchen Schmerz: die unverſtändigen Hände und ſtumpfen Raſiermeſſer ſchnitten die Haut auf dem Kopfe bis aufs Blut ein, kratzten kleine Pickel auf, hinterließen Schrammen auf den natürlichen Unebenheiten des Schädels ... Das Blut, das mit der reichlich über dem Kopfe ſtrömenden ſchmutzigen Seife vermiſcht war, der gleichgültige und ſchweigſame Henker, der ſeine Operation ausführt, die Grimaſſen und das Schreien des von ihm operierten Opfers — dies alles machte die Minuten, die man warten mußte, bis man an die Reihe kam, um ebenſo beſchimpft und ebenſo verſtümmelt zu werden, zu einer wahren Folterqual! ... Ich rede ſchon gar nicht von der Notwendigkeit, ſpäterhin den kahlen Schädel während der ſchrecklichen ſibiriſchen Kälte frieren zulaſſen und ſich, wer weiß wozu, Erkältung, Huſten und Schnupfen zu holen.

Die Fesseln sind schon mehr als einmal in der russischen Litteratur genau beschrieben worden. Ueber jeden Fuß zieht man einen großen eisernen Ring, der so weit ist, daß zwischen ihm und dem Körper die Wäsche durchgehen kann, und so eng, daß man ihn nicht vom Fuß abnehmen kann, und die Schmiede vernieten sie stark. Von diesen Ringen gehen zwei Ketten aus, die aus kleinen Ringen bestehen; sie treffen in einem größeren Ring zusammen, an dem der Riemen, der dem Arrestanten den Leibriemen ersetzt, befestigt wird. Also hängen die Ketten herab, schlagen einem bei jeder Bewegung an die Füße und schlagen aneinander — „klirren". Die an die Füße gezogenen Ringe drehen sich und bereiten einen Schmerz, zu dessen Beseitigung eine besondere Art lederner „Umhüllung der Fesseln" und „Untersehnen" dienen. In Ostsibirien, wo die Obrigkeit nicht so pedantisch wie in Rußland ist, und wo die Arrestanten nur der Form wegen Fesseln tragen, werden die Ringe einfach auf die Stiefeln gezogen und dann sind keine Umhüllungen der Fesseln und Umhüllungen der Sehnen nötig. Ich trage schon lange keine Fesseln mehr und könnte vielleicht jetzt kaum noch deutlich beschreiben, wie die Arrestanten es austüfteln, die Wäsche und Hosen über die Füße zu ziehen, wenn die Fesseln nicht abgenommen werden; jedoch ich erinnere mich sehr gut, daß, sobald die Notwendigkeit dazu eintrat, ich alles ausgezeichnet ohne fremde Hilfe bedacht habe . . . In der Not frißt der Teufel bekanntlich Fliegen . . .

Außerdem erinnere ich mich sehr gut des

Tages der Abreise oder besser gesagt, einer qualvollen Scene, die diese Abreise begleitete. An diesem Tage erlaubte man meiner Mutter keine Zusammenkunft mit mir (der Abschied, wie ich schon erzählt habe, vollzog sich am Tage vor der Einschmiedung). Frühmorgens setzte man mich in einen geschlossenen Wagen und wir jagten auf die Eisenbahnstation. Und da erblickte ich etwas Ungewöhnliches, das mir buchstäblich das Herz zerriß. Dicht neben dem Fenster des schnell dahinrasenden Wagens sah ich das teure Gesicht, verzerrt von der Qual unmenschlicher Anstrengung, fröhlich zu erscheinen; ich dachte zuerst, daß ich fiebere, Hallucinationen habe. Ich sehe durchs Fenster — und was erblicke ich? meine Mutter — die arme kranke alte Frau — läuft neben dem Wagen mit gerötetem Gesicht und dünnen Strähnen des schneeweißen Haares, die unter dem Hute hervorgekommen sind, läuft, ohne die Füße unter sich zu fühlen und offenbar ohne Müdigkeit zu verspüren, spricht irgend etwas und wirft mir Handküsse zu . . . Arme Seele! sie hat den Augenblick, wo man mich in den Wagen setzte, verpaßt, weil sie vom frühen Morgen an herumlief, sich um eine Zusammenkunft zu bemühen (am Tage vorher konnte sie nichts erreichen), und jetzt wollte sie ihr Versehen sühnen („sie hat sich verspätet!") und sich nochmals von dem grenzenlos geliebten Sohne verabschieden. Ich winkte ihr mit der Hand aus dem Fenster (auch mein böser Beschützer winkte), bat sie mit Zeichen, stehen zu bleiben, weder sich noch mich zu quälen; aber sie lief noch lange, bis schließlich die körperliche Schwäche

das Uebergewicht gewann und der Wagen mich von ihr entfernte ... auf immer! Dann warf ich mich auch, wie es mir erinnerlich ist, an die Lehne des Wagens und weinte bitterlich. Ich habe meine Mutter nicht mehr gesehen und werde sie nie im Leben wiedersehen, da sie schon längst auf einem der feuchten Friedhöfe der herzlosen Stadt schläft. Aber als ich mich dann in Sibirien befand, erhielt ich von ihr einen Brief, dessen eine Stelle sich in meinem Gedächtnis mit unverwischbaren Zeichen einschnitt und noch jetzt das Herz heißer als alle Feuer, schmerzlicher als alle Thränen brennt.

„Nach unserem Wiedersehen bei dem Wagenfenster — schrieb sie — nahm ich eine Droschke und eilte auf den Bahnhof. Aber ich kam gewiß später dorthin als du, so sehr ich auch den armen Wanjka (eine Benennung der Droschkenkutscher 2. Klasse) jagte, und darum konnte ich dich nicht sehen, als du aus dem Wagen stiegst. Auf den Bahnsteig ließ man mich nicht, wie ich auch bat und die Gendarmen bestürmte. Zu unserem Unglück wurden an diesem Tage besonders wichtige Verbrecher weggesandt und es waren außergewöhnliche Maßregeln ergriffen. Einigemal versuchte ich heimlich auf den Bahnsteig zu gelangen, jedesmal erfolglos, man hatte befohlen, mich zu beobachten. Was sollte man thun? Ich kam auf eine neue List. Indem ich mir den Anschein gab, als ob ich mich meinem Schicksale gefügt und beschlossen habe, ganz wegzugehen, ging ich aus dem Bahnhof, aber anstatt nach Hause zu gehen, ging ich ein Stück langsam, wechselte dann schnell die Richtung, lief aufs Feld, den Schienen

entlang, mit der Berechnung, daß der Zug an mir vorbeigehen wird, und ich vielleicht noch einmal das liebe Gesichtchen sehen würde ... Thatsächlich gelang es mir, die Wachsamkeit der Argusse zu täuschen; aber wahrscheinlich war ich schon zu weit ins Feld gegangen und der Zug raste mit erschreckender Schnelligkeit an mir vorbei, so daß ich kein einziges Gesicht unterscheiden konnte. Aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß du vielleicht mich gesehen hast ... Ich stellte mich auf eine Erhöhung, auf einen Stein, hin und winkte tüchtig mit dem Taschentuch, während das schwarze Ungeheuer vorbei jagte."

Ach! ich habe nichts und niemand gesehen ... Ich sah in der Zeit nicht zum Fenster hinaus, ich wollte nirgends, sogar nicht in die eigene Seele, wo es so öde, so dunkel war, hinsehen ...

Danach erscheint mir alles, wie ich schon gesagt habe, dunkel, unordentlich und abgerissen, ohne Zusammenhang. Die Bemühungen meiner Mutter waren nicht nutzlos gewesen: es war die Vorschrift erteilt — mich bis zu dem Bestimmungsort gesondert von dem kriminellen Trupp zu führen. Deshalb wurde ich auf den Etappen bald allein in einer Einzelkammer, bald mit der privilegierten Kategorie besonders wichtiger, intelligenter Verbrecher untergebracht. Wenn dies nicht gewesen wäre, ich weiß nicht, wie ich alle Mühsale des Weges in dem krankhaften Zustande, in dem ich mich damals befand, ertragen hätte ... Wie dem auch sei, ich hatte die Möglichkeit, fast bis Tomsk abseits von den großen Arrestantenmassen zu stehen. Auf der Barke hatten wir ein besonderes

Zimmerchen in der Kajüte und eine besondere winzige Abteilung auf dem Deck (selbstverständlich auch mit einem Gitter), wo man frische Luft einatmen konnte. Von dem allgemeinen Arrestantendeck wurde diese durch ein einfaches, geteertes Segeltuch abgeteilt. Ich entsinne mich, ich saß sehr gern auf dem Deck, besonders in der Nacht, und schaute stundenlang auf die dunklen Ufer der Wolga und Kama, die an mir vorbeiliefen. Ich erinnere mich, daß diese sich entfernenden Ufer mir als meine eigene Vergangenheit, als die nie wiederkehrenden Jahre der Jugend erschienen; oft schaute ich in die dunkle Ferne, die hinter mir lag, und zuckte bei dem Gedanken, daß sie nie, nie mehr wiederkehren werde, auf! Die vorderen Ufer aber, die vom Segeltuche verdeckt waren, kamen nur in kleinen Teilchen, entsprechend der Vorwärtsbewegung der Barke, hervor; diese Ufer identifizierten sich in meiner kranken Phantasie mit der Zukunft, die ebenso unbekannt ist wie sie. Am Tage lag ich gewöhnlich in der Kajüte, irgendwo in einer Ecke verkrochen, und kam sehr selten auf das Deck hinaus. Deshalb sind mir keine klaren Erinnerungen an die Pracht und Anmut der Wolgaschen und Kamaschen Landschaften, von denen alle freiwilligen und unfreiwilligen Touristen entzückt sind, geblieben. Ich ergötzte mich an ihnen nur nachts bei der phantastischen Beleuchtung der Sterne oder des Mondes.

Meine intelligenten Begleiter interessierten mich verhältnismäßig wenig, da ich wohl begriff, daß ich unter ihnen, weil ich zur Zwangsarbeit ging, nur

ein zeitweiliger Gaſt ſei; viel mehr beſchäftigte mich jene Welt, die dort hinter dem Segeltuch ſich verbarg und die bald meine Heimat werden ſollte. Wie ſchrecklich dieſes Wort „Heimat“ auch ſein mag, verſchloß ich doch die Augen keinen Augenblick vor der Wahrheit und vergaß nicht, wer ich vor dem Angeſichte des Geſetzes ſei. Uebrigens, ich erinnere mich ſehr gut, daß ich lange Zeit die Arreſtanten und ihre Artelſitten und Gebräuche furchtbar idealiſierte. Sie alle erſchienen meiner Phantaſie allerlei Stenjka Raſins, Menſchen von ungebundener Kühnheit und einer luſtigen Verzweiflung zu ſein ... Unter dem kleinen Häuflein der Intelligenten ertönte der Feſſelklang ſo dünn und proſaiſch; dort aber, hinter dem Segeltuch, wo ſich Hunderte von Füßen bewegten, hatte dieſer Klang etwas Muſikaliſches, Mächtiges, Anmutendes ... Ganze Jahrhunderte hatte Mütterchen Wolga dieſen Klang gehört; es lag in ihm eine ſich von Generation zu Generation wiederholende, urwüchſige, kunſtloſe Poeſie ... Dort leidet man ohne Zorn, ohne Klage und Hoffnung, man leidet und weiß, daß es ſo ſein muß, daß es eben nicht anders geht: „Kriegt ihr mich unter — gut; komme ich aber wieder los; dann hütet euch vor mir! ....“ Solche Regungen empfand ich beſonders, wenn ſich an den Abenden zuweilen ihr mächtiger Chor verſammelte und ſich auf der Wolga bei der Muſik der Ketten ihr wilder Geſang weit verbreitete, in dem man bald eine endloſe Trauer, bald mit einem Male wieder eine ſorgloſe Verwegenheit und Kühnheit hörte.

„Braver Bruder, ruhig doch,
Sieh, du bist kein Mädchen, ach!
Trink, trink, die Wehmut geht vorüber."

Mein erster Versuch, mich dieser poetischen Welt zu nähern, hätte mich jedoch beinahe gekostet: — was meinen Sie, mein Leser? — ein Auge! . . . Eines Abends, als ich auf dem Deck erschien, trat ich dicht an das Segeltuch heran und lauschte dem ungereimten Lärm und Gespräch, das aus der großen Abteilung erklang. Plötzlich bemerkte ich an einer Stelle des Segeltuches eine kleine eingerissene Oeffnung, der ich schleunigst mein Auge nahebrachte, um mit der mir unbekannten Welt bekannt zu werden. Aber ich hatte noch nicht Zeit gefunden, das Meer der rasierten Köpfe und aller möglichen Gestalten der gegenwärtigen Strenjka Rasins gut zu besehen, als irgend eine grobe Hand mit dem Finger in mein improvisiertes Fensterlein stieß, und ich konnte nur mit einem schnellen Sprunge seitwärts den wißbegierigen Teil meines Körpers retten. — Ich wagte nicht wieder an die Oeffnung heranzugehen; dies war meine erste Enttäuschung unter diesen Menschen, mit denen mir so viele Jahre zu leben bevorstand, das erste Zeugnis dafür, was für eine abgründige Hölle von Dunkelheit, unnützer Bosheit und sinnloser Grausamkeit diese geheimnisvolle Welt vorstellt, wie sie mir fremd ist und wie viel ich werde erleiden müssen beim Zusammenleben mit ihnen.

In Tjumen sah ich beim Namenaufruf, der im Gefängnishofe stattfand, den ungeheuer großen Trupp der Arrestanten zum ersten Male von Angesicht zu

Angeſicht. O Gott! was für Geſichter da waren — von den ſympathiſchſten und denkenden bis zu den abſchreckendſten und tierartigen, was für Nationalitäten und Namen es gab! Beſonders charakteriſtiſch waren die Namen der Strolche, die faſt die Hälfte der ganzen Maſſe ausmachten: Iwan der Verunglückte, Peter der Duldende, Semen Vielleiderlebt, Mitdem-Schwanzaufdenberg, Laufmalſchnell, Ichhinterdrein, Ichweißvonnichts, 32 Jahre alt u. ſ. w. in derſelben Weiſe. Die beliebten Familiennamen waren auch vertreten: Almaſow (Diamant), Brilliantow, Lwow (Löwe), Orlow (Adler), Sokolow (Falke), Burin (Sturm), Wetrow (Wind), Skobelew, Gurko und derartige klangvolle Namen. Aber eigentlich fange ich von Tomsk an mich ziemlich lebhaft und deutlich des Weges und aller ſeiner Eindrücke zu entſinnen. Jedoch ich beeile mich, den Leſer nochmals zu erinnern, daß ich abgeſondert von der Partie lebte, obgleich ich mit ihr zuſammen fuhr. Ich hatte mein Fuhrwerk und genoß eine verhältnismäßige Ruhe und Komfort. Zu alledem noch benahmen ſich der Konwoi und die Etappenoffiziere mir und meinen zufälligen Kameraden gegenüber mit zuvorkommender Höflichkeit. Ich wiederhole, daß ich zu dieſer Zeit nur ein Dilettant der Zwangsarbeit war, und wenn der Weg deſſenungeachtet für mich ein ewiges Albdrücken war, ſo graut es mir, nur daran zu denken, was ich hätte erleben müſſen, wenn ich mich in der allgemeinen Arreſtantenlage befunden hätte!

Vorerſt — was iſt ein Etappenweg?

Stellen Sie ſich längs der ganzen Linie des endloſen Weges durch Sibirien, der ſich von Tomsk bis Stretensk (den Mittelpunkt der Katarga von Nertſchinsk) hinzieht, der alſo eine Ausdehnung von dreitauſend Werſt hat, große, düſtere Bauten mit vergitterten Fenſtern vor, die zwanzi bis vierzig Werſt voneinander entfernt liegen, meiſtens baufällig und eingefallen ſind und einem froſtig entgegenſtarren, weil ſie einſam irgendwo im Felde oder am Ende oes Dorfes ſeitwärts von der großen Straße daſtehen. Dies ſind die ſogenannten Etappen — Reiſegefängniſſe, in denen die ermüdeten Partien ſich erholen und übernachten. Genauer ausgedrückt nennt man von zwei ſolchen Gefängniſſen das eine kleinere — Halbetappe und lediglich das andere, größere und reinere — eine Etappe: bei dieſen befindet ſich je eine Kaſerne für das Ortskommando der Soldaten, die die Arreſtanten begleiten, und die Wohnung des Offiziers, eines unumſchränkten Herrſchers über zwei und ſogar vier ſolcher Gefängniſſe. Auf den Halbetappen übernachtet die Partie nur und ſetzt am Morgen des folgenden Tages wieder den Marſch fort; wenn die Partie auf einer Etappe angekommen iſt, verbringt ſie den folgenden Tag, der deshalb „Raſttag" genannt wird, in Ruhe. Alſo wird jeder dritte Tag in Unthätigkeit verbracht und dadurch wird die Fortbewegung der Partie, die ohnedem nicht ſchnell iſt, ſchrecklich verzögert. Es genügt zu ſagen, daß die Strecke von Tomsk bis Krasnojarsk (fünfhundert Werſt) in einem Monat zurückgelegt wird, die

von Krasnojarsk aber bis Irkutsk (tausend Werst) in zwei Monaten! . . . Aber die Rasttage aufzuheben und überhaupt sich schneller zu bewegen, solange die Verhältnisse so bleiben—ist auch undenkbar. Man muß nicht vergessen: die Arrestanten, erschöpft von der langen Gefängnishaft und belastet mit den Ketten, gehen alle, außer thatsächlich kranken und gebrechlichen, zu Fuß in ihrer schweren Fußbekleidung und mit Wind gefütterten kurzen Pelzen, und am Tage mehr als dreißig Werst im Durchschnitt. Ohne alle zwei Tage zu rasten, würden sie thatsächlich nicht imstande sein, zu gehen.

Ich muß hier einige Worte über die Arrestantenkleidung sagen. Die sibirische Administration, die näher mit den klimatischen und anderen örtlichen Verhältnissen bekannt ist, blickt durch die Finger, wenn die Arrestanten auf dem Wege eigene Sachen tragen. Ich spreche nicht davon, daß, außer den praktischen Erwägungen, die einfache Gerechtigkeit sogar ein weniger strenges und formell hartes Verhalten gegen die Arrestanten verlangen würde, die sich auf dem Marsch befinden, die kaum ihren sehr leidensvollen Zwangsberuf angetreten haben, die von allen möglichen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen umringt sind: eine andere Sache ist es — nach der Ankunft an dem Bestimmungsort, wo das Leben feste Grundlagen hat und in dem einmal festgelegten Geleise schreitet. In Rußland lassen sich die Beamten bedauerlicherweise weder von den abstrakten, noch von den praktischen Erwägungen beeinflussen und folgen unbedingt dem Buchstaben der Instruktionen. In

Moskau nahm man mir buchstäblich alles Eigene ab und rüstete mich für den Weg allein mit der Kronskleidung aus, man nahm mir sogar Nadel und Zwirn ab, und ich mußte furchtbar frieren, mich erkälten und viele unnütze Entbehrungen und Leiden ertragen. Die Kronssachen sind nicht geeignet für den Wechsel des Wetters und Klimas, nicht für die Eigenarten des einzelnen Individuums; alles wird über einen Kamm geschoren — die Statur, die Gesundheit und die Gewohnheiten — der Körper, wie die Seele. Zum Beispiel die sogenannten Ohrwärmer der Kronsmütze erwiesen sich derart angenäht, daß sie bei mir auf dem Rücken lagen, als ob ich ein Hase, aber kein Mensch wäre; meine Füße, eingewickelt in dünne Leinwandstreifen, ertranken wie in bodenlosen Fässern in den schlurrenden Riesenschuhen, und ich konnte nicht nach Menschenart in ihnen gehen; umgekehrt, die engen Hosen zog ich mit Mühe auf die Beine, sie rissen unbarmherzig in allen Nähten und knackten bei der kleinsten unvorsichtigen Bewegung . . .

Gewöhnlich wird auf eine Partie von vierhundert Menschen, die ebenso viel Pud Gepäck und eine ziemliche Anzahl von alten und kranken Menschen hat, dreißig bis vierzig Fuhrwerke gegeben, deren eine Hälfte für das Gepäck („Rumpelkram") gebraucht wird und frühmorgens noch vor dem Aufbruch der Partie die Reise antritt. Es verbleiben ungefähr fünfzehn Fuhrwerke für die Kranken und Schwachen. Die Kutscher lassen auf jedes Fuhrwerk vier, und nur nach großem Geschimpfe fünf Menschen. Die meisten

Plätze werden von ſolchen Kranken beſetzt, deren Recht auf einen Sitz niemand zu beſtreiten wagt, und nur ſehr wenig freie Plätze bleiben für die Schwachen, die den ganzen, dreißig bis vierzig Werſt betragenden Weg nicht zu Fuß gehen können. Dieſe Plätze werden buchſtäblich im Kampfe erobert, und oft ſieht man, wie hinter dem Fuhrwerk irgend eine hilfloſe, klägliche Perſon herläuft und umſonſt bittet, ſie „ein wenig ſitzen zu laſſen", auf dem Fuhrwerk aber ſitzt unterdeſſen die unverſchämte Geſtalt eines geſunden Kerls, der mit einer ſtarken Fauſt, einer lauten Stimme und dem Namen eines Brodiaga (Strolch) ausgerüſtet, ſich nicht verdrängen läßt. Man muß hinzufügen, daß die Verteilung der freien Plätze auf den Fuhrwerken eine der Einnahmequellen der Staroſte des Artels ausmacht.

Ueberhaupt die Brodiaga erſcheinen als die reine Strafe für jede Partie. Dies ſind meiſtens verdorbene Menſchen, die das nicht haben, was man ni foi, ni loi nennt, aber ſie halten feſt zuſammen und machen in der Partie einen wirklichen Staat im Staate aus. Ein Brodiaga iſt nach ihrer Meinung der höchſte Titel für einen Arreſtanten: er bedeutet einen Menſchen, für den am teuerſten in der Welt die Freiheit iſt, der gewandt iſt, jeder Gefahr auszuweichen, jeder Strafe zu entgehen verſteht. In den ſchelmhaften Augen jedes Brodiaga ſteht geſchrieben: „Sieh, was ich für ein Ichweißvonnichts bin!" Er iſt ſchon mehr als einmal, ſagen die Augen, „hinter dem Meere" geweſen, d. h. hinter dem Baikalſee, in der Zwangsarbeit, aber er wollte ſich nicht beugen — ging fort!

. . . Uebrigens behauptet er auch laut dasselbe, ins Gesicht der Obrigkeit selbst.

„Zum wievielten Male gehst du, Graubart?" fragt irgend ein Offizier mit gutmütig familiärem Lächeln.

„Zum fünften Male, Ew. Gnaden", antwortet der Brodiaga und nimmt eine militärische Haltung an, „zweimal bin ich hinter dem Meere gewesen, zweimal im Irkutskschen und jetzt da in das Jenisseische."

„Sieh dich vor, Schuft, wenn du zum sechsten Male kommst — dann zeige ich dich an!"

„Zu Befehl, Ew. Gnaden!" erwidert der Schuft mit einem Scherz, „hoffentlich erfahren Sie bis dahin eine Beförderung — werden sich nach dem Irkutskschen versetzen lassen."

Die Partie lacht, der Offizier geht verlegen zur Seite.

„Was soll man mit solchen Bestien machen?" wendet er sich zu den Intelligenten.

Der Teil der zu den Zwangsarbeiten Verurteilten in einer Partie, besonders in Westsibirien, wo die Brodiaga die Mehrheit ausmachen, befindet sich gewöhnlich in einer unterdrückten Lage; es sind ihrer weniger, sie sind rechtloser, eingeschüchterter, auf ihnen lastet vorzugsweise das Merkmal der Verwerfung, sogar von dem Standpunkt der Arrestanten aus: wußte nicht loszukommen! sagen sie. Oder noch schlechter: für ein Butterbrot hat er sich verkauft! . . . Achtung genießen nur die „lebenslänglichen", ja, und dann die, von denen man genau weiß, daß sie nicht zum ersten Male gehen und wieder verstehen werden

„sich loszureißen". Aber überhaupt wird der Teil der zu Zwangsarbeiten Verurteilten in der Partie vornehmlich mit dem verächtlichen Namen „Kobylka" (wörtlich: „Stute". So wird das Gestell genannt, auf das die Zwangsarbeiter bei Prügelstrafen geschnallt werden. Diese Bezeichnung hat sich dann auf die Sträflinge selbst übertragen. Anm. d. Ueberſ.) oder „Schpanka" (Schafherde) genannt. Man will entschieden zuweilen nicht glauben, was von den Streichen der Brodiaga in den Gefängnissen und auf dem Wege erzählt wird, jedoch — man muß es glauben — es sind nackte Thatsachen. Die Brodiaga sind kleine Fürsten in der Arrestantenwelt, sie verfahren mit dem Artel, wie sie wollen, weil sie solidarisch handeln. Sie nehmen alle einträglichen Brotstellen ein: sie sind Staroste und Unterstaroste, Köche, Brotbäcker, Krankenwärter, Maidantschiki, sie sind alles und überall. Als Staroste zahlen sie das Kostgeld nicht voll aus, verkaufen die Plätze auf den Fuhrwerken; als Köche stehlen sie Fleisch aus dem gemeinsamen Kessel und verteilen es unter ihre Bande, die armen Kobylka aber füttern sie mit Spülicht, das nicht jedes Schwein nehmen wird; die Krankenwärter — „Brodiagen" — lassen ihre Patienten verhungern, bestehlen sie und expedieren sie oft ins Jenseits, wenn dies sich als vorteilhaft erweist. — Wenn sie erfahren, daß jemand aus der Kobylka in den Gürtel eingenähtes Geld hat, lauern sie ihm an einer abgelegenen Stelle auf, packen ihn am hellen Tage an der Kehle und berauben ihn. Sie führen noch dreistere Dinge aus. Angesichts von hundert

Arreſtanten ſetzt ſich irgend ein „Iwan“ (Ichweißvonnichts), der mit einem roten Hemde bekleidet iſt und mit ein paar Silberlingen in der bodenloſen Taſche ſeiner weiten Hoſe klappert, zu einer fremden Frau, beginnt ſie vor den Augen des Mannes zu umarmen und zu küſſen, und wenn jener proteſtiert, prügelt er ihn mit Hilfe der Kameraden halbtot, die Frau aber nimmt er nach dem Rechte des Siegers ſchon für ſich. Eine gut organiſierte „Brodiagenbande“ nimmt ſtets die Pritſchen ein. Der Staroſt-Brodiage, der nach der Sitte früher als alle, vor der Beendigung des Namenaufrufs, in die Etappe hineingelaſſen wird, belegt für ſeine Kameraden die beſten Plätze, die „Kobylka“ aber ſucht meiſtens ein Unterkommen unter den Pritſchen, auf blanker Diele, in Schmutz, Dunkelheit und Kälte. Uebrigens erzählt man, daß man in letzter Zeit den Brodiagen die Hörner abgeſägt hat. Am meiſten hat ihnen Sachalin geſchadet, das Tauſende von paßloſem Volk verſchlungen hat (Sachalin iſt eine Inſel, die jetzt ſpeziell mit ſolchen Brodiagen beſchickt wird. Anm. de Ueberſ.); überhaupt haben die ſtrengeren Geſetzmaßregeln hinſichtlich der Landſtreicherei eine gewiſſe Rolle geſpielt. Früher verurteilte man die Brodiagen zur Anſiedelung, wo ſie auch nicht arretiert wurden, aber ſeit dem Jahre 1878 verurteilt man nur die in den ruſſiſchen Gouvernements arretierten zur Anſiedelung, alle übrigen aber — zur Zwangsarbeit. Aus den Zwangsgefängniſſen aber werden Hunderte und Tauſende nach Sachalin transportiert. Die Reihen der Brodiagen begannen ſich ſtark zu lichten — beſon-

bers die der alten, im Kampfe gestählten Brodiagen, die die unverzügliche Vollstreckung der alten Arrestantengesetze streng ausübten. Man muß noch hinzufügen, daß die Gefängnisverhältnisse sich verändert haben: die Obrigkeit begann sich in die Artelordnung der Arrestanten, in ihr intimes inneres Leben zu mischen und stellte sich dabei entschieden auf die Seite der zu Zwangsarbeiten Verurteilten; in vielen Gefängnissen ist es den Brodiagen einfach verboten, irgend welche Artelposten zu bekleiden. Die „Kobylka" fing auch an, den Kopf zu erheben. In dem Transportgefängnis zu Tomsk, wo sich zuweilen bis dreitausend Arrestanten ansammeln, fanden einigemal schreckliche Schlägereien der Vagabunden statt. Bei solch einer Abschlächterei waren, wie erzählt wird, an die fünfzig Mann von ihnen getötet und verstümmelt. Der neue Geist, der in die Gefängniswelt eindringt, erzeugt eine allgemeine Zersetzung und einen Verfall der alten Arrestantengebräuche und Sitten. Es verschwinden viele sympathische, aber noch mehr abscheuliche Seiten. — Den Tauschgänger oder Zwiebackbäcker (Erläuterung dieser Bezeichnung siehe auf Seite 58. Anm. d. Uebers.), der seinen Vertrag nicht hielt, „nähte" man früher unbedingt entweder an das eine oder das andere Gefängnis an; man tötete ebenso den, der die Kameraden in ein und derselben Sache „einschläferte" (anzeigte), ebenso alle „Heiden" (Denunzianten). In demselben Gefängnis zu Tomsk kamen in früheren Jahren fast jede Nacht Totschläge vor und aus dem Gefängnisbrunnen zog man nicht selten die Leichname der vorher vermißten Arre-

ſtanten heraus. — In der ganzen Gefängniswelt, angefangen von Kiew faſt bis zu Wladiwoſtok, wanderten früher „Zettelchen", die auf das Vergehen irgend eines Arreſtanten gegen das Gewohnheitsrecht deuteten und ſein „Kaltmachen" verlangten. Es gab ſogar ein Arreſtantengeſetz — den „Heiden" nach Eingang von ſieben ſolchen Zetteln mit dem Tode zu beſtrafen.

Jetzt fangen die Brodiagen an, ſich ſtiller zu betragen, und wenn ſie bei einem Wortſtreit mit den Zwangsarbeitern keine Nachgiebigkeit finden, knirſchen ſie nur mit den Zähnen, gehen fort und ſagen: „Es iſt nicht mehr wie früher, . . . ein neues Geſchlecht!" . . .

Ich kehre zu meiner Beſchreibung des Etappenweges zurück.

Wir, die Privilegierten, hatten, wie ich ſchon oben erwähnt habe, unſeren beſonderen Raum, aber nicht ſelten erlangte man dieſen Raum zu ſehr bitterem Preis. Die Etappen ſind nicht alle nach einem Plane gebaut, und jedesmal, wenn wir uns der Ruheſtätte näherten, mußten wir uns aufregen und raten, was uns in der heutigen Stätte der Raſt erwarte. Wenn man uns ein ſeparates Kämmerlein, gut eingeheizt und mit beſonderem Korridor gab, ſagten wir, daß wir heute ins Paradies gekommen ſeien. Aber ſehr ſelten traf man die Vereinigung aller Vorzüge. Ab und zu gab man uns einen Raum mit ſeparatem Eingang, aber dafür von ſolch einer Kälte, daß die Zähne klapperten; ein andermal gab man uns eine warme Kammer, aber ohne ſeparaten Korridor, und

hier, hinter unſerer Schwelle, lärmte und brüllte die hundertköpfige „Schpanka", man hörte auserwähltes Schimpfen, es ertönte ein hölliſches Konzert von vor Anſtrengung heiſer gewordenen Stimmen und von Ketten, das einem auf die Nerven ſchlug. In unſere Thüre blickten oft feindſelige Geſichter, raſierte Köpfe herein; wenn jemand von uns an die friſche Luft hinausgehen mußte, war es nötig, durch einige Kammern, wo ſich die Arreſtanten befanden und ſich unter den Pritſchen und direkt auf der bloßen Diele und auf dem Wege wälzten, durchzugehen, man mußte über ihre Säcke, über ihre Füße hinſchreiten. Bei uns aber waren Frauen, junge Mädchen . . . Schon der Umſtand, daß dieſe in einer Kammer mit ihren männlichen Kameraden ſchlafen mußten, verurſachte ihnen nicht wenig Leid und Qual. Man mußte die Wäſche wechſeln, man wollte ſich gründlich waſchen (was einfach unumgänglich war bei einer Reiſe von einigen Monaten über die ſchmutzigen, widerlichen Etappen) — und es fand ſich keine ſtille Ecke, wo man ſich vor fremden Augen verbergen konnte. Die allgemeinen Bemühungen der Kameraden, allerlei Schirmwände und Vorhänge zu improviſieren, konnten ſelbſtverſtändlich nur in kleinem Maße die Schwere dieſer Lage abſchwächen und erleichtern. Hier komme ich zu einer Stelle meiner Erinnerungen, die mir auch jetzt noch die Seele erſtarren macht. Ich ſpreche von den Aborten, von ihrem grauenerregenden Schmutz und — wenn nur der Schmutz wäre! — hauptſächlich von den unbeſchreiblich ſchamloſen Verhältniſſen, die mit ihrer ganzen Schwere ſelbſtverſtändlich zuerſt auf

die Frauen fallen. Die Ortsobrigkeit sieht offenbar alle kriminellen Frauen, die zu Zwangsarbeiten verurteilt sind, als Verlorene an, und deshalb sorgt sie für sie nicht mehr, als für die Männer. Inwieweit ein solcher Standpunkt gerecht ist, weiß ich nicht. Ich habe persönlich thatsächlich keine einzige zu den Zwangsarbeiten Verurteilte von den kriminellen angetroffen, die nicht von irgend einem Iwan oder von allen Arrestanten gleichzeitig benutzt wurde. Aber die Frage ist die: ob die Verhältnisse des Gefängnisses und des Transportlebens selbst nicht die Frau zu solch einem Fall bringen? Ist es denn möglich, daß alle Frauen, die zur Zwangsarbeit verurteilt sind, schon früher verloren waren? Endlich abgesehen von den zur Zwangsarbeit verurteilten Frauen: erinnern wir uns, wie viele freiwillige Frauen, Schwestern, Mütter, Töchter auf die Katorga gehen, von deren vorheriger Sittenverdorbenheit kaum jemand sprechen wird. Und sie alle müssen in denselben widerlichen Verhältnissen leben. Man wird mir sagen, daß die Familienpartien von den unverheirateten gesondert gehen. Aber das ist nur eine Redensart. Gerade die Familienpartien stellen eine unaufhörliche organisierte Sittenlosigkeit dar. Aus wem bestehen die Familienpartien? Aus einigen Dutzenden „unverheirateter" Frauen und einigen Dutzenden Familien, d. h. Männern, Frauen, Halberwachsenen und Kindern. Diese alle schlafen in einem Haufen in ein und derselben Kammer. Hinter der Thüre der Kammer, im Korridor, steht ein großer Bottich, die berühmte sibirische „Parascha", bei der sich Frauen und Männer

ansammeln und ohne jeden Zwang ihre natürlichen Bedürfnisse verrichten. Zu alledem muß man noch die sittlich verkommenen und sittlich verderbenden Soldaten hinzufügen, die sogar nach der Revision, wenn die Arrestanten in ihrem Raum verschlossen sein müssen, dutzendweise heimlich vor der Obrigkeit in die Kammer hineinstürzen, wo während der ganzen Nacht die undenkbarste Orgie sich vollzieht. Geschrei, Kreischen, lautes Lachen, schamloser Handel, Küsse, cynische Scherze — alles vor den Augen, alles offen . . . Und so geht es tagaus, tagein, von Etappe zu Etappe, zuweilen im Laufe eines ganzen Jahres und länger — und bei diesen Verhältnissen wagt man einen Stein der Verachtung auf ein Mädchen oder eine Frau, die ihre Keuschheit nicht bewahrt hat, zu werfen! . . .

Besonders bringen die Soldaten der begleitenden Kommandos in den Arrestantenkreis eine schreckliche Unsittlichkeit hinein: sie säen auch alle mögliche physische Ansteckung. Der sibirische Soldat, der unverheiratete Frauen „convoieren" geht, sieht diese Pflicht als einen lustigen Ausflug mit einer Reihe von interessanten Liebesgeschichten an. Keine Disziplin, keine Vorsorge! Er sitzt auf dem Fuhrwerk, hat die Flinte zur Seite gelegt, umarmt die Sträflingsschönheiten, brüllt aus vollem Halse Lieder, führt unzüchtige Reden und kümmert sich um nichts weiter! Die Nächte verbringt er in Kneipereien und Unsittlichkeit, dann aber kehrt er mit einem Dunst im Kopfe und leeren Taschen in die Kaserne, zu seiner Etappe bis zu einer neuen derartigen Reise zurück . . . Das ist sein Leben. Man kann sich vorstellen, was für ein musterhafter

Familienvater solch ein Krieger nach Beendigung der Dienstjahre in dem Convoikommando werden muß. Uebrigens nicht besser waren zu meiner Zeit auch einige der Etappenoffiziere: wenigstens ich habe mehr als einmal gehört von Fällen, wo sie unschuldige Mädchen von den Arrestanteneltern gekauft haben, und von anderen nicht weniger lobenswerten Thaten.

Zu meiner Zeit erlaubte man den privilegierten Frauen, die einen besonderen Raum genossen, nach Wunsch mit der unverheirateten Partie zu gehen, aber in den letzten Jahren (wahrscheinlich aus Erwägungen sittlichen Charakters) ist vorgeschrieben, sagt man, sie ausschließlich mit den Familien zu transportieren. Ich kann nur eins sagen, daß in den Partien von unverheirateten Männern nicht eine Spur von jener Abscheulichkeit, jenem offenen Cynismus und jener Ausschweifung ist, die ich in den Partien der Verheirateten beobachten konnte.. Ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Lage einer gebildeten Frau unter ähnlichen Verhältnissen. Die Unsittlichkeit kann selbstverständlich sie selbst nicht mit ihrer unfläthigen Hand berühren, aber sie vollzieht sich vor ihren Augen in ihrer ganzen ungeheuerlichen Gemeinheit und macht sie unaussprechlich leiden, macht sie wahrhaftig zu einer Märtyrerin, einer Heldin! Aber vielleicht noch schwerer ist das Kreuz eines liebenden Mannes, Bräutigams oder Bruders, der stündlich und jeden Augenblick jedes Wehen der ringsum wütenden Seuche scharf verfolgt, alle Kraft aufwendet, die Dumpfheit der umgebenden Atmosphäre abzu-

ſchwächen, mehr oder weniger menſchliche Lebensverhältniſſe zu erreichen — und oft ſieht und fühlt, wie hilflos und kraftlos er iſt, um irgend etwas durchzuſetzen! Ich hatte in dieſem Kreiſe keinen Verwandten und Freund, keine einzige mir naheſtehende Frau, und dennoch habe ich alle dieſe Gefühle empfunden, habe alle dieſe Qualen erlebt ...

Es tritt der Abend ein. Die Soldaten vollziehen die Kontrolle und befehlen, die „Paraſcha" in die Kammer zu tragen. Wir proteſtieren, ſagen, daß bei uns Frauen ſind. Nach langen Unterhandlungen mit uns und mit dem Offizier entſchließt ſich endlich der Unteroffizier, die Kammer nicht zu verſchließen und die „Paraſcha" im Korridor unterzubringen. Auf einer der Etappen, erinnere ich mich, ſpielte ſich eine ganze Geſchichte ab, weil der Offizier, nachdem er ſich mit der Unterbringung der „Paraſcha" im Korridor einverſtanden erklärt hatte, neben ihr doch noch einen Wachtpoſten aufſtellen wollte ... Es iſt ſchwer zu ſagen, was hier größer iſt — Naivität oder Böswilligkeit! Aehnliche Fragen tauchen nachts auf, aber am Tage iſt es auch nicht beſſer. Auf etliche hundert Menſchen, unter denen gebildete Frauen und allerhand Kranke ſind, giebt es nur einen einzigen Abort, der meiſtenteils in dem undenkbarſten Schmutze und Garſtigkeit gehalten wird ... Aber genug davon. Das übrige kann die Einbildung ausfüllen. Einige Worte werde ich nur hinſichtlich der Arreſtantenſchimpfwörter hinzufügen. Nirgend habe ich ſolch ein garſtiges, ſolch ein widerliches, tierähnliches Schimpfen gehört, als wie ich es zum erſten Male in Sibirien unter

den Arreſtanten, Soldaten und freien, anſäſſigen Fuhrleuten (Jamszik) gehört habe. Es iſt ſchwer zu ſagen, wer von ihnen vom andern gelernt hat; es entſpricht der Wahrheit ſelbſtverſtändlich mehr, wenn man annimmt, daß ſolch eine gewählte, in ihrer Art künſtleriſche Sprache nur im Gefängnis entſtehen konnte. Ich wiederhole: ich habe in Rußland von keinem Bauern etwas Aehnliches gehört. Dort blüht auch gewiß das auserleſene „dreiſtöckige" Schimpfen; über das ganze ruſſiſche Land klingt es wie ein Geſtöhn, nach der Aeußerung des Satyrikers (Czedrin) „Mutter! Mutter!" —

Aber nur im Gefängnis, nur in Sibirien bringt es dieſes Schimpfen bis zu einer Art Meiſterſchaft, bis zu den feinſten Schattierungen und der realſten Plaſtik. In Rußland dient die arme „Mutter" vollſtändig als Objekt des von dem Schimpfenden ausgegoſſenen Spülichtes; in Sibirien wird ſie genau nach Details zerlegt und jeder kleine Teil wird einzeln beſpien und einer Schmähung unterzogen: die Leber, das Auge, das Herz, das Blut, die Rippen, die Seele, das Leben — alles erſcheint als Gegenſtand einer wilden Bosheit und des herzloſeſten Haſſes! Das iſt noch nicht genug: die echten Künſtler im Schimpfen gehen noch weiter und ſetzen zu der „Mutter", vollſtändig ohne Sinn, Worte, wie „Geſetz", „Glaube" und „Gott" ſelbſt hinzu — Schimpfwörter, die trotz ihrer vollſtändigen Sinnloſigkeit nicht weniger garſtig und abſcheulich klingen. In der erſten Zeit ſchauerte ich thatſächlich auf, als ich dieſe ſchrecklichen Gotteslästerungen hörte: mich ſchmerzte es im buchſtäblichen

Sinne des Wortes, wie von Messerstichen oder Peitschenhieben. Gegenwärtig verhalte ich mich gewiß gleichgültiger; aber auch jetzt kann ich mich nicht ohne Grauen erinnern, daß dies alles ohne Ausnahme auch junge Mädchen, gebildete, mit feinem Geschmack, mit Nerven, mit feinfühlender und zarter Seele hören mußten ...

O, ist es möglich, daß sich jemand finden könnte, der mich nicht versteht, der über meine Worte lachen könne? ...

Die meisten Arrestanten, die keine besonderen Begleitschreiben und Vorschriften haben, werden in der Etappenzentrale (in Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk) zuweilen auf ein halbes Jahr, auf ein Jahr und sogar noch längere Zeit angehalten, bis sie in eine Partie eingereiht werden. Die Reise bis zu dem Bestimmungsort dauert mitunter auf diese Weise anderthalb bis drei Jahre. Den Verheirateten und den Handwerkern ist dies gewiß vorteilhaft, weil das Reiseleben unvergleichlich freier, wie das Leben im Gefängnis ist; solche klammern sich an jede Möglichkeit, die Zeit zu verlängern, und oft haben sie schon beim Erscheinen an dem Bestimmungsort das Recht, in das freie Kommando ausgeschrieben zu werden, so daß sie fast nicht in den Zwangsgefängnissen sitzen. Eine andere Sache ist es mit den Unverheirateten und denen, die kein einträgliches Handwerk kennen: denen wird der Weg zum Ueberdruß und sie bitten selbst die Obrigkeit, sie schneller in einer

Partie einzutragen. Aber am qualvollſten iſt dieſer Weg für die ſogenannten „Rückgänger", d. h. für die, die ihre Zwangsarbeitszeit beendet haben und zur Anſiedlung gehen. Sie bewegen ſich noch langſamer: dort, wo eine Partie, die vorwärts geht, ſich nur einen Tag ausruht, ſitzt die zurückgehende Partie zuweilen eine ganze Woche.

Da die früheſten Partien nicht eher als Mitte Mai aus Rußland ausziehen, ſo fällt die Reiſe über die ſibiriſchen Etappen für die meiſten auf die Herbſt- und Wintermonate, wo zu allen übrigen Leiden und Entbehrungen ſich noch Schmutz, Kälte, Regen, Schneegeſtöber, Froſt hinzugeſellt. Ich werde verſuchen, einen typiſchen Reiſetag zu beſchreiben.

Am frühen Morgen (draußen bricht kaum das Licht an) erhebt ſich ſchon die Kobylka auf den Beinen: donnerähnliches Geräuſch, Klirren und Schimpferei ertönen hinter unſerer Wand. Die Arreſtanten legen ſich früh ſchlafen, aber ſie ſtehen noch früher auf; einige, die am Tage geſchlafen haben, ſchlafen gar nicht und ſpielen die ganze Nacht hindurch Karten. Fragen Sie ſie: Warum eilt ihr ſo zur nächſten Etappe? Sie wiſſen es ſelbſt nicht. Sie ſagen auch ſelbſt von ſich: „Die Kobylka iſt immer eilig, als ob dort Vater und Mutter uns erwarten."

Nicht ſelten hatten wir aus dieſem Anlaß Reibereien. Die Offiziere und der Convoi verhielten ſich uns gegenüber meiſtens höflich und ſogar zuvorkommend; wir hatten unſere Fuhrwerke und konnten mit einem Teil des Convois den Weg lange nach Abgang der Hauptpartie fortſetzen. Wir holten

sie ein, überholten sie dann und erschienen als erste auf der folgenden Etappe. Aber zuweilen geschah es, daß ein Offizier, der irgend einen Zusammenstoß mit der vor uns transportierten privilegierten Partie gehabt hatte, verlangte, daß wir nicht einen Schritt hinter den übrigen Arrestanten zurückblieben — gleichzeitig den Weg anträten und auch gleichzeitig auf der Etappe erschienen. Wenn wir, ohne am vorhergehenden Tage etwas über den Charakter des Offiziers erfahren zu haben, lange am Abend aufsaßen, plauderten, lasen — dann kamen am Morgen unangenehme Auftritte vor. Die Schpanka hatte sich schon in Reih und Glied aufgestellt und war bereit, den Weg anzutreten, wir aber stehen erst auf, beeilen uns, uns zu waschen, anzukleiden, die Sachen zu packen . . . Die Schpanka wütet, schimpft, klagt, daß sie wegen dieser „gemeinen Adligen" frieren muß... Und gut, wenn uns noch eine große und schwere Strecke bevorstand, wo es wünschenswert ist, vor Eintritt der Dämmerung an Ort und Stelle anzukommen. Nein, oft werden gar keine solchen Vorwände vorgebracht: wenn die Strecke auch nur sechzehn bis zwanzig Werst ausmacht, die Kobylka ist stets eilig! . . .

Aber dann sind alle Vorbereitungen beendet. Die Kobylka eilt Hals über Kopf vorwärts. Nur ein Klirren hört man auf der Straße, die Schlitten mit den Kranken und Schwachen können kaum nachkommen. Es giebt wahre Meister im Gehen, besonders unter den Brodiagen, die aus Prinzip stets zu Fuß gehen, wenn auch die Möglichkeit zu fahren da ist. Solche gehen immer vor der Partie:

vorn iſt es leichter und „bequemer“ zu gehen. Sie laufen, holen kaum Atem, ſo daß ſelbſt die ans Gehen gewöhnten Soldaten kaum nachkommen. Wir ſind ganz früh an Ort und Stelle angekommen.

Wir bleiben in einiger Entfernung von der Etappe oder Halbetappe ſtehen und ſtellen uns in Erwartung der Kontrole in zwei Reihen auf. Bei dem Gefängnis ſtellt man Wachtpoſten auf. Der Feldwebel zählt die Arreſtanten nach und gleich darauf ſtürzen ſie mit einem wilden Hurrageſchrei in die geöffneten Thore, um die Plätze auf den Pritſchen einzunehmen. Es entſteht ein ſchrecklicher Zuſammenlauf und Gedränge. Die Schwächeren fallen hin, werden von dem ſtürmenden Haufen getreten und erleiden zuweilen ernſte Verletzungen; die Stärkeren und Gewandteren arbeiten tüchtig mit den Ellbogen und Fäuſten ſogar, drängen ſich nach vorn, ſtrecken ſich in ganzer Länge quer auf den Pritſchen aus, verſuchen mit ihrem Körper möglichſt viel Platz einzunehmen und es gelingt ihnen, noch den langen Rock, den Gürtel oder die Mütze vor ſich hinzuwerfen. In dieſer Weiſe kommt es vor, daß ein gewandter Menſch einige Klafter Platz einnimmt; wenn auf die Pritſchen nur ein kleines Schnürchen hingeworfen iſt, wird dieſer Platz als unantaſtbar gerechnet. Hier hört jeder Kampf auf — ſo lautet das Gewohnheitsrecht. Einer, der das nicht gewöhnt iſt und ſchwache Nerven hat, könnte, meine ich, keinen größeren Schreck empfinden, als wenn er irgendwo in der Ecke des Korridors ſeitwärts von der Thüre, die in die allgemeinen Kammern führt, ſteht und das allmählich ſich

nähernde Getöse von lauten Stimmen, Gebrüll, Schimpfen und Prügelei, das wahnsinnige Klirren der Ketten und das Getrampel der eilenden Füße hört! Als ob eine ungeheuer große Horde Barbaren stürmend kommt, sie zu zerfleischen, in Stücke zu zerreißen, alles zu zertrümmern und zu vernichten! Da immer näher und näher ... Da ist sie endlich hineingestürzt in die Korridore, diese schredliche Lawine: wilde Gesichter, verzerrt von Leidenschaft und der letzten Kraftanstrengung, das blitzende Weiß der Augen, geballte Fäuste, betäubendes Klirren der Ketten, wütendes Schimpfen — dies alles scheint direkt auf Sie einzustürmen. Schließen Sie die Augen in Angst ... Aber der rasende Strom der Menge kehrt rechts in die Thüre der Kammer ein und verschmilzt zu einem einzigen dumpfen Gebrüll, in dem man nichts verstehen kann. Nach der ersten Welle jagt die zweite, die dritte, und endlich kriechen fast im Schritt mit Fluchen und Schimpfen die Zurückgebliebenen, die oben einen Platz zu bekommen verzweifeln und die gezwungen sind, unter die Pritschen zu kriechen ... Wir gehen auch in den für uns zugeteilten Raum, besorgt, voll düsterer Ahnungen ...

Wir treten in die Kammer ein; matt leuchten die vergitterten Fenster, ungemütlich blicken die hoch aufgebauten Pritschen, auf die hinaufzukriechen schon schwer ist: unter der Zimmerdecke ist es wärmer, so wird weniger Holz für das Einheizen der Oefen verbraucht. Brr! wie kalt ... Der Dampf des Atems weht wie eine Säule in der Kammer. Wir stürzen uns zu dem in der Ecke stehenden eisernen Ofen hin

— er ist nicht geheizt, nicht einmal Holz ist da. Wir suchen den Wächter auf (den sogenannten Kämmerer), dessen Pflicht es ist, die Oefen vor der Ankunft der Partie einzuheizen.

Ein düsterer, unsympathischer Alter.

„Wir haben heute keine Partie erwartet", rechtfertigt er sich. Er lügt selbstverständlich.

Einige machen ihrem Herzen Luft und streiten sich mit ihm; die vernünftigeren gehen sofort, ohne lange zu überlegen, nach Holz. Die Pelze nimmt unterdessen niemand ab: alle versuchen sich durch Gehen in der Kammer und durch Füßestampfen auf einer Stelle zu erwärmen. Endlich ist das Holz, dicke, astige, feuchte Klötze, hergebracht ... Man muß sie zerhacken. Das Beil ist schon von den Arrestanten mit Beschlag belegt,* die auch Holz hacken; man muß warten. Aber da erscheint das rettende Beil, da ist das Holz gehackt, in den Ofen gesteckt, angebrannt ... O, verflucht! eine neue bittere Qual: der eiserne Ofen qualmt entsetzlich ... Der Rauch erfüllt die ganze Kammer, beißt unerträglich in die Augen, macht es unmöglich, etwas zu sehen,

* Nicht deshalb natürlich, weil die Arrestanten den, der über das Beil zu verfügen hat, „mit Geld bestochen" haben, wie einer meiner Kritiker angedeutet hat, sondern einfach, weil sie praktischer, gewandter und in der Mehrzahl sind. Ueberhaupt muß festgestellt werden, daß unter dem Einfluß der in dem Werke Maximovs („Sibirien: die Zwangsarbeit") angeführten veralteten Thatsachen in dem Publikum über den Reichtum der kriminellen Arrestantenpartien eine gänzlich falsche Ansicht verbreitet ist. Ich weiß nicht, ob diese kriminellen Arrestantenpartien jetzt noch die

unmöglich, etwas zu denken, etwas zu beſorgen ... Dieſe Qual zieht ſich eine, zwei, drei Stunden hin, bis ſchließlich das feuchte Holz brennt; der Rauch verſchwindet und es wird warm und möglich zu atmen. Irgend ein anſpruchsloſes Eſſen, eine Suppe, ein Brei, ein Thee iſt auch fertig. An Diätengeldern erhält faſt in ganz Sibirien jeder zehn Kopeken pro Tag, die Privilegierten funfzehn Kopeken. Im weſtlichen Sibirien, wo alles ſo billig iſt, wo ein Laib Weizenbrot fünf Kopeken, ein Topf Milch drei Kopeken koſtet, reicht dies Geld vollauf, und die Arreſtanten führen einfach ein glückliches Daſein. Viele von ihnen haben auch in der Freiheit nicht beſſer gegeſſen. Aber mit dem Uebergange in das Jeniſſeiſche und beſonders in das Irkutskſche Gouvernement werden die Nahrungsmittel immer teurer und teurer: ein Pfund Fleiſch koſtet zehn Kopeken, ein Pfund Schwarzbrot drei bis vier Kopeken, und ich erinnere mich einer Etappe, wo man Brot nur zu ſechs Kopeken das Pfund erhielt. Einige aber haben bis vier Pfund Brot allein nötig, um ſatt zu werden! ... In den Partien tritt buchſtäblich Hungersnot ein, um ſo mehr,

großen Geldſpenden, mit denen ſie früher aus Moskau und überhaupt Rußland bedacht wurden, erhalten. (Vielleicht wird dies Geld ſchon in Rußland vergeudet, indem es in die Hände der Obrigkeit oder der einzelnen Leute aus der eigenen Bande, der Maidanſczik und Falſchſpieler, gerät). Thatſache iſt, daß die meiſten Gefangenen buchſtäblich als Bettler über die ſibiriſche Grenze gehen. In Weſtſibirien werden noch Spenden verteilt und zwar ziemlich freigebig, aber faſt ausſchließlich in Nahrungsmitteln (Anm. d. Verf.)

da die Verzweiflung das Kartenspiel noch stärker entwickelt. Es giebt allmählich fast ganz und gar nahe „Schigans" (erfahrener Sträfling), und man ist gezwungen, ein hilfloser Zuschauer der schrecklichen Sühne für die Vergeudung der Kronssachen zu sein...

Man sagt, daß dies ein außergewöhnliches Hungerjahr war, wo alles so teuer war, sonst aber reiche das Geld vollkommen aus, besonders wenn die Arrestanten sich in Gruppen zu drei, vier Menschen vereinigen und gemeinschaftlich essen. Aber erstens kann sich nicht jeder eine Gruppe aussuchen; hauptsächlich aber solch eine ungleichmäßige Verteilung der Diätengelder ohne Erwägung der örtlichen Preise für Nahrungsmittel sichert die Arrestanten entschieden nie vor den zufälligen Schwankungen der Preise (z. B. in einigen Gegenden hinter dem Baikalsee, wo die Preise höher als im Irkutskschen sind, werden zwanzig Kopeken an Diätengeldern verteilt. Anm. d. Verf.). Die Administration könnte, meiner Meinung nach, leicht zur rechten Zeit in jeder gegebenen Gegend die Diätengelder im Verhältnis zu den Preisen für Nahrungsmittel ändern. Bedauerlicherweise merkt man gegenwärtig keine derartige Fürsorge ihrerseits. Wenn auch zuweilen eine Aenderung in der Höhe der Diätengelder stattfindet, dann geschieht es dank der Verschleppung in den Kanzleien so unzeitig, als ob es zum Spaß geschehen wäre: in Hungerjahren wird weniger Geld ausgeteilt, in den erntereichen — mehr... Aber noch besser wäre es, wenn anstatt der Auszahlung der Gelder direkt auf jeder Etappe die Partie eine heiße „Bálanda" und Kronsbrot erwartete. Das

wäre nicht schwer einzuführen. Man könnte die Arrestantenköche vorausſenden, das Brot vorher bei denſelben Händlerinnen nach ſtreng feſtgeſetzten Kronspreiſen einkaufen. Die ſchlechteſte Hälfte der Arreſtanten, die aus Spielern und Wucherern — Maidantſchiken — beſteht, würde ſelbſtverſtändlich durch ſolch eine Reform ſchrecklich betrübt ſein, aber dafür würde es keine Hungrigen und Erſtarrten geben, es würden die Fälle der Verſchleuderung von Kronsſachen und andere Unordnung vermindert; wer weiß — vielleicht würde auch der Beſtand an Arreſtanten ſelbſt verringert werden, von denen viele jetzt von dem Maidan, Kartenſpiel und anderen netten Sachen in das Gefängnis gelockt werden. Aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß die von mir vorgeſchlagene Reform nur möglich ſein würde bei einer Beſſerung der Sitten der Beamten ſelbſt, die über die Arreſtanten Macht haben . . .

Bedauerlicherweiſe laſſen dieſe Sitten noch ſehr viel zu wünſchen übrig, ſehr viel. So z. B. hatte der Vorgeſetzte einer Etappe die lobenswerte Angewohnheit, die Kammern nicht rechtzeitig einheizen zu laſſen, wenn aber die Partie erſchien, das Holz unter dem Vorwande der eingetretenen Dunkelheit nicht zu geben. Uns erzählte man, daß bei dieſem Herrn einige Fälle des Erfrierens von kranken Arreſtanten vorgekommen ſind; ich wundere mich über eins: wie auch die geſunden bei ihm am Leben geblieben ſind . . . Unſere Partie wurde während eines ſtarken Froſtes in einem großen, feuchten Keller, der wenigſtens zehn Tage nicht geheizt war, untergebracht. Der

Unteroffizier, den wir zur Aufklärung riefen, grinste nur und scherzte.

„Das ist doch unerhört", sagten meine Begleiter zu ihm, „melden Sie es dem Offizier. Gut, daß wir genügend warme Kleider haben, aber wie werden die anderen Arrestanten in solch einer Kälte schlafen?"

„Ehe—he—he!" lachte der Unteroffizier. „Sie kennen die Gesellschaft noch nicht . . . Sie haben solche Geheimmittelchen."

„Was für Geheimmittelchen?"

„Ja, wissen Sie, jeder von ihnen hat ein Kesselchen, Holzspänchen vorrätig, Kohlen . . ."

Lohnte es sich denn, mit diesem unverbesserlichen Optimisten zu streiten? Uebrigens, er beeilte sich selbst wegzugehen. Die „Parascha" wurde in die Kammer hineingeschleppt, die Thüre wurde rasch zugeschlagen, der Schlüssel knirschte in dem schweren Schloß und wir blieben allein. Die Arrestanten blieben nur deshalb heil, weil sie die ganze Nacht nicht schliefen, Thee tranken, in der Kammer herumliefen, Bock sprangen und sich mit anderen nützlichen Uebungen beschäftigten . . . Ich erinnerte mich dabei der Vertröstung des lustigen Feldwebels: „Sie haben solche Geheimmittelchen." Ja, zähe und anpassungsfähig ist der Russe, er versteht sich vielem anzupassen, besitzt viele Lebens-„Geheimmittelchen".

Der Vorgesetzte der beschriebenen Etappe stand unter anderem in dem Rufe eines gebildeten und sogar liberalen Menschen; er kam zuweilen in die Kammer der Privilegierten, unterhielt sich ungeniert

mit ihnen und äußerte die fortschrittlichsten, ab und zu sogar kühne Ansichten . . .

Die Etappen sind in den meisten Fällen sehr baufällig und alt; einige von ihnen sind noch in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erbaut, und obgleich das Geld zur Herstellung, wie man annehmen muß, in bestimmten Terminen ausgezahlt wird, merkt man aus Gott weiß welchem Grunde keine ernsten Umbauten und Reparaturen. Man kann denken, daß diese Bauten eher für Ratten, als für Menschen da sind — solch eine Menge dieser widerlichen Tiere laufen in der Nacht auf den Körpern der Arrestanten herum, erheben lärmende Schlägereien unter sich und lassen einen mit ihrem ekligen Quieken nicht ruhig einschlafen. Ich entsinne mich, wie einmal eine ungeheure Ratte den Finger eines Menschen, der neben mir schlief, blutig gebissen hat . . .

Man trifft unter anderen abgebrannte Etappen an, an Stelle deren man im Laufe von zehn und mehr Jahren „keine Zeit gehabt hat" neue aufzubauen. An solchen Stellen gehen die Partien entweder zwei Stationen an einem Tage oder lassen sich in einem Privatraume, in einem gewöhnlichen Bauernhause, an dessen Fenster eiserne Gitter angebracht sind und in dem nichts, nicht einmal Pritschen, außer der unvermeidlichen „Parascha" ist, nieder. Die ganze Partie schläft in einem Haufen auf blanker Diele. Man muß sich nicht wundern, daß unter ähnlichen Verhältnissen, bei schlechter und ungenügender Nahrung, beim ununterbrochenen Wandern in der schrecklichen sibirischen Kälte, bei einem Leben in Schmutz und Kälte, die

Gesundheit der Arrestanten, die schon ohnedem durch die Jahre der Untersuchungshaft im Gefängnis erschöpft ist, oft nicht aushält und leicht allen möglichen Fiebern, Typhus und anderen epidemischen Krankheiten unterliegt. Dutzendweise bleiben sie in den Krankenhäusern und dutzendweise wandern sie auf die nächstliegenden Bergkuppen, sich auszuruhen, wo nicht einmal ein armseliges Kreuz die Stelle ihrer ewigen Ruhe anzeigen wird . . . Aber auch in ein Krankenhaus hineinzukommen, ist nicht so leicht. Krankenhäuser giebt es nur in großen Städten und Dörfern, und ich erinnere mich lebhaft einiger Fälle, wo zu der Etappe, die ein Lazarett hatte, schon die erkalteten Leichname hingebracht wurden . . . Wie viel aber muß der unglückliche Kranke erleiden, bis er stirbt! Man wirft ihn wie ein Holzscheit auf den Wagen, bedeckt ihn mit einem Schlafrock und führt ihn von Etappe zu Etappe. Man führt ihn hin — und in der Etappe wirft man ihn auch irgendwo auf die Diele in Schmutz und Kälte hin. Wenn er keinen Verwandten oder nahen Freund hat, wird niemand dafür sorgen, ihm zu trinken, zu essen zu geben, niemand wird fragen, was ihm fehlt und was er nötig hat. Hat man denn Zeit dazu? Jeder sorgt für sich, fürchtet sich, daß er selbst fehlschießt und in diesem schrecklichen Kampf um das Leben, um den heutigen Tag fällt. Jedem ist das Herz roh, versteinert geworden .... Ich habe grauenvolle Scenen gesehen: wie z. B. die Arrestanten über ähnliche Kranke stolperten und, als Antwort auf ihr Stöhnen, begannen sie, sie mit den kräftigsten Schimpf-

worten und Wünschen zu traktieren, sie möchten schneller ins Jenseits abmarschieren — und niemand dachte daran, für die Unglücklichen einzutreten! . . . Barbarische Sitten, verehrter Leser, nicht wahr? Und wir Intelligenten empörten uns, erinnere ich mich. Aber waren wir selbst etwa besser und gütiger, als die Arrestanten? Warum nahmen wir diese Kranken nicht zu uns, in unsere geräumigere Abteilung, warum pflegten wir sie nicht, teilten mit ihnen nicht das letzte? Warum? Ja, deshalb, weil auch uns das Hemd näher war als der Rock, weil wir auch nicht besser lebten, als die kriminelle Partie.

In dem Jahre meiner Reise wütete auf den Etappen eine sonderbare Krankheit, die dem Typhus oder dem Nervenfieber glich, und die eine Menge Menschen ins Grab gebracht hat. Diese Krankheit, die mit starken Kopfschmerzen begann, mähte besonders die gebildeten Menschen hin, als die weniger kräftigen und an die Entbehrungen auf den Etappen gewöhnten, und vor meinen Augen starben einige Jünglinge, geliebt und geachtet von allen Freunden. — An einem kalten Herbsttage, als schon der Schnee auf der Erde lag, aber die Flüsse noch nicht zugefroren waren, schwammen wir auf einer kleinen Barkasse, die beinahe unter der Last der Fuhren, der Soldaten und der Arrestanten untergesunken wäre, über den Fluß Birjussa, der sich unweit von einem Dorfe desselben Namens, das eine Etappe hat, befindet. Wir waren vor Kälte erstarrt, empfanden einen starken Hunger und erwarteten ungeduldig die Ruhe in einem warmen und gemütlichen Raume (für den näch-

sten Tag stand eine Tagesrast bevor). Irgend einer der Soldaten erfreute uns mit der Nachricht, daß die Etappe groß und rein sei und daß sich in ihr nicht nur eine besondere Kammer für unsere Gruppe, sondern auch für unsere Frauen finden werde. Das letzte war allen besonders angenehm. Die Etappe erwies sich thatsächlich als ein geräumiges und verhältnismäßig neues Gebäude, das gar nicht den Rattenlöchern zu vergleichen war, wie die meisten sibirischen Gefängnisse sind. Wir liefen in den uns zugeteilten Korridor hinein, freudig, lächelnd, lebhaft und lärmend. Der Unteroffizier des Ortskommandos, der uns entgegenkam, lächelte auch beim Anblick der allgemeinen Freude und bot uns zur Auswahl ganze drei Kammern an.

„Diese da wird die beste sein", sagte er und schloß eine der Thüren auf, „von hier ist vor drei Tagen L. abgereist."

„Wie, vor drei Tagen?" wunderten sich meine Begleiter, „er war doch in der vorigen Partie, die vor zwei Wochen transportiert wurde?"

„Das ist richtig; aber er hat sich die Erlaubnis ausgewirkt, bei dem kranken S. zu bleiben; er hat ihn beerdigt, lebte dann hier noch zwei Tage und ist mit dem Soldaten abgereist, seine Partie einzuholen."

„Er hat S. beerdigt? S. ist gestorben?"

Alle waren wie vom Donner gerührt bei dieser Nachricht . . . S. war ein junger polnischer Poet, dessen reizende Uebersetzungen von Nadson (einem russischen jung verstorbenen Dichter) und dessen eigene Gedichte sogar mir, der schlecht polnisch verstand ge-

fielen, und den wir alle vor einem Monat gesünd, kräftig, voll Munterkeit und Hoffnung gesehen hatten. Das Etappengebäude verdunkelte sich in unseren Augen mit einem Male und wurde traurig, kalt, ungemütlich; und als wir bleich und wankend in eine der Kammern eintraten und die feindselig sich in der Abenddämmerung abhebenden leeren Pritschen erblickten, umwehte uns plötzlich die Kälte des Todes. Hier hat er gelitten, hier ist er gestorben, fast einsam, hilflos, fern von den Freunden und der Heimat! ... Es ist wahr, der liebenswürdige Unteroffizier, den es offenbar schon reute, daß er von dem Tode des S. geredet hatte, beteuerte, daß er nicht in dieser, sondern in der Nachbarzelle gestorben sei, wohin wir deshalb nicht zu gehen beschlossen, aber der Trost war nicht groß. In der Wand zwischen dieser schrecklichen Nachbarzelle und unserem Raum war ein großer Spalt, und wie ich mich erinnere, blickte ich mit qualvoller Neugier hinüber, sah in düstere Leere, wo der Geist des Dichters, wie es mir schien, wanderte. Und der zuweilen in dem Schornstein aufheulende Wind erschien mir als sein Gestöhn ...

Aber noch schmerzlicher als diese Nachricht von der vollendeten Thatsache war die durch die Nachricht verschärfte unruhige Besorgnis um die Kameraden und die Bekannten, die hinter uns geblieben oder vor uns waren. Was ist mit ihnen? Hat uns nicht der unbarmherzige Tod vielleicht noch einen Nahestehenden, Teuren entrissen? Der Tod schien in diesem Jahre kein Erbarmen mit den zartesten Gefühlen zu haben und traf die Freunde, Bräute,

Brüder ... Die Stimmung war selbstverständlich ganz und gar verdorben und die Tagesruhe endgültig dahin. Das kleinste Unwohlsein irgend eines schien schon der Vorbote der grausamen Krankheit zu sein; und thatsächlich wurde am anderen Tage einer von den convoierenden Soldaten, ein sehr sympathischer Bursche, ernstlich krank und bekam plötzlich ein starkes Fieber mit Phantasieren; trotz aller Bemühungen unserer „zugehörigen" Aerzte (verschickte Studenten der Medizin. Anm. d. Uebers.), den Kranken auf die Füße zu bringen, mußte man ihn in Birjuß lassen. Ob er genas oder starb, haben wir nicht erfahren.

Unter meinen Begleitern gab es keinen einzigen, der gründlich Medizin studiert gehabt hätte, dennoch kamen kranke Arrestanten, convoierende Soldaten und sogar heimische Einwohner haufenweise zu uns auf die Etappe und ließen uns weder am Tage, noch nachts in Ruhe. Der Ruhm von ihrer Heilkunde verbreitete sich auf dem ganzen Weg. Und was für Krankheiten, was für Kummer haben wir gesehen! Was für Ansteckungsgefahren in unseren Raum gebracht wurden! Es kamen Leute mit Typhus, Schwindsucht, Syphilis u. s. w. ..... Es wurden Säuglinge mit geschwollenen Hälsen, mit blau angelaufenen Gesichtern und verdrehten Aeugelchen gebracht; man zeigte schreckliche Geschwülste, eiternde Wunden, deren Anblick allein ein Grauen einflößte und den gierigsten Hunger verscheuchte ... Und wie schmerzlich war es einem, ohne Arzeneien und genügende Kenntnisse, alle diese auf uns gerichte-

ten Augen, erfüllt von Flehen und naivem Glauben, anzuſehen und unſere Ohnmacht, irgend etwas zu thun, irgend welche Hilfe zu erweiſen, zu empfinden!

Im Gefängnis in Irkutsk, wo ich mich von meinen Bekannten, den Intelligenten, trennen mußte, erkrankte ich und wurde einige Monate zurückgehalten.

Auf der weiteren Reiſe genoß ich, wie früher, bedeutende Bevorzugungen im Vergleich zu den übrigen Arreſtanten, aber ich war gezwungen, mich noch mehr, als früher, zu langweilen und mich einſam zu fühlen. Vielleicht gerade aus dieſem Grunde achtete ich mehr auf die Schönheit und die Größe der Natur in Sabaikalja. Beſonders erſtaunte mich der kaum vom Eis befreite Baikalſee, über den wir auf einem der erſtgehenden Dampfſchiffe hinüberſchwammen. Als ob es vor meinen Augen ſtände, ſehe ich dies ſchauerlich grüne, brodelnde und tanzende Ungeheuer. In der Ferne jenſeits der erregten Wogen ſind große gelbe Felſen ſichtbar und es träumt einem, daß ſie ſo nah ſind — mit der Hand kann man ſie erreichen, indeſſen ſind es bis dorthin zwanzig bis dreißig Werſt.

Da ich mit meinen Sorgen um mich ſelbſt allein geblieben war, begann ich unwillkürlich mehr Beobachtungen über die mich umgebende Welt der Arreſtanten zu machen, während ich früher häufig das, was um mich vorging, nicht bemerkte. Früher verwiſchten ſich die einzelnen Geſichter in meiner Vor-

stellung; ich sah vor mir nur ungeheure Massen, die in meinen Augen ein und dasselbe Gesicht, einen Charakter und einen Willen hatten. — Uebrigens muß ich erwähnen, daß von dem ursprünglichen Glorienschein, mit dem ich früher die Arrestanten umgab, schon längst keine Spur mehr vorhanden war: ich wußte genau, daß man sich gegen ihre Erzählungen von sich skeptisch verhalten müsse, daß sie stets hinzulügen u. s. w.

Als Beispiele will ich einige Gestalten, die mir in Erinnerung sind, beschreiben.

Zunächst entsinne ich mich eines sonderbaren Subjekts, eines Griechen von Geburt, mit durchdringenden schwarzen Augen, der schrecklich mager war, mit einer Menge von Wunden von den Bajonettstichen und Kugeln, die er bei Gelegenheit mehrerer Fluchtversuche erhalten hatte. Er war sehr düster und nicht gesprächig, jedoch aus irgend einem Grunde liebte er, ab und an zu mir zu kommen, besonders in den Augenblicken, wo niemand von den Arrestanten bei mir war. Lange Zeit dachte ich, daß er um Geld bitten wolle; aber um Geld bat er nie. Einst richtete ich die Frage an ihn, weshalb er in die Zwangsarbeit gehe. Er erklärte mit der cynischsten (wenn auch einfach ausgedrückten) Offenheit, daß er das letztemal mit einem Kameraden eine — ganze Familie umgebracht habe. Mir wurde es ordentlich bange...

„Weshalb denn?" konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

„Selbstverständlich des Geldes wegen", lächelte mein Gesellschafter ruhig.

„Ja, aber warum mußte man ſie denn umbringen? . . . Und alle miteinander, Kinder ſogar? . . .“

„Die ganze Brut. Ein anderes Mal haben wir zwei Familien umgebracht.“

Ich zuckte unwillkürlich zuſammen und konnte mir nicht erklären, warum er ſo ſprach.

„Gott aber?“ fragte ich, „fürchten Sie ſich denn nicht?“

„Was für ein Gott?“ fragte der Grieche ſeinerſeits, ließ die Stimme ein wenig ſinken und ſchien traurig zu werden. — „Wo ſind wir nicht geweſen ... An ſolchen abgelegenen Orten, wo der Rabe nicht mal die Knochen hinträgt und wo nicht einmal Tiere hinkommen. Nirgends haben wir weder Gott noch den Teufel geſehen!

„Haben Sie denn in der Einzelhaft geſeſſen?“ fragte ich weiter, und als ich eine verneinende Antwort erhielt, verſuchte ich ihm das Bild von innerlicher Qual, die ſich vieler von den berühmten Räubern bemächtigt und ſie zuweilen bis zum Wahnſinn und Selbſtmord treibt, zu zeichnen. Er hörte mir ein paar Augenblicke zu, ſagte nichts und ging unter irgend einem Vorwande fort. Bald darauf verlor ich ihn ganz aus den Augen: wahrſcheinlich war er in irgend einem Krankenhaus geblieben.

Ab und zu kam auch ein ſtutzerhaftes Bürſchchen zu mir; ein Lakai von Beruf, mit einer unvermeidlichen bunten Kravatte und mit, nach ſeinen Begriffen, feinen Manieren. Dieſer war ein unbedeutender Menſch und erinnerte ſich fortwährend, was für ſchöne „Einkäufe“ er in Petersburg während der

öffentlichen Hinrichtungen auf dem Semenowſchen Platze gemacht hatte: einkaufen hieß in ſeiner Sprache, ohne Erlaubnis in eine fremde Taſche greifen. Schließlich bemerkte ich, daß er während ſeiner Beſuche bei mir auch etwas eingekauft hatte.

Dagegen kann ich mich nicht ohne Lächeln des lieben Tjupkin erinnern; er war ein fahnenflüchtiger Soldat, der zwei Jahre lang verſchollen war, ſchließlich ſich der Obrigkeit freiwillig geſtellt hatte und jetzt nach Czita zum Gericht ging. Dies war ein äußerſt gutmütiger Burſche von ſechsundzwanzig Jahren, phyſiſch ſchlecht entwickelt, ohne Schnurrbart, niedergeſchlagen und ſtets melancholiſch. Er pflegte mich, kochte mir Mittagsbrot und den Thee und lebte in meiner „adligen" Abteilung. An den langen Winterabenden plauderten wir viel und ich erfuhr haarklein alles über ihn. Er war ein leidenſchaftlicher Spieler und wenn ich ihm ein wenig Geld gab, verſchwand er ſofort und ſpielte die ganze Nacht hindurch „Stoß" (ein Hazardſpiel. Anm. d. Ueberſ.). Am Morgen teilte mir irgend einer von den Arreſtanten mit, daß mein Tjupkin alles bis auf den letzten Heller verſpielt habe.

„Es lohnt ſich nicht, ſolch einem Vieh Wohlthaten zu erweiſen", philoſophierte der Denunziant dabei; „als ob Ihnen nicht auch jemand anders die Theemaſchine aufſtellen oder irgend etwas thun könnte? Und wenn er noch dankbar wäre . . . Wie iſt er aber? Wie er ein Geiſt (die Benennung für Soldaten) war, ſo bleibt er auch ein Geiſt bis zu ſeinem Grabe!"

Unterdessen erschien Tjupkin düster, wie die Nacht selbst, und in meiner Kammer begann eine verstärkte Thätigkeit: der Staub wurde aus meinen Sachen ausgeklopft, Säcke und Kisten wurden ohne jegliche sichtbare Not von einer Stelle auf die andere gestellt, in der Kammer ertönte ein ununterbrochenes Trampeln von Stiefeln, das von tiefen, tiefen Seufzern begleitet wurde.

„Nun, Tjupkin, sind Sie etwa krank?"

Schweigen.

„Oder haben Sie vielleicht etwas verloren? Vielleicht haben Sie alles verspielt?"

„Nee!" und sofort nach dieser Antwort verschwand mein Tjupkin beschämt.

Am Abend bleibt er wieder in meiner Kammer. Wir haben uns an einem schmackhaften dünnen Grützbrei sattgegessen, haben Thee getrunken; es thut uns so wohl, uns an den lustig knisternden Kohlen in dem erlöschenden Ofen zu erwärmen. Mein Tjupkin war windelweich. Es verlangte ihn zu reden, ohne Ende zu reden, ohne Ende über sein Schicksal zu klagen.

„Ach, ich Unglücklicher, Unglücklicher! Und warum hat mich die Mutter nur zur Welt gebracht!"

„Inwiefern sind Sie denn unglücklicher als andere, Tjupkin? Die anderen gehen zur Zwangsarbeit, Sie aber wird man — höchstens — in das Strafkommando einreihen. Nun, man wird Sie bestrafen . . ."

Tjupkin hört meinen Tröstungen zu und schweigt.

„Ist es denn nicht so?" sage ich. „Sie haben

sich doch freiwillig der Obrigkeit gestellt, man hat Sie doch nicht gefangen? Das wird man natürlich berücksichtigen. Man wird Ihnen Milderung gewähren."

Anstatt jeder Antwort fängt er an, sich wütend die Haare zu raufen.

„Ach, ich armer Unglücklicher! . . ."

„Ja, vielleicht verbergen Sie irgend etwas? Möglicherweise sind Sie nach Vollführung irgend eines Verbrechens desertiert?"

Aber da beginnt Tjupkin zu beteuern und zu schwören, daß er sich freiwillig gestellt habe, aus dem Dienst sei er aber bloß so, vor Wehmut davongelaufen . . .

„Vor was für einer Wehmut?"

„Ja, aus Trunkenheit, wegen des Kartenspieles . . ."

„Wo waren Sie denn diese zwei Jahre verschollen?"

Er erzählt mir ausführlich, wie er in dem Biczurskschen Bezirk bei den Altgläubigen gelebt, wie er die einfache Bauernarbeit verrichtet, mit einer Witwe in Eintracht, wie Mann und Frau, gelebt und ein kleines Mädchen von ihr gehabt habe.

„Gut war das Leben! Ach, wie gut! . . ."

„Ja, warum haben Sie sich denn gestellt? Sie konnten doch so weiter leben, solange es möglich war."

„Ich konnte nicht."

„Ja, warum denn nicht?"

„Eben — so."

„Mit großer Mühe gelingt es mir jedoch zu er-

fahren, daß auch hier der Grund der Wein und die Karten waren. Er hatte alles bis aufs letzte verspielt, die Wehmut ergriff ihn: er ging hin und stellte sich.

„Haben Sie Ihre Frau benachrichtigt?"

„Wozu sie benachrichtigen?"

Ich schlafe in dieser Nacht mit dem Bewußtsein ein, daß es mir dennoch gelungen ist, den armen Kerl zu beruhigen, ihn über das seiner wartende Schicksal zu trösten. Aber am folgenden Abend, wenn wiederum kein Geld und kein Kartenspiel da ist, und wir von neuem uns am Ofen wärmen und plaudern, beginnt mein Tjupkin das alte Lied:

„Ach, ich Armer, Unglücklicher! Und wozu hat mich nur die Mutter geboren?"

Ich halte es schließlich nicht länger aus und beginne ihn wegen seiner weibischen Feigheit und Weinerlichkeit auszuschimpfen. Er verteidigt sich und da gelingt es mir endlich, aus meinem Sancho-Pansa herauszuangeln, daß er in Wirklichkeit schon vor der Flucht im Strafkommando gewesen war.

„Wofür denn?"

„Ich war Offiziersbursche gewesen ... War betrunken gewesen, habe die Uhr des Offiziers zerschlagen und war auch grob gewesen ..."

„Das ist es also. Nun, trotzdem lohnt es sich nicht, zu heulen. Man wird Sie doch nicht zur Zwangsarbeit verurteilen."

„Der Zwangsarbeit werde ich nicht aus dem Wege gehen, das fühlt mein Herz, ach es fühlt es! ... Wenn Sie dies alles wüßten und ahnten ... ach, ich unglückliches Waisenkind!"

„Was ſoll denn dies alles? Erzählen Sie doch, da Sie ſchon einmal angefangen haben. Was haben Sie noch angerichtet? Sind Sie nicht möglicherweiſe im Disziplinarbataillon geweſen?“ frage ich halb im Scherz, halb im Ernſt.

Schweigen. Ein ſchwerer Seufzer. Allmählich geht mir ein Licht auf.

„Alſo, es iſt wahr? Sie ſind da geweſen?“

„Ach, ich Unglücklicher! Ach, mein armer Kopf!“

„Wofür denn? Was haben Sie denn gethan?“

„Ich habe einen Arreſtanten laufen laſſen.“

„Gegen Geld?“

„Wir haben uns beide angetrunken ... Ich hatte ihn zur Badeſtube geführt ... „Nun ... Gehe, ſage ich, wohin du willſt, Iwan.“ — Ich ſelbſt aber legte mich hin und ſchlief ein. Er aber ging fort.“

„Wie lange waren Sie denn im Disziplinarbataillon?“

„Drei Jahre. Nein, ich komme ſchon in die Zwangsarbeit, beſtimmt komme ich hin! Meine Seele fühlt es ... Oder es kommt noch ſchlechter: ich ermorde jemand, bei Gott, ich ermorde jemand! Das ganze Blut haben ſie mir ausgeſogen, die Blutſauger!“

„Sie ſind ſelbſt an allem ſchuld, Tſupkin, die Menſchen beſchuldigen, iſt unnütz. Nehmen Sie ſich zuſammen, hören Sie auf Karten zu ſpielen, zu trinken — ſehen Sie und Sie werden ein neuer Menſch werden.“

Aber Tſupkin antwortet mir ſchon garnicht mehr und legte ſich düſter ſchlafen. Am Morgen bittet er

mich um Geld und wenn ich es gebe, so verschwindet er die nächste Nacht wieder in der allgemeinen Arrestantenkammer.

Als wir uns Czita näherten, wurde er sichtlich mehr und mehr erregt und verdüsterte sich; zuweilen schien es mir sogar, er habe die Absicht zu fliehen (der Convoi wußte, daß er sich freiwillig gestellt hatte und beobachtete ihn nicht besonders scharf); aber er war ein Lappen von einem Menschen im vollen Sinne dieses Wortes und den Mut zur Flucht hätte er nie gehabt. So kam er auch heil und unversehrt nach Czita. Von mir trennte er sich ziemlich kalt und verabschiedete sich nicht einmal, wie es sich gehört. Andere Gedanken beschäftigten ihn in diesen Augenblicken . . .

In den meisten Fällen ist es schwer, einen Arrestanten während des Reiselebens genau kennen zu lernen, da es währenddes keine geordneten Verhältnisse, nichts beständiges giebt, wo alles schnell wechselt und das Leben einer ewigen Flucht vor einem unsichtbaren Feinde oder einem endlos sich hinziehenden scheußlichen Feste ähnlich ist. Besonders schwer ist das für einen „Herrn", der auf einem Extrafuhrwerk fährt und in der gesonderten adligen Abteilung lebt. Sogar vor den „Seinigen" offenbart der Arrestant in diesen veränderlichen und wüsten Verhältnissen nicht seine ganze innere Welt; und noch zurückhaltender wird er vor dem „Herrn" sein, der, obgleich er auch zur Zwangsarbeit geht, sich in einer privilegierten Lage befindet. Es ist eine sehr feine Beobachtungsgabe nötig, die Fähigkeit, sich in den

kleinen Schattierungen der Eindrücke und den geringsten Thatsachen zurecht zu finden, um in den Arrestantenerzählungen die Wahrheit von der Lüge, den gemachten und zur Schau getragenen Charakter von dem wahren zu unterscheiden.

Aus diesem Grunde werde ich dem Leser hier keine große Zahl von Porträts und Charakteristiken aus dieser Reiseperiode meines Lebens in der Welt der Verworfenen vorführen. Dazu werde ich noch genügend Zeit und Anlaß haben. Ich werde nur einige Hauptströmungen in den Charakteren und den Physiognomien der Arrestanten, wie sie mir damals klar wurden, betonen. Zu der ersten Kategorie gehören „die stillen", meistens alte Leutchen, die die Rolle eines unschuldigen Opfers spielen und die sogar Haß gegen die „Kobylka" zeigen. In den meisten Fällen sind dies die unsympathischsten. Klugschwätzerei, harte Eigenliebe, Wucherei, heuchlerische Frömmelei — das sind die Hauptzüge dieser Menschen. Diese Züge finden sich nicht selten vereinigt mit einer unbestechlichen Ehrlichkeit (im amtlichen Sinne dieses Wortes), aber von dieser Ehrlichkeit weht stets eine Herzlosigkeit und man empfindet niemals Herzenssympathien für diese ehrbaren alten Klugschwätzer. Ein anderer Typus sind auch schon bejahrte, zuweilen aber ganz alte Arrestanten, die es nicht verbergen, daß sie Spitzbuben und Räuber sind, aber sie halten sich mit einigem Stolze und Anstand. „Da, in dem freien Leben", meinen sie, „bin ich ein Dieb und Räuber, in dem Gefängnis aber unter meinesgleichen bin ich ein ehrlicher Mensch, ein Arrestant im alten

Sinne des Wortes." Dieſe haben auch nichts dagegen zu raiſonnieren, den Verfall der alten Arreſtantengebräuche und Sitten zu beklagen und auf „das neue Geſchlecht" zu ſchimpfen. Die dritten ſind die, von denen die meiſten die Seele und das Herz der „Schpanka" vorſtellen: dies ſind Spieler, geriebene Schelme, „Zwiebackbäcker", Henker, die bereit ſind, ſich in Opfer zu verwandeln, und Opfer, die morgen Henker ſein können: Menſchen, die ſcheinbar abſichtlich von der Natur für das Leben in der Zwangsarbeit, insbeſondere für die „Reiſetour" geſchaffen ſind. Es iſt fraglich, ob ſie überhaupt begreifen, daß man ein anderes, beſſeres Leben führen kann, als in dieſer Hölle. Sie befinden ſich in ewigem Durſte und Trunkenheit ohne Wein, in einer ewigen Aufregung und Sorge, wenn auch der Gegenſtand der Sorge nicht einen Pfifferling wert wäre: ſie haben hauptſächlich die Aufregung an ſich nötig. Dies iſt das leidenſchaftlichſte und lebhafteſte Element in der Zwangsarbeit. Fragen Sie: warum ſpielt da dieſer junge blondhaarige Burſche mit dem abgemagerten bleichen Geſicht und den fieberhaft glänzenden grauen Augen Tag und Nacht, der kaum zu ſpielen verſteht und der ewig für den Verluſt der Kronsſachen Ruten erhält, ſtets hungert und dabei zum Gegenſtand des allgemeinen Spottes dient? Betrachten Sie ſein ſtets beſorgtes Geſicht, ſeine wehmütigen Augen näher — und Sie haben die Antwort: ohne Karten und Branntwein, ſogar auch ohne Ruten, ohne irgend etwas Prickelndes, Erregendes wird das Leben dieſem einmal vom Wege abgekommenen Menſchen kein Leben ſein! Aus ſolchen Lebemännern

werden auch die sogenannten „Zwiebackbäcker" und „ewigen Gefängnisbewohner".

Einen Zwiebackbäcker nennt man einen auf kurze Frist verurteilten Zwangsarbeiter oder einen, dem die Rechte verlustig gegangen sind, der für eine kleine Belohnung, für ein paar Rubel, für ein rotes Hemd (oder wie die Arrestanten spöttisch sagen, für einen Zwieback) bereit ist, den Namen und das Schicksal mit einem auf lange Frist Verurteilten oder sogar mit einem „Lebenslänglichen" zu tauschen.

Ich sehe mich verpflichtet, unter anderem einer besonderen Art des Tausches zu erwähnen, dessen Bedeutung ich lange nicht verstehen konnte, der aber dennoch einen tiefen und ungewöhnlich witzigen Sinn hat. Zwei Lebenslängliche vertauschen ihre Namen. Irgend ein Belonosow geht anstatt eines Dolgoscheins, dem er weder dem Gesichte, noch den Kennzeichen nach irgendwie ähnlich ist, weiter, der Dolgoschein aber, sagen wir, bleibt im Krankenhause oder bis zur folgenden Partie. Es versteht sich von selbst, daß das „Versehen" hier wie dort bald entdeckt wird. Hier stürzt sich die Obrigkeit auf Belonosow, dort auf Dolgoschein.

„Ah! Du bist ein Zwiebackbäcker?"

„Nein", antworten Belonosow alias Dolgoschein, und ungeachtet des offenbaren Unsinns ihrer Worte fahren sie fort, hartnäckig zu beteuern, daß sie dieselben Personen sind, die in den Strafliſten verzeichnet sind, daß sie zur lebenslänglichen Zwangsarbeit verurteilt sind. Selbstverständlich, wenn dies in ein und demselben Gefängnis geschehen wäre, könnte die Obrig-

keit sofort den Wirrwarr aufklären, aber man nimmt an, daß die beiden Ausgetauschten schon durch eine genügende Strecke getrennt sind und die wahre Spur nicht so leicht zu entdecken ist. Die örtlichen Vorgesetzten frohlocken: es sind Zwiebackbäcker erwischt, die sich für ein rotes Hemd verkauft haben . . . Belonosow und Dolgoschein werden vor Gericht gestellt (widerum, nimmt man an, an verschiedenen Stellen) und als Tauschgänger verurteilt man sie zu je drei Jahren Zwangsarbeit mit Körperstrafe. Weiter wollten sie auch gar nichts . . . Se non e vero, e ben trovato, wird möglicherweise der Leser sagen; aber er erinnere sich, daß in früheren Jahren und sogar vor verhältnismäßig kurzer Zeit in der Gefängniswelt noch ganz andere Sachen gemacht wurden. Mit der Durchführung von Reformen werden selbstverständlich solche Kniffe schwerer und schwerer.

Maidanzciki werden Arrestantenpächter benannt, denen von der Partie für eine gewisse Frist das Monopol des Handels mit Zucker, Thee, Tabak und dergleichen Kleinigkeiten, hauptsächlich aber die Haltung einer Spiel-, zuweilen aber einer noch dunkleren Höhle gegeben wird. Ich war z. B. Zeuge, wie ein Maidanczik ein öffentliches Frauenzimmer mit sich führte, als seine ihm freiwillig folgende Braut. Sie fuhr selbstverständlich gesondert von der unverheirateten Partie, in der der „Bräutigam" ging, aber auf den Etappen, wo es gelang, den Unteroffizier zu kaufen oder zu betrügen, indem man ihn durch ein Märchen von der dem liebenden Pärchen in Kürze bevorstehenden Trennung erweichte, wurde die „Braut" zur Nacht

in die Etappe zu ihrem angeblichen Bräutigam hineingelaſſen, und dann kann man ſich vorſtellen, was dort vorging! . . .

Man muß übrigens ſagen, daß die Maidans nur in ſeltenen Fällen von hartdrückenden Wucherern übernommen werden, d. h. von ſolchen, die bereichert ein nüchternes und vernünftiges Leben führen würden (an ſolche würden die Arreſtanten möglicherweiſe auch die Maidans nicht abgeben): gewöhnlich ſind es dieſelben Spieler und erfahrenen Sträflinge, die einer „Reparatur" bedürfen, nur aus dem einen Grunde, um in ein paar Tagen alles Erworbene in Karten und Branntwein zu verthun.

II

Im Auguſt trat ich in den Rayon der Bergwerke von Nertſchinsk. Eine neue Atmoſphäre machte ſich bemerkbar: die Verordnungen wurden ſtrenger, das Benehmen der Vorgeſetzten und des Convoi gröber, die Stimmung der Arreſtanten ſelbſt gedrückter. Man redete von den in Nertſchinsk, Stretensk und Uſt-Kara bevorſtehenden Viſitationen. Man ſagte, daß alles bis auf den letzten Faden weggenommen werde. Man ſann auf Mittel, wo man einen überflüſſigen Groſchen, den man in Händen hatte, verbergen könne. Die Soldaten ängſtigten einen mit Erzählungen, wie man bei einem Alten hundert Rubel in einem Zwieback verſteckt gefunden und wie der Offizier dies Geld konfisziert und unter die Convois verteilt habe. Ich begriff infolge meiner damaligen Naivität lange nicht, warum meine Begleiter trotz aller Schrecken dennoch

die Abſicht hatten, ihr Geld zu verbergen. Warum, fragte ich mich, geben ſie dieſes Geld nicht den Vorgeſetzten vor der Viſitation ab? Es wird doch ebenſo gut in Verwahrung ſein, in ein Buch eingetragen, nummeriert und dergleichen. Die Arreſtanten kratzten ſich als Antwort nur den Kopf oder redeten irgend etwas Unſinniges, woran ſie ſelbſt offenbar kaum glaubten, z. B. in der Art, daß die Vorgeſetzten oft das Geld einheimſen. Erſt in der Zwangsarbeit, im Gefängnis, kam ich dahinter, warum der Arreſtant nie das illegale gegen das legale Geld eintauſcht. Außer dem Kartenſpiel und dem Kauf von Branntwein haben die meiſten Zwangsarbeiter einen angeborenen, ſchwer zu erklärenden Widerwillen gegen die Abgabe des Geldes an die Obrigkeit: wenn es auch nur zwei Kopeken ſind, wird er doch verſuchen, ſie zu verheimlichen! . . . „Mögen ſie verloren gehen, aber ich weiß wenigſtens, daß ſie — mein waren!“ Und ſo ſprechen und handeln nicht ſelten die ſittſamſten und wohlgeſinnteſten Alten, die nie Karten in die Hände nehmen! Einem von dieſen Alten nahm man bei der Viſitation einen leeren, ſchmutzigen Beutel ab und wollte ihn in den Ofen werfen. Da erklärte er weinend, daß drei Rubel darin ſeien.

„Wo denn?“ ſagte der Offizier erſtaunt, durchſuchte den Beutel noch einmal und wendete ihn um. Es ergab ſich, daß das Papier ſehr kunſtfertig, faſt virtuos in ein dünnes Schnürchen zuſammengerollt war und zum Feſtbinden des Beutels diente.

Indem wir mit dem Schneckenſchritt, in dem gewöhnlich die Arreſtantenpartien kriechen, vorwärts

rückten, erreichten wir endlich den Punkt des Sabaikalschen Weges, von wo aus die Zwangsarbeiter nicht mehr von Soldaten, sondern von Kosaken convoiert werden. In den letzten Jahren, wo sich die Aussicht auf alle möglichen Verwickelungen im Osten eröffnet, wurden auch die Kosaken, wie man hört, „stramm" gezogen; aber zu der Zeit, von der die Rede ist, entbehrte dieser Teil des sibirischen Militärs und um so mehr die Begleitkommandos, fast jeglicher Disziplin, was sich auch selbstverständlich in der größeren Grobheit der Sitten äußerte. Nie werde ich einen schweren Auftritt vergessen, dessen Zeuge und teilweise auch Beteiligter ich nach der Uebernahme der Partie durch die Kosaken war. Man hatte uns sehr wenige Wagen gegeben, an Kranken und Schwachen hatten wir eine genügende Anzahl. Um das Unglück voll zu machen, setzte sich der Convoi, wie gewöhnlich, auch auf den Wagen. Einige kranke Arrestanten waren deshalb gezwungen, zu Fuß zu gehen, und einer von diesen fing schon nach den ersten Schritten an zurückzubleiben und hinzufallen. Der jüngste von den Kosaken war nicht im stande, solch eine „Unordnung" zu ertragen, sprang plötzlich von seinem Wagen herab, lief zu dem hingefallenen Arrestanten hin und hub an, ihn mit dem Flintenkolben, wo er ihn nur traf, zu schlagen. Die Partie blieb stehen.

„Weshalb schlägst du ihn, Wasska?" fragte der Unteroffizier seinen Untergebenen, indem er in der Nase bohrte und mit ganz gelassenem Aussehen auf dem Wagen zwischen den Sachen saß.

„Ja, warum geht er denn nicht, wie alle?“ brüllte Wasjka, ein einfacher Kosak, ohne jegliche Abzeichen, fast noch ein Knabe ohne Anzeichen von Bartwuchs auf dem ziemlich netten Gesichtchen, mit lauter Stimme.

„Iwan Jegorowitsch!“ wandte er sich kläglich an den Urjadnik, „man muß Wagen besorgen. Denn, bei Gott, ich schlage ihn noch auf dem Wege tot, wenn er weiter so geht! . . .“

Und wie zur Bestätigung seiner Worte fing der Kosak den unglücklichen Kranken mit dem Flintenkolben so zu traktieren an, daß dieser, nachdem er sich auf den Beinen erhoben hatte, wieder mit einem Stöhnen zur Erde fiel. Ohne sich damit zu begnügen, begann Wasjka sein Opfer noch mit den Füßen zu stampfen . . . Die Partie wurde laut, fing zu protestieren an . . . Dies genügte, daß auch der Unteroffizier selbst, ein fetter, gegen alles gleichgültiger Kosak, der im ersten Augenblicke scheinbar sogar auf der Seite des Kranken stand, plötzlich erwachte und sich auch auf die Arrestanten stürzte.

„Was ist das! Aufruhr?!“ brüllte er, stürzte sich mit der Flinte und mit Fäusten auf die, die in den vorderen Reihen standen und ihm die Anstifter zu sein schienen. Hier konnte man eine interessante Erscheinung beobachten. Diejenigen Arrestanten, die mir als die verwegensten und entschlossensten erschienen, schwiegen mit einemmal und versteckten sich hinter den Rücken der Kameraden. Besonders verwunderte mich ein gewisser Lewschin, ein alter Strolch, ein Raisonneur, ein Mann von athletischem Bau, mit schon ergrautem

Barte und wütenden grauen Augen, in denen man einen gestählten Willen und dreiste Verwegenheit lesen konnte. Bald darauf erwies er sich auch als ein solcher, indem er am lichten Tag vor den Augen der Wache, der er Tabak in die Augen schüttete, eine sehr kühne Flucht vollbrachte. Aber dies geschah erst später, auf der Zwangsarbeit, jetzt aber stand er mit gesenktem Kopfe da und schwieg hartnäckig.

„Warum schweigen Sie, Lewschin?" flüsterte ich ihm zu, „so kann man dies nicht lassen. Wir sind noch nicht weit von der Stelle, wo die Obrigkeit ist, entfernt. Man muß zurückkehren, klagen ... Ist auch kein Unglück, wenn man ein paar Schläge bekommt."

„Lassen Sie es, Herr", erwiderte der Alte gleichfalls flüsternd und sah sich furchtsam um, „man kann nichts dagegen thun ... Man muß es dulden ..."

„Wie, dulden?"

„So. Man muß daran denken, wenn man gelegentlich mal wieder frei ist ... Hier aber haben die die Macht!"

Vielleicht hat Lewschin das Richtige getroffen, aber damals, entsinne ich mich, mißfielen mir seine Reden und ich wurde plötzlich gegen meinen neuen Favoriten kalt. Aber vielleicht noch mehr setzte mich der Pole Mazkewicz in Erstaunen, der unter der „Kobylka" besser unter dem Namen Koschewnikow bekannt war. Er war ein schreckliches Lügenmaul und eine Plappertasche, bei dessen Erzählungen von seiner Vergangenheit, von diesen unzähligen Erlebnissen echt roman-

tiſchen Charakters man unmöglich ernſt bleiben konnte. Ich weiß nicht, ob er thatſächlich früher ein beſſeres Leben gekannt hatte, jetzt aber war er vollſtändig ruſſifiziert und ein echter Sträfling geworden während der zwanzig Jahre des Herumwanderns in Sibirien und auf der Zwangsarbeit, er war ein echter Vertreter der Kobylka, heute war er ein geriebener Schelm, morgen ein Maidanczik, heute der Staroſt des Artels, morgen Kandidat der Zwiebackbäckerei. Bei den Arreſtanten war Mazkewitſch nicht beliebt, ſie hielten ihn für einen leeren „Rührlöffel", ſolche aber, wie Lewſchin, ſogar für einen „Heiden". Jedoch in dem beſchriebenen Zuſammenſtoß mit den Koſaken zeigte er unverhofft einen Charakterzug, den ich, offen geſagt, von ihm gar nicht erwartet hätte.

Einer aus der ganzen Menge hat den Mut, zu dem Urjadnik hinzutreten und ihm laut mitzuteilen, daß „dies ſich nicht paßt". Als Antwort auf dieſe Mitteilung holte der Urjadnik aus und ſchlug den Mazkewitſch mit aller Wucht ins Geſicht, ſo daß ihm das Blut aus der Naſe ſpritzte. Mazkewitſch ließ ſich jedoch ſelbſt dadurch nicht einſchüchtern.

„Was", ſagte er philoſophiſch und wiſchte mit dem Zipfel des Rockes das blutige Geſicht ab, „ſchlagen Sie mich, wenn Sie wollen . . . Aber dennoch gehört es ſich nicht — einen Kranken mit Stiefeln zu ſtampfen."

Aber der Urjadnik ſchlug ihn nicht weiter: die Aufwallung der Energie war verſchwunden und hatte ſich in eine wahre Gleichgültigkeit gegen alles auf der Welt verwandelt. Die „Koſakchen" ſchrieen noch,

liefen umher, drohten ... Man drohte auch mir mit dem Flintenkolben, als ich auch den Mund aufthat und zu „zwitschern" begann, aber eine Prügelei anzufangen wagte man nicht .... Und schließlich setzten wir den Weg fort, nachdem man den Kranken doch auf einen Wagen gesetzt hatte. Und — sonderbar! diese selben Kosaken, die sich soeben in solch einer tierischen, entsetzlichen Weise geäußert hatten, erwiesen sich späterhin auf dem weiteren Weg als die gutmütigsten und nettesten Burschen! Nach etwa zwei Stunden hatten sie sich mit der ganzen Partie auf guten Fuß gestellt und fast befreundet; es begannen allgemeine Lieder, Gespräche, Witze ... Und derselbe Wasjka, der den kranken Arrestanten mit den Füßen gestampft hatte und ihn totzuschlagen drohte, unterhielt sich mit mir sehr nett, fragte nach vielem, interessierte sich für allerlei wissenschaftliche Entdeckungen, dafür, wie die Menschen in anderen Ländern gut und vernünftig leben, und empörte sich aufrichtig über viele bei uns herrschenden Einrichtungen. Als ich ihn aber an die kürzliche Szene mit dem Kranken und an seine Ungerechtigkeit erinnerte, verwühlte er beschämt seine Haare und sagte:

„Ich bin ein hitziger Mensch! ..."

Die Schpanka hatte das auch längst vergessen, als ob sich nichts ereignet habe, was nicht in der Ordnung gewesen wäre. Mazkewitsch-Koschewnikow selbst sprach lustig mit dem Unteroffizier und trug ihm wenigstens äußerlich nichts nach.

Indem ich meine Erinnerungen an die Reise beende, sage ich geradezu, daß, wenn ich irgend einen

Todfeind hätte und ich ihn unbedingt zu der meiner Meinung nach höchſten Strafe verurteilen müßte, ſo würde ich eine Reiſe über die Etappen von einer Dauer von drei bis vier Jahren wählen. Zu einer längeren Friſt ihn zu verurteilen, hätte ich, aufrichtig geſagt, nicht den Mut ... Ja, für einen gebildeten Menſchen kann man keine größere Strafe auf Erden ausdenken ... Indem ich das Elend und die wüſten Träume des Etappenweges geſchildert habe, habe ich noch einen Umſtand zu betonen vergeſſen, der möglicherweiſe auch ſeinen Hauptſchrecken und die größte Qual ausmacht: dies iſt die Notwendigkeit, die Stelle, auf der man ſich ſoeben niedergelaſſen, ſich erwärmt hat und ſich zu erholen beabſichtigt, verlaſſen zu müſſen; die Notwendigkeit, irgend wohin und aus irgend einem Grunde ſich in Schmutz und Kälte zu ſchleppen, nur um bald von neuem für kurze Dauer ein ebenſolches Neſt herzurichten und es von neuem mit eigenen Händen zu zerſtören! Nichts Feſtes, Beſtändiges, Angenehmes in dieſem ſinnloſen, ſchildkrötenartigen Herumwandern von Stelle zu Stelle ... Und wie der ewige Jude hören Sie jede Minute eine herriſche Stimme, der man nicht widerſtehen kann: „Geh! Geh!“ Dies alles iſt dazu angethan, in der Seele eines Menſchen mit friedlichen Eigenſchaften eine ſchreckliche Stimmung, die der Verzweiflung nahe iſt, zu erzeugen.

Sieh da, endlich haben wir auch die letzte Etappe hinter uns gelaſſen. Vor uns iſt die echte, wirkliche Katarga, jene unbekannte Welt, die Tauſende von Menſchen, Tauſende von Seelen verſchlingt und ſie ſelten der Welt lebendig wiedergiebt ...

Aber als ich mich nach der letzten Etappe umſah, nach dieſem plumpen Bau, der einſam im offenen Felde, lang, feucht, düſter daſtand, der teilnahmlos ſo vielen Generationen von Menſchen, von verſtümmelten, wahnſinnigen Menſchen, ſo viel unnütze Qual, Thränen und Tod gebracht hat, da zuckte ich unwillkürlich zuſammen . . .

Das Schelajewsche Bergwerk

Die Begegnung

In dem Nertschinskischen Zwangsrayon vereinigen sich ungefähr zehn Bergwerke, wo die Arrestanten die Frist ihrer Strafe abdienen. Einige Gefängnisse befinden sich in Kara — dort wäscht man Gold. —

Kara genießt schon seit jeher unter den Arrestanten den Ruf eines der schwersten Arbeitsplätze: der Name des „Barbaren" — Nasgildejew schallt noch jetzt im ganzen Sabaikalje, und obgleich die Zwangsgefängnisse in Kara sich in der letzten Zeit in einfache Absitzgefängnisse verwandelt haben, wo man kein Gold mehr gräbt, so ist doch auch jetzt noch der Name „Karinetz" mit einem gewissen Glorienschein umgeben. Uebrigens beginnt sich auch ein ironischer Ton gegen einen, der in Kara gewesen ist, Bahn zu brechen.

„Er hat viel Kummer geschaut, Brüder! Er ist in Kara gewesen!" sagt man von irgend einem und platzt mit einem homerischen Lachen los. (Jetzt erscheinen diese Mitteilungen ein wenig zu spät. Im Juni 1893 ist in Kara das letzte Zwangsgefängnis aufgehoben; im Kariskischen Rayon giebt es keinen Arrestanten mehr, die Goldgräbereien sind in Privathände übergegangen. Anm. d. Verf.). In den Berg-

werken von Algatschinsk, Serentyja, Kadainsk, Pokrowsk, Malzew fördert man Silbererz; in Kutomar schmilzt man das erbeutete Erz und scheidet das Silber heraus. Die letzte Arbeit ist die schwerste und ungesundeste. Einige von den genannten Bergwerken sind der Erschöpfung nahe und verlangen wenig Arbeitshände; das Blagodatskische, Akatujsche und andere Bergwerke sind schon ungefähr dreißig Jahre verlassen. (In den allerletzten Jahren ist das Akatujsche Bergwerk wieder in Angriff genommen, was dem Verfasser offenbar unbekannt war. Anm. d. Herausg.) In den anderen Bergwerken werden im Gegenteil fast jedes Jahr neue erzhaltige Adern entdeckt; dorthin werden die meisten Arrestanten gewiesen und dort werden ungeheuer große Gefängnisse, die tausend Mann fassen können, erbaut. Die Bestimmung eines Arrestanten für den oder jenen Ort hängt vollständig vom Zufall ab. Mich bestimmte man nach Schelai, in ein vollständig neues, kaum erbautes Gefängnis, das nicht mehr als hundertfünfzig Menschen faßte. Das Bergwerk, zu dem es gehörte, war lange Zeit in Verfall und jetzt kaum erneuert. (Wie uns bekannt ist, giebt es kein solches Bergwerk im Nertschinskschen Rayon. Man muß daher annehmen, daß die Benennung eine erdachte ist und die Skizzen einen allgemeinen Charakter haben. Anm. d. Herausg.) Einkünfte daraus konnte man im Laufe von vielen, vielen Jahren nicht erwarten, da große Vorarbeiten zur Erweiterung der alten Schachte und Gänge vorgenommen werden mußten. Indem die Obrigkeit dies kleine Gefängnis einrichtete, beabsich-

tigte sie hauptsächlich einen Versuch von einem Musterzwangsgefängnis, ähnlich den ausländischen, zu machen. In den letzten Jahren sind in dem ganzen Nertschinskschen Zwangsbezirk ebensolche Regeln eingeführt, wie zu meinen Zeiten im Schelajewschen oder, wie man in der Volkssprache sagte, im Schelaischen Gefängnis; zu der Zeit aber, wo diese eben eingeführt wurden, erschienen sie für die Arrestanten als ein Ungeheuer, als etwas niemandem Bekanntes, als etwas gänzlich Neues.

„Wohin sind Sie bestimmt? Nach Schelai?" fragte mich in Stretensk ein alter Mann, ein Schlosser, der zur Ansiedelung ging. „Nun, beten Sie zu Gott! Dort ist für Sie das Grab!"

„Was ist denn? Haben Sie etwas gehört?"

„Ich selbst war dort in diesem Sommer beim Bau."

Um den Schlosser versammelte sich ein Kreis ebensolcher Unglücksspitze wie ich, die nach Schelai bestimmt waren.

„Umzäunung aus Stein, hoch", erzählte der Schlosser, „eine doppelte Wache, innen und außen; die Kammern werden stets verschlossen sein, Tag und Nacht. Man wird nur zur Arbeit, zur Kontrole und zum Spazierengehen herausgelassen, und alles in militärischer Ordnung: marsch! . . . In Reihen also. Mittagessen, schlafen, arbeiten — alles nach der Klingel. Der Aufseher ist ein Militär, Stabskapitän Luczesarow. Nun, mit einem Worte, haltet euch stramm, Brüder! . . . An Karten oder Schnaps ist nicht zu denken! . . ."

„Höre auf zu lügen, alter Meerrettig! Als ob unſereiner, ein Arreſtant, nicht ſogar zum Satan in die Hölle Schnaps und Karten einzuſchmuggeln auszutüfteln verſtände! Ich ſchleppe einen Ochs mit Hörnern hinein!“ unterbrach ihn ein großer, braver Arreſtant mit einem langen, ſchneidig gedrehten Schnurrbart und ſtolzem Blick. Der Schloſſer beſah ihn ſeinerſeits verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen.

„Wirſt ſehen!“ ſagte er, wandte ſich um und ging fort. „Eins iſt da gut, Kinder“, ſagte er, da er es nicht verſchweigen konnte, blieb ſtehen und ſagte von neuem: „Paraſcha werdet ihr nicht haben. Das ſtimmt. Bei jeder Kammer iſt eine beſondere Thüre zum Abort.“

Dieſer Troſt wirkte jedoch wenig auf mich und meine Leidensgenoſſen. Jedem ſchmerzte unwillkürlich das Herz in Erwartung der unbekannten Zukunft.

An einem ſchönen Septembertag gegen Mittag kamen wir an das Flüßchen Schelai, an deſſen Ufer ein nagelneues Gefängnis ſtand mit einer ſchneeweißen, ſteinernen Umzäunung ringsum und einer ganzen Reihe von Bauten für die Beamten und von Kaſernen für die Koſaken, die dicht bei einander ſtanden. Das Gefängnis lag drei Werſt von dem Dorfe in einem tiefen und düſteren Thalbecken, das ringsum von runden Bergkuppen begrenzt war, die ſchon kahl zu werden begannen und mit Birken und Lärchen bewachſen waren. Trotz des hellen, ſonnigen Tages machte die maleriſche Landſchaft (um unparteiiſch zu reden) auf uns einen niederſchlagenden Eindruck.

„Sieh mal den Schelai, hol ihn der Teufel!“ hörte man überall. „Seht, Brüder, in was für eine Ritze man uns hineinjagt, als ob wir Mäuse wären.“

„Da ist ja auch der Kater, wie der Wolf in der Fabel erscheint er“, scherzte jemand, als er eine stattliche Gestalt, die mit einem Stocke in der Hand an dem Gefängnisthore stand, erblickte. Ich sah die Offiziersuniform und erriet, daß dies der Stabskapitän Luczesarow sei. Die Spitzen des langen, rötlichen Schnurrbartes auf dem rasierten roten Gesicht waren nach vorn gedreht und auf uns zu gerichtet und sie schienen nichts Gutes zu verheißen.

„Still—l!! Mütze runter!!“ schrie ein Aufseher, der Gott weiß woher aufgetaucht war. Dies Kommando ertönte so unverhofft, daß die nicht daran gewöhnte, ermüdete „Kobylka“ verwirrt war und nicht so schnell und gleichmäßig die Mützen abnahm.

„Was ist das?!“ rief der Stabskapitän und schlug mit dem Stock auf die Erde. „Könnt ihr dem Kommando nicht parieren?“

„Entschuldigen Sie, Ew. Gnaden“, sagte einer der Arrestanten, „aus Unerfahrenheit, bei Gott, aus Unerfahrenheit.“

„Ermüdet, siehst du, ist die Kobylka“, bestätigte ein anderer.

„Schweigen!!“

Alles wurde ruhig. Keine Fesseln klirrten, kein Seufzer ertönte. Alle hielten die Mützen in den Händen. Sogar der Convoi stand eigentümlich stramm da.

„Mützen aufsetzen!“ sagte der Vorgesetzte mit nachgebender Stimme.

„Bedeckt euch!“ kommandierte der Aufseher. Alle bedeckten sich ohne Hast, gleich Betäubten.

„Hört mal!“ sagte Luczesarow, indem er sich uns näherte und sich dabei beständig schwer auf seinen knöchernen, mit einem kupfernen Griff versehenen Stab stützte. Seine Stimme klang leise und müde, aber im Umkreise von hundert Faden hätte man den Flug einer Fliege gehört — so still war es ringsum. „Paßt auf. Hört aufmerksam zu. Ihr tretet in die Pforten eines Gefängnisses, in dem vor euch noch keine Arrestanten gewesen sind, eines Gefängnisses, wo besondere Regeln existieren. Ja, besondere Regeln! (Die Stimme ging in die Höhe.) Viele von euch kommen vielleicht nicht zum erstenmal in die Zwangsarbeiten, nicht das erste Gefängnis betreten sie. Sie denken womöglich an das Sprichwort, daß ein neuer Besen stets besser fegt, daß es aber damit nicht lange dauert, und meinen, daß es nur die ersten Tage hier streng sein werde, dann aber werde alles denselben Gang gehen, wie überall, es würden Karten und Schnaps und die Maidans und die Iwans und sogar Zwiebackbäcker erscheinen. Schlagt euch diese Dummheiten aus dem Kopf. Ich werde mit unnachsichtlicher Strenge und unermüdet die mir von höherer Stelle gegebenen Instruktionen erfüllen. Ich werde gerecht, aber streng sein. Strenger als gerecht! Denkt daran, vergeßt keinen Augenblick, daß ihr Zwangsarbeiter seid, denen alle Rechte, darunter auch das Recht auf Vertrauen, genommen sind. Wisset, daß ich

einem Aufseher eher glauben werde, als siebenhundert Arrestanten. Für Müßiggang, Faulheit, Grobheit, Ungehorsam, für jedes kleinste Vergehen werde ich strafen. Ich sage euch offen: ich bin kein großer Verehrer von Peitschen und Ruten, da ich wohl weiß, daß für solche Artisten, wie ihr seid, sie nichts bedeuten. Nein, ich werde euch auf empfindlichere Stellen treffen. Außer der strengen Haft im Kerker, bei Brot und Wasser, in Fesseln und Handschellen, sogar an der Kette werde ich, wenn es nötig ist, den Schuldigen keine Abkürzung der Strafzeit gewähren und sie vor Gericht stellen. Denkt auch nicht an eine Flucht. Aus dem Schelaischen Gefängnis lauft ihr nicht davon! Ich werde scharf aufpassen und den geringsten Fluchtversuch ohne Erbarmen bestrafen. Seht, da habe ich euch alles gesagt, was für die erste Bekanntschaft nötig ist. Bereitet euch zum Empfang vor. Werft alle Sachen von euch, werft die Fesseln auch ab — ich weiß, daß diese so wie so abgenommen werden können. Ich bedarf keiner Komödie. Kleidet euch aus, das Wetter ist warm, erkälten kann man sich nicht."

Die ganze Partie begann, am ganzen Leibe zitternd („solche Kälte hat er einem eingejagt", sagte man später), sich wortlos zu entkleiden, ich ebenfalls. Einzeln und völlig nackt wurden die Arrestanten von den Aufsehern in das Dienstzimmer neben dem Gefängnisthor geführt, jene befühlten sie sorgfältig, schauten in allen verdächtigen Winkeln des Körpers nach,nahmen ihnen die eigenen Sachen ab, ließen ihnen nur Tabak und Pfeifen, übergaben alles Neue, was

von den Kronssachen gegeben werden mußte: zwei Paar Hemden und Hosen, Schuhe, Leinwandstreifen als Socken, eine Jacke, einen langen Schlafrock, Handschuhe und Mütze, dann übergaben sie jeden den Händen von zwei Barbieren, die hier die rechte Hälfte des Kopfes nachrasierten. Nachdem diese ganze Prozedur vollbracht war, wurden die Arrestanten, die noch auf dem Wege Hosen oder Jacke anzogen, wiederum einzeln in den Gefängnishof hineingelassen, wo man ihnen befahl, sich in zwei Reihen aufzustellen. Als sich schließlich alle aufgestellt hatten, öffnete sich feierlich die Pforte und in ihr erschien wiederum der Stabskapitän mit einem Papier in der Hand und einem ganzen Gefolge von Aufsehern zu beiden Seiten. Wiederum ertönte das Kommando: „Still! Mütze herunter!"

„Guten Morgen, Brüder!" sagte Luczesarow herablassend und kam mit langsam feierlichen Schritten an die Reihen der Arrestanten heran.

„Wünschen Ihnen guten Tag, Herr Direktor!" brüllten die Brüder aus vollem Halse.

„Mützen aufsetzen", sagte der Vorgesetzte.

„Bedeckt euch!" schrie der Aufseher und beeilte sich darauf, die Arrestanten nachzuzählen. Die Zahl ergab sich als die richtige. Luczesarow wandte sich sodann mit einer neuen Rede an uns, die diesmal einen scherzend gutmütigen, väterlichen Charakter hatte.

„Wir haben euch längst erwartet und alles für die lieben Gäste vorbereitet. Jetzt geht in die Badstube und wascht euch tüchtig. Daß ich keine einzige

Laus bei einem ſehe, daß ich auch keinen Hungrigen ſehe! Ja, bei mir werden alle ſatt ſein. Der Arreſtantenartell wird vom Geſetze anerkannt, daher erkenne ich ihn auch an. Wählt euch einen Staroſt für alle, vier „Paraſchnike“, zwei Köche und zwei Brotbäcker. Was den Zellenſtaroſt anbetrifft und den Krankenwärter, die werde ich ſelbſt anſtellen. Drei Tage gebe ich euch zum Ausruhen, dann aber bitte gefälligſt an die Arbeit. Ja, noch eins. Das Gefängnis hat neun Säle und jeder von euch muß in dem, dem er zugewieſen wird, leben. Hört, ich werde die Liſte vorleſen.“

Und er las eine Liſte vor, nach der für jeden Saal etwa zwanzig Mann beſtimmt waren. Ich kam in Nummer vier hinein und meine Mitbewohner waren Menſchen, die ich nur dem Namen nach kannte.

„Aufſeher, erteilt das Kommando zum Gebet.“

„Still! Zum Gebet! Mützen runter!“

Man ſang drei gewohnte Gebete: „Himmliſcher Vater“, „Vater unſer“ und das „Te Deum“.

„Bedeckt euch!“

„Laßt ſie in die Zellen marſchieren.“

Zwei Aufſeher ſtellten ſich auf beiden Seiten der Front auf, ein dritter in der Mitte, und alle drei ſchrieen faſt gleichzeitig:

„Nummero eins, zwei und drei rechts um! — Vier, fünf, ſechs rechts um! — Sieben, acht und neun links um!“

„Eins, zwei und drei in die linke Thüre marſch! Vier, fünf und ſechs in die Mittelthüre marſch! — Sieben, acht und neun in die rechte Thüre marſch!“

In den Köpfen der Arreſtanten bildete ſich ein unglaublicher Wirrwarr: der eine machte rechtsum, der andere linksum, einige wandten ſich nirgend hin und blieben mit aufgeriſſenen Augen auf ihrem Platze ſtehen, einige aber liefen ſchnurſtracks in die erſte beſte Thüre, wie dies auf den Etappen geſchieht.

Als die „Schpanka“ die erſten laufen ſah, ergab ſie ſich auch ganz dem anſteckenden Beiſpiel: alle ſtürzten ſich Hals über Kopf irgend wohin.

Die Schpanka eilte wie Beſeſſene, und bald war niemand mehr auf dem Hofe zurückgeblieben, außer dem Vorgeſetzten. Die Aufſeher ſtürzten ſich mit Geſchrei den Flüchtlingen nach. Jedoch nach fünf Minuten erſt gelang es, alle von neuem zu verſammeln, in den Hof hinauszuſchieben und in Reihen aufzuſtellen.

„Ich erteile zunächſt den Aufſehern einen Verweis“, ſagte Lutzeſarow, „man mußte bedenken, daß das Verzeichnis, welches die Arreſtanten auf die Zellen verteilt, ihnen ſoeben erſt vorgeleſen wurde, als ſie ſchon in der Front ſtanden, und daher war es unſinnig, die Nummer gleichzeitig mit dem Befehl, auseinanderzugehen, zu nennen.“

Die Aufſeher ſtanden verlegen da.

„Jetzt ſtellt die Arreſtanten in Gruppen nach den Nummern auf. Jeder von ihnen muß wiſſen, wohin er gehört.“

Die Aufſeher beeilten ſich, den Befehl auszuführen, wobei es wiederum nicht ohne Wirrwarr herging: faſt die Hälfte der Arreſtanten, beſonders die Tataren, wußten, wie ſich zeigte, ihre Nummern

nicht. Die Aufseher steckten sie aufs Geratewohl irgend wohin, um nur vor dem Vorgesetzten ihre Gewandtheit zu zeigen.

„Wir sind ermattet, Ew. Gnaden, gönnen Sie uns Ruhe . . . In die Badstube müßte man gehen", konnte sich ein behäbiger Arrestant mit kleinem, grauem Barte nicht enthalten zu bemerken, und sagte es laut heraus.

„Wer redet da?" brüllte der Stabskapitän donnerähnlich auf, „bringt ihn in den Karzer auf drei Tage, bei Brot und Wasser!"

Zwei Aufseher führten den unglücklichen Naseweis unverzüglich in den Karzer ab.

„Wenn ihr nicht ganz genau das Kommando ausführt, will ich euch schuhriegeln, und wenn es bis Mitternacht dauert, dann kommt ihr nicht einmal in die Badstube!"

Nach solch einer Drohung verlief schon alles glücklich; das Kommando wurde genau befolgt.

„Na, thatsächlich ein Sechsäugiger! Weiß Gott ein Sechsäugiger!" murmelten die Arrestanten, indem sie sich in die Zellen verteilten und einander ihre Eindrücke mitteilten, „das durchdringendste Auge, das es nur giebt. Er schaut unsereinen durch und durch!"

Alle waren übrigens sehr zufrieden, daß die Aufseher auch ihr Teil erhalten hatten.

„Dieser wird niemand etwas durchgehen lassen, Bruder; forscher Junge! . . ."

Seitdem behielt Luczesarow unter den Arrestanten den Spitznamen „der Sechsäugige". (Man

erinnerte den Verfaſſer an das Vorkommen einer ſolchen Benennung bei Doſtojewsky; es ſcheint ihm aber, daß dieſe kleine Einzelheit nur die Zähigkeit der Legenden, der Sitten und ſogar der Witze der Geſellſchaft, die er beſchreibt, beweiſt, und deshalb giebt er ſie wieder, ohne ſich dem Vorwurf auszuſetzen, einem großen Künſtler nachgeahmt zu haben. Anm. d. Verf.)

Der erſte Abend

Endlich liege ich nach einem Tage, der ſo voll Aufregungen war, ruhig auf der nackten Pritſche. Einige meiner Zellengenoſſen reden, ihre Pfeife rauchend, noch miteinander, einige aber ſchnarchen ſchon; ſie ſind in der Badſtube geweſen, haben gebadet, dann den ſtaatlichen Theeſpülicht mit Brot dazu genoſſen — und ſind zufrieden. An den morgigen Tag verſuchen ſie nicht zu denken. Dieſe Eigenſchaft hält eben den einfachen Mann, beſonders den Arreſtanten, aufrecht. Wenn er die glückliche Fähigkeit, ſich um die Zukunft nicht zu kümmern, nicht beſäße — würde das Leben unerträglich werden. Uebrigens merkt man, daß der Sechsäugige großen Schrecken verbreitet hat: man unterhält ſich nur flüſternd und geht nötigenfalls auf den Fußzehen. Ja, und die Aufſeher verſuchen auch aus allen Kräften dieſe Angſt wach zu halten: jeden Augenblick laufen ſie über den Korridor, klirren mit den Schlüſſeln, ſehen durch die Thürfenſterchen herein. In einer der Zellen ver-

suchte man zu singen; wir hörten, wie schleunigst ein paar Füße dorthin schurrten, wie drohende Zurufe ertönten — und wie augenblicklich alles still wurde.

„Na, das ist mal Schelai."

„Na, das ist also Schelai", seufzt mein Nachbar Tschirok betrübt. Er ist ein ungefähr vierzigjähriger Arrestant mit einem abgemagerten, bleichen Gesicht, aber von mächtigem Bau und noch kräftiger Gesundheit. Er sitzt auf der Pritsche, hat die Beine nach türkischer Art unterschlagen, saugt an einer Cigarette und speit jeden Augenblick auf die Diele.

„Hier wird man krepieren, in diesem Gefängnis, bei solch einer Strenge", pflichtet ihm der schöne Böttcher Malachow bei, ein brünetter Mann mit einem prächtigen, welligen Barte und kleinen, blauen Augen. Ich betrachtete Malachow: er ist auch ein Athlet, in den Schultern vielleicht noch breiter als Tschirok. Sein Gang ist sicher und regelmäßig; jede Bewegung ist würdevoll.

„Hm!" schnaubt er, „die Unterlage hat man auch weggenommen, auf nackten Pritschen kannst du schlafen."

„Morgen hat man versprochen, die Kronsmatratzen zu verteilen."

Malachow hat dies auch gehört, aber er ist gereizt und nicht geneigt, sich mit irgend welchen Versprechungen zu begnügen."

„Hm!" fährt er fort, „ein Mustergefängnis . . . Ja, wo bleibt denn die Gerechtigkeit? Warum sendet man einen nach Algatschi, nach Pokrowskoje oder nach der Alexandrowschen Centrale, wo er die Zwangs-

arbeit ſpielend, in Schlafen und Eſſen verbringen wird, den anderen aber ſtopft man in ein Muſtergefängnis, wo man ihn auf alle mögliche Art quälen und martern wird?"

„Dies iſt kein Schelai, ſondern ein verrücktes Bergwerk!" bemerkte der Schmied Wodjanin, der beſſer unter dem Namen „der eiſerne Kater" bekannt iſt, gereizt. Er iſt ein kleiner, unanſehnlicher Menſch, nicht mehr jung, aber flink und mit einer ſcharfen Zunge. Obgleich er nicht leſen und ſchreiben kann, verſteht er es doch ausgezeichnet, Reime zu finden, und wenn er in guter Stimmung iſt, ſpricht er ſtets in Rythmen.

„Man hat mir die Nadel weggenommen", teilt Tſchirok mit kläglicher Stimme mit.

Für Malachow iſt dies Oel aufs Feuer. Er beginnt ſich noch mehr zu ärgern.

„Was denn, Bruder, ſoll man ſie nicht wegnehmen? Du kannſt dich doch töten . . . Die Obrigkeit iſt um unſereinen beſorgt . . . Ach—ja! Weißt du aber, wer an alledem ſchuld iſt?"

„Wer?"

„Die Doktoren! Die ſind es. Alles unter dem Vorwande, daß die Geſundheit der Arreſtanten Reinlichkeit und Ordnung erfordert. Dabei achten ſie aber nur darauf, wie man in die Taſche einſacken kann und wie man unſereinen das Blut am beſten ausſaugen kann!"

(Bezüglich des feindſeligen, faſt gehäſſigen Verhaltens der Arreſtanten gegen die Aerzte, das wiederholt in dieſen Skizzen erwähnt wird, halte ich

es für nötig, zu bemerken, daß ein gewisser Teil dieser Erscheinung möglicherweise auch den rein örtlichen zufälligen Ursachen zugeschrieben werden muß, wie z. B. dem persönlichen Charakter des ärztlichen Personals in einigen Gefängnissen der Zeit, die ich beschreibe. Mir selbst ist z. B. genau bekannt, welche innige und allgemeine Verehrung in den achtziger Jahren der älteste Arzt des Gefängnisses zu Krasnojarsk — der jetzt schon verstorbene Masscharow — genoß. „Leiblicher Vater", „Fürsprecher" — anders nannte man ihn nicht. Sogar die verbittertsten Arrestanten erzählten mit wunderbarer Zärtlichkeit zahlreiche Anekdoten, die in der Gefängniswelt kursierten, von diesem ungewöhnlich guten und zartfühlenden Menschen, der offenbar ein tiefes Verständnis für die unglücklichen Zöglinge der Katorga hatte und sie liebte, trotzdem er nicht mehr jung war, einen hohen Rang bekleidete und selbstverständlich nicht wenige Streiche der „Kobylka" in seinem Leben gesehen hatte. Im übrigen glaube ich, daß das feindselige Verhalten gegen die Heilkunst und ihre Vertreter anscheinend sich ganz allgemein in unserem einfachen Volke eingebürgert hat — man braucht sich nur der letzten Choleraausbrüche zu erinnern. In den Gefängnissen, die ich gesehen habe, gab es selbstverständlich auch gute Aerzte und Gehilfen, aber es wurde trotzdem grundsätzlich auf sie geschimpft und sie wurden nicht geliebt. Anm. d. Verf.)

„Stimmt!" unterstützt der „eiserne Kater" den Böttcher. „Diese Doktoren sind für uns noch schlechter, als die Mücken. Die Mücken fressen dich

einfach auf, dieſe aber nehmen dir noch das Kreuz weg!"

Tſchirok hält es auch für nötig, gegen die Doktoren aufzutreten, und geht ſogar noch weiter.

„Wenn ich jetzt frei wäre", ſagt er geheimnisvoll, „und wenn ich in der „Taiga" oder irgendwo in der Steppe einen Doktor anträfe, ich würde ihm die Sehnen ausdrehen." („Taiga" iſt die Benennung des ſchier endloſen ſibiriſchen Waldes. Anm. d. Ueberſ.)

Von den Pritſchen erhebt ſich noch eine Geſtalt, deren Geſicht ich in der abendlichen Halbdämmerung nicht unterſcheiden kann. Sie huſtet jeden Augenblick und faßt mit der Hand an die Bruſt.

„Nein", flüſtert ſie, „ich wüßte, was ich mit ihm machen würde! Ich würde ihn nackt auskleiden, würde ihn in einen Ameiſenhaufen ſtecken, ihn an einen Baum anbinden und ihn ſo allein laſſen."

„Ich aber würde", ruft wieder ein anderer, Jaſchka Perwanow, aus, „ihm Rang und Stand abnehmen."

Dieſe Bemerkung ruft allgemeine Heiterkeit und Beifall hervor. Ich allein verſtand damals nicht die ganze Schärfe dieſes cyniſchen Vorſchlags. . Ueberhaupt, an dieſem Abend befand ich mich zum erſten Male in ſolcher unmittelbaren Nähe von den Arreſtanten. Bis dahin lebte ich auf den Etappen in einem abgeſonderten Raume einſam oder in Geſellſchaft ähnlicher Intelligenter wie ich; jetzt aber, da ich vollſtändig von jeder anderen höheren Welt abgeſchnitten und dieſen Verworfenen der menſchlichen Geſellſchaft völ-

lig gleichgeſtellt war, mußte ich wohl oder übel in andere Beziehungen zu ihnen treten, Bruder und Kamerad für ſie werden. Seit den erſten Tagen der Verſchickung bereitete ich mich dazu vor; jedoch bis jetzt hatten günſtige Verhältniſſe den entſcheidenden Augenblick hinausgerückt und freiwillig ging ich ſelbſtverſtändlich der traurigen Notwendigkeit nicht entgegen. Heute, wo ich zum erſten Male den bitteren Trank des Zwangsarbeiters bis auf die Neige leerte, wo ich zum erſten Male mich erniedrigt und geohrfeigt fühlte, betrachtete ich meine Leidensgenoſſen mit größerer Neugier als je. Früher habe ich ſie auch betrachtet, aber eher wie ein Vorübergehender, als Herr, als fremder Beobachter; jetzt aber ſuchte ich in der Seele dieſer Menſchen, die Seite an Seite mit mir lagen, die mich faſt mit ihren Körpern berührten, dieſelbe Stimmung und dieſelben Empfindungen, dich ich in mir fand. Geteilten Schmerz erträgt man doch leichter, als einen, den man allein tragen muß. Aus dieſem Grunde hörte ich aus meinem Winkel ihrem Geſpräche gierig zu und fing gierig jedes Wort auf, das in meinem Herzen einen Widerhall fände. Der Gedanke, daß ich nicht allein bin, daß neben mir ebenſolche denkende, fühlende und leidende Weſen leben und ſich bewegen, Weſen, die Kränkungen und dieſelben Kränkungen, die mir widerfahren, ſich ebenſo zu Herzen nehmen — die Hoffnung, ſolche Menſchen hier zu finden, erwärmte und tröſtete mich.

Das Geſpräch wurde fortgeſetzt. Malachow erinnerte ſich des Lebens in dem Pokrowſchen Bergwerk.

„Das iſt ein Leben! Mancher hat's in der Frei-

heit nicht so gut. Man dachte gar nicht an solche Strenge und solche Instruktionen, und niemand hatte Schaden davon! — Wer hat jemals den Inspektor oder einen Aufseher beleidigt? Die „Kobylka" selbst wahrte die Ordnung, weil man vernünftig war. Und wenn irgend eine Revision oder irgend jemand ankam, war alles auf seinem Platze: Karten, Schnaps, Messer. Geld wurde so versteckt, daß es manchmal der Eigentümer selbst nicht wiederfinden konnte. Bei Gott! einfach wie leibliche Brüder lebten wir mit den Aufsehern. Sie haben mit uns Thee und Schnaps getrunken und zuweilen sogar ein Spielchen arrangiert. Bei Gott, ich lüge nicht! Der Inspektor hieß Scholsein; wir nannten ihn stets „Tschuchna" (Finnländer). Es war wahrscheinlich ein Deutscher, obgleich er sehr gut russisch sprach; nur ein wenig lispeln that er — die Zunge war nicht ganz richtig zusammengenietet. Der „Tschuchna" kümmerte sich gewöhnlich um nichts, er kam sogar kaum einmal zu uns in die Kaserne. Und wenn er zuweilen zur Kontrole kam, war es rein zum Lachen. Man dachte nicht an all diese Kommandos oder an Aufstellen in Reihen. Er kommt in die Zelle. „Na, Kind!.. (alle nannte er „Kind"), nun bleib nur liegen, Kind, ich bin doch nicht blind, sehe schon so. Du, Kind, da unter der Pritsche, zapple mal mit dem Beinchen, damit ich sehe, ob du am Leben bist ... Nun, was? Sind alle da? Sind keine überflüssig? Hat keiner über Nacht ein Füllen gekriegt?" — Die „Kobylka": Hahaha! und er lacht auch, hält sich den Bauch ... Dies begreife ich! Das heißt — menschliche Behandlung! Nun,

passierte es gewiß auch, daß er einen verbläuen ließ, ohne das geht es ja nicht. Ja, aber von Rechtswegen, nicht so dir nichts mir nichts! . . . Nicht etwa, weil du nicht zur rechten Zeit die Mütze abgenommen oder aufgesetzt hast. Einmal, entsinne ich mich, machte er Haussuchung. „Nun, was, Kinder, habt ihr Messer? Zeigt mir nur — ich nehme sie euch nicht weg. Nur nicht verstecken, und daß sie nicht zu groß sind." Wir alle, die Messer hatten, zeigten sie. Ich hatte eins, das fast einen Meter lang war — aber ich sagte als Vorwand: ich bin, sagte ich, Ew. Gnaden, Handwerker — ein Böttcher bin ich, ich kann mit einem kleinen nicht auskommen. — „Aber schneide dich nur nicht, Kind", sagte er . . . „Was, hat sonst niemand eins? Starost, sind in der Zelle keine Messer weiter?" Waska, der Schiefäugige, eilt zu ihm hin: „Nein, Ew. Gnaden!" sagt er. — „Bürgst du dafür?" — „Ich bürge." — „Mit deinem eigenen Fell bürgst du?" — „Vollständig", sagt der. — Der „Finnländer" erhob sich auf den Fußspitzen, streckte die Hand zu einem Regal (als ob er es gewußt hätte!), suchte dort — und zapp! zieht er ein Messerchen, das vielleicht noch größer als das meinige ist, hervor . . . . „Wie stimmt denn das, Kind?" sagt er. „Legt mal die Kanaille über, brennt dem Schuft fünfzig brühwarme auf, damit er nächstens nicht wieder lügt!" Wir legten den Schiefäugigen auf der Stelle über und bläuten ihn durch . . . Ich habe ihm selbst fünf tüchtige Hiebe versetzt! Denn — das geschah ihm recht, dem Hundesohn!"

„Selbstverständlich", bestätigten die Zuhörer,

„bürge ein andermal nicht! ... Konnte er denn nicht sagen: wie kann ich, Ew. Gnaden, für die ganze Zelle bürgen? Suchen Sie selbst, hätte er sagen sollen ... Nichts würde ihm dann geschehen sein!“

Alle kamen darauf zu der einstimmigen Ueberzeugung, daß das Leben in den anderen Bergwerken kein Leben, sondern das Paradies sei; man braucht einfach nicht zu sterben (späterhin hörte ich jedoch von diesen selben Menschen auch andere Urteile). Wiederum begann man auf das Schelaische Mustergefängnis zu schimpfen.

„Ja, was kann er uns anhaben, was kann er uns anthun?“ brüllte Tschirok, der gewöhnlich ruhig war, plötzlich, als ob er jemand antwortete. „Bin ich etwa zu faul, die Mütze ein überflüssiges Mal abzunehmen oder mich dorthin zu wenden, wohin er befiehlt? Wird mich das etwa anstrengen? Ja, ich bin bereit, ihm den ganzen Tag tiefe Verbeugungen zu machen — wenn er mich nur in Ruhe läßt, der Satan! ... Wie ich ein Arrestant war, so werde ich auch einer bleiben. Und nichts kann er mir anhaben!“

„Was ist das für ein Lärm? Was krakehlt ihr da?“ ertönte plötzlich der Zuruf des Aufsehers von dem Fensterchen in der Thüre her. „Habt ihr denn nicht gehört — daß der Zapfenstreich schon geschlagen ist? Um neun Uhr muß man nach der Instruktion schlafen gehen.“

Tschirok verschwand erschreckt unter seinem langen Rock. Die ganze Zelle folgte mehr oder minder eilig seinem Beispiel. Malachow allein blieb auf den Prit-

ſchen ſitzen und klopfte anſcheinend gleichgültig die Aſche aus ſeiner Pfeife.

„Was ſitzt du da, du Dickkopf? Es ſoll jetzt geſchlafen werden!“ rief ihm der Aufſeher zu.

„Wenn ich aber nicht ſchlafen kann, wer befiehlt mir dann, mich hinzulegen?“ fragte er mit gekünſtelt ruhiger Stimme, der man doch die Aufregung anmerken konnte.

„Maul halten, leg dich hin!“

„Ich ſage, ich kann nicht ſchlafen. Wenn ich Lärm machte — wäre es eine andere Sache; daß ich nicht ſchlafe aber, daran iſt Gott ſchuld, da kann die Inſtruktion nichts dran ändern.“

„Ah! du ſchätzeſt die Unterhaltung? Na gut, morgen wollen wir uns unterhalten.“

Und der Aufſeher ging fort. Alles verſtummte in der Zelle. Irgend jemand verſuchte Malachow ſeine Teilnahme auszudrücken, indem er unter dem Schlafrocke hervor irgend etwas brummte, Malachow ſelbſt aber verharrte in ingrimmigem Schweigen. Er ſaß noch einige Minuten, fuhr fort, die Aſche aus der Pfeife auszuklopfen, in der ſchon längſt keine mehr war, und legte ſich endlich auch ſchwer ſeufzend hin. Bald darauf kam der Aufſeher wieder an die Thür, aber als er ſah, daß ſich jetzt alles inſtruktionsmäßig verhielt, daß die Arreſtanten lagen und daß die ſchwach von der Petroleumlampe erleuchtete Zelle in totes Schweigen gehüllt war, ging er fort. Bald hörte ich, daß alle anfingen zu ſchnarchen, auch der ſchöne Böttcher nicht ausgenommen. Aber ich konnte lange nicht einſchlafen. Ich ſann nach. Ich dachte

daran, wohin ich geraten bin und was mich in Zukunft erwartet; aber am meisten quälte mich der Gedanke an meine Einsamkeit unter dieser Menge von Menschen, an die Verlassenheit meiner Lage. Schon der heutige Abend allein und die soeben gehörten Gespräche genügten, um zu verstehen, was für ein ungeheurer Unterschied in den Ansichten über das Leben und über menschliche Würde zwischen ihnen und mir, dem gebildeten Menschen, herrscht. Unwillkürlich tauchte die Frage auf: wo würde ich leichter leben können und wie würde ich mich fühlen — in Pokrowskoje unter der väterlichen Obhut des von ihnen so gepriesenen „Finnländers Scholsein", der mich auffordern würde, „mit dem Beinchen zu zappeln" und sich erkundigen würde, ob ich während der Nacht „nicht ein Füllen geworfen habe", oder aber hier unter dem „Sechsäugigen", bei dem alles „laut Instruktion" streng formell und mechanisch herzlos vor sich geht? ... Ferner: werde ich meine Genossen verstehen und lieben können? Kann jemand von ihnen mit mir fühlen? Was für Beziehungen werden sich zwischen uns schließlich einstellen? Mir wurde es klar, wie lichter Tag, daß, wenn ich mir auch nicht ihren Haß zuziehen werde, so werde ich mich doch völlig vereinsamt leben und mich haltlos fühlen, einsam, und werde im Vergleich mit ihnen eine doppelte, tausendfältige Zwangsarbeit zu ertragen haben ...

Der Schlaf kam nicht. Das Herz schmerzte und protestierte gegen irgend etwas. Gegen was? Ich gab mir selbst keine Rechenschaft darüber. Und zum

erſten Male nach vielen Jahren flüſterten die Lippen unwillkürlich ein Gebet: „Gott, barmherziger Gott! Gieb mir Kraft und Mut, ohne Furcht in das Antlitz des Schickſals zu ſchauen, das mich erwartet; gieb mir Kraft, alles zu ertragen und des heißerſehnten Tages der Freiheit zu harren!“

Die Eindrücke und Bekanntſchaften des erſten Tages

Was iſt das für ein ſonderbarer Lärm? Was iſt das für ein Geſchrei? Iſt es etwa eine Ueberſchwemmung oder eine Feuersbrunſt? denke ich im Traume, aber zu erwachen habe ich keine Kraft; die Augen ſind nicht im ſtande, ſich zu öffnen — ſo ſtark ſind ſie zuſammengeklebt. Aber da reißt mir jemand mit Gewalt den Schlafrock ab, und ich ſpringe auf: vor mir ſehe ich das ſchnurrbärtige Geſicht eines Aufſehers.

„Steh auf, zur Kontrole! Was machſt du dir's bequem wie ein Adliger?“

„Er iſt ja auch von Adel“, grinſt einer von den Arreſtanten.

„Vielleicht war er es auch, jetzt aber ſind alle Zwangsarbeiter. Sieh mal, wie ſie ſich verſchlafen haben, zum Teufel! Die Glocke haben ſie nicht gehört, den Pfiff haben ſie nicht gehört. Die Verordnungen hängen an der Wand, man mußte ſie geleſen haben. Adlige giebt es, aber leſen können ſie wohl nicht? Nach dem Pfiff ſeid ihr verpflichtet, unver-

züglich aufzustehen, euch zu waschen und anzukleiden, kaum aber wird die Thüre geöffnet, müßt ihr auf den Hof hinaus und euch aufstellen. Na, nun kriecht mal heraus!"

Die verschlafene „Schpanka" beeilte sich, sich zu waschen. Alle drängten sich in den Abort und mit nur einem Schluck Wasser behalf sich jeder, sich über der „Parascha" das Gesicht und die Hände zu waschen. Dies geschah nicht etwa aus Sparsamkeit mit dem Wasser und nicht, weil man sich verspätet hatte und sich beeilte: nein, so ist es Sitte bei den Arrestanten — sie haben keinen Gefallen an langem Waschen. Statt mit Handtüchern, wischte man sich mit demselben Hemde, das man auf dem Leibe hatte, ab. Endlich hat man die Schlafröcke angezogen, die Mützen aufgesetzt, ist auf den Hof hinausgegangen und hat sich in zwei Reihen aufgestellt. Auf dem Hofe ist es fast noch ganz dunkel — es ist erst die sechste Stunde. Es geht auf den Oktober zu, und in der Morgenluft ist es ziemlich frisch; außerdem haben alle rasierte Köpfe. Ich muß unwillkürlich denken, daß die Morgenkontrole auf dem Hofe eine unangenehme Sache sei . . . Es vergehen zehn Minuten, bis es endlich den Aufsehern mit Hilfe von Geschrei und Drohungen gelingt, alle Arrestanten aus den Zellen herauszuschleppen. Dann erst begann man uns nachzuzählen. Aber im Rechnen war der wachthabende Aufseher offenbar schwach, denn er mußte zweimal die Reihen durchgehen, um klar zu werden, wie viel er aufgezählt hatte. Zu der aufgezählten Zahl rechnete er mit Hilfe der anderen Aufseher im Laufe von guten fünf

Minuten das Küchenperſonal und die ins Krankenhaus gebrachten Arreſtanten hinzu. Es entſtand ein Streit. Man ſtellte feſt, daß dennoch einer fehle. Noch einmal wurden wir gezählt, es ergab ſich ebenſo viel wie früher. Dann ſtürzten ſich zwei Aufſeher wie Beſeſſene in die Zellen und ſchleppten nach einigen Minuten mit Schimpfen und Rückenpüffen einen verſchlafenen und humpelnden alten Mann von dort her. Man gab den Befehl zum Gebet, man ſang, was ſich gehörte. Wir dachten, daß man uns dann ſchon gleich erlauben werde, auseinanderzugehen, aber der eine Aufſeher erklärte mit Stentorſtimme folgendes:

„Wegen des Streites mit dem Aufſeher hat der Vorgeſetzte befohlen, Paramon Malachow auf vierundzwanzig Stunden in den Karzer zu ſtecken und den Arreſtanten mitzuteilen, daß ſie ſich nicht anders an die Aufſeher wenden ſollen, als mit den Worten „Herr Aufſeher".

Malachow führte man ſofort in das Karzer ab.

„Rechts und links! Marſch!"

Wir kehrten in die Zellen zurück und wurden dort ſofort wieder eingeſchloſſen. Nur die Zellenſtaroſte wurden in die Küche hinausgelaſſen, um den Thee zu holen. Es wurde ein Eimer eines ebenſolchen dünnen Ziegelthees gebracht wie geſtern, und wir begannen zu trinken. Da nicht alle ihre eigenen Taſſen hatten, die ſtaatlichen aber noch nicht ausgeteilt waren, ſo tranken mehrere Leute aus einer Taſſe, einige aber ſchlürften mit einem Löffel einfach aus dem Eimer. Man brachte uns auch Brot. Auf jeden kam ein Anteil von zweieinhalb Pfund (an den Arbeits-

tagen drei Pfund); es fanden sich Esser, die ihre Portionen sofort aufaßen. Ich selbst war so hungrig, daß ich zum Thee gut die Hälfte meines Anteils aufaß. Man begann wieder auf das Schelaische Gefängnis zu schimpfen.

„Das ist ein Gefängnis! Glücklich, wer hier nicht lange zu sitzen braucht. Hier stirbt man."

„Im Karzer werden einen die Kerls verfaulen lassen."

„Auch ohne Karzer muß man hier umkommen. Wie gut hatte man es in Pokrowskoje? Da hatte man stets Tabak und man kaufte sich Milch und Fleisch. Hier kriegt man ja aber kein Geld zu so etwas."

Ich beschloß, mich zu erkundigen, woher die Arrestanten die Gelder erhielten. Ein hochgewachsener älterer Mann von recken haftem Bau, mit rötlich grauem Backenbart, Gontscharow mit Namen, war offenbar erfreut, daß ich das Schweigen, das ich bis dahin hartnäckig wahrte, brach, und begann mir lebhaft zu erklären.

„Sehen Sie, die Sache ist so", hub er an.

Aber hier muß ich vorerst eine kleine Zwischenbemerkung machen. Fast alle Sträflinge, mit denen ich auf dem Wege zusammenkam, mit Ausnahme etwa der einfachsten und einfältigsten, wandten sich stets mit „Sie" an mich. Mit der Ankunft in das Schelaische Gefängnis nahm ich mir vor, ein vollständig anders Leben anzufangen, völlig in der Sträflingsgesellschaft aufzugehen, in ihr zu versinken; aber diese Träume zerschellten schon von den ersten Tagen an.

Obwohl unter denen, die mit mir in das Gefängnis kamen, niemand war, der mich auf dem Wege bis zu Stretensk begleitet gehabt hätte, und daß ich in der allerletzten Zeit keine bemerkbaren Privilegien genoß, so war ich doch in den Augen aller „der Herr" geblieben. Zuerst wunderte ich mich, versuchte diese sonderbare und für mich unangenehme Erscheinung durch das Sprichwort „ein Gerücht verbreitet sich schnell" zu erklären, aber bald begriff ich, daß die Hauptursache dennoch an mir selbst liege. Erstens redete ich selbst jeden Sträfling, wie niedrig er auch in den Augen seiner eigenen Kameraden stehen mochte, mit „Sie" an. Viele Arrestanten, besonders die städtischen, haben eine ähnliche Angewohnheit: die ersten fünf Minuten oder sogar den ersten Tag der Bekanntschaft siezen sie ihren Nachbar; aber kein einziger von ihnen hält diese Probe aus, und nach einiger Zeit erwähnen sie, die sich gestern noch als ausgesucht höfliche Gentlemens gaben, schon eifrig ihre Eltern gegeneinander (d. h. sie schimpfen sich. In Rußland ist die Beschimpfung der Eltern, besonders der Mutter, die allgemein übliche Form roher Beleidigungen. Anm. d. Uebers.). . . . Deshalb wirkt es stets komisch, Sträflinge sich siezen zu hören. Anders verhielt es sich mit mir. Ohne selbst acht zu geben, siezte ich stets sogar die, die mich duzten. Auch hat niemand je ein Schimpfwort von mir gehört; ich war stets zuvorkommend und behilflich; mit einem Worte, ich benahm mich genau so, wie ich es in einem Salon gethan hätte. Schließlich sahen alle, daß ich „ein Gelehrter" sei, daß ich Bücher habe, daß ich „alles

weiß" und daß man ſich an mich um Rat in der verwickeltſten juriſtiſchen Frage wenden kann. Endlich ſpielte auch das Geld keine kleine Rolle in den Beziehungen der „Schpanka" zu mir . . . Es kurſierte ſogar ein übertriebenes Gerücht über die Höhe der Summen, die ich von Hauſe erhielte; jeder ſah, daß ich ſtets Tabak und alles, was man im Gefängnis kaufen kann, habe, und daß ich niemand je etwas verweigere — im Gegenteil, daß ich mich nicht ſelten ſelbſt „zu leihen" erbiete. Im Schelaiſchen Gefängnis, wo die materielle Lage der Sträflinge beſonders gedrückt war, mußten dieſe Hilfeleiſtungen notwendig den größten Umfang annehmen. Schließlich geſchah das, was mir anfänglich ſehr unangenehm war: zufällig erfuhr irgend jemand meinen Vatersnamen, und bald nannte mich das ganze Gefängnis nicht anders als Nikolaitſch oder ſogar Iwan Nikolaitſch; wenn man mir im engen Korridor begegnete, wich man mir aus; man grüßte mich außerordentlich höflich, bei den Arbeiten war man bedacht, mich auf den leichteſten Platz zu ſtellen oder man half mir geradezu, und dieſe Hilfe abzuſchlagen hätte zuweilen eine ſchwere Beleidigung bedeutet. Endlich teilte mir der Zellenſtaroſt lange Zeit die beſte Portion Fleiſch zu, ſolange ich dies nicht merkte und es ihm nicht verbot. Uebrigens muß ich dazu bemerken, daß für die meiſten im Gefängnis, deſſen Bewohner ſich ſämtlich gleichmäßig höflich gegen mich benahmen, dies Verhalten ſo zu ſagen nur eine ideale Bedeutung hatte, da ſelbſtverſtändlich nur ſehr wenige einen unmittelbaren Vorteil von mir hatten, hauptſächlich nur die, die in

ein und derſelben Zelle mit mir lebten, während ich dagegen umgekehrt von allen ohne Ausnahme Dienſterweiſungen und Hilfe erhielt. Ich bin jedoch zu weit von meiner Erzählung abgeſchweift. Kehren wir zu der angefangenen Erklärung von Gontſcharow zurück.

„Sehen Sie, die Sache liegt nämlich ſo", ſagte der geſprächige Alte: „dort in Pokrowskoje giebt man „Staratelskija".

„Was iſt denn das?"

„So wird bezahlte Bergarbeit genannt, alſo das was über die Kronsaufgabe hinausgeht. Bei der Kronsarbeit, wo ich keinerlei Gewinn habe, nur daß ich mir keine Ruten oder Karzer zuziehe, ſagen Sie ſelbſt — wozu ſoll ich mich dabei ſo ſehr anſtrengen? Hol der Kuckuck ihre Arbeit! Ich ſitze beſſer auf dem Abſturz (Abſturz nennt man die Stelle, wo die aus der Stolle oder dem Schacht geförderten Erzmaſſen abgelagert werden. Anm. d. Verf.) oder verderbe mit Abſicht das, was ein anderer ſchon fertig gemacht und dem Arbeitsaufſeher abgeliefert hat. Ich habe kaum gethan, was ich unbedingt thun mußte, ſitze da und rauche meine Pfeife. Sie hätten mal ſehen ſollen, wie dort die „Pudowka" hergeſtellt wurde. „Pudowka" nennt man ſo ein kleines Faß — drei Pud fünfzehn Pfund Erz gehen hinein. Sammle aus den älteſten Abſtürzen Silbererz! — iſt mir aufgetragen. Dazu gehört viel Zeit. Nun, da verſucht man zu ſchwindeln. Auf den Boden der „Pudowka" legt man einfachen Bleiabfall, daß es nur ſcheint, als ob es Silber wäre, oben aber und

an den Seiten ſchüttet man echtes Erz ein. Das macht man geſchwind und geht, es abzuliefern. Der Aufſeher ſieht, daß oben Erz liegt, iſt zufrieden und führt einen in den Speicher, wo man das Erz in Haufen ausſchüttet. Aber ausſchütten darf man es auch nicht ſo mir nichts dir nichts, ſondern mit Verſtand. Sonſt, weißt du, plumpſt einem alles mit einemmal aus — der Aufſeher ſieht aber, daß unten nur Abfall iſt. „Halt, Schuft, was thuſt du!“ Dann muß man ſich herauswinden: ich habe mich verſehen, ſagt man, ich kann auch ſchlechtes Erz von Abfall unterſcheiden. Na, mich alten Schuft und Gauner aber z. B. braucht man nicht zu lehren, wie man es machen muß! Wir haben ſchon mehr ſolche Dummköpfe begaunert . . . Ich habe in die „Pudowka“ nicht nur Abfall — ſondern einfachen Kies geſchüttet, unten, an den Seiten und oben ſchüttete ich nur ein wenig echtes Erz auf. Und ich ſchütte es ſo aus, daß es in ſeinen Augen nur ſo flimmert! Er ſteht mit aufgeſperrtem Maule dabei wie ein Dummkopf . . . oder man macht es noch einfacher. Ich bin zu faul, weißt du, an dem Abſturz auf den Knieen herumzurutſchen, mir die Hoſen zu zerreißen und Körner aufzupicken wie ein Huhn. Da krieche ich beſſer ganz früh am Morgen in den friſchen Anbruch, wo ſoeben geſprengt worden iſt und man vor Rauch kaum atmen kann. Dort iſt ſelbſtverſtändlich eine Menge echtes Erz. Na man bummelt da herum, natürlich ohne Feuer, ſonſt wird man erwiſcht und kriegt ein paar Rippenſtöße! . . . Dort ſammelt man in fünf Minuten ſoviel wie man nur haben will, zuweilen

verſteckt man ſogar noch Vorrat in den alten Stollen. Uebrigens, einmal hat mich der Aufſeher Ismailka doch erwiſcht. Ich höre, wie er mit der Laterne gelaufen kommt und aus vollem Halſe ſchreit: „Was machſt du hier, du Schuft?“ Aber da habe ich es auch ſchlau gemacht, an mir hat er keinen Dummen gefunden! Ich warf das Hemd über den Kopf und ſtürzte ihm entgegen, wie ein Beſeſſener! Die Laterne hatte ich ihm ausgelöſcht und ihn ſelbſt aus dem Gleichgewicht gebracht . . . Knapp kroch der Alte aus dieſer verdammten Dunkelheit heraus; an den Steinen hat der Aermſte ſich die Stirne zerſchlagen. . . Er kommt in die Hütte, krächzt, ſeufzt und ſieht uns an. Ich aber ſtehe ſchon da, als ob nichts vorgefallen wäre, unter den anderen Sträflingen, thue als ob ich beſchäftigt wäre — hobele da irgend ein Brettchen . . . „Wer von euch Teufeln hat denn meine Laterne ausgelöſcht?“ fragt er. „Wenn er doch wenigſtens ſo davongelaufen wäre, der Barbar, aber ſeht, wie er mich zerſchlagen und mir eine Todesangſt eingejagt hat. Du biſt es geweſen, Petruſchka Semenow, kein anderer oder du warſt es, alter Teufel?“ Dabei deutet er auf mich . . . Ich und Petjka beteuern unſere Unſchuld, rufen Gott zum Zeugen an, lachen aber innerlich. Wir kamen ſo davon. Ein komiſcher Kerl war dieſer Ismailka. Unſereinem konnte er nichts anhaben.

„Auch mit dem Bohren war es rein zum Lachen. Die Kronsaufgabe war, zehn Oberſchichten auszubohren, in einer weichen Schicht aber auch volle zwölf. Thatſächlich aber bohrten wir drei bis vier,

höchstens bis sieben Oberschichten. Denn niemand mag gern umsonst arbeiten."

„Wurde man denn nicht gestraft?"

„Ja, wie kann man denn alle strafen? Nun, selbstverständlich, wenn der Aufseher über die Arbeiten merkte, daß man schon ein vollendeter Drückeberger war, dann sandte er einen mit einem Zettel zum Inspektor. Eines Tages sendet da Ismailka den Senjka Bespaly zu dem „Finnländer" hin. Der liest den Zettel. „Warum bist du so faul, Kind?" fragt er. „Der Aufseher klagt, daß du nur zwei Werschok ausgebohrt hast, es sollen aber zehn ausgebohrt werden." — „Es ist unmöglich, Ew. Gnaden", antwortet Senjka, „die Kobylka hat sich bei diesem Anbruch die Hände ganz zerschunden. „Wie Stahl so hart ist die Schicht!" —„Na, es ist gut, Kind", sagt er, „ich werde mal nachsehen. Ich werde morgen die gesundesten Burschen im ganzen Bergwerk auf diese Stelle schicken." Und wirklich, er schickte Grischka, den Kleinrussen, und Wanjka Schigan hin. Die haben nur anderthalb Werschok abgeschlagen — nun, selbstverständlich mit Absicht. „Na", sagt der „Finnländer", „wenn die nicht einmal bohren konnten, muß der Stein geradezu wie Eisen sein. Ich werde mich für euch verwenden, Kinder." Er nimmt Papier und schreibt dem Bergvorsteher, daß er für diesen Anbruch keine Leute mehr hergeben wird, da sie sich dabei zu sehr anstrengen ... Und denke dir: man hat diesen Anbruch wirklich liegen gelassen! ... Da merkte das Bergamt, daß man mit den Kronsaufgaben nicht weit

kommt, dabei ist aber das Silbererz in Pokrowskoje von erster Güte: und daraus zog man damals den Hauptgewinn. Nun, da führte man die „Staratelskija“ ein. Man setzte uns eine Gage aus: so viel Rubel für einen Kubikfaden Ausbohrung. Ach du mein Gott, wie da gleich alles anders wurde! Die Menschen, die Kraft und Lust zum Bohren fanden sich. Erst arbeitete man die Kronsaufgabe (volle zehn Oberschichten) auf, dann aber ohne Unterbrechung noch zwanzig „Staratelskija“. Man muß bedenken: dafür hatte jeder seinen eigenen Tabak, Milch und Schnaps ... Und zum Kartenspiel reichte es auch aus. Leer ging nur der aus, der nicht arbeiten wollte. Malachow z. B. schlief den ganzen Tag, dafür mußte er auch Hunger leiden.“

„Warum hungerte er? Die Kronsnahrung war doch da?“

„Das Kronsfleich tauschte er gegen Tabak ein. Ja, und was für ein Essen ist die Krons„balanda“?“

„Warum arbeitete er denn aber nicht? Er scheint doch ein gesunder Mensch zu sein?“

„Einen Bären schlägt er nieder ... Er wollte einfach nicht ... Das Sprichwort sagt, die Faulheit sei früher als wir zur Welt gekommen.“

„Wozu! Wozu Unsinn reden!“ rief plötzlich Tschirok, der bis dahin wortlos zuhörte: „Ich liebe das nicht. Paramon ist ein gerechter Mann. Er liebt nicht allerlei Vorwürfe und Prahlereien, die bei der Teilung vorkommen: der eine hat mehr, der andere hat weniger gearbeitet ... Bei uns, wissen Sie, sind doch alle Habichte und Prahlhänse — Pa-

ramon hat dies aber nicht gern. Er ist ein gerechter Mann. Solange er arbeitete, konnte sich niemand mit ihm messen. Er hat dreißig Oberschichten ausgebohrt, wo Grischka, der Kleinrusse, und Wanjka Schigan bei der Kronsaufgabe anderthalb geleistet haben. Ein gerechter Mensch ist Paramon — darum warf er auch schließlich den Kram hin."

„Du wiederholst immer dasselbe, wie eine Elster: ein gerechter Mann, ein gerechter Mann! Was verstehst du denn überhaupt davon? Du hast doch fast nie gebohrt! Du hast deine Zwangsarbeit als „Prizendal" (nicht bei den eigentlichen Zwangsarbeiten. Anm. d. Uebers.) verbracht — du warst bald Waschfrau, bald Bader, bald Krankenwärter."

„Schamloser Glotzer! hast glücklich was gefunden, was du mir vorwerfen kannst: also „Prizendal" wäre ich gewesen . . . Hast du deine Hände so angestrengt, wie ich? Du hast selbst erzählt, wie du gearbeitet hast, mir aber ist die ganze Haut von den Fingern geschunden, als ich eure gemeinen Hemden wusch. In die Augen sollte man dir speien, du Eniseischer Vielfraß!"

„Was schimpfst du, was bellst du, Permjak (der aus der Perm stammt, wo Salz gewonnen wird; darauf bezieht sich auch der nächstfolgende Ausdruck. Anm. d. Uebers.), hast die Ohren voll Salz! Sieh mal, wie er das Maul aufsperrt! Was hast du in deiner Perm gesehen? Was weißt du, was verstehst du?"

„Du weißt viel, du hast viel Kummer gehabt, du gelbschnäbeliger Vagabund!"

„Na, ich bin wohl kein Gelbſchnabel mehr: dreiundfünfzig Jahre lebe ich ſchon auf der Welt, habe ſchon allerlei geſehen und weiß manches. Was du weißt, das habe ich ſchon beinahe wieder vergeſſen!“

Ich merkte, daß einſtweilen nichts mehr verhandelt werden würde, was mich intereſſierte, und daß es eine endloſe Schimpferei geben werde. Ich ging alſo auf meinen Platz, in die Ecke der Zelle zurück. Späterhin erfuhr ich jedoch, daß ſolche Wortgefechte unter den Arreſtanten ſelten mit Prügeleien enden; wie mir ſcheint, ſogar ſeltener, als unter den Kulturmenſchen ... Man kann nicht ſagen, daß das an einem Mangel an Ehrgeiz bei den Arreſtanten liegt. O! ich habe ſchreckliche Aufwallungen von Ehrgeiz geſehen, wenn es ſich um Beziehungen zu einem Menſchen handelte, den ſie für etwas höher anſahen als ſich ſelbſt ... Da zeigte ſich bei ihnen eine Empfindlichkeit, wie man ſie bei intelligenten Menſchen nicht immer findet. Anders verhält es ſich mit ihren Beziehungen zueinander, zu einem der ihrigen. Mir ſtanden zuweilen die Haare zu Berge bei den grauenhaften Schimpfwörtern, mit denen ſie einander überhäuften: es gab kein grobes Wort, keine kränkende Wortſtellung, mit denen ſie den Gegner nicht zu kränken verſucht hätten; nicht er allein, ſondern ſeine Mutter, ſein Vater, ſeine Landsleute wurden angegriffen! Mir war, als bliebe nach ſolch einem kräftigen Wortwechſel den Gegnern nichts anderes übrig, wie als Todfeinde auseinanderzugehen. Und was geſchah? Einen Tag, zuweilen aber ſchon eine Stunde ſpäter, ſah ich ſie friedlich und freundſchaftlich mit-

einander sprechen. Nicht mehr miteinander zu reden, was in gebildeten Kreisen so oft geschieht, ist für sie etwas völlig Unbegreifliches und Unmögliches. Die schrecklichste Schimpferei ist im Grunde genommen für sie nichts anderes als ein leerer Wortwechsel, eine Art künstlerischen Zweikampfes. Es kommen gewiß wie immer und überall Ausnahmen vor: aber ich wiederhole, daß ich während einiger Jahre, die ich im Schelaischen Bergwerk verbrachte, nicht mehr als zwei-, dreimal Schlägereien und Prügeleien bemerkt habe, deren Ursache Beleidigungen durch Schimpfworte waren. (Es giebt in dem Wörterbuch der Sträflinge nur zwei Schimpfwörter, die nicht selten zu Schlägereien und Totschlag, sogar innerhalb der Gefängnisse führen: das eine Wort bedeutet einen Spion, das andere — einen Mann, der sich dazu hergiebt, die Rolle eines Weibes zu übernehmen. Anm. d. Verf.) Dafür kommen aber unter den Arrestanten selten Erscheinungen anderer Art vor: etwa Fälle einer innigen und zärtlichen Freundschaft. Keiner sieht den anderen als Leidensgenossen an, sondern eher verhalten sie sich wie Wölfe zueinander, wie Feinde. Das Wort „Kamerad" selbst ist, um das hier zu erwähnen, eins der Lieblingsworte der Sträflinge — wird aber nicht in unserem kulturellen Sinne gebraucht: Kameraden nennt man Leute, die aus einem Geschirr essen und trinken. Aber solche wirtschaftliche Beziehungen kommen meistens zufällig zustande. Das Wort „Freund" hat noch weniger Sinn.

Der Streit Tschiroks und Gontscharows wurde unterdessen durch das Erscheinen des Aufsehers unter-

brochen; der Aufseher teilte mit, daß zum Staroſten unſerer Zelle der alte Gandorin, der dieſen Poſten ſchon tags zuvor vorläufig verſehen hatte, beſtimmt ſei. Darauf forderte der Aufſeher uns auf, uns zu äußern, wen wir als allgemeinen Artelſtaroſt, wen als „Wäſcher", „Paraſchniki", als Brotbäcker wählen wollten. Es erhob ſich ein lautes Gerede. Es wurden lauter mir wenig bekannte Namen genannt. Aus unſerer Zelle nannte man Kusma Tſchirok als Wäſcher, Jaſchka Perwanow (idem Tarbagan) als „Paraſchnik".

„Du, Jaſchka, beſchäftigſt dich mit dieſer Sache nicht zum erſten Male, dieſer Spiritus iſt was für deine Naſe . . . Ja, und du, Tſchirok, haſt dich auch an Weiberarbeit gewöhnt. Waſch du nur die Ueberzüge!"

„Was redet der da, der Schafskopf! Dafür ſollte man dich ohrfeigen!"

„Nun, nun!" rief der Aufſeher, „wen wollt ihr als Staroſt haben?"

Alle tauſchten Blicke aus und ſchwiegen einige Zeit. Gontſcharow wies als erſter auf mich hin.

„Er iſt leſekundig und ein Menſch von beſonderer Art. Da wird ſchon kein Betrug vorkommen . . ."

„Nikolaitſch, Nikolaitſch als Staroſt!" ſchrie die ganze Zelle. Aber ich ſträubte mich, wie man zu ſagen pflegt, mit Händen und Füßen dagegen.

„Laßt mich, bitte! Wenn ihr mir einen Gefallen thun wollt, um Gotteswillen, nehmt Abſtand davon! Ich mag nicht."

Man verſuchte mich zu überreden, aber ich ſchlug es

rundweg ab. (Einer von den Kritikern dieſes Buches fand, daß gerade in dieſer Abſage der größte Fehler des Iwan Nikolajewitſch beſtehe. Wenn dieſer Fehler nicht vorgekommen wäre, und wenn Juchorew nicht zum Staroſten gewählt worden wäre, ſo würden nach ſeiner Meinung auch jene Unannehmlichkeiten, die der Verfaſſer im zweiten Bande beſchreibt, nicht vorgekommen ſein. Aber dieſe Anſicht beweiſt nur, daß der Kritiker das Weſen der Lage nicht begriffen und ſich die Motive der Abſage des Iwan Nikolajewitſch, die keineswegs eine Laune oder das Verlangen nach Ruhe waren, nicht klargemacht hat: Es war Iwan Nikolajewitſch moraliſch unmöglich, die Rechte und Pflichten eines Staroſtes des kriminellen Gefängniſſes auf ſich zu nehmen — eine Stellung, die unvermeidlich mit allerhand Konflikten mit der Obrigkeit, mit Erniedrigung, Kompromiſſen und dergleichen mehr verbunden iſt. Ich rede ſchon garnicht davon, daß die Vorgeſetzten ſelbſtverſtändlich dieſe Wahl nicht beſtätigt hätten ... Aber wenn das Unmögliche geſchehen wäre, wenn Iwan Nikolajewitſch gewählt und beſtätigt wäre, was wäre dabei herausgekommen? Nur das eine, daß die Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und der „Kobylka" viel eher begonnen hätten und er ohnehin ſehr bald der für ſeine Lage nicht paſſenden Stellung hätte entſagen müſſen. — Der Verfaſſer hielt dies alles früher für vollſtändig klar, jetzt aber ſcheint es ihm nicht überflüſſig, es deutlicher auszuſprechen. Anm. d. Verf.). Zu meiner großen Verwunderung nannte man auch in den anderen Zellen mich zuerſt; ich nahm aber naiverweiſe an, daß

die meiſten überhaupt von meiner Exiſtenz nichts wußten!

Der Aufſeher erklärte überall, daß ich ſchon abgelehnt habe; aus dieſem Grunde einigte man ſich, nachdem man einige Zeit gelärmt und geſtritten hatte, auf einen gewiſſen Kolpakow, einen jungen gewandten Burſchen von den „Tſcherwonny Valet“ (raffinierter Spitzbube). Dieſen Kolpakow beſtätigte übrigens Lucjeſarow nicht und es wurde ein anderer Sträfling, ein gewiſſer Juchorew, zum Staroſt gewählt.

Unterdeſſen hatte der alte Gandorin einen kleinen Zuber mit „Kroſchonka“, d. h. mit fein geſchnittenem Fleiſch, das für die zwanzig Leute in unſerer Zelle beſtimmt war, aus der Küche herbeigebracht. Jeder Sträfling erhielt an Ruhetagen 32 Solotnik rohes Fleiſch, an Arbeitstagen aber 48 Solotnik. Eine Stunde oder anderthalb vor der Verteilung des Mittageſſens nahm der Koch im Beiſein des allgemeinen Staroſtes und des Wachthabenden das Fleiſch aus dem Keſſel, befreite es von Knochen und zerſchnitt es auf dem Tiſche mit großen Meſſern in kleine Stücke. Darauf verteilte der Staroſt dieſe „Kroſchonka“ in zehn Zuber nach der Anzahl von Zellen (die Küche wurde auch als Zelle gezählt) entſprechend der Anzahl der in ihnen lebenden Menſchen. Die Verteilung wurde einfach mit den Händen vorgenommen, die gewiß nicht immer rein waren.

Die Zellenſtaroſte brachten die Zuber in ihre Zellen und dort vollzog ſich die Verteilung zum zweitenmal.

Mit unwillkürlichem Ekel ſah ich, wie der wider-

liche alte Gandorin, ohne auch nur die Hände abzuwaschen, auf dem schmutzigen Tisch, den er übrigens mit seiner Mütze abgewischt hatte, zwanzig Fleischhäufchen machte. Von seinen Händen troff das Fett; außerdem floß auch aus seiner Nase eine Mißtrauen erregende Flüssigkeit, die er gezwungen war, jeden Augenblick mit derselben fettigen Hand abzuwischen. Deshalb begannen seine Nase und seine Lippen bald zu glänzen. Der Alte schien offenbar sehr gewissenhaft zu sein: es schien ihm stets, als sei das eine Häufchen größer, das andere kleiner, als es sich gehöre, und er mühte sich lange damit ab, die Fleischbrocken von einem Häufchen auf das andere zu legen. Ich mußte mich fast erbrechen beim Anblick dieser ekelerregenden Operation ... Ich legte mich auf die Pritsche und kehrte mich gegen die Wand. Aber die Teilung war schon fertig; die Sträflinge stürzten sich auf ihre Portionen. Der Hunger ist, wie man sagt, keine Tante und nachdem ich einige Zeit gewartet hatte, trat ich auch hinzu, um meinen Teil zu nehmen. Mich verwunderte sein bescheidener Umfang. Es waren genau fünf kleine Stücke Fleisch, jedes von der Größe eines Fingerhutes und die Hälfte davon bestand aus nicht zu kauenden Sehnen. Ich erkundigte mich aus Neugier, ob in anderen Bergwerken auch soviel Fleisch verteilt werde.

„Nach dem Gesetze wird überall ein und dasselbe verteilt", antwortete mir der gesprächige Gontscharow: „aber das hängt schon von unsereinem ab, daß alles, was einem gebührt, in den Mund gelangt. Dies ist noch eine gute Portion: eins zwei, drei, vier ... Was

denn! ſechs Stück habe ich. Da kann man noch Gott danken! An einem Ruhetag kann man davon ſatt werden. In anderen Gefängniſſen aber, wo unſere „Kobylka“ freien Willen hat, glauben Sie mir, erhält man ſelbſt Oſtern nicht ſo viel!“

„Warum denn aber? Wenn ihr dort freien Willen habt, betrügt euch doch dort die Obrigkeit nicht.“

Alle lachten über meine Naivität. Gontſcharow lachte auch leiſe und ſchwieg eine Weile.

„Wie kindlich Sie urteilen!“ ſagte er ſchließlich: „ja, unſereiner, die „Kobylka“ iſt ſchlechter als die Obrigkeit. Die Obrigkeit wird mir nichts ſtehlen, weil ich ſelbſt ein Spitzbube bin, aber einer von uns, der wird ſtehlen. Und wenn er mir nichts ſtiehlt, werde ich es ihm ſtehlen. Wozu ſind wir denn Spitzbuben?“

„Wer ſtiehlt denn Fleiſch?“

„Wer! . . . Ja, giebt es denn dort in der Küche nicht eine Menge „Priczendal“ (Nichtsthuer). Die Staroſts, die Köche, die Dienſtthuenden, die Knochenfreſſer?“ . . .

„Was ſind das, Knochenfreſſer?“

„Die die Knochen abknabbern: ‚die Schigans‘, die alles verſpielt haben. Einige verſpielen ihre Portion einen Monat voraus. Na, da drückt er ſich in der Küche herum, wenn das Fleiſch zerſchnitten wird. Einige kaufen auch bei den Staroſts und den Köchen Fleiſch.“

„Was denn, ich habe doch gehört, daß bei den Arreſtanten der Diebſtahl im Gefängnis bei einem der ihrigen ſtreng verfolgt wird?“

„Das ſtimmt. Als der ſchlechteſte Kerl gilt bei uns der, der bei ſeinen Kameraden, ſagen wir Tabak oder Zucker, ſtiehlt. Und nicht zu vergeſſen: wenn man im Gefängnis einen Dieb erwiſcht, ſchlägt man ihn halbtot. Ich bin mein Lebtag ein Dieb geweſen, warum ſoll ich es leugnen? Ein Schuft und Räuber erſten Ranges bin ich geweſen; aber im Gefängnis . . . Hier bin ich ein ehrlicher Kerl und ſchlage dem die Fratze ein, dem Hundeſohn, der behaupten will, daß ich bei einem Arreſtantenbruder nur ſo viel geſtohlen habe!“

„Aber iſt es denn nicht genau ſo gut ein Diebſtahl — dem Artel das Fleiſch zu ſtehlen?“

„Nein, das iſt ganz was anderes! Bei uns wird das nicht als Diebſtahl angeſehen.“

„Wieſo iſt das Diebſtahl?“ beſtätigte Tſchirok ſichtlich mit voller Ueberzeugung. „Das iſt allgemeines Zugeſtändnis. Wenn man Staroſt iſt, will man ſich herausfüttern . . . Wozu ſoll man ſich denn abmühen? Der Artel rechnet ſchon bei der Wahl damit. Das iſt kein Diebſtahl.“

„Selbſtverſtändlich iſt das keiner“, ſagte die ganze Zelle im Chor. Gontſcharow allein lächelte, wie mir ſchien, verſchmitzt und rauchte ſeine Pfeife. Mich intereſſierte dieſe merkwürdige Sträflingslogik.

„Ja, ihr klagt doch ſelbſt“, ſagte ich, „daß das Kronsmittageſſen in den anderen Gefängniſſen reines Spülicht ſei? So kann man doch nicht jahrelang leben: man kommt dabei um!“

„Dort ſtirbt man nicht!“ antwortete mir mein Zellengenoſſe; „dort hat jeder Geld. Dort hielt

ich es für eine Sünde, die Kronsbalanda anzurühren. Die „Balanda“ und die Grütze trug man bei uns in Pokrowskoje eimerweis den Schweinen der Aufseher hin.“

„Gut, wenn man „Staratelskija“ hat“, fuhr ich fort, da ich mich noch nicht beruhigen konnte, „aber nicht in allen Bergwerken sind sie doch, ja, und arbeiten können nur die Stärksten.“

„Ja, sind es die „Staratelskija“ allein? Sie kennen unsereinen noch nicht, Sie sind wie ein kleines Kind; alles muß man Ihnen vorkauen und in den Bart schmieren . . .“

„Und dennoch wird er behaupten: es schmeckt nicht!“ sagte der eiserne Kater, der einen Witz machen wollte.

„Wir haben viele Einnahmequellen und jeder kann seine Rechnung dabei finden. Der eine gewinnt beim Kartenspiel, der andere steht Wache, paßt den Aufseher auf, und dafür erhält er auch sein Teil; der dritte handelt mit Schnaps, der vierte von den Verheirateten handelt mit Piroggen, mit Milch, der fünfte verwahrt die Karten. Ja, du mein Gott! Wie viel Winkelzüge findet ein findiger Kopf nicht! Der Wäscher — wäscht mir ein Handtuch, — ich muß ihm dafür etwas zahlen, weil das keine Kronsarbeit ist. Der andere erdenkt sich eine Krankheit, legt sich ins Krankenhaus: Milch oder Fleisch verkauft er auf einige Tage, schau, da hat er schon Geld zu Tabak. Wenn einer aber alles blank und bar verspielt hat — kann er eine Kronssache verkaufen. Nun, selbstverständlich muß man dafür sein Fell riskieren: das

macht doch unſereinem nichts aus. Ha—ha—ha! Es iſt ſogar noch ganz gut — treibt das Blut etwas raſcher . . . Auf die Art lebt man. Sagen wir, es ſind im Gefängnis zweihundert Rubel vorhanden — ſie wandern nur von Hand zu Hand, liegen nicht lange bei einem brach. Alle ernähren ſich von ihnen."

Dieſe intereſſante Finanztheorie wurde durch das Mittagläuten, das auf elf Uhr vormittags feſtgeſetzt war, durch einen neuen Lärm mit dem Schloß und durch das Erſcheinen Gandorins unterbrochen, der mit einem großen Zuber Kohlſuppe oder der berühmten Arreſtantenbalanda in der Hand erſchien. Mir erſchien die „Balanda" wie das reinſte Spülicht: ein wenig Grütze in ſchmutzigem Waſſer, ein wenig Kohl, einige nicht gereinigte Kartoffeln, eine Menge Schaben und keine Spur von Fleiſchbrühe. Ja, woher ſollte auch die Fleiſchbrühe kommen, wenn die Arreſtanten das Fleiſch aus dem Keſſel herausnehmen, kaum daß es gekocht iſt, weil andernfalls das Fleiſch auseinanderfiele und eine Teilung in Portionen unmöglich wäre. Meine Zellengenoſſen jedoch lobten die Schelaiſche „Balanda" einſtimmig und leerten den Zuber bis auf den Boden. Dieſer Umſtand gab mir Veranlaſſung an ihrer Erzählung von dem Paradiesleben in anderen Gefängniſſen ſtark zu zweifeln. Gontſcharow ſchien meine Gedanken erraten zu haben, und als er ſich auf die Pritſche legte, begann er von neuem:

„Gut iſt ſie, gut, aber wenn man nur auf ſie allein angewieſen iſt, hält man es nicht lange aus. Offenbar wird man aber auf ſie allein angewieſen

ſein. In dieſem Gefängnis, geben wir auch zu, wäre es eine große Sünde, bei dem Artel zu ſtehlen. Denn es ſind die letzten Broſamen . . . Man kann nirgends mehr etwas erhalten."

„Selbſtverſtändlich, nirgends!" beſtätigte Tſchirok niedergeſchlagen, trat zu mir und fügte hinzu: „Bitte, geben Sie mir Tabak zu einer Cigarette."

Nach ihm ſtreckten Tarbagan und andere ſchweigend ihre Hände nach meinem Tabaksbeutel aus. Nachdem ſie dieſe heilige Handlung vollzogen hatten, legten ſich alle auf die Pritſchen nieder und verſanken anſcheinend in die Betrachtung der ihnen bevorſtehenden bitteren Zukunft. Alle ſchwiegen und bald ertönte in der Zelle ein allgemeines Schnarchen. Es trat die Nachmittagsruhe ein. Um fünf Uhr erklang die Glocke zum Abendbrot. Man brachte Buchweizengrütze, dünn wie Suppe und unausſprechlich ekelhaft von Geſchmack; ſolange ich mich noch nicht daran gewöhnt hatte, kam es mir vor, als hätte ſie den Geruch von Hunden . . . Bald nach dem Abendbrot brachte man uns den Abendthee. Um ſechs Uhr wurden die Zellen zur Abendkontrole geöffnet. Im Korridor ertönte ein betäubender Pfiff, darauf vernahm man den aufgeregten Zuruf des Aufſehers:

„Kriecht zur Kontrole heraus! Stellt euch ſchnell auf dem Hof auf, der „Naczalnik" (Vorgeſetzte) ſelbſt wird da ſein!"

Eingeſchüchtert durch das Vorhergeſchehene zogen die Arreſtanten eilig die Schlafröcke an und liefen einander drängend Hals über Kopf auf den Hof hinaus,

wo sie sich in zwei Reihen, eine Zelle von der anderen gesondert, aufstellten. Der diensthabende Aufseher in weißen Handschuhen lief die Front entlang, und mit einem besorgten Blick auf die Pforte hin zählte er uns vorher. Endlich ertönte die Glocke. Der ältere Dienstthuende, der hinter der Pforte stand, rief hinter dem Gitter hervor:

„Er kommt."

Alle bewegten sich wie ein Meer, husteten, schneuzten sich — und wurden still, erstarrten wie angewurzelt. Zwischen den Gittern des Thores hindurch konnte man sehen, wie die Kosaken, die müßig dastanden, erschreckt von der Straße in die Kaserne liefen. Und unter das Thor trat die stattliche Gestalt des Sechsäugigen in einem über die Schultern geworfenen Mantel und mit einem Stock in der Hand, umringt von einer Suite von Aufsehern. Man sah und hörte, wie der älteste Aufseher eilig zu ihm hinlief, Honneur machte und den Rapport hersagte. „Herr Direktor! Auf dem Schelaischen Bergwerk ist alles in Ordnung, im Gefängnis befinden sich . . ." Weiter konnte man nichts hören. Das Schloß lärmte, das Thor wurde geöffnet.

„Ru—hig!! Mützen herunter!" kommandierte der Dienstthuende, der vor der Front stand, mit einer so lauten Stimme, daß auch ein nicht eben furchtsames Herz davor erzittern würde. Die rasierten Köpfe entblößten sich sofort.

„Mützen aufsetzen!"

„Bedeckt euch!" Die Mützen gelangten auf die Köpfe. Der Dienstthuende eilte mit schnellen Schrit-

ten auf den langsam daherschreitenden Luczesarow zu, machte Honneur und meldete mit hastigen Worten:

„Herr Direktor! In dem Schelaischen Gefängnis ist alles in Ordnung; in der Front befinden sich hundertsiebzig Menschen, im Lazarett acht, Arretierte zwei."

„Guten Tag", sagte der Vorgesetzte gutmütig zu ihm und ließ die Hand, die er während des Rapports ebenfalls an den Mützenschirm hielt, sinken.

„Wünschen Ihnen Gesundheit, Ew. Gnaden!" schrien einige von den Arrestanten, ohne zu merken, daß diese Begrüßung nicht an sie gerichtet sei.

„Wünsche Gesundheit, Herr Direktor", antwortete der Aufseher ehrerbietig und sprang schnell zur Seite.

„Morgen, Brüder!" sagte Luczesarow, indem er die Stimme erhob und näher zu uns herantrat.

„Wünschen Ihnen Gesundheit, Herr Direktor!" brüllten die wie aus schwerem Traume erwachten Brüder; der Schall drang bis weit hinter die Wände des Gefängnisses und hallte bis zu den Bergkuppen hin.

„Gebt Befehl zum Gebet!"

„Zum Gebet! Mützen run—ter!"

Der Sträflingschor, der laut dem vorher gegebenen Befehl in der Mitte der Front stand, sang die gewohnten Gebete ziemlich gut und laut.

„Bedeckt euch!"

Die Mützen senkten sich wieder auf die Köpfe nieder. Ungefähr zwei Minuten stand der Sechsäugige und betrachtete schweigend die Arrestanten, die nicht tot, nicht lebendig dastanden.

„Hört mal", begann er mit herrischer Stimme. „Heute habt ihr mit meiner Erlaubnis einen allgemeinen Staroſt, Köche und andere Arteldiener gewählt. Sie mögen, und ihr alle mögt euch merken, daß ich in meinem Gefängnis keinen Diebſtahl dulden werde. Wegen jedes Falles von Betrug, der in der Küche, im Krankenhaus oder in irgend einer anderen Artelabteilung bemerkt wird, werde ich die Schuldigen vor Gericht ſtellen. Davon ganz zu ſchweigen, daß bei ſeinen Kameraden zu ſtehlen ſogar von eurem Sträflingsſtandpunkt aus eine Schmach und Schande iſt. Wißt außerdem, daß außer den von der Krone zum Eſſen bewilligten Produkten ich nichts in das Gefängnis laſſen werde. Thee, Zucker und Tabak könnt ihr für euer Geld nur einmal in der Woche beſtellen und auch nicht mehr, als in dem von mir beſtimmtem Maße für jeden einzelnen Mann. Keine „Maidans" werde ich geſtatten. Privatverbeſſerung der Nahrung werde ich auch nicht zulaſſen. Ich werde nicht zulaſſen, daß die einen beſſer oder ſchlechter als die anderen eſſen! Die anderen Gefängniſſe ſind für mich nicht maßgebend. Das Schelaiſche Gefängnis — iſt ein Muſtergefängnis für Zwangsarbeiter, und ich will, daß es nicht nur auf dem Papier für Zwangsarbeiter ſein ſoll. Das Strafreglement muß nach meiner feſten Ueberzeugung auch Nahrungsreglement ſein. Uebrigens, wenn das jemand will, kann er ſein Geld zur Verbeſſerung des Eſſens für das ganze Gefängnis abgeben. Aufſeher, führt die Sträflinge in die Zellen."

„Die erſten drei Nummern rechts um! — Die

mittleren drei Nummern eine halbe Schwenkung nach rechts! — Die letzten drei Nummern links um!"

„Marsch!"

Die Sträflinge gingen im Zeremonialschritt und in der strengsten Ordnung zu ihren Plätzen, unterhielten sich leise untereinander von der „Kontrole des Essens", die ihnen der Sechsäugige versprochen hatte.

„Er sagt es einem direkt ins Gesicht, Brüder: Bei mir wird das richtige Strafreglement gelten."

Aber die Zeremonie des Tages war damit nicht beendet. In den Zellen gab man nochmals Befehl, sich in zwei Reihen aufzustellen. Der Sechsäugige ging die Zellen ab und vollzog eine zweite endgültige Zählung. In jeder Zelle schrie der Aufseher bei seinem Erscheinen: „Ruhe!" und mit schrecklich zur Seite schielenden Augen meldete er: „Zwanzig Leute, Herr Direktor!"

Endlich wurde die Thüre zugeschlagen, das Schloß klirrte und wir blieben allein zurück, betäubt, benebelt und verwirrt von all diesem Geräusch und Glanz.

„Na—na!" faßte Gontscharow die allgemeine Stimmung zusammen.

„Oh, Herr du meine Güte!" stöhnte der alte Gandorin und hielt seinen Bauch, in dem es ihm vor Schreck übel geworden war. Dies brachte alle zum Lachen und die Stille wurde durch ein gemeinsames Gespräch unterbrochen. Aber ich hörte nicht zu, legte mich in meinen Winkel hin, versuchte mich zu beruhigen und meine Gedanken zu sammeln.

Die nächsten zwei Tage, die zum Ausruhen bestimmt waren, glichen einander wie zwei Wassertropfen. Der Unterschied bestand nur in den Gesprächen der Sträflinge untereinander und darin, daß der zweite Tag Mittwoch war, also ein Fasttag, und deshalb war in der „Balanda“ gar kein Fleisch. Uebrigens ließ sich die Obrigkeit offenbar nicht von religiösen Erwägungen leiten, wenn sie im Gefängnis zwei Fasttage in der Woche einführte, denn Speck für die Grütze wurde auch an diesen Tagen gegeben. Diese Eigentümlichkeit fiel besonders in den großen Fasten auf, wo man die Sträflinge zwingt, volle drei Wochen zu fasten, wobei in die eine Woche die Vorbereitung zur Beichte fällt. Während dieser ganzen Zeit setzt man uns „Balanda“ ohne Fleisch, aber mit Speck vor. Außer den Fasten an den Mittwochen und Freitagen wurde im Schelaischen Gefängnis noch zweimal in der Woche anstatt Fleisch das sogenannte „Geschlinge“ ausgeteilt, d. h. Leber, Magen und Lunge. Die Ration war ein wenig größer als die gewöhnliche, aber dafür konnte nur ein sehr genügsamer Magen dieses „falsche“ Fleisch, wie die Sträflinge sich ausdrückten, essen: die Lungen, schlüpfrig wie Kröten, der schlecht gesäuberte Magen, der sein natürliches Aroma von sich gab, gingen mir schwer in die Kehle. So bekam man also das echte, nicht „falsche“ Fleisch nur dreimal in der Woche zu essen. Dies erklärte sich daraus, daß der älteste Aufseher, der auch Oekonom war, das Gekröse, das un-

vermeidlich bei jeder Kuh vorhanden ist, irgendwie verwenden mußte, und deshalb zwang er den Staroſt auf jeden Fall, es zu nehmen; die Aufſeher und andere Angeſtellte kauften nur reines Fleiſch. Uebrigens muß man ſagen: obgleich die Sträflinge auch brummten, war ihnen im Grunde ihres Herzens das Geſchlinge lieber, weil es in einem etwas größeren Quantum als das reine Fleiſch ausgeteilt wurde. Was mich anbetrifft, ſo mußte ich, als ich näher mit dem Nahrungsreglement des Schelaiſchen Gefängniſſes bekannt wurde, unwillkürlich voll Schreck daran denken, daß ich einige Jahre hier verbringen ſollte. „Hier ſtirbt man!“ wiederholte ich das Arreſtantenſprichwort.

Bei der Abendkontrole des zweiten Tages war, wie ſonſt auch, Luczeſarow ſelbſt anweſend, aber er hielt keine Reden mehr. Am Abend des dritten Tages ging der älteſte Aufſeher die Reihen ab und forderte die Sträflinge auf, ihr Handwerk zu nennen und ſich über ihre Kenntniſſe zu äußern. Zuerſt ſchwiegen alle, dann aber begannen ſie einander leiſe zu ſtoßen: „Geh, Andrjuſchka . . . vielleicht erarbeiteſt du dir Geld zum Tabak . . . du weißt doch, was für ein Gefängnis das hier iſt.“

Aus unſerer Zelle meldete ſich zuerſt — Wodjanin als Schmied, nannte ſeinen Namen und trat aus der Reihe hervor.

„Nicht heraustreten aus der Front! Auf dem Platze bleiben! Hände an die Seiten halten!“ ſchrien einige Aufſeher und ſtürzten zu ihm hin.

Der eiſerne Kater verſchwand ſchnell in den Reihen.

„Wer noch? Wer kann den Hammerschmied abgeben?"

Aus unserer Zelle meldete sich ein gewisser Jefimow.

Malachow, der schon aus dem Karzer entlassen war, meldete sich als Böttcher. Aus anderen Zellen fanden sich Zimmerleute, Tischler, Holzsäger, Schlosser, Schuhmacher. Dann las der Dienstthuende die Verteilung der Arbeit vor. Da gab es Gruppen, die zum Ziehen eines Grabens, zum Bau des Winterquartiers, zur Wasser- und Holzzufuhr bestimmt waren, und schließlich eine Gruppe Bergarbeiter.

Mit unwillkürlichem Erstarren des Herzens wartete ich, wohin mein Name geraten würde, und war innerlich froh, als ich hörte, daß ich in das Bergwerk gewiesen war; erstens, weil ich gerade mit den Bergarbeiten bekannt werden wollte, zweitens, weil mir alle übrigen, sogar die leichteren Arbeiten, ehrenrühriger erschienen . . .

Nachdem die Verteilung vorgelesen war, teilte der Aufseher den zur Bergarbeit bestimmten mit, daß sie wegen der weiten Entfernung des Berges von dem Gefängnis und der Unbequemlichkeit der Rückkehr zum Mittagessen, auf „eine Arbeitsschicht" dorthin gingen, und deshalb könnten sie Brot und Kessel zum Theekochen mitnehmen.

Die „Schpanka" war den ganzen Abend aufgeregt. Unablässig hinter Schloß und Riegel zu sitzen, waren alle schon überdrüssig geworden, und alle fanden außergewöhnlichen Gefallen an der Aussicht auf den bevorstehenden Wechsel. Es wurde auch die Frage

erörtert, ob man im Schelaiſchen Gefängnis „Extrabelohnung“ geben werde. Nach den Ausſagen der Sträflinge wurde für die Handwerker, die im Bergwerk arbeiten, von dem Bergamt Geld ausgeſetzt: für den Schmied fünf Rubel im Monat, für den im Außendienſt beſchäftigten und den Befeſtiger (der Stollen) vier Rubel u. ſ. w. Man intereſſierte ſich ſchredlich für die Frage, was für ein Winterquartier gebaut werden ſollte. Der näſelnde Mann, der die Aerzte in einen Ameiſenhaufen zu ſtecken vorgeſchlagen hatte, ſagte geheimnisvoll flüſternd: „Ich weiß . . . für das freie Kommando.“

„Für was für ein freies Kommando? Was faſelſt du?“

„Ich faſele nicht, ich weiß es . . . Man wird uns bald entlaſſen . . . Denn bei vielen iſt der Termin ſchon abgelaufen. Bei Andrjuſchka, dem Koch, bei Paramon, Tarbagan, Romaſchka Peſtrow, Letunow, Skoropadow . . .“

„Das iſt richtig. Aber wird man einen hier entlaſſen? Hier iſt doch ein Muſtergefängnis . . .“

„Man wird ſchon . . . Wenn ich dir ſage!“

„Ja woher weißt du's denn, du verfluchter Näſelhans? Du haſt doch die ganze Zeit mit uns hinter Schloß und Riegel geſeſſen!“

„Ich weiß es eben, woher, das iſt meine Sache . . . Vom Aufſeher habe ich es gehört!“

„Was wir da für einen Näſeler haben, Brüder! Er iſt einzig in ſeiner Art. Wenn man den hat, hat man keine Zeitungen nötig.“

Ich ſah den Näſeler an. Sein ganzes Geſicht

glänzte von einem zufriedenen und zugleich listigen Lächeln; der lange, rötliche Schnurrbart bewegte sich, wie bei einer Schabe, die schwindsüchtige Brust atmete zuckend und schnell. Nachdem er seine sensationelle Neuigkeit mitgeteilt hatte, legte er sich auf die Pritsche hin und schwieg wie früher.

Es entspannen sich endlose Gespräche darüber, wer und wann in das freie Kommando hinauskommen werde. Ich erkundigte mich, wer aus unserer Zelle in den Berg gehen werde. Es erwies sich, daß nur Gontscharow und sein Landsmann Petruschka Semenow, ein junger Herkules, der sich in düstere Schweigsamkeit hüllte, dorthin gingen. Der Schmied und Zuschläger für das Bergwerk waren aus anderen Zellen bestimmt; der eiserne Kater und Jefimow blieben bei der Gefängnisschmiede. Tschirok gab mir den guten Rat, mich vor der Arbeit tüchtig auszuschlafen, ich befolgte das, legte mich sofort hin und schlief wie ein Toter ein. Am anderen Tage erwachte ich noch lange vor dem Glockenzeichen, das zwanzig Minuten ehe die Zellen zur Kontrole geöffnet werden, gegeben wird. Ich kleidete mich an, wusch mich, legte mich wieder hin und es gelang mir, noch ein wenig zu schlafen, bis endlich die Thüren klirrten und der gewöhnliche Aufruf ertönte: „Heraus zur Kontrole!“ Also war es fünf Uhr morgens. Um sechs Uhr, als der Morgenthee beendet war, erklang die zweite Glocke bei der Pforte, im Korridor des Gefängnisses aber ertönte der betäubende Pfiff und Ruf des Aufsehers:

„Zur Arbeit! Zur Arbeit! Stellt euch auf dem

Hof in Gruppen auf, wie ihr bei der Arbeit zusammengehört!"

Alle strömten auf den Hof hinaus und suchten die ihrigen auf. Ich erblickte meine Recken, Gontscharow und Semenow, und stellte mich hinter einem von ihnen auf. Jeder Bergarbeiter trug auf der Brust ein Leinwandsäckchen mit einem Stück Brot und einer Theetasse, einige hatten außerdem kleine Kessel. Zuerst wurden diejenigen hinter die Pforte gerufen, die zum Ziehen des Grabens bestimmt waren, dann die Zimmerleute und zu allerletzt die Bergarbeiter. Zur Pforte wurden wir einzeln hinausgelassen, wobei man uns untersuchte, indem die ganze Kleidung von Kopf bis zu Füßen befühlt wurde. Auf dem Platz vor dem Gefängnis befahl man uns noch einmal anzutreten und umringte uns mit einem dichten Convoi Kosaken. Einigemal wurden wir gezählt. Der Ober-Convoierende unterschrieb in dem Dienstzimmer, daß er fünfunddreißig Sträflinge empfangen habe. Dann ertönte das Kommando des Aufsehers, der uns in den Berg begleiten sollte.

„Rechts um! Je vier Mann in einer Reihe! Marsch!"

Und die „Kobylka" eilte Hals über Kopf in die unbekannte Weite — irgendwohin, wenn es nur weg von dem Gefängnis wäre, wenn es nur irgend etwas Neues vorstellte, und wenn das Neue auch zehnmal schlechter wäre . . .

Zuerst ging der Weg bergab. Ueberall ringsum erblickte man das gelbgewordene feine Gewächs der „Taiga" (dichter Wald), junge Lärchen, dünne Bir-

ken, Faulweiden, wilde Rosmarinsträucher und Heckenrosen, am ganzen Horizont aber erhoben sich bald vollständig kahle, bald mit ebensolchem Gesträuch bedeckte Bergkuppen. Wir wußten nicht, in welcher von diesen Bergkuppen sich das Schelaische Bergwerk befinde. Nach den Gerüchten waren alle Schelaischen Berge durchwühlt von Schachten und Stollen. Diese Gegend war überhäuft mit dunklen und schrecklichen Legenden. Man wies auf eine der Bergkuppen hin und erzählte, daß vor dreißig Jahren dort eine Verschüttung vorgekommen sei, bei der mehr als sechzig Menschen umgekommen wären.

„Dies verheimlicht man natürlich", erzählte ein nicht mehr junger Arrestant mit einem hölzernen, trockenen Gesicht und kecken schwarzen Augen, „man verheimlicht es, um unsereinen nicht zu erschrecken. Nun, wir wissen es ja doch!"

„Nichts weißt du!" erwiderte ihm der Aufseher, der neben ihm ging und das Gespräch gehört hatte: „ein Bergsturz ist allerdings passiert, aber nicht hier, sondern in Algatschi."

„Und der Aufseher in Algatschi sagt, daß es nicht dort, sondern im Schelaischen geschehen wäre."

„Das kann nicht sein. Der Aufseher in Algatschi, Stepan Iwanytsch, ist mein leiblicher Onkel. Wer von uns beiden muß es wohl besser wissen?"

„Vielleicht wissen Sie es ja wirklich besser — dagegen streite ich nicht — nur die Obrigkeit befiehlt Ihnen, es vor uns zu verheimlichen."

„Wozu denn verheimlichen?"

„Ja, weil, wenn die „Kobylka“ das wüßte, man niemand in den Berg hineinbrächte.“

„Schwätz keinen Unſinn, Alter! Wir würden ſie ſchon hineinbringen, wenn wir wollten. Du weißt es doch, wie du ſagſt, man jagt dich und du gehſt dennoch.“

Der Alte hörte auf zu ſtreiten, aber er brummte noch lange allerlei vor ſich hin. Die Sträflinge waren offenbar auf ſeiner Seite. Viele zwinkerten mir zu und flüſterten:

„Wie fein er's ihm gegeben hat! Uns führt man nicht an. Wir kennen ihre Schlangenart!“

„Sieh, ſieh!“ zerrte mich jemand an dem Aermel, „ſchau mal, Nikolaitſch!“

Ich blickte nach links zu der Bergkuppe hinüber, auf die man mich hinwies, ich konnte nur einige große Haufen von Steinen und hier und da dunkle Löcher gewahren.

„Was ſind das für Löcher?“ fragte ich.

„Die Schachte.“

„Hier war der Bergſturz?“

„Wer weiß? Vielleicht

Der Weg begann bergan zu ſteigen. Als ich eine Viertelwerſt gegangen war, fühlte ich, daß mir der Atem ausgehe, und ich ſchrie unwillkürlich in ſibiriſchem Dialekt: „Langſamer!“

Der Aufſeher befahl zu raſten. Nachdem wir uns fünf Minuten erholt hatten, nahmen wir den Weg wieder auf. Das Steigen wurde immer ſchwerer und ſchwerer. Aber ſchon war das Häuschen nicht mehr weit, in dem der Wächter des Bergwerks wohnte,

und wo die Verteilung der Sträflinge nach ihren Arbeiten geschehen mußte. Hier stand auch die Schmiede. Als wir alle zusammen in das Häuschen eintraten, erblickten wir einen hinfälligen, halberblindeten Alten mit einer Mähne von grauem, ungekämmtem Haar und mit Lumpen am Leibe. Sein spitzes Näschen schien die Luft zu durchschnüffeln und seine Aeuglein machten mir, trotz ihrer Altersschwäche, den Eindruck von Hinterlistigkeit, was man „auf seinen Vorteil bedacht sein" nennt. Dies war der Bergwächter. Neben ihm saß der Aufseher über die Arbeiten, ein starker und rotbäckiger Bauer, mit weiten, schwarzen Plüschhosen und einem abgetragenen Ueberrock mit einem roten Gürtel bekleidet. Er hieß Peter Petrowitsch. Er begann sofort jeden von uns zu fragen, was für eine Arbeit er kenne; aber ich bemerkte, daß alle, sogar die, die schon in Bergwerken gewesen waren, ihn zu überzeugen versuchten, daß sie zum erstenmal im Leben ein Bergwerk sähen. Es fanden sich übrigens der Schmied und der Befestiger (ein Zimmermann), die am Abend vorher der Gefängnisverwaltung ihr Handwerk angezeigt hatten. Von der weiteren Verhandlung verstand ich sehr wenig: ich hörte nur, daß man mich bei irgend einer „Drehorgel" angestellt habe.

„Was ist denn das?" fragte ich Gontscharow verwundert. Mir fuhr es durch den Kopf, ob man nicht etwa Scherz mit mir triebe.

„Ja, seien Sie ruhig! Mit Ihnen zusammen ist Petjka Semenow angestellt, er wird Ihnen alles erklären und zeigen."

„Sie ſelbſt ſind bei einer anderen Arbeit?“

„Ich bleibe hier, um dem Aufſeher einen Schlitten zu machen.“

Ich trat zu Semenow und erfuhr von ihm, daß wir in den oberſten Schacht gehen würden, um Waſſer auszupumpen.

„Was für eine Drehorgel iſt denn dort?“

„Das iſt die Drehorgel — mit der das Waſſer ausgepumpt wird“, lächelte Semenow und zeigte dabei zwei Reihen blendend weißer Zähne.

Ich ſah mir zum erſtenmal ſein Geſicht näher an und, aufrichtig geſagt, ich konnte mich nur mit Mühe losreißen. Gewöhnlich düſter und hart — erhielt es, wenn es lächelte, eine geradezu kindliche Anmut; die grauen Augen, in deren Tiefe eine böſe Kraft verborgen war, glänzten dann von Zutraulichkeit und herablaſſender Weichheit.

„Wie alt ſind Sie, Semenow?“ fragte ich unwillkürlich und entzückte mich an ſeinem Lächeln.

Das Lächeln verſchwand ſofort, wie die Sonne hinter den vorbeijagenden Wolken.

„Achtundzwanzig“, antwortete er unwillig und ging fort.

Als ich ihn von weitem beobachtete, ſah ich wieder nur noch ein ernſtes, kaltes Geſicht und zuſammengezogene Brauen. Der kleine, kaum bemerkbare Schnurrbart verlieh dem unteren Geſichtsteil, das im ganzen ſehr hübſch und energiſch war, einen unangenehmen, tieriſchen Ausdruck. Semenow hatte eine große, vollſtändig viereckige Stirne; der hohe Wuchs und die eiſernen Muskeln der Hände ergänzten

die Geſtalt. Jedesmal war es mir unangenehm zu Mute, wenn ich dieſe grauen, großen Augen anſah: es ſchien, als ſähen ſie einen nicht gerade an, ſondern als durchdrängen ſie einen und ſähen irgend etwas hinter dem Rücken, und es tauchte eine inſtinktive Furcht auf, als würde man gleich von einer eiſernen Hand am Hinterkopf ergriffen und einem die Schädelhaut abgeriſſen werden .... Ich nahm mir vor, dieſen Menſchen näher kennen zu lernen, in deſſen Seele unbedingt ein Dämon leben muß.

Zu dem oberſten Schacht hinaufzulangen, war noch ſchwerer; der Berg ſtieg immer ſteiler und ſteiler an, und auf einer Strecke von ſiebenhundert Schritt erholten wir uns wenigſtens fünfmal. Uebrigens die fünf Sträflinge, die mit mir zu einer und derſelben Arbeit beſtimmt waren, fühlten ſelbſt anſcheinend kein Bedürfnis zu raſten und thaten dies ganz allein meinetwegen. Dabei waren ſie alle beladen: der eine trug ein großes, dickes Seil aus Seegras, das nicht weniger als drei bis vier Pud wog; ein anderer — eine hölzerne Tragbahre, zwei andere trugen je einen ſchweren Kübel mit eiſernen Reifen; der fünfte endlich trug einen eiſernen Schmiedehammer von einem halben Pud Gewicht, ein Beil, eine Spitzhacke und etliche Spaten. Ich trug nur einen leeren Eimer zum Theetrinken und Brot. Als wir endlich den Beſtimmungsort erreichten, ſchlug mir das Herz wie ein Vogel im Vogelbauer; atemlos fiel ich auf die Erde hin und lag einige Minuten ſo, bis ich wieder zu mir kam. Da erſt ſah ich mich neugierig um. Wir ſaßen in der Nähe eines großen hölzernen

Baues, der die Form eines Kegels oder einer Kuppel von ungefähr fünf Faden Höhe hatte. Er verdeckte den Eingang in den Schacht. An seinen Seiten waren zwei Thüren, die verschlossen waren; der Ober-Convoi schloß sie auf. Zwei Kosaken stellten sich sofort mit Flinten zu beiden Seiten der Kuppel auf, fünf andere aber begannen ein Feuer anzuzünden.

Ich sah nach unten. In der Tiefe des Beckens glänzte die Umzäunung des Schelaischen Gefängnisses; das schärfste Auge konnte kaum die schwarzen Punkte der Schildwachen, die auf seinem blendend weißen Grund auf und ab gingen, unterscheiden; neben dem Gefängnis erhoben sich viele andere Bauten, die durch die Menge der in der Morgenluft qualmenden Schornsteine den Eindruck einer kleinen Stadt erzeugten. Bedeutend höher war das von einem Sumpfe umgebene Berghäuschen sichtbar, aus dem wir vor kurzem weggegangen waren. Noch höher, ein wenig zur Seite, stand das hübsche Häuschen des Bergbeamten Monachow, der das Schelaische Bergwerk verwaltete. Gerade unter uns erhoben sich zwei ebensolche hölzerne Kuppeln wie die unserige, eine über der anderen, die zwei andere Schachte — den mittleren und den unteren — bedeckte. Unterwegs hatte ich sie, da ich schwere Atemnot litt, nicht bemerkt. Alle drei Schachte befanden sich in gleicher Entfernung zweihundert Schritt voneinander. Hier hörte ich von den Sträflingen, daß bei dem Häuschen noch ein „Stollen" anfange — ein horizontaler Gang, der sich in der Richtung auf uns zu in den Berg erstreckt, ein Gang, in den später die senkrechten Schachte

münden sollen, um ihm Luft zuzuführen. Ich begnügte mich mit diesen ersten Mitteilungen und entzückte mich unwillkürlich an dem vor mir entrollten Bild. Es war ein klarer Herbstmorgen; die Luft war frisch, still und heiter; an dem blaßblauen Himmel war kein Wölkchen. Die Sonne war eben aufgegangen und ergoß schon ein Meer von Glanz. Hier und da glänzten die Bergkuppen blendend hell, hier und da warfen sie einen schwarzen Schatten. Dunkel war es auch in der Schlucht, wo das Gefängnis sich befand. Dafür aber war weiter herauf auf der uns entgegengesetzten Seite die Aussicht besonders malerisch und erhaben. Dort erhob sich ein ganzes Amphitheater von Bergen, die sich aufeinander drängten und sich weit im blauen Morgennebel verloren. Und mir kamen unwillkürlich die Worte des Dichters (Schewtschenko — ein kleinrussischer Dichter. Anm. d. Uebers.) in den Sinn:

„Hinter den Bergen sind Berge,
Ganz umringt von dunklem Nebel,
Erleuchtet vom Kummer,
Mit Blut begossen ..."

Ja, der schreckliche Gedanke, wie viel Kummer, Thränen und sogar lebendiges Menschenblut diese herzlosen, schönen Berge gesehen haben, verdüsterte das Entzücken an der Aussicht und veranlaßte mich, unwillkürlich die Augen abzuwenden ... Ich sah nach der anderen Seite hinüber, über den Schacht hin. Dort erhob sich ein hoher Berg, der offenbar die ganze Umgegend beherrschte. Einer der Kosaken

trat, als er meine Neugier bemerkte, zu mir und sagte, daß sich in diesem Berge gerade die hauptsächlichsten Ausschachtungen des Schelaischen Bergwerkes befänden.

„Er ist von Schachten durchwühlt und Erz giebt es noch in Ueberfülle dort. Die Schachte sind aber schon seit dreißig Jahren alle von Wasser überschwemmt — man kann nicht hinein. Mein Großvater hat dort gearbeitet . . . Er lebt jetzt noch."

„War er Zwangsarbeiter?"

„Ja, sozusagen war er ein Zwangsarbeiter. — Damals waren alle Bauern Zwangsarbeiter . . . . Wir gehörten zu dem Bergwerk. Wenn man den Großvater erzählen hört, so leben die jetzigen Zwangsarbeiter gegen die früheren wie im Paradiese . . . Es war doch zu Rasgildejews Zeiten (R. war ca. 1850—60 Direktor der Bergwerke. Anm. d. Uebers.) . . . Fragen Sie doch mal den Bergwächter — er hat doch auch in diesem Berg gearbeitet und ist in Kara gewesen. Was hat Ihre Zwangsarbeit dagegen zu sagen! Sie brauchen die Aufgaben kaum abzuarbeiten, Rutenstrafen giebt es nur noch selten genug, dazumal aber verging kein Tag, ohne daß das Blut in Strömen floß! . . ."

Der Kosak entfernte sich. Alle dachten unwillkürlich nach.

„Nun, sehen wir mal zu, was ein Schacht ist", forderte ich die Sträflinge auf, und wir begaben uns in die Kuppel.

In der Mitte befand sich ein großer, viereckiger Brunnen, fast bis obenhin mit Wasser gefüllt. Ich

beugte mich darüber und hielt mir fast augenblicklich die Nase zu — solch ein Gestank kam da heraus.

„Es hat dreißig Jahre gestanden — verfault ist es", erklärte mir einer der Sträflinge.

„Was sollen wir thun?"

„Der Aufseher wird kommen — der wird schon sagen, was. Zu beeilen brauchen wir uns nicht. Die Krone kann warten."

„Wir sind doch keine Zwangsarbeiter! Wozu sich beeilen? . . ."

„Wer sich eilt, macht sich lächerlich."

„Ja, ich sage doch nicht, daß wir uns beeilen sollen", rechtfertigte ich mich, „sondern ich frage bloß: was sollen wir thun?"

„Die Drehorgel drehen!"

„Wo ist denn hier eine Drehorgel?"

Alle lachten.

„Na, sind Sie einfältig, Nikolaitsch! Hier muß man die Bücher vergessen."

Ich wurde ganz verlegen und begann in den Brunnen hinabzusehen. Ueber ihm erhob sich auf einem Geländer eine Winde mit eisernen Griffen. Ich faßte einen davon und der große Wellenbaum knarrte und drehte sich schwerfällig um. Hier erinnerte ich mich nun an den Kübel und das Seil, die wir mitgebracht hatten.

„Ach, ja! Stimmen wir lieber mal ein Liedchen an, Bruder!" sagte ein junger und ziemlich hübscher Bursche, Rakitin, den man im Gefängnis nicht anders nannte, als die Espenholzglocke, d. i. eine Glocke,

die den Kühen um den Hals gebunden wird, damit sie sich nicht in der „Taiga" verirren.

Und ohne eine Zustimmung abzuwarten, begann er mit einem hohen süßlichen Tenor:

„Lauernd lag ich auf dem Sand,
Sah hinaus aufs weite Meer — —"

Aber dies Lied schien ihm nicht zu gefallen und er stimmte sofort ein neues an:

„Seht ihr drei Rosse auf dem Dache
Und diesen kleinen Postillon —"

Ich spitze die Ohren.

„Wo fährt er?"

„Auf dem Dache . . ., so ein ganz junger Bursche, na, so wie ich einer bin . . . und ein ebenso hübscher Kerl — er fährt zu seiner eigenen Frau, seiner teuren Gattin —"

„Warten Sie! Wie kann man denn auf dem Dache fahren? Auf dem Weg, auf dem Felde kann man fahren, aber wer fährt denn über die Dächer? „Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen" muß man singen. (Von dem Lied „Seht ihr drei Rosse" giebt es im Russischen eine Version, nach der der Postillon zu seiner Gattin heimkehrt. Anm. d. Uebers.)

„Gut. Ich werde es mir merken, glauben Sie es. Ach, früher hatte ich ein gutes Gedächtnis, Iwan Nikolajewitsch, bis in die kleinsten Einzelheiten behielt ich alles! Und ich hatte eine schreckliche Leidenschaft für die Wissenschaft. Nun, aber seit ich geheiratet habe, bin ich viel stumpfsinniger geworden."

„Ach, Sie sind verheiratet, Rakitin? Wo ist denn Ihre Frau?"

„Hier, sie ist mir nachgekommen. Ja, haben Sie sie denn nicht gesehen — die Frau, die auf dem Wagen fuhr? So ein gemeines, schlechtes altes Weib, anspeien möchte man sie! Sie ist fünfzehn Jahre älter als ich."

„Wie alt sind Sie selbst?"

„Mariä Fürbitt werde ich siebenundzwanzig Jahre. Und ein Söhnchen habe ich, wissen Sie, der ist auch hierher gekommen. Keścha heißt er. Im dritten Jahr ist er. Ach, und das Herz thut mir weh, wenn ich an ihn denke — so weh!"

„Und um die Frau thut es Ihnen nicht leid?"

„Was ist eine Frau! Frauen kann man zwanzig kriegen, wenn man Lust hat. Besonders so ein Artist, wie ich! . . . Jedes Weib wird verrückt über meiner kolossalen Schönheit!"

Und plötzlich fing er an zu tanzen und sang dabei hastig:

„Heugabeln, Harken, zwei Besen, eine Sichel!
Heugabeln, Harken, zwei Besen, eine Sichel!
Zwei Hexen kamen und der Waldteufel!
Stahlen zwei Pudgewichte und einen Sack!"

„Ach du Espenholzglocke!" lachten die Sträflinge.

In diesem Augenblick erschien der Aufseher Peter Petrowitsch in der Thür.

„Bin ich geschwitzt, Kinder!" sagte er, nahm seine Mütze ab und wischte sich die Stirne mit einem roten karrierten Tuch ab. — „Es hält schwer, hier herauf zu kommen."

Schwer atmend, setzte er sich neben uns auf das

breite Balkengebinde des Brunnens hin. Ich wandte mich mit der Bitte an ihn, mir zu erklären, was das Bergamt vorhabe, indem es dieſe Arbeiten unternimmt.

„Ja, faſt nichts, Burſche . . . überflüſſiges Geld haben ſie . . . Sie möchten gern an die alten Stollen, ſiehſt du, zu denen in der großen Bergkuppe. Da ſteht jetzt Waſſer drin — man muß es durch den Stollen heraus laſſen, in den Sumpf, dort bei dem Häuschen."

„Wann wird dieſer Plan denn ausgeführt werden?"

„Das iſt eben die Sache — wann! . . . Wenn die Arbeit bezahlt würde —. Mit den Sträflingen wird es nie zuſtande kommen."

„Nie?"

„Nun, vielleicht kommt es nach dreißig, vierzig Jahren zu ſtande. Man kann aber annehmen, daß es ihnen ſchon früher langweilig wird, das Geld unnütz auszugeben . . . Und außerdem war von jeher das Schelaiſche Erz nicht von der beſten Sorte: auf ein Pud kamen etliche 16 Solotnik Silber. In Algatſchi z. B. giebt es Adern, die 28 Solotnik ergeben. Dort braucht man nur Leute anzuſtellen, dort kann man das Silber gleich ohne alle Vorarbeiten wegnehmen. Nehmen wir z. B. dieſen Schacht: man muß ihn nach dem Plan bis zu ſechzig Faden in die Tiefe führen, vorläufig mißt er aber im ganzen neun Faden."

„Ja, weshalb wird denn dann das Schelaiſche Bergwerk wieder befahren?"

„Für das Gefängnis ... Um euch zu schuhriegeln ... Aber Kinder, wir plaudern, man muß aber auch arbeiten. Der Berginspektor kann noch kommen. Wenn er auch einen dicken Bauch hat, den er kaum schleppen kann, so kann er doch noch herauf kriechen. Spannt das Seil auf die Winde!"

Wir drehten das Seil auf die Winde und banden einen Zuber an das Ende, oder um im Bergwerkjargon zu reden, einen Kübel. Vier von uns, darunter auch ich, begannen die Winde an den eisernen Handgriffen zu drehen, zwei andere nahmen den Kübel ab und gossen das stinkende Wasser in die daneben angebrachte Rinne, aus der es in den Graben floß. „Die Drehorgel" zu drehen, zu vieren oder sogar zu dreien, war ganz leicht; zu zweit mußte man sich schon ziemlich anstrengen, allein drehen konnten von uns allen nur zwei: Semenow und noch ein Kleinrusse von unbedeutendem Aussehen. Peter Petrowitsch wollte auch seine Kraft versuchen und wenn auch mit großer Mühe, brachte er es doch fertig.

„Nun, jetzt werde ich gehen, Brüder. Lebt wohl. Arbeitet solange, bis ich euch einen Kosaken sende."

„Hören Sie", sagte Rakitin und trat mit einem süßlichen Lächeln zu ihm heran: „geben Sie uns lieber ein bestimmtes Pensum auf. Sie wissen, ein Sträfling arbeitet nur dann etwas, wenn er ein gewisses Interesse dabei hat, sonst zieht die Sache nicht. Es ist geradeso, wie wenn so ein Bursche, wie ich z. B., mit einem alten Weib der Liebe pflegen soll!"

„Mir ist es gleich, thut was ihr mögt. Dreihundert Kübel pumpt aus, dann kommt in das Häuschen!“

„Das ist zu viel!“

„Weniger darf es nicht sein, der Berginspektor wird sich ärgern.“

„Nun, gut“, sagte Semenow, „bleiben wir bei dreihundert!“

„Den Kübel aber, den Sie selbst heraufgezogen haben, sollen wir den auch zählen?“

„Laß mich in Ruhe, du Naseweis, ich habe keine Zeit, mich mit dir zu unterhalten!“

„Nun, ich wünsche Ihnen alles Gute! Gute Geschäfte! Schöne Mädchen zu küssen, uns, arme Kerls nicht zu vergessen!

„Ach, ihr dummen Mädels,
Lauft uns Burschen weg! ...“

Peter Petrowitsch ging fort. Ich glaubte, daß wir uns sofort mit großem Eifer an die Arbeit machen würden, da es nicht mehr früh war, die Aufgabe aber erschien mir ziemlich groß. Innerlich staunte ich sogar, daß meine Kameraden so wenig mit dem Aufseher gehandelt hatten. Aber kaum verschwand er aus den Augen, als Rakitin vor Freude auftreischte, hoch in die Höhe sprang, dann wie ein Hengst aufwieherte und schließlich Kuckuck rief.

„Thee kochen! Thee kochen!“ schrie er, „die Arbeit ist gethan!“

Die übrigen leisteten seiner Aufforderung schweigend Folge. Semenow nahm das Kesselchen und

ging zu den Koſaken, um zu fragen, wo ſie Waſſer geſchöpft hätten. Ich ſah Rakitin unſchlüſſig an.

„Wieſo iſt die Arbeit gethan? Wann ſollen wir denn fertig werden?“

„Oh, ſeien Sie ruhig, Iwan Nikolajewitſch, wir haben noch viel Zeit. Zu wie viel Jahren ſind Sie verurteilt?“

Ich ſagte es.

„Hui! Da können Sie noch viel Waſſer auspumpen! Mehr als dreihundert Kübel.“

„Alſo, ihr wollt den Aufſeher betrügen? Ihr werdet ſagen, daß ihr dreihundert ausgepumpt habt, ohne nur dreißig auszupumpen?“

„Das iſt es! Sie haben es erraten. Das iſt es nämlich! Folgen Sie ſtets meinem Rate, Iwan Nikolajewitſch, geben Sie nur auf eins acht, daß die Rinne naß iſt. Iſt ſie jetzt naß? ausgezeichnet! ... Oh, nein, nein! hier iſt ein Endchen trocken geblieben ... Wir wollen es ſofort beſpritzen, ſo, ſo ... Daß es ausſieht, als hätten wir wer weiß wie gearbeitet. Jetzt bin ich frei, meine Herrſchaften! Vielleicht wollen Sie ein Liedchen hören?“

(Rakitin ſingt hier ein paar Strophen aus ruſſiſchen Volksliedern, ähnlich wie „Steh' ich in finſtrer Mitternacht“ u. dergl., die in ihrer Zuſammenhangloſigkeit für den deutſchen Leſer keinen Sinn haben, und die ich deshalb glaube auslaſſen zu können. Der Ueberſ.).

Semenow hatte unterdeſſen das Waſſer geholt, den Thee raſch auf dem Soldatenfeuer gekocht und wir ergaben uns der ſüßen Ruhe.

„Nachdem wir nun den Thee getrunken haben, können wir ein wenig ſchlafen", fuhr Rakitin fort zu plaudern. „Legen Sie ſich hin, Iwan Nikolajewitſch, bei Gott, legen Sie ſich hin, ich werde Ihnen ein Bettchen zurecht machen. — Werde Lärchenzweige abbrechen, bringe ſie mit Petruſchka auf der Bahre her und Sie werden ſich vorzüglich erholen. Ich ſelbſt kann am Tage nicht ſchlafen: ich habe, wiſſen Sie, außerordentlich viel Gedanken und mein Blut wallt auch ſo ſtark. Ich werde als Wache bei Ihnen bleiben. Sobald ich merke, daß irgend ein Vorgeſetzter kommt, werde ich Sie gleich wecken."

Aber ich lehnte dies liebenswürdige Angebot rundweg ab und ſagte, daß auch ich am Tage nicht ſchlafen könne und es daher vorzöge zu plaudern.

„Zu wieviel Jahren ſind Sie verurteilt, Rakitin?"

„Zu elf. Ich kam doch ganz unſchuldig zur Zwangsarbeit, Iwan Nikolajewitſch. Wegen einer Mütze. Bei Gott, ich kann einen Eid darauf leiſten, wegen einer Mütze!"

„Wie ſo?"

„Ich war böſe auf einen Burſchen . . . Petjka kennt ihn auch, den Aleſchka Trofimow. Wir ſind doch alle aus einer Gegend, aus dem Jeneiſſeiſchen Gouvernement — Gontſcharow, Petjka und ich . . . Nun, ſelbſtverſtändlich über Mädels ging der Streit los . . . Da dachte ich ihn tüchtig zu traktieren, d. h. ihm nach Herzensluſt die Rippen zu befühlen. Ich überredete Senjka Iwanow, mir zu helfen. Wir lauerten einmal auf, wie Aleſchka irgend

wohin vom Hofe wegfuhr, da ſchwangen wir uns in einen Schlitten und fuhren ihm nach. Wir holten ihn in der Steppe ein: halt! ... Er wollte ausreißen ... Nein, Bruder, Scherz beiſeite! Ich ſprang in ſeinen Schlitten, ſpringe wie eine Katze, ihm an die Bruſt und kralle mich mit den Zähnen direkt in ſeine Bruſt ein .... Wiſſen Sie, ich habe eine Angewohnheit: wenn ich wütend bin, gleich laſſe ich die Zähne in Thätigkeit treten .... Senjka griff ihn mit der einen Hand an der Maſchine (der Kehle), mit der anderen bearbeitete er ihm die Rippen. Tüchtig haben wir das Täubchen traktiert, haben ihn fein zurecht gemacht. Sein Mütterchen würde ſich über den hübſchen Sohn gefreut haben! Haben ihn zerſchlagen und in den Schnee geworfen. Ich habe ihn noch ein wenig mit Schnee zugedeckt. Wir ſetzten uns wieder in den Schlitten, und marſch nach Hauſe. Aleſchka aber kam wieder zu ſich. Kroch, wie ein Bär aus dem Schnee hervor, ganz voll Blut ..., ging direkt zum Dorfſtaroſt und reichte eine Klage gegen mich und Senjka ein, daß wir ihm ſeine Mütze und fünfundſiebzig Rubel abgenommen hätten. Man veranſtaltete Hausſuchung bei uns: ſchau — thatſächlich, in meinem Schlitten liegt Aleſchkas Mütze! Einer von uns beiden war in der Betrunkenheit ſo dumm geweſen, ihm ſeine Mütze wegzunehmen, ja, und ſpäter hatten wir es vergeſſen! Wir wunderten uns ſelbſt: wie iſt ſie nur hineingekommen? Wozu haben wir ſie genommen? Indeſſen war ſie ein ſtarker Beweisgrund. Alſo nur der Mütze wegen kamen wir auf elf Jahre zur Zwangsarbeit."

„Geld aber haben Sie nicht genommen?“

„Gott straf mich! wir haben keins genommen! Ich schwöre Ihnen bei meiner Schönheit — wir haben es nicht genommen!“

„Und früher haben Sie von ehrlicher Arbeit gelebt?“

„Man kann wohl sagen, ja. Ich, sehen Sie, Iwan Nikolajewitsch, bin als Waise aufgewachsen. Mein Vater war ein Ansiedler, er ließ mich als ganz kleines Kind zurück. Ich ging mit einem Täschchen um die Schulter betteln. Und manchmal vergossen sogar fremde Menschen bei meinem Anblick Thränen: „Ach, du liebes Kindchen! Weder Vater noch Mutter hast du?“ So wuchs ich heran. Ich begann mich an die Arbeit zu gewöhnen, lebte als Knecht. Dann nahm mich der Pferdehändler Iwan Iwanowitsch Czatschin als Commis zu sich. Denn ich war ein gewandter Bursche, zu jeder Arbeit tauglich und liebte die Pferde mehr, als Vater und Mutter. Hier verwundete ich das Herzchen seiner einzigen Tochter, meiner jetzigen Frau, Marfa Iwanowa. Und da passierte uns sozusagen etwas. . . Der Vater ärgerte sich, gewiß ärgerte er sich, aber er sah — es war an der Sache nichts mehr zu ändern, da verheiratete er uns gesetzlich. Seit der Zeit hatt' ich keine Not mehr, aß und trank gut, lebte von meiner Hände Arbeit.“

„Wenn du schon erzählst, so lüge doch nicht, du Espenholzglocke!“ wies ihn der düstere Semenow, der bis dahin geschwiegen hatte, ärgerlich zurecht: „mit anderen Dingen (er meint Gaunereien. Anm. d. Uebers.) hättest du dich nie abgegeben?“

„Ach, Petja, mein Bruder! Wie sollte ich mich dem denn entziehen? Ich bin in Not aufgewachsen, in Armut, habe so viele Freunde und Kameraden gehabt, jetzt aber, wo ich reich wurde, sollte ich ihnen die Thüre weisen? Kann man denn das? Nein, Petruscha, Kameradschaft geht vor. So, mein lieber Freund!"

„Was, Bursche", schrie in diesem Augenblick der Aelteste, indem er in die Kuppel eintrat, „ist es nicht Zeit, nach Hause zu gehen? Gehen wir ins Häuschen, ja?"

Alle rührten sich und machten sich schnell zum Abmarsch bereit. Hinunterzugehen war nicht so schwer, wie hinaufzusteigen; die Füße glitten von selbst abwärts; man mußte sich anstrengen, um nicht ins Laufen zu kommen. Die Kosaken mit den Gewehren kamen uns kaum nach. Mich drückte der Gedanke, daß ich meinen ersten Tag auf der Zwangsarbeit mit einem Betrug anfangen mußte, wenn auch nicht mit einem selbst ausgeheckten Betrug, so doch wenigstens als Mitschuldiger; aber bei dem Anblick der klaren Ruhe, die auf den Gesichtern der Sträflinge leuchtete, wurde es mir auch leichter ums Herz. „Wenn die anderen Arbeiten ebenso sind, wie heute die", dachte ich, „dann kann man es noch aushalten."

Rakitin besaß eine solche Frechheit, daß er beim Eintritt in das Häuschen im gutmütigsten und ungezwungensten Tone Peter Petrowitsch mitteilte, daß wir nicht nur die Aufgabe abgearbeitet haben, sondern noch fünfzig Kübel mehr ausgepumpt haben.

„Wird das Waſſer wenigſtens weniger?“ erkundigte ſich Peter Petrowitſch.

„Vorläufig iſt das ſchwer zu ſagen, Herr Aufſeher. Nach einigen Tagen wird man es beſſer merken können. Wenn irgendwo ein Leck an der Seite iſt, dann wird man wahrſcheinlich ohne Druckpumpe nichts machen können!“

Nach uns kamen auch die Arbeiter aus den anderen Schachten. Der Convoi ließ uns antreten. Der Aufſeher, der uns begleitete, nahm eine Kontrole vor und kommandierte: marſch! . . . Wir gingen zurück in das Gefängnis. Dieſer erſte Arbeitstag hinterließ einen dunklen, aber keineswegs beſonders ſchlechten Eindruck. Die Rückſeite der Medaille ſollte ich ſpäter kennen lernen.

Auf dem Grunde des Schachtes

Um halb drei kehrten wir vom Berge zurück. Am Thor wurden wir wieder ebenſo ſorgfältig unterſucht, wie am Morgen, man zählte uns und erſt dann ließ man uns in das Gefängnis hinein. Man mußte das aufgewärmte Mittagbrot eſſen. Der „Paraſchnik“ Jaſchka Tarbagan teilte mir ſofort alle Gefängnisneuigkeiten mit.

Das Winterquartier baut man thatſächlich für das freie Kommando, man wird bald welche entlaſſen. Der Sechsäugige hat das Gefängnis revidiert und hat alle Kammern nachgeſehen. Er hat den Staroſts und den Paraſchniks erklärt, daß ſie verpflichtet ſind,

jeden Montag und Freitag die Diele in den Kammern und Aborten, die „Korridortschiki“ — die der Korridore zu scheuern.

„Unser Gandorin ist beinahe vor Schreck gestorben!“

„Was ist geschehen?“

„Bei ihm waren die Pritschen nicht aufgeklappt. Kaum waren sie weggegangen zur Arbeit, als der Aufseher befahl, daß die Starosts die Pritschen aufklappen sollen, unser Alter aber hat es nicht gehört. . .“

„Ja“, begann Gandorin kläglich, „ich habe in der Küche Kartoffeln geschält. Du, Jaschka, hast aber auch schlecht gehandelt: wenn du schon für mich Alten nicht arbeiten wolltest, so hättest du es mir doch sagen müssen . . . Sieh mal, in was für einen Abgrund du mich beinahe hineingestürzt hättest!“

„Ha! ha! ha! so muß es euch hochgelobten Alten gehen. Dir sagen, meinst du? . . . Was geht mich die Sache an? Mir hat der Direktor selbst gesagt: deine Sache ist es, sagt er, dein Glas in Ordnung zu halten, für alles übrige sorgt der Starost.“

„Was ist denn mit Gandorin geschehen?“

„Fragen Sie ihn selbst!“

Aber der Alte schwieg und seufzte nur tief.

„In eine Einzelzelle hätte ihn der Sechsäugige beinahe gesteckt! Damit er zu Gott bete . . . Das paßt auch für ihn“, fuhr Tarbagan fort. „Wie er ihn anschrie: ‚Was ist das? Ungehorsam, Unfolgsamkeit? Handfesseln, an die Kette! Auf Wasser und Brot!‘ Ich sehe: unserm Gandorin zittern die Beine und die

Lippen ſind blaß geworden ... Bums auf die Kniee!"

„Wirſt auch fallen! Warte — du ſelbſt wirſt auch auf die Kniee fallen! Ich bin doch ſchon das dritte Jahr bei den Zwangsarbeiten, habe aber noch nie im Karzer geſeſſen. Ich habe keine Luſt unſchuldig zu leiden. Das iſt es!"

Um das Thema zu wechſeln, fragte ich, bis zu welcher Stunde die nicht im Bergwerk beſchäftigten Leute arbeiten müſſen und erfuhr, daß ſie um elf Uhr Mittag gegeſſen, ſich dann zwei Stunden erholt haben und dann beim Glockenſchlag an die Arbeit gegangen ſind; daß ſie keine Aufgabe erhalten haben und daß ſie daher vom Glockenſchlag bis zum Glockenſchlag arbeiten müſſen, d. h. bis fünf Uhr abends. Darauf folgte ich dem guten Beiſpiel Semenows und Gontſcharows und legte mich nach der „gerechten" Arbeit zur Ruhe.

„Gott ſei Dank! ein Arbeitstag iſt überſtanden!"

Von den erſten Tagen des Oktober an, da die Tage kürzer wurden, wurde nach den Gefängnisregeln die Anzahl der Arbeitsſtunden gekürzt: man begann eine Stunde ſpäter zu wecken und uns ſtatt um ſechs erſt um ſieben Uhr morgens an die Arbeit hinauszujagen. Später, im November, kürzte man noch eine Stunde: die Arbeiten, die nicht im Bergwerk vorgenommen wurden, wurden um vier Uhr beendet, die Abendkontrole aber begann man um fünf Uhr vorzunehmen. Dafür wurde auch die Nachmittagsruhe um die Hälfte gekürzt. Die ganze erſte Hälfte des Oktober hielt ein klares, ſonniges Herbſt-

wetter an: Schnee gab es noch nicht, aber morgens tüchtigen Frost. Die Oefen begann man erst vom 1. Oktober an zu heizen und auch da anfangs ziemlich sparsam und selten; daher war es in den Kammern feucht und kalt. Obgleich man die versprochenen mit Stroh gefüllten Kronsmatratzen ausgeteilt hatte, mußte man sich doch mit demselben schmutzigen Schlafrock bedecken, den man während der Arbeit anzog. Keine Decken und Laken wurden verteilt; eigenes Bettzubehör zu haben, war wegen der Einhaltung der kasernenmäßigen Schablone in allem, sogar in Kleinigkeiten, verboten. Gut, wenn man einen neuen, vor kurzem ausgegebenen Kittel hatte, aber in den zwei Jahren, die man ihn tragen mußte, wurde er gewöhnlich so abgetragen, an den Steinen des Schachtes und des Stollens so abgerieben, daß er buchstäblich durchsichtig wurde wie ein Sieb, und als Schlafdecke war er der unzulänglichste Schutz gegen die nächtliche Kälte; viele Sträflinge bedeckten sich daher noch mit Jacken und sogar Hosen; einige aber schliefen sogar unausgekleidet . . . Ueberhaupt zur Herbst-, Frühlings-, zuweilen aber auch in der regnerischen Sommerzeit, wo das Gefängnis nicht geheizt wurde, hatte man nachts ab und zu schrecklich unter der Kälte zu leiden und konnte sich oft erkälten. Im Winter, wo die Arrestanten Pelze zur Verfügung hatten, war es viel leichter auszuhalten.

Nicht weniger als zwei Wochen ging ich zu der „Drehorgel" in den oberen Schacht, dem ich endgiltig zugewiesen war, aber das Wasser in ihm verminderte sich immer noch nicht . . . Endlich kam Peter

Petrowitſch dahinter, woran die Sache lag, und begann uns zu drohen, daß er uns mit Zetteln zu dem Sechsäugigen ſenden werde. Einige Mal hatte er außerdem die Geduld, etliche Stunden bei uns zu ſitzen, er überwachte perſönlich den Gang der Arbeiten und notierte die Anzahl der Kübel. Im Laufe von etwa vier Stunden ununterbrochener Arbeit hatten wir 500 Kübel ausgepumpt und das Niveau des Waſſers in dem Schacht verminderte ſich ſofort merklich. Ihres frechen Betruges überführt, wurden Rakitin, Semenow und andere keineswegs verlegen, aber ſie begannen ſeit der Zeit eifriger zu arbeiten: das Wort „Zettel" hatte eine zauberiſch erſchreckende Wirkung . . . Außerdem aber ließ Peter Petrowitſch eine Bemerkung fallen, als ob der Bergbeamte die Abſicht habe, eine „Belohnung" zu beſtimmen. Dies war auch ein zauberhaft wirkendes Wort. In weniger als einer Woche pumpten wir in dem oberen Schacht Waſſer bis zu einer Tiefe von fünf Faden aus. Weiterhin kam durchweg Eis.

Man beſchloß, ſich auf den Grund hinabzulaſſen und den Schacht zu beſehen. Semenow und Rakitin ließen ſich einer nach dem anderen direkt am Seile hinunter, indem ſie es mit Händen und Füßen umfaßten, und zwar ging das ſo ſchnell, daß ich mich kaum beſinnen konnte. Der erſtere hatte wenigſtens dicke Handſchuhe angezogen, der leichtſinnige Rakitin hatte auch dieſe nicht einmal genommen. Ohne abzuwarten, bis Semenow auf den Grund gekommen war, ergriff er mit nackten Händen das Seil und pfeifend und irgend ein Lied ſchreiend, ſchoß er wie ein

Pfeil hinunter, so daß er sich dem Kameraden direkt auf den Hals setzte. Man hörte, wie Semenow schimpfte und ihn Teufel nannte . . . Ich sprach die Befürchtung aus, daß Rakitin seine Hände an dem Seil verbrannt habe, aber es war ihm nichts geschehen. Auf dem Grund des Schachtes sang er schon, tanzte und trieb allerlei Unfug. Die anderen Arrestanten, unter ihnen auch Peter Petrowitsch und ich, krochen durch die sogenannte Falle, einen hölzernen Deckel, der an einer der Seiten des Schachtes angebracht war; mit einer Laterne in den Händen, stiegen wir eine dunkle Treppe hinab. Vorsicht war nicht überflüssig, da der Schacht noch vor Kurzem bis oben hin voll Wasser gewesen war, und da die Stufen der Treppe mit Eis bedeckt und naß waren, so daß die Füße ausglitten. Eine abschüssige Wand aus dicken, behauenen Brettern trennte diesen Teil des Schachtes, der einem Kasten glich, von den übrigen ab — zum Schutze der Treppen und des Aufsehers bei den Dynamitsprengungen, wie mir Peter Petrowitsch erklärte.

„Es ist aber ein unzulänglicher Schutz", fügte er hinzu, „es ist ja alles nur ganz roh zusammengezimmert. Wie oft kommt es vor, daß alle diese Bretter zum Teufel fliegen und auch die Treppen! Ich suche deshalb stets aus dem Schacht herauszukommen, wenn ich die Patronen anzünde."

„Da haben Sie einen bösen Dienst. Bekommen Sie ein gutes Gehalt?"

„Ein Zwangsgehalt! zwanzig Rubel den Monat. . . . Am schlechtesten sind diese verfluchten Schächte, wo man über Treppen kriechen muß. Im Stollen ist

es viel beſſer: dort läuft man zehn Faden weg, verſteckt ſich hinter einen Vorſprung oder hinter einen Pfoſten und iſt dort ſo ſicher wie in Abrahams Schoß.“ Die Treppe, die zwölf Stufen hatte, war zu Ende und wir befanden uns auf einem hölzernen Abſatz. Ich wunderte mich, daß der Abſtieg ſchon zu Ende ſei, aber es erwies ſich, daß es noch vier ſolcher Treppen mit Abſätzen waren. Die fünfte, die man den „Stiefſohn“ nannte (ein einfacher Balken mit eingehauenen Stufen), war noch unter Eis. In dem Schacht war es feucht, kalt und für ein ungewöhntes Auge dunkel; nur der Geſtank erwies ſich geringer, als ich zuerſt erwartete: das faule Waſſer war ausgepumpt, das Eis aber war unter der erſten ſchmutzigen Schicht, die ſchon von den Spitzhacken Semenows und Rakitins zerſchlagen war, rein und weiß wie Zucker. Ich blickte nach oben. Der breite Brunnen des Schachtes gab, wegen der ihn von außen bedeckenden Kuppel, wenig Licht; die Balken waren durchweg von Waſſer betrieſt, und unmittelbar über unſeren Köpfen hingen an den Rändern des Schachtes große Eiszapfen, die einen, wenn ſie herunterfielen, womöglich totſchlagen konnten . . . „Alſo das iſt ein Schacht!“ dachte ich unwillkürlich, zuckte vor Kälte auf und dachte mit heimlicher Furcht daran, daß man in dieſem Keller fünf bis ſechs Stunden täglich werde ſitzen müſſen. . .

„Wann hat man an dieſem Schacht angefangen zu arbeiten?“ fuhr ich fort den Aufſeher zu fragen.

„Vor dreißig Jahren. In drei Jahren hatte man damals neun Faden ausgearbeitet.“

„Und dies Balkengebinde und die Treppen sind auch damals gemacht?“

„Ei was! Dies ist im vorigen und vorvorigen Sommer alles neu gemacht, als man das Bergwerk zur Eröffnung vorbereitete. Das freie Kommando aus Serentuja und Algatschi hat sich daran abgemüht . . .“

„Also ist das Wasser, das wir ausgepumpt haben . . .“

„Ganz vor kurzem zusammengelaufen. Im vorigen Herbst war starker Regen.“

Wir begannen das Eis aufzuhacken. Nachdem wir ein genügendes Quantum losgehauen hatten, zogen wir es, ebenso wie das Wasser, in Kübeln hinauf und trugen es auf Tragbahren in den Graben. Mehr als eine Woche dauerte dies Fördern des Eises. Stellenweise fanden sich anstatt Eis Schichten von Wasser, wo wir auf die verfaulten Ueberreste von Hasen, Ratten und Eichhörnchen stießen. Da mußte man die Nase vor dem unerträglichen Gestank zuhalten. Endlich erreichten wir bei neun Faden Tiefe den steinernen Boden des Schachtes.

„Ihr habt genug gebummelt!“ sagte Peter Petrowitsch eines schönen Morgens, als er uns im Häuschen begegnete: „fangt jetzt mal an zu bohren.“

Das war schon in den letzten Tagen des Oktober; es war tiefer Schnee gefallen und ein echter Winter hatte sich eingestellt; der Frost erreichte schon 20 Grad. Der alte Wächter nahm ungefähr hundert runde Eisenstangen von verschiedener Länge (4—16 Werschok lang) aus einem Kasten heraus und befahl den

Arreſtanten, je dreißig Stück für jeden Schacht zu nehmen.

„Was iſt das?“ erkundigte ich mich.

„Ja, womit willſt du denn bohren? Dies ſind die Bohrer!“

Ich nahm eine von den Stangen und bemerkte an deren Ende eine Schneide, ähnlich wie bei einem Stemmeiſen, mit ein wenig abgerundeten Seitenflächen. Jeder Schacht erhielt außerdem je ſechs Hämmer und drei dünne, lange eiſerne Spieße mit einer kleinen gebogenen Schaufel am Ende. Man ſagte mir, daß dies „Reiniger“ ſeien, aber was man damit reinigen wolle, blieb mir unverſtändlich. Schließlich gab der Alte uns noch pro Mann ein dünnes Talglicht, jedes von vier Werſchok Länge. Wegen dieſer Lichter entſtand mit ihm ein Streit.

„Weshalb ſparſt du am Kronsgut, alter Graukopf?“

„Ja, ſparen! mich kontroliert man ſelbſt.“

„Zwei Lichter ſind für jeden beſtimmt.“

„Nur dann, wenn man an verſchiedenen Stellen arbeitet, ihr werdet doch alle in einem Haufen ſein ... Der Schacht iſt doch nicht groß? Ich weiß doch, habe ſelbſt gearbeitet ...“

„Sieh mal, du alte Natter! Ich bin auch Zwangsarbeiter geweſen, ſagt er ... Ja, man ſollte dich mindeſtens erwürgen, wenn du gegen deinesgleichen ſündigſt!“

„Ja, ihr ſeid ſchöne Zwangsarbeiter! Ihr ſolltet mal zu unſerer Zeit geſehen haben, Kinder, wie man bohrte ... Ein ſolches Lichtchen gab es für

zwei Mann, die Aufgabe aber mußte voll abgeliefert werden. Im Dunkel arbeitete man zuweilen, die Hände ſchlug man ſich blutig, aber man bohrte! Denn, wenn man die Aufgabe nicht ablieferte, kriegte man gleich auf dem Abſturz den Rücken gebläut! Ihr aber redet jetzt mit dem Aufſeher, wie mit einem aus eurer Kompagnie, und nehmt nicht einmal die Mützen ab."

„Hört mal, Brüder, was der alles zuſammenſchwätzt! Ach du, mit deinen verfluchten Glotzaugen, verdammter Geiſt! Das will ein alter Mann ſein... Was meinſt du, was die Kobylka früher mit dir gemacht hätte, wenn du ſolche Reden geführt hätteſt?"

„Ja, was? Was habe ich denn geſagt ... Ich weiß, daß meine Worte nichts Schlechtes anrichten können, alſo kann ich doch reden ... Was geht ihr mich an? Meinetwegen könnt ihr noch beſſer leben. Na, da habt ihr noch ein Licht auf jeden Schacht. Ihr hättet unter Rasgildjaews Regiment leben müſſen! ..."

„Was ängſtigſt du uns mit deinem Rasgildjaew? Ihr wart alle furchtſame Raben — deshalb ſchien er euch ſo ſchrecklich. Die jetzige Kobylka würde ihm ſchnell den Hochmut austreiben. Viel würde er nicht zwitſchern. Wir geben jetzt keinem nach."

„Schau, was für ein tapferer Kerl da iſt! Nun, bei ihm wärſt du gerade an den richtigen gekommen! Hätteſt du geſehen, wie er Kara durchfuhr! Mehr als tauſend Mann waren wir zuſammengetrieben. Ich entſinne mich, wie er brüllte: ‚Ich prügele euch tot!' ... Die ganzen tauſend Mann erſtarrten vor

Schreck. Wie er anfing sie zu verdreschen, Brüder, wie er anfing sie zu verdreschen ... Hundert Menschen nach der Reihe hatte er halbtot geprügelt — und raste weiter."

„Warum that er es denn, Großvater?"

„Nun, er meinte, siehst du, daß man zu wenig gearbeitet habe. Es kam vor, daß stets zwei Fuhren Birkenruten neben der Arbeit lagen."

„Und fand sich denn niemand, der für sich einstehen konnte?"

„Selbstverständlich, Bursche. Ein Tatar war es, ein so starker Tatar, Mahomet Baidaulow hieß er. ‚Na', sagte er, ‚Brüder, ich töte den Rasgildjaew; beim erstenmal, wo ich ihn sehe, töte ich ihn.' Wir sehen: er ist nicht betrunken, seine Augen sind aber mit Blut unterlaufen und sein Gesicht ist ganz verändert. Vorher war er aber ein stiller Bursche. Wir sehen, der Mensch hat einen festen Entschluß gefaßt. Die „Kobylka" reizte ihn noch außerdem: ‚Wo kannst du es, du Klotz! Deine Hand wird zittern und die Schraube wird losgehen.' — ‚Nein, sie wird nicht schwach werden', sagt er, ‚ich ermorde ihn.' Nun, gut. Da arbeiten wir wieder noch so zwei Tage. Wir sehen — der Oberst kommt geritten und gerade auf uns zu. Baidaulka steht neben mir. Der Aufseher schreit aus vollem Halse: ‚Mützen herunter! Ruhig!' Alle reißen die Mützen ab, lassen die Instrumente auf die Erde fallen. Ich sehe: Baidaulka steht mit der Mütze auf dem Kopfe ganz bleich da und hält die Spitzhacke in den Händen ... Ich, halb tot, halb lebendig, zittere, weiß nicht, was kommen

wird. Da ſpringt Rasgildjaew vom Pferde und ſtürzt direkt auf ihn los: ‚Schuft!‘ — ſo derb ſchimpfte er ihn — ‚Was iſt dir in deinen dummen Schädel gefahren?‘ Bautz! links, Bautz! rechts eins um die Ohren, und was eigentlich zwiſchen ihnen vorgegangen, begreife ich bis jetzt ſelbſt nicht. Ich ſehe nur: Baidaulka liegt auf der Erde, Rasgildjaew trampelt mit den Füßen auf ihm herum . . . ‚Bringt ihn fort, den Schuft, an das Ende der Welt!‘ Er ſprang aufs Pferd und verſchwand. Baidaulka führte man ſofort irgendwohin ab. So hat auch niemand erfahren, was man mit ihm gemacht hat.“

„Wie konnte er denn ſo einen Unſinn machen? Iſt ihm etwa der Mut ausgegangen?“

„Der Mut iſt ihm nicht ausgegangen, ſondern einfach . . . Der Rasgildjaew hatte noch nicht den richtigen gefunden.“

„Welchen richtigen?“

„Einen Menſchen, ſo einen Menſchen.“

„Ja, man hat ihn doch auch ſpäter nicht ermordet?“

„Man hat ihn nicht ermordet — das iſt wahr, aber er hat ſchlechter geendet, als durch Totſchlag.“

„Wieſo?“

„Der Czar hat von ſeinen Miſſethaten gehört, hat ihn aller ſeiner Aemter enthoben und befahl ihm, in Petersburg zu erſcheinen. Er iſt aber nicht bis dorthin gekommen — er krepierte! . . . Lebendig iſt er verfault — die Würmer haben ihn aufgefreſſen . . . Bald darauf wurden wir Bauern auch in Freiheit geſetzt.“ (Mir iſt bis jetzt unbekannt, ob „Barbar“ Rasgildjaew gerade ſo geſtorben iſt; aber das Ge-

rücht, daß er lebendig verfault ist und vor seinem Tode degradiert wurde, ist in Ostsibirien sehr verbreitet. Schade, daß niemand die Biographie von Rasgildjaew geschrieben und alle über ihn umlaufenden Legenden, Lieder und dergleichen mehr eingesammelt hat. Es werden noch ein, zwei Jahrzehnte vergehen, alle noch lebenden Zeugen der damaligen schrecklichen Zeit werden sterben und es wird noch viel schwerer zu machen sein. Anm. d. Verf.) (Rasgildjaew war der Direktor aller Zwangsbergwerke in Sibirien, zu Zeiten Nikolaus I. und im Anfang der Regierung Alexanders II. Anm. d. Uebers.).

„Wenn nur eure ganze Rasgildjaewsche Brut krepierte!" meinte Semenow und sah den Alten plötzlich aus irgend einem Grunde böse an: „ihr freßt nur fremdes Brot! Euch ging es selbst schlecht, da wollt ihr auch, daß es anderen so gehen soll."

„Jetzt ist's aber genug mit dem unnützen Geschwätz", sagte Peter Petrowitsch, „geht lieber an die Arbeit."

Da trat Rakitin zu Peter Petrowitsch und fragte mit süßem Lächeln und schmeichelndem Blick:

„Wer von uns soll denn Bohrerträger sein?"

„Das ist schon eure Sache. Wenn ihr wollt, bestimmt ihn selbst. Zur Erholung könntet ihr es der Reihe nach thun."

„Sie könnten doch den Herrn bestimmen, Peter Petrowitsch", fuhr der unruhige Rakitin fort und deutete auf mich: „der Herr ist nicht an Arbeit gewöhnt, er ist ein gelehrter Mann, nicht etwa wie wir,

einfache Tueſe.“ (In Sibirien nennt man „Tues“ eine kleine Wanne aus Baſt. Anm. d. Verf.).

„Wenn er will, mag er es thun. Was geht es mich an!“

„Das iſt ausgezeichnet. Iwan Nikolajewitſch, treten Sie Ihr Amt an.“

„Was für ein Amt?“ fragte ich barſch und außerordentlich unzufrieden darüber, daß man ohne meine Einwilligung und meinen Wunſch über mich verfügte.

„Sie werden unſer Bohrerträger ſein . . . Sie werden die Bohrer ſchleppen . . . Sobald wir ſie ſtumpf gemacht haben, werden Sie ſie alſo zur Schmiede tragen, damit ſie ſpitz gemacht werden. Das wird Ihre ganze Arbeit ſein. Das Bohren iſt doch ſchwerer, Iwan Nikolajewitſch, in ſolch einem Keller zu ſitzen! Von Ihnen wird Peter Petrowitſch auch nicht viel verlangen, er verſteht auch mit Menſchen umzugehen . . . Man ſieht ſofort: ein kluger Kopf! . . . Nun, aber einerlei!“

„Und wieviel mal muß ich hin und zurück gehen?“

„Wie es gerade kommt. Drei-, fünf-, ſiebenmal . . . Manchmal glückt es auch — kein einziges Mal, wenn die Bohrer aushalten.“

Aber bloß bei dem Gedanken, dieſen hohen Berg drei- und womöglich ſiebenmal hinaufſteigen zu müſſen, faßte mich ein unbeſchreibliches Entſetzen.

„Nein! Nein! auf keinen Fall!“ rief ich: „lieber will ich zwanzig Werſchok ausbohren.“

„Iwan Nikolajewitſch!“ redete Rakitin bittend

auf mich ein: „Täubchen, erklären Sie sich einverstanden.“

„Ja, was haben Sie dabei? Wird Ihnen vielleicht dadurch etwas erleichtert?“

„Nichts wird mir erleichtert, sondern Sie thun mir leid, das ist es.“

„Sieh, wie die Espenholzglocke sich angeklettet hat!“ schrie ihn Semenow an: „der Mann sagt dir — ich will nicht. Nun, also ist es seine Sache.“

Rakitin schwieg sofort, zog sich zusammen und mit traurigem Seufzer begann er das Gebinde der Bohrer auf die Schultern zu heben. Wir gingen zu unserem Schacht und beschlossen, daß Bohrerträger sein solle, wer gerade Lust habe oder alle der Reihe nach. Nach uns erschien der Aufseher. Wir ließen die Bohrer, die Hämmer und die „Reiniger“ im Kübel hinunter, nahmen dann die Lichter und stiegen die Treppen in die Tiefe des Brunnens hinab.“

„Wer von euch hat denn schon einmal gebohrt?“ fragte Peter Petrowitsch.

Alle schwiegen.

„Du, Rakitin, hast wahrscheinlich schon gebohrt. Wo bist du früher gewesen?“

„In Serentuja, Peter Petrowitsch . . . ich habe aber nur zweimal gebohrt und beide Mal ergaben sich im ganzen zwei Werschok weniger ein Viertel. Denn als Kind habe ich mal die Hand gebrochen und seit der Zeit habe ich keinen richtigen Schwung.“

„Gut, Bruder, gut. Hier ist kein Schwung, sondern Uebung nötig. Hast du schon gebohrt, Semenow?“

„Nein", antwortete Semenow unwillig, obgleich die Sträflinge oft von ihm, als dem beſten Bohrer in Pokrowskoje geſprochen hatten.

„Ich ſehe es dir an den Augen an, daß du lügſt, du kannſt bohren. Alſo, Bruder, gieb du acht in dem Schacht, daß die Löcher bei allen regelrecht gehen. Sonſt zieht der eine die Spur zuerſt nach links, dann nach rechts. . . Dabei verbiegt er den Bohrer und ſitzt feſt. Dann iſt Arbeit und Zeit verloren. Man muß lernen, darauf zu achten. Heute, zu Anfang, bohrt wenigſtens jeder ſechs Werſchok, das wird genügen."

„Nein, ich will nicht Vorarbeiter ſein, ob es Ihnen paßt oder nicht", ſagte Semenow grob, „mag der es ſein, der eine glatte Zunge hat und der mit dem Schwanze zu wedeln verſteht, ich aber verſtehe es nicht."

„Ach, was du für ein Kerl biſt, Burſche! Was hat die Zunge oder der Schwanz dabei zu thun? Ich ſehe nur, daß du ein ernſterer und findigerer Burſche biſt als andere, darum wollte ich . . . Denke doch ſelbſt nach: jeden Morgen muß ich hoch herauf ſteigen, nur um euch die Aufgabe zu erteilen. Und wenn ich ſchon kommen werde, werde ich natürlich auch ſtrenger kontrolieren: wieviel Werſchok habt ihr ausgebohrt, habt ihr die Aufgabe voll erfüllt . . . Es wäre für euch ſelbſt beſſer. Außerdem würde ich bei Monachow die „Belohnung" durchſetzen . . ."

„Das wäre gut, Peter Petrowitſch, daran thäten Sie ein gutes Werk, bei Gott!" ſagte Rakitin: „eine Belohnung würde das beſte ſein. Sie wiſſen doch:

ein trockener Löffel reißt einem den Mund ein! Ach! wie ich mich aufſchwingen werde . . . wie mein Herz ſich freuen wird! . . . Ich ſchwöre Ihnen bei meiner erlauchten Schönheit, zehn Werſchok arbeite ich noch heute ab! Und wie bin ich auf dieſen Stein wild, uh! wie böſe! Wo ſoll ich mich hinſtellen, Peter Petrowitſch?"

„Dort in die Ecke ſtell dich mal hin, Burſche." Peter Petrowitſch klopfte mit einem kleinen Hammer an den Granit. „Hier ſcheint es nicht beſonders hart zu ſein. Haue mal von der Seite. Halte den Bohrer ein wenig nach links, damit dieſer Höcker abgeriſſen wird. Du, Semenow, aber ſetze dich in den rechten Winkel. Halte auch den Bohrer zur Seite, ſo—ſo, laſſe ihn ſogar ein wenig niedriger. Es iſt ein wenig unbequem zu ſchlagen; nun, du wirſt dich ſchon einrichten. Dafür fleckt es aber tüchtig."

In derſelben Weiſe zeigte Peter Petrowitſch noch drei Sträflingen Stellen zum Bohren.

„Sie werden alſo Bohrerträger ſein?" wandte er ſich zu mir und redete mich damit zum erſtenmal „Sie" an. Offenbar hatten Rakitins Reden über meine Gelehrſamkeit und dergleichen ihre Wirkung gethan . . . Ich verneinte und erklärte, daß ich an Kurzatmigkeit und Herzklopfen litte.

„Na, dann bohren Sie, bitte, hier", dabei klopfte er an die rechte Wand des Schachtes. „Hier kann man ſich auch bequemer einrichten und es wird weicher ſein." Und Peter Petrowitſch ging dem Ausgang zu.

„Alſo", rief er von der Treppe, „von ſechs

Mann muß ich heute dreißig Werschok erhalten. Einer wird als Bohrerträger gerechnet."

Die Sträflinge zündeten vor Beginn der Arbeit ihre Pfeifen an.

„Ach, was hat er mir für ein Steinchen untergeschoben", sagte Rakitin traurig: „ich merke schon, daß er mir was zu gute gethan hat! Härter als Stahl ist der Stein!"

„Da weint das Weib. Du hast doch selbst eben geprahlt, hast bei deiner erlauchten Schönheit geschworen, daß du flink zehn Schichten abarbeiten wirst."

„Es ist ja wahr, Petja! Warum sollen wir mit dir trauern, wir, solche stramme Jungens, verwegene Krausköpfe?! Ach! meinetwegen mag mein Wagen alle vier Räder verlieren! Nun, schlagen wir ein Kreuz und begeben wir uns an die Gottessache!"

„An die Teufelssache, sag' lieber."

Alle ergriffen die Hämmer und Bohrer. Ich trat zu Semenow, um zuzusehen, was und wie er arbeiten werde. Er nahm den kürzesten Bohrer.

„Dies nennt man Anbohrer", erklärte er mir. Mit einem langen Bohrer kann man nicht anbohren, weil man ihn schlecht in der Hand halten kann, er wird von einer Seite zur anderen wackeln. Hauptsächlich bei den mittleren und langen Bohrern werden die Federn (die Spitze nennt man so) spitzer gemacht. Wenn man zuerst ein enges Loch macht, so gehen die breiten Bohrer nachher nicht hinein. Dann kann einem gleich ein Bohrer stecken bleiben. Beim Bohren ist das wichtigste — auf die Feder acht zu geben: zuerst muß man mit den kürzesten Bohrern mit drei-

ten Federn anbohren; bei drei, vier Werschok Tiefe — die mittleren Bohrer nehmen und nur zum Schluß, bei acht Werschok, nimmt man die längsten."

Nachdem Semenow dies gesagt hatte, schlug er mit dem Hammer auf den Kopf des Bohrers. Einmal, zwei-, dreimal . . . Mit der linken Hand hielt er den Bohrer und gab sich Mühe, ihn fortwährend leicht bald auf die eine Seite, bald auf die andere zu drehen. Nach etwa zwei Minuten bemerkte ich, daß an der Stelle, wo er den Bohrer hielt, sich in dem Steine eine kleine dreieckige Vertiefung gebildet hatte.

„Haben Sie schon angebohrt?" rief ich mit unwillkürlicher Freude aus.

Semenow blickte die Feder seines Bohrers an und warf ihn wütend in die Mitte des Schachtes.

„Das ist ein Luder!" sagte er, „er ist schon stumpf geworden. Keine fünfzig Schläge hat er ausgehalten." Und er nahm einen neuen Anbohrer. Ich hob den hingeworfenen Bohrer neugierig auf und besah ihn: seine Stahlschneide war in einen Klumpen verwandelt.

„Sie müssen jedoch selbst anbohren, Iwan Nikolajewitsch", wandte sich Semenow zu mir: „gestatten Sie, ich werde es Ihnen zeigen."

„Nein, bleiben Sie sitzen, Semenow, ich selbst ... Man muß selbst lernen."

„Ohne Lehrer lernt man nicht."

Und ohne auf mich zu achten, zündete er ein neues Licht an, klebte es an der Wand neben dem mir vom Aufseher zugewiesenen Platz an, setzte sich auf

den kahlen Stein hin und in kaum mehr als fünf Minuten hatte er ziemlich tief angebohrt. Sein Hammer klopfte bloß auf den Bohrer, die linke Hand wurde nicht müde zu drehen — und von seiner ganzen Gestalt wehte Kraft, Männlichkeit und Energie.

„Genug! genug!" rief ich aus: „Sie werden mir auf diese Weise nichts übrig lassen."

Semenow lächelte, nahm die eiserne Stange, die man „Reiniger" nannte und steckte sie in die runde Vertiefung hinein. Nachdem er die Eisenstange herausgezogen hatte, hielt er sie mir unter die Augen und ich erblickte auf der Schaufel einen Haufen feines weißes Pulver.

„Sehen Sie, wieviel Mehl es giebt", sagte er und schüttete das Pulver auf die Erde: „das ist aber noch nicht alles. Schauen Sie, wieviel ich noch herausholen werde."

Und Semenow steckte die kleine Schaufel noch fünfmal in die Spur und jedesmal zog er sie mit weißem Mehl heraus. Dann kehrte er den „Reiniger" um und steckte ihn mit dem anderen Ende in die Spur. Als er ihn herauszog, sah er ihn scharf an und teilte mir mit, daß schon mehr als anderthalb Werschok fertig seien; es erwies sich, daß auf dem „Reiniger" mit der Feile Einschnitte gemacht waren, die die Werschok anzeigten. Semenow erhob sich, überreichte mir den Bohrer und den Hammer und sagte:

„Sie haben eine weiche Schicht . . . Hier übernehme ich es, in einer Stunde zwölf Werschok auszubohren. Halten Sie nur den Bohrer richtig, drücken Sie ihn ein wenig auf die rechte Seite. Nehmen Sie den

Pelz ab, legen Sie ihn auf dieſen Stein und ſetzen Sie ſich hin."

„Ohne Pelz kann man ſich aber erkälten . . ."

„Während der Arbeit? Ei was! Ich bin ſogar in Schweiß, bald muß man auch den Kittel ablegen. Im Pelz kann man nicht arbeiten!"

Ich folgte dem Rat, nahm den Pelz ab und legte ihn auf den Sitz. Unterdeſſen klopften die Hämmer ſchon laut und in gemeinſamem Takt in dem ganzen Schacht. Es kam eine ziemlich harmoniſche Muſik dabei heraus . . . Ich ſchlug auch los . . . Ich ſchlug und hielt ein, da mir das Sitzen unbequem erſchien und ich den Pelz unter mir zurechtlegen mußte. Lange ging mir die Arbeit nicht von der Hand. Ich bemühte mich fortwährend, Semenow nachzuahmen und drehte den Bohrer mit der linken Hand, indem ich gleichzeitig mit der rechten Hand den Hammer führte, aber ich konnte dieſe beiden Bewegungen durchaus nicht in Einklang bringen. Wenn die rechte ſchlug, ruhte die linke aus und ſchien ihre Genoſſin verlegen zu beobachten; wenn die linke Hand aber zu drehen begann, ſchien der Hammer von der Höhe ſeines Schwunges aus ſich an ihr zu ergötzen und wollte ſich nicht niederlaſſen. Semenow bemerkte meine Bedrängnis.

„Ja, mühen Sie ſich nicht ab, es ſo genau zu machen", tröſtete er mich, „wenn Sie es erſt nur irgendwie zuwege kriegen. Schlagen Sie ein paarmal und drehen Sie den Bohrer ein wenig . . . Schlagen Sie wieder und drehen Sie von neuem." Da ging die Sache gut. Tick-tack! tick-tack! klopfte mein

Hammer wie ein Pendel und der Gedanke, daß ich auch im Bergwerk arbeite, bereitete mir ein heimliches Vergnügen . . . Nachdem ich hundert Schläge gezählt hatte, nahm ich mit Herzklopfen den Reiniger, steckte die Schaufel in die Spur, drehte sie darin um und zog sie in der Hoffnung heraus, daß sie voll Mehl sein werde, wie bei Semenow. Aber wie groß war meine Betrübnis, als ich sie fast leer herauszog! In Verzweiflung fing ich an zu messen, aber es kamen dieselben anderthalb Werschok heraus, die es schon vor meinem Bohren gewesen waren und es schien mir, als fehlte sogar noch etwas daran . . .

„Semenow!" rief ich klagend: „was ist das?"

„Was denn?"

„Ja, ich habe schon hundert Schläge gethan und kein Tröpfchen Mehl hat sich gefunden! . . . Und es ist gar nicht tiefer geworden."

Alle lachten.

„Das ist deshalb, Iwan Nikolajewitsch", erklärte Rakitin, „weil Sie schlagen, als ob Sie Zucker hackten. Hier aber muß man draufhauen, daß die Brust knackt. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß es besser für Sie wäre, Bohrerträger zu sein. Das ist viel bequemer."

Ich fühlte mich beschämt, antwortete nichts, versuchte den Schlag zu verstärken und den Schwung des Hammers zu vergrößern. Aber da mußte ich vor schrecklichem Schmerz aufschreien, ich sprang auf, lief in dem Schacht herum, bewegte die Hand hin und her und krümmte mich: ich hatte fehlgeschlagen und anstatt auf den Bohrer aus voller Kraft mit dem Hammer auf die Handwurzel geschlagen . . . Ich

dachte Worte der Teilnahme zu hören, aber alle lachten nur über mich.

„Was, haſt du die Schelaiſche Taufe erhalten?“ wandte ſich der gewöhnlich ſchweigſame, dicke Nogaitzew zu mir, der ſelbſt zur Zielſcheibe der beſtändigen Witze der Sträflinge diente und der von ihnen nicht anders genannt wurde als Toptygin und Michailo Iwanytſch (Benennungen für den Bären in Rußland. Anm. d. Ueberſ.). Darüber riß mir die Geduld.

„Was iſt dabei Lächerliches, was finden Sie Lächerliches daran?“ fuhr ich ihn böſe an, „es thut doch weh . . .“

„Hahaha! Hahaha!“ lachte Nogaitzew und kam in ſolch ein Entzücken, daß er ſich ſogar auf der Erde zu wälzen begann und ſein ganzer fetter, waſſerſüchtiger Körper ſchüttelte ſich vor Lachen. Rakitin allein nahm auch diesmal Anteil an mir.

„Ein Klotz bleibt eben ein unbehauener Klotz!“ ſagte er anzüglich.

„Ja! Du biſt klug! Du ärgerſt dich wohl, meinſt, ich müßte heulen, wenn dir's paßt?“

„Laſſen Sie dieſes verfluchte Bohren, Iwan Nikolajewitſch, bei Gott, laſſen Sie es“, fuhr Rakitin fort und trat zu mir. „Kriechen Sie beſſer nach oben und wärmen Sie den Thee für uns . . . Im Magen fangen ſchon Wagen an herumzufahren . . . Wirklich! bei mir geht die Sache auch ſchief. Alle Hände habe ich mir abgeſchlagen und nicht mal ein Werſchok habe ich herausbekommen!“

Ich bat einen anderen, Thee kochen zu gehen, und

beſchloß, da ich fühlte, daß der Schmerz geringer wurde, mit Bohren fortzufahren. Mehr als einmal hatte ich an dieſem Tage die Hand getroffen; gut noch, daß der Handſchuh ſchützte. Aber es gelang mir doch, ungefähr zwei Werſchok auszubohren, außer den anderthalben, die Semenow ausgebohrt hatte. Am eheſten von allen hatte Semenow ſeine Aufgabe erfüllt, nach ihm — Nogaitzew. Dieſer kam danach zu mir und ſchaute meiner Arbeit lange ſchweigend zu. Er ſah, daß meine Hand ſchon ſteif zu werden begann und daß der Schlag immer leichter und unregelmäßiger wurde.

„Gieb her, ich will mal bohren", ſagte er und ſtieß mich grob zur Seite, aber er ſagte das in ſo einem ſchlichten und zugleich herzlichen Ton, daß es unmöglich war, den angebotenen Dienſt abzulehnen. Da merkte ich erſt den ganzen Unterſchied zwiſchen ſeinem und meinem Schlage: meiner war wenigſtens viermal ſo ſchwach. Ich zählte, daß Nogaitzew ohne Unterbrechung, ohne einen Augenblick innezuhalten, den Hammer dreihundertmal aufſchlug, ja und da hielt er deshalb inne, weil ſich zu viel Mehl angeſammelt hatte und man es herausmachen mußte. In einer halben Stunde hatte er mir vier Werſchok ausgebohrt.

„Nun haſt du es weich, Mikolaitſch", ſagte er, indem er aufſtand, „wenn du fortgegangen wärſt, hätte ich hier zwölf Schichten gebohrt mit Waſſer."

„Wieſo mit Waſſer? Iſt es denn mit Waſſer leichter?"

„Gar kein Vergleich! Dann ſchafft man den

Schmutz fuhrenweis heraus. Besonders wenn das Wasser heiß ist. Nicht bei jedem Stein geht es: bei einem harten ist es einerlei — ob mit oder ohne Wasser."

„Wo sollte man aber Wasser herbekommen? Etwa von oben?"

„Wir würden schon welches bekommen, hier würden wir es bekommen . . . Warmes sogar!"

„Nun, holt es her, wir werden ja sehen."

„Ho—ho—ho! In deiner Gegenwart geht es nicht."

„Dies ist unser Sträflingsgeheimnis", bestätigte Rakitin und lächelte verschmitzt, „gehen Sie fort, Iwan Nikolajewitsch, sonst könnten Sie bespritzt werden."

Aber plötzlich hörte ich von der Seite, wo der rothaarige und unfreundliche Arrestant Koschkin bohrte, Wasserplätschern in der Spur, und als ich mich umwandte, fühlte ich mein Gesicht ganz mit Schmutz bespritzt. Sofort wurde mir klar, woher dies Wasser kam.

„Diese Abscheulichkeit! Diese Gemeinheit!" rief ich aus, indem ich mich abwischte und eilig zu dem Ausgang des Schachtes hinstürzte.

„Ho—ho—ho! Ha—ha—ha!" lachten Nogaitzew und Koschkin hinter mir her.

So wurde ich mit den Geheimnissen der Bohrkunst bekannt.

Dafür that mir die ganze Nacht die rechte Hand weh und sie brannte mir. Als ich am anderen Morgen erwachte, konnte ich die Faust weder zusammen-

preſſen, noch aufmachen. Die Arreſtanten ſagten mir zum Troſte, daß es bei Ungeübten ſtets ſo ſei, daß die Hand aber ſpäter wieder beweglich werde. Als ich jedoch am zweiten Tage drei Werſchok ausgebohrt hatte, fühlte ich, daß ich den nächſten Tag gar nicht mehr im ſtande ſein würde, zu arbeiten.

„Wiſſen Sie was, Iwan Nikolajewitſch", flüſterte mir Rakitin zu, „gehen wir heute zu dem Feldſcher betteln! So mit aller Wucht ſchießen wir los: ſo und ſo, ſagen wir, Herr Feldſcher, laſſen Sie uns ein, zwei Tage ausruhen."

„Aha!" ſagte Semenow, „dir iſt wohl auch der Dampf ausgegangen? Zwei Tage haſt du gebohrt und willſt ſchon mit dem Schwanze wedeln?"

„Ja, was ſoll man denn thun, Petja? Du ſiehſt ſelbſt, ich bin zart gebaut ... Meine Beſtimmung iſt es, Liedchen zu ſingen und mich vielleicht etwas mit dem Handel abzugeben ... Hier aber hat man mir plötzlich ſo eine Geſchichte eingeführt ... Ja, mag die ganze Zwangsarbeit zum Teufel gehen! ... Ich bin doch kein Dummkopf, daß ich mir die Sehnen verrenke!"

„Ein Dummkopf biſt du nicht, ſondern eine Eſpenglocke: plapperſt immer, plapperſt immer unnützes Zeug!"

Rakitin ſchwieg, und nach einer Minute ſtimmte er mit einem hohen, ſüßlichen Tenor an:

„Schönſte, komm, erzähle mir,
Wie du Abſchied nahmſt vom Schatz!
Luſtig wahrlich war das Scheiden,
Weinen that er — und ich lachen ...

Und der Aermſte legte mir
Auf die Bruſt das Köpfchen;
Ja, er legte mir ſein Köpfchen
Auf die rechte und die linke
Und wieder auf die rechte weiße Bruſt . . .
Lange lag er ſo ganz ſtill,
Bittre Thränen goß er auf das Tuch . . .
Ich, die Ungetreue, aber
Glaubte ſeinen Thränen nicht!"

(Ein ſtark verändertes Lied von Kolzow. Anm. d. Verf.)

Angeſteckt von Rakitins Beiſpiel, rührten ſich alle und ſtimmten im Chor ein anderes Bergmannslied an:

„Des Morgens wars, in aller Frühe,
Beim erſten Morgenſtrahl,
Da melkte ich die Kühe,
Die Kühe allzumal.
Die Milch, die ließ ich durch ein Sieb
Und gab ſie wohl dem Herzensdieb,
Dem lieben Wanja, und ich ſprach:
Wanjuſchka, Herzensjunge, ſag,
Daß nie du freien wirſt, denn ſieh:
Sonſt geht die Jugend ſchnell heidi!
Es rauben Mädchen dir und Witwen ſie gar bald
O, du mein ſchöner grüner junger Laubwald!
In dir ging ich ſpazieren, da ich jung
Und ach, ich hatte nie an dir genung!"

Es war einem bange, wenn man dieſen melancholiſchen Geſang in der Tiefe des ſteinernen Grabes hörte. Immer größerer und größerer Haß gegen den Schacht ergriff meine Seele mit jedem Tage. Es traten ſtarke Fröſte ein. Wenn man einigemal mit dem Hammer geſchlagen hatte, fühlte man, daß

preſſen, noch aufmachen. Die Arreſtanten ſagten mir zum Troſte, daß es bei Ungeübten ſtets ſo ſei, daß die Hand aber ſpäter wieder beweglich werde. Als ich jedoch am zweiten Tage drei Werſchok ausgebohrt hatte, fühlte ich, daß ich den nächſten Tag gar nicht mehr im ſtande ſein würde, zu arbeiten.

„Wiſſen Sie was, Iwan Nikolajewitſch", flüſterte mir Rakitin zu, „gehen wir heute zu dem Feldſcher betteln! So mit aller Wucht ſchießen wir los: ſo und ſo, ſagen wir, Herr Feldſcher, laſſen Sie uns ein, zwei Tage ausruhen."

„Aha!" ſagte Semenow, „dir iſt wohl auch der Dampf ausgegangen? Zwei Tage haſt du gebohrt und willſt ſchon mit dem Schwanze wedeln?"

„Ja, was ſoll man denn thun, Petja? Du ſiehſt ſelbſt, ich bin zart gebaut ... Meine Beſtimmung iſt es, Liedchen zu ſingen und mich vielleicht etwas mit dem Handel abzugeben ... Hier aber hat man mir plötzlich ſo eine Geſchichte eingerührt ... Ja, mag die ganze Zwangsarbeit zum Teufel gehen! ... Ich bin doch kein Dummkopf, daß ich mir die Sehnen verrenke!"

„Ein Dummkopf biſt du nicht, ſondern eine Eſpenglocke: plapperſt immer, plapperſt immer unnützes Zeug!"

Rakitin ſchwieg, und nach einer Minute ſtimmte er mit einem hohen, ſüßlichen Tenor an:

„Schönſte, komm, erzähle mir,
Wie du Abſchied nahmſt vom Schatz!
Luſtig wahrlich war das Scheiden,
Weinen that er — und ich lachen ...

Und der Aermſte legte mir
Auf die Bruſt das Köpfchen;
Ja, er legte mir ſein Köpfchen
Auf die rechte und die linke
Und wieder auf die rechte weiße Bruſt . . .
Lange lag er ſo ganz ſtill,
Bittre Thränen goß er auf das Tuch . . .
Ich, die Ungetreue, aber
Glaubte ſeinen Thränen nicht!"

(Ein ſtark verändertes Lied von Kolzow. Anm. d. Verf.)

Angeſteckt von Rakitins Beiſpiel, rührten ſich alle und ſtimmten im Chor ein anderes Bergmannslied an:

„Des Morgens wars, in aller Frühe,
Beim erſten Morgenſtrahl,
Da melkte ich die Kühe,
Die Kühe allzumal.
Die Milch, die ließ ich durch ein Sieb
Und gab ſie wohl dem Herzensdieb,
Dem lieben Wanja, und ich ſprach:
Wanjuſchka, Herzensjunge, ſag,
Daß nie du freien wirſt, denn ſieh:
Sonſt geht die Jugend ſchnell heidi!
Es rauben Mädchen dir und Witwen ſie gar bald
O, du mein ſchöner grüner junger Laubwald!
In dir ging ich ſpazieren, da ich jung
Und ach, ich hatte nie an dir genung!"

Es war einem bange, wenn man dieſen melancholiſchen Geſang in der Tiefe des ſteinernen Grabes hörte. Immer größerer und größerer Haß gegen den Schacht ergriff meine Seele mit jedem Tage. Es traten ſtarke Fröſte ein. Wenn man einigemal mit dem Hammer geſchlagen hatte, fühlte man, daß

die Finger ganz vor Kälte erstarrt waren. Man sieht sich um, damit die Arrestanten es nicht bemerken und nicht lachen, und erwärmt sie über dem Licht . . . Die Füße froren auch schrecklich, so sehr ich sie auch in den Pelz einhüllte. Je genauer ich mit dem Schacht und seinen Geheimnissen bekannt wurde, desto lebendiger wurde dieser Sack aus Granit für mich. Es schien, als sähe er mit herzlosem Spott auf uns alle her, bliese uns mit seinem eisigen Atem an und sagte: „Aha! ihr seid hineingefallen, Täubchen? Ich habe schon viele ebensolche wie ihr hier begraben." Und als ob ich diese Grabesstimme hörte, sah ich mich zitternd um. Die Talglichte leuchteten düster aus dem Dunkel, hie und da saßen die Arrestanten zusammengekauert, warfen schwarze Schatten und schlugen aus voller Kraft mit den Hämmern. Einige gaben dabei Töne von sich wie Gestöhn oder schwere Seufzer, andere — brüllten wie ein wildes Tier.

„Ach! Ach!" rief der dicke Nogaitzew bei jedem Schlag.

„Hu! Hu!" brummte Semenow zornig.

Bei der düsteren Beleuchtung konnte ich ihre Gesichter und Gestalten schlecht unterscheiden, und zuweilen schien es mir, als seien es keine lebendigen Menschen, sondern als arbeiteten hier neben mir unterirdische Geister. Ich sah nach oben, in der Hoffnung, wenigstens dort einen Sonnenstrahl zu erwischen, der mir ein Trostwort sagen würde, der mich überzeugen würde, daß ich noch kein ganz toter Mensch sei, daß eine Zeit kommen werde — wo ich wieder leben und frei und glücklich sein werde. Aber die erbarmungs-

loſe Kuppel verdeckte die helle Sonne und in die Oeffnung des Schachtes drang nur ein düſterer und ſpärlicher Abglanz des Wintertages. Ich erblickte dort nur zwei Enden des Seiles, die von der Winde niederfielen, und zwei über unſeren Köpfen baumelnde Zuber, die ſich in der Höhe wie zwei Aufgehängte abhoben... Unfreundlich, dunkel, kalt! Und ſchmerzlich und einſam im Herzen und man thut ſich ſelbſt leid...

„Warum ſeid ihr ſo nachdenklich geworden, Jungens?“ ruft Rakitin plötzlich unbändig freudig aus, indem er ſeine Melancholie abſchüttelt und in dem Schacht den Tanz zu tanzen beginnt.

„Heugabeln, Rechen, zwei Beſen und Sichel!“

Und dabei ſang er mit Baßſtimme:

„Was iſt mit dir! Was iſt mit dir! u. ſ. w.“

Die bitteren Gedanken flogen fort und ich lachte unwillkürlich mit den andern.

Auffahrt

Nach einer Woche Arbeit war der ganze Schacht voll fertiger Spuren. Peter Petrowitſch erſchien bei uns mit einem ganzen Haufen Dynamitpatronen mit langen, ſchwarzen und weißen Lunten und einem kleinen Trog flüſſigen Lehms in den Händen. Ich bat Peter Petrowitſch, mir die Einrichtung der Geräte zu erklären.

„Eigentlich iſt das kein Dynamit“, ſagte er, indem er mir eine Lunte in die Hände gab, „ſondern Knallgallerte.“

Ich öffnete eine Tüte, in der eine Patrone verborgen war, und sah ein Säulchen gelben, gallertartigen Stoffs, ähnlich wie gewöhnliches Wachs.

„Die Einrichtung ist einfach", fuhr Peter Petrowitsch fort, „an der Gewehrpatrone mit der Kapsel ist eine Sprengpulverlunte angebracht. Ich stecke sie tief in die Spur hinein und schmiere von außen tüchtig Lehm darüber, um die Explosion heftiger zu machen; dann zünde ich die Lunte an und rücke aus . . . Nun, wer klettert mit mir runter heute? Allein werde ich wohl da nicht fertig. Du, Rakitin, was?"

„Ich . . . versteh' es nicht . . . Peter Petrowitsch . . . ich . . ."

„Aha! keinen Mut?"

„Nein, halt, Peter Petrowitsch, nicht aus Feigheit, aber weil ich als Kind einen Armbruch erlitt — und dazu noch ganz in Schrecken geriet . . . Einst . . . im Sommer war die Geschichte . . ."

„Na ja, gut, gut. Hab' keine Zeit jetzt für Märchen. Du, Semenow, willst du mit?"

„Komme."

Sie stiegen hinunter, und wir, die Zurückgebliebenen, legten uns auf das Gebälk des Schachtes und beugten unsere Köpfe neugierig darüber. Lange Zeit war nichts zu sehen als die hin und her schimmernde Kerze. Endlich vernahmen wir die Stimme des Kolonnenführers:

„Jetzt geh weg, Semenow!"

Da sprangen alle Sträflinge, und von allen zuerst — Rakitin, auf und liefen aus dem Schacht fort, aber als sie merkten, daß ich liegen blieb, und

nachdem ſie ſich überlegt hatten, daß Peter Petrowitſch noch unten war, bekamen ſie alle wieder Mut und legten ſich hin.

„Haben Angſt, was?“ fragte ich Rakitin.

„Ach, Iwan Nikolajewitſch! Wiſſen Sie, ich habe doch Weib und Kind! . . . Ihretwegen muß ich vorſichtiger ſein.“

Plötzlich vernahm man einen ziſchenden Laut und es blitzte etwas auf . . . An ein, zwei, drei Stellen . . . Alle fuhren zuſammen und ſtürzten mit einem Schrei — „er zündet an“ — hinaus. Diesmal lief auch ich . . . Bald kroch auch Semenow aus der Falle heraus. Peter Petrowitſch hatte noch vor dem Abſtieg in den Schacht angeordnet, während des Anzündens nicht näher als zwanzig Schritt von der Schachtkuppel zu ſtehen. Es vergingen ſchon gegen anderthalb Minuten voll ängſtlicher Erwartung und doch zeigte ſich Peter Petrowitſch noch nicht; wir ſchloſſen daraus, daß er es vorgezogen habe — die Schüſſe auf einer der Treppen abzuwarten. Aber plötzlich erſchien ſeine maſſige Geſtalt mit einem roten, ſchwer Atem ſchöpfenden Geſicht in der Thür der Kuppel, und faſt gleichzeitig ertönten, einer nach dem anderen, zwei Schüſſe. Der erſte Schuß ſchlug verhältnismäßig dumpf ein, mit einem ſchweren und gleichſam zornigen, abgeriſſenen Schlag; dafür war aber der zweite betäubend laut. Mir ſchien es, als ob die Kuppel erzitterte und wankte . . . Zwei Täubchen, die darauf ſaßen, beugten ſich, wie verrückt, zum Dach herunter und, nachdem ſie verblüfft ihre Hälſe ausgeſtreckt hatten, wußten ſie im erſten Augenblick

nicht, was anfangen; später aber schüttelten sie sich, schlugen lärmend mit den Flügeln und nachdem sie hoch aufgeflogen waren, fingen sie an, in der Luft zu kreisen. Noch vier von Peter Petrowitsch angezündete Patronen schlugen etwas später ein, und dabei zwei von ihnen so genau zur selben Zeit, daß ich sogar im Zweifel war, ob das wirklich zwei Schläge gewesen seien. Den letzten Schuß, wie man zählte, den siebenten, erwartete man lange, doch Peter Petrowitsch fing schon an unruhig zu werden.

„Scheint falsch gegriffen zu haben, verflucht!" brummte er. Und im nächsten Augenblick vernahm man ein solch betäubendes Donnern, daß im Vergleich damit sogar der zweite Schuß schwach erschien.

„Da muß aber diese Spur gut aufgerissen werden!" bemerkte ich.

„Im Gegenteil", versetzte Peter Petrowitsch, „dieser Schuß griff am schlechtesten, platzte in die Luft. Besser greifen die, die dumpf einschlagen."

Es waren noch fünfzehn Spuren abzubrennen; es erwies sich aber als unmöglich, sie sogleich anzuzünden, weil der ganze Schacht voll von schwefeligem, erstickendem Rauch war, der sehr langsam entwich. Um das Abziehen des Rauches zu beschleunigen, fingen wir an, ein Seil mit Kübeln zu senken und wieder emporzuheben, doch mußte man noch lange warten, bis endlich der Kolonnenführer im stande war, zwar brummend und jeden Augenblick aufzuckend, zum zweitenmal in den Schacht hinunterzusteigen. Dies zweite Mal gelang es ihm, acht Spuren anzuzünden; wegen der übrigen fünf mußte er noch zum drittenmal her-

unterſteigen. Zum Schluß des Abbrennens war er müde, blaß, huſtete fürchterlich und ſpie rußſchwarzen Speichel aus dem Mund. Zum Glück griff keine einzige von den zwanzig Patronen falſch, und wir konnten am folgenden Tage ohne Angſt das Abſchlagen und Aufziehen der geſprengten Steinmaſſe unternehmen. (Die Inſtruktionen der Bergbehörden ſchreiben ſtrengſtens vor — in den Fällen, wo eine Patrone aus irgend welchem Grunde ihre Sprengwirkung verfehlt hat, ſie „umzubohren", d. h. daneben eine andere Spur zu legen; dies Verfahren gilt als das ſicherſte. Man muß aber anerkennen, daß es wirklich ſchauderhaft iſt, und die Sträflinge lehnen dies Verfahren des „Umbohrens" öfters rundweg ab. Dann wendet man ein anderes Mittel an: Man klaubt ſo gut es geht die Patrone, die falſch gegriffen hatte, ſtückweis ab, wenn es nicht möglich iſt, ſie ganz auszugraben, und ſteckt in dasſelbe Loch eine andere. Uebrigens ſind in den Schächten traurige Unglücksfälle mit Sträflingen und Führern nicht ſelten. Anm. d. Verf.). Voll Neugierde ſtieg ich am nächſten Morgen in den Schacht hinunter, um die Folgen der Exploſion anzuſehen. Das erſte, was mich in Staunen ſetzte, war, daß man trotz der verfloſſenen ſiebzehn Stunden am Boden des Schachtes noch einen unangenehmen, wenn auch leichten, Schwefelgeruch ſpürte. Aber mehr als alles wunderten mich die unbedeutenden Dimenſionen der vollbrachten Sprengung. Ich hatte erwartet, daß von ſolchen donnerähnlichen Schüſſen der ganze Schacht Riſſe bekommen und ſich beinahe einen Faden in die Tiefe ſenken würde, in der That aber ſah man bloß

hier und da kleine Haufen heruntergeriſſener Steine und es machten ſich einige Riſſe bemerkbar. Am intereſſanteſten für mich war es ſelbſtverſtändlich, die jenige Stelle anzuſehen, wo ſich die von mir eingebohrten Spuren fanden. Eine von ihnen, o weh und ach! war genau ſo geblieben, wie ſie vor dem Abbrennen geweſen war. . . .

„Hat es nicht fertig gebracht, ſchoß in die Luft", erklärte mir Semenow, „das iſt auch beſſer! Sie haben alſo eine fertige Spur."

Dafür blieben aber keine Anzeichen von meiner anderen Spur zurück, außer einer langen Furche im Stein. Die Mehrzahl aller übrigen Spuren ließen „Gläſer" zurück — einige Zoll tiefe Reſte.

„Sehr gut geſprengt!" entſchied Semenow.

„Das nennnen Sie gut?"

„Und Sie dachten? Wiſſen Sie, wie viel das zum Abſchlagen geben wird? Für zwei Tage mindeſtens. Schauen Sie mal: hier ein Steinklotz, da ein Steinklotz, überall Riſſe."

Und er fing an, mit ſeinem Hammer an verſchiedenen Stellen des Schachtes leicht anzuſchlagen: mit dumpfem Laut beantwortete der Schacht ſeine Schläge. Ich habe ſehr wenig von allen ſeinen techniſchen Bezeichnungen verſtanden und darum beſchloß ich, mich an die Beobachtungspolitik zu halten.

„He! heda! Teufel, was habt ihr's euch da bequem gemacht?" rief Semenow den Genoſſen zu, die noch oben geblieben waren: „klettert alle herunter, und raſch ans Werk!"

Sogleich ſtiegen einige herunter. Der flinke

Rakitin und der schwerfällige Nogaitzew, dem es schwer fiel, seinen riesigen Körper die Treppe heraufzuschaffen, stiegen mittels des Seiles herunter. Ich wurde beauftragt, die Kerze zu halten und zu leuchten. Semenow schob die an einer Ecke angesammelten kleinen Steine beiseite, merkte sich einen bestimmten Riß und nachdem er die Erdhacke daran gesetzt hatte, befahl er Rakitin, mit dem Hammer zuzuschlagen.

„Jetzt werde ich dich schon anspannen, wirst schon weniger zusammenschwatzen."

Rakitin nahm gehorsam den 10 Kilo schweren Hammer, schwang ihn hoch über seinem Kopf, drückte die Augen zu — und . . . schlug mit voller Kraft auf den hölzernen Griff der Hacke ein: die Hacke flog in die eine Ecke des Schachtes, der zerbrochene Griff in die andere; Semenow hatte kaum Zeit, seine Hand, in der er die Hacke hielt, an sich zu ziehen.

„Ach, du, verfluchtes Aas!" schrie er auf: „wie kann man denn so zuschlagen? Hast wohl Lust, eine Maulschelle zu kriegen, was? Wo stecken denn deine Augen?"

Rakitin stand da mit dem Ausdruck der Schuld auf seinem Gesicht und schaute traurig beiseite.

„In der That, Iwan Nikolajewitsch, was bin ich für ein Arbeiter", flüsterte er mir klagend zu: „als Waise wuchs ich auf . . . paßte mich nachher dem Handelsgeschäft an . . . mein Wesen ist zu jeglicher Aufbesserung fähig . . . Hätte man mich lesen und schreiben gelehrt, dann, denke ich mir, könnte ich es weit bringen! Weil ich in dieser Beziehung einen durchdringenden Blick habe."

„Ja, man hätte dich gleich zum Popen ernannt!“ verſetzte Semenow boshaft, „geh' lieber 'rauf, ſo lange du unberührt biſt, und mach' dir einen Griff an die Hacke. Da liegt das Beil.“

Gehorſam ſchleppte ſich Rakitin nach oben. Nach Verlauf von ein paar Minuten hörten wir ſchon, wie er dort Lieder ſang und mit den Koſaken Spaß machte. An Stelle von Rakitin ſchlug Semenow ſelber zu, die Hacke aber hielt Nogaitzew. Das ganze Geſicht und die Geſtalt Semenows hatte ſich plötzlich verwandelt. Sogar zu gewöhnlichen Zeiten ſchien er mir ein außerordentlich geſunder und kräftiger Kerl zu ſein, jetzt aber kam es mir vor, als ob einer von den mythiſchen Titanen herunter gekommen wäre, um mich durch ſeine Macht und Kühnheit in Erſtaunen zu ſetzen. Trotz des tüchtigen Froſtwetters warf er ſeinen Mantel ab und arbeitete bloß in einem Hemd, ohne Mütze. Seine Bruſt war die eines Recken und ſeine ſtählernen Muskeln traten unter dem Hemd deutlich hervor und ſetzten einen durch ihre Elaſtizität in Erſtaunen. Er ſchwang den Zehnkilo-Hammer wie einen Federball, ohne merkbare Anſtrengung, und jede Bewegung war deshalb ſchön und ſogar graziös. Nichtsdeſtoweniger zitterte infolge dieſer ſchönen Schläge der ganze Berg unter unſeren Füßen. Er wälzte und trug, indem er ſie mit den Armen umfaßte, ſolche gewaltige Granitblöcke mit Leichtigkeit beiſeite, von denen ich viele gar nicht im ſtande wäre, nur vom Fleck zu bringen. Peinlich war es während dieſer Arbeit nur, ſein Geſicht anzuſehen: etwas Derbes und Unangenehmes glitt darüber . . . Ja, dieſer Mann wird vor nichts zurück-

schrecken, zu allem wird er sich entschließen, wenn er es für nötig halten wird, — so dachte ich mir, in Bezug auf Semenow. Ich bat ihn, mir zu gestatten, einen Schlag zu versuchen. Er hielt mir schweigend den Hammer hin.

„Na, ich halte aber nicht", sagte Nogaitzew: „schlag so auf den Stein."

Ich schlug viermal zu; aber meine Schläge waren so schwach und ungeschickt, wie die eines Kindes, so daß ich mich selber meines Versuches schämte, und als ich allgemeines Gelächter vernommen hatte, warf ich den Hammer auf den Boden. Nichtsdestoweniger konnte ich kaum Atem kriegen nach diesen vier Schlägen und meine Beine wankten. Nach mir fing Nogaitzew an zu schlagen. Ich erwartete etwas außerordentlich ungeschicktes und lächerliches von dieser schwerfälligen Bärenfigur, mußte aber zu meinem Staunen auch ihn bewundern. Gewiß, seine Arbeit setzte mich nicht in Erstaunen durch Eleganz und Schönheit, wie es mit Semenow der Fall war, aber auch in seiner Arbeit war eine gewaltige Elementarkraft zu sehen, es ließ sich in ihm ein Recke der Märchenzeit vermuten ... In Bewunderung über diese „Söhne der Natur" versunken, war ich nahe daran, ein Auge zu verlieren. Einer von den abgesplitterten kleinen Steinen traf mich plötzlich auf eine Braue und schnitt so tief ein, daß Blut herauskam ... Die Sträflinge machten mich dann darauf aufmerksam, daß ähnliche Geschichten sehr oft während der Operation des Abschlagens vorkämen und daß man deshalb vorsichtig sein müsse. Erschreckt durch diesen Zufall,

pflegte ich nachher während des Abschlagens beide Augen mit dem Fausthandschuh der linken Hand zu schützen (was natürlich meine Arbeitsfähigkeit wenig steigerte) . . .

Das Abschlagen war schließlich zu Ende, und alle kletterten wieder hinauf, um Thee zu trinken. Während des Theetrinkens lösten sich die Zungen und man wurde offenherzig. Am meisten schwatzte, wie gewöhnlich, Rakitin, aber seine Persönlichkeit war mir schon vollständig klar und meine Aufmerksamkeit lenkte sich nicht auf ihn. Dazwischen fingen die Sträflinge an, den gutmütigen, aber zugleich auch sehr empfindlichen Michael Iwanowitsch aufzuhetzen, und es gelang unseren gemeinschaftlichen Anstrengungen, ihm eine sehr interessante und furchtbare Geschichte, die ihn in die Zwangsarbeit gebracht hatte, auszupressen.

„Sehen Sie mal, so ein Dickwanst, und der gerät in die Zwangsarbeit" fing ein Sträfling an zu leiern, „und wobei konnte nur der Kerl 'reinfallen."

Nogaitzew schweigt und trinkt seinen Thee, indem er aus seiner schmutzigen chinesischen Tasse schlürft.

„Er ist ein ‚Kälbergönner'" (einer, der mit Kälbern Unzucht treibt. Anm. d. Uebers.), sagte Rakitin: „bei Gott, ein Kälbergönner, man sieht es an allem. Ich erkenne jeden von dieser Sorte auf drei Kilometer."

„Ja, Kälbergönner!" antwortete Nogaitzew bissig, „hast du mich vielleicht dabei ertappt?"

„Wie bist du denn sonst hierhergeraten?"

„Gleich sag ich's dir, sofort. Sonst könntest du mir am Ende noch böse werden."

„Wegen eines Frauenzimmers konntest du nicht hierher kommen, denn, welches Frauenzimmer sollte dich geliebt haben?“

„Und doch hat mich eine geliebt.“

„Ja, das ist deine eigene Frau? Nein, Brüderchen, die kommt nicht in Betracht.“

„Warum denn meine eigene Frau? . . . Auch sonst eine, außer der Frau . . .“

„Es kommt mir zu komisch vor, ich glaube nicht daran.“

„Mußt aber daran glauben.“

„Erzähl's mal, dann werde ich's schon glauben. Ein fremdes Frauenzimmer hat dich geliebt? Am Ende eine verkrüppelte? Oder hatte sie keine Nase?“

„Und was für ein Mädel sogar! Das Mädel und ihre Mutter, beide sogar . . .“

„Was sagst du?!“

„Ja. Ich wohnte als Arbeiter bei einem reichen Kaufmann aus Tomsk. Da geschah es, daß seine Frau, diesem Kaufmann seine, Matrena mit mir ein Verhältnis angeknüpft hatte . . . Und nach ihr auch ihre Tochter Paraskowja . . . Was denkst du denn? Bin ich etwa in der Freiheit derselbe gewesen wie jetzt? Nein, Brüderchen, dies Fett und dies Asthma, das kam alles vom Gefängnis, vorher aber war ich ein Kerl, nicht schlechter als du.“

„Gut, geben wir das zu. Was denn, der Kaufmann, ihr Mann, erfuhr der davon lange nichts?“

„Ja, der weiß bis heutigen Tages nichts. Die Sache wurde im geheimen abgemacht. Was denkst du, was ich für ein Kerl war? Nicht häßlicher als

du, war ich. Aber durch dieſe Frauenzimmer, durch dieſe verfluchten Weſen, geriet ich ins Zuchthaus!“

„Da hat er Recht, Brüderchen. Wie viele unſeresgleichen geraten durch dieſe Dirnen ins Verderben!“

„Und wie! Ginge es nach meinem Willen, ſo würde ich alle Weiber in Ketten halten, und ſollte ſich eine irgendwie ungehorſam zeigen, — ſofort einen Stein an den Hals gebunden und ins Waſſer! Und wie haſt du es angefangen, du Narr? Schmerbauch du!“

„So war es. Der Hausherr verkaufte ſeine Waren in Barnaul und ließ die Hausfrau mit der Tochter nach Hauſe, nach Tomsk, fahren. Ich aber ſprach den Wunſch aus, nach Tara, zu Beſuch zu meiner Frau, zu fahren. Er gab mir, was mir von Rechtswegen zukam, und ohne abzuwarten, bis ſeine Familie die Heimreiſe anträte, machte er ſich auf den Weg nach Bijsk, in einer Geſchäftsſache. Sobald er weg war, traten Paraſkowja und ihre Mutter an mich heran: „fahr doch mit uns, Fedoruſchka, fahr doch mit.“

„Wie haſt du es aber fertig gebracht mit beiden zu verkehren? Hatten ſie denn die Sache voreinander verheimlicht?“

„Ach was! Natürlich, hatten ſie ſie verheimlicht ... einen Verdacht hatten ſie vielleicht ... Zum Unglück ging ich darauf ein. Bei uns war noch der Bruder, der Sohn Matrena's alſo, ein junger Kerl, ſo zwanzig Jahre alt, und dann noch ein Arbeiterburſche. So fahren wir alſo. Schön war die

Fahrt. Zur Sommerzeit war es. Einmal mußten wir am Rand eines Sumpfes die Nacht zubringen ... Ein ſchrecklicher Moorgrund, rings herum Tannen ... Wir zündeten einen Scheiterhaufen an, nahmen unſer Abendbrod ein, tranken was dazu. Ich und Antip, Paraſkowjas Bruder, hatten aber tüchtig zugegriffen. Ich weiß ſchon nicht mehr, wie die Nacht vergangen iſt, des Morgens aber, kaum war die Sonne aufgegangen, ertappte mich Antip bei ſeiner Schweſter. Auch ſie hatte zu viel getrunken, und ſo geſchah es, daß wir beide umarmt in der Kibitka eingeſchlafen waren. Antip deckte die Matte auf und ſah uns in ſo einer Lage ... Er greift gleich nach der Rute — und ſchenkt mir ein! Mit Mühe wachte ich auf; Paraſkowja, die hatte mich erſt aufgemuntert ... Ich ſpringe aus der Kibitka heraus, will ausrücken. Er aber hinter mir her, und immer, halt, zugeſchlagen, immer zugeſchlagen. Da loderte es in meinem Innern auf: was, denke ich, haſt du mir zu befehlen? Schaue mich um: ſieh, da liegt eine gute Birkenſtange ... Ich ergriff ſie. Weg von mir, ſage ich, verleite mich nicht zur Sünde! Er giebt nicht acht. Der Kerl iſt wie betäubt, — denkt an nichts als mich zu peitſchen. Nun ging ich los und mit einem Mal verſetzte ich ihm einen ſolchen Hieb auf den Kopf ... Der halbe Schädel ging herunter! Da bildete ſich ſchon ein roter Nebel vor meinen Augen ... Das Blut ſchoß alſo empor ... Jetzt, denke ich, biſt du ſo wie ſo verloren. Ich eile zum Wagen, wo die Alte ſchlief, — und verſetze ihr auch einen Schlag auf den Kopf. Der Kopf

ging in hundert Stücke. Der Arbeiterburſche glotzt mich an, halb tot. Der Burſche war fünfzehn Jahre alt. So ein ſanftmütiger Kerl, eine gute Seele, wir hatten miteinander einen innigen Verkehr. Ich mochte nicht die Hand gegen ihn erheben und warf die Stange beiſeite. Da entſinne ich mich, daß Paraſkowja noch lebt. Ich eile zum Wagen — mit loſem Haar ſitzt ſie da, weiß wie Leinen, und hat die Sprache und den Verſtand vor Schreck verloren. Ich faſſe ſie an den Beinen, wie ein Holzklötzchen, ſchwinge ſie hoch — und bautz mit dem Kopf an das Rad! Das Gehirn flog nach allen Seiten. Dann trete ich an den Waſjka heran: „Höre mal, Waſjka, wir lebten miteinander, wie echte Brüder, und ich möchte dir kein Unheil zufügen. Nimm dich alſo in Acht: du haſt gar nichts geſehen, das iſt alles im Traum geſchehen. Ich ſelbſt hatte noch geſtern keine Ahnung davon, nichts wäre geſchehen, hätte ſie mich nicht dazu gebracht.“ Ich eile auf den Antip zu, finde bei ihm in der Brieftaſche 2000 Rubel, bei Matrena finde ich — im Rock eingenäht — auch 2000 Rubel; bei Paraſkowja, unter der linken Bruſt, lagen anderthalb Tauſend verborgen ... Ich nahm ihnen das Geld und ſchleppte ſie alle mit einem Mal in den Sumpf; den einen auf dem Rücken, die beiden Weiber unter dem Arm. Ich ließ ſie ſo tief in den Moorgrund hinunter, daß ſie da bis ans Ende der Welt bleiben könnten ... Ich hatte noch Steine daraufgewälzt ... Alle Spuren hatte ich verwiſcht, kein Tropfen Blut blieb zurück. Das ganze Gras ringsum abgebrannt. Die Wagen und die Pferde verkaufte ich

an Zigeuner ... Dem Waſſka gab ich 500 Rubel und verabſchiedete mich. Ich reiſte nach Tomsk ab und fing ein wüſtes Leben an. Jetzt, denke ich mir, iſt keine Möglichkeit mehr, daß ich erwiſcht werde, da der Hausherr, als er ſeine Reiſe antrat, in dem Glauben geweſen war, daß ich nach Tara führe."

„Waſſka hat dich alſo verraten? Du hätteſt auch ihn, das eklige Kerlchen, umbringen müſſen."

„Das iſt es eben. Die Gutherzigkeit hat mich zu Grunde gerichtet. An Waſſka vergaß ich überhaupt zu denken. Er aber fing, ebenſo wie ich, ein wüſtes Leben zu führen an: Die Leute wunderten ſich, woher er das viele Geld bekommen habe. Als aber der Kaufmann erfahren hatte, daß ſeine ganze Familie vermißt würde, nahm man Waſſka feſt. Das Kerlchen wurde verhaftet, und da zeigte er mich an."

„Da haſt du es, ein echter Bruder!"

„Ja, mir war aber vorher bekannt geworden, daß ich verhaftet werden ſollte, und da fand man bei mir keinen Heller."

„Wohin haſt du denn das Geld verſteckt?"

„Zweitauſend hatte ich ſchon verſchlemmt; ein Tauſend ſchenkte ich meinem Großvater — der Großvater hatte mich ſo ſehr geliebt; 500 gab ich meinem Paten: ich dachte mir, wenn er groß wird, wird er bei Gott meine Sünden abbeten. Die übrigen anderthalb Tauſend verbarg ich."

„Wo haſt du ſie denn verborgen?"

„Was geht das dich an?"

„Siehſt du, vielleicht wäre es mir gelungen zu entſchlüpfen, dann ginge ich hin und holte ſie.“

„Nein, nimm du ſie lieber nicht. Die Papiernoten ſind ſo wie ſo jetzt nicht mehr zu gebrauchen, es kamen neue in Verkehr.“

„Wozu hatteſt du es verſteckt, Teufel? Du hätteſt beſſer gethan, es jemand zu geben.“

„Da hätteſt du einen Narren gefunden. Nein, lieber ſollen ſie ſo verloren gehen, ſich in Aſche verwandeln. Es ſoll jeder für ſich ſelber ſorgen.“

„Sagen Sie mal, Nogaitzew“ — ſtellte ich auch eine Frage: — „weshalb hatten Sie die Paraſkowja getötet?“

Nogaitzew lachte dazu:

„Was kann dir daran liegen? Thut es dir leid?“

„Nun, ich meine bloß . . . Jetzt iſt es ja doch längſt vorbei: Hatten Sie ſie geliebt?“

„Ja, ich liebte ſie. Was folgt daraus?“

„Geliebt — und getötet? Wieſodenn? Warum?“

„Darum — 's iſt egal, von derſelben Schlangenart! Wozu ſoll ſie leben in der Welt?“

„Wozu leben Sie denn in der Welt?“

„Ich bin ein Mann . . . Wieſo, deiner Meinung nach, hätte ich ſie lebendig laſſen müſſen? damit ſie alles an die große Glocke hätte hängen können, und mich ins Verderben ſtürzen?“

„Braver Kerl, Michael Iwanowitſch!“ ſtimmten ihm die Zuhörer bei: „— gut fertig geworden! Sogar Steine draufgewälzt.“

„Und wie der mit ihr auf das Rad losgeſchoſſen hat! Ja—ja—ja! Hut ab vor unſern Sibiriern!“

„Und den Antipka, den hatte er aber auch gut bewirtet, der wird noch in der anderen Welt daran gedenken.“

„Haben Sie Ihre Schuld zugegeben, als Sie verhaftet worden waren?“ ſtellte ich noch eine Frage.

„Nein, ich leugnete alles. Für das Leugnen kriegte ich auch die zwanzig Jahre Zuchthaus, wofür denn ſonſt?“

„Wieſo, wofür? Iſt es denn zuviel für drei lebendige Seelen?“

„Gewiß, iſt das zu viel . . . Leiden ſie denn jetzt? Sie haben es gut . . . Und ich muß mich hier für ſie abquälen! Ich habe es doch nicht aus Habgier gethan, ſondern wegen der Beleidigung, die mir eben zugefügt worden war. Warum hatte er mich ausgepeitſcht?“

„Wieſo nicht aus Habgier? Sie nahmen doch das Geld?“

„Das iſt allerdings wunderlich! Was, hätte ich auch das Geld in den Moorgrund ſchmeißen ſollen? Hier hätte jeder an meiner Stelle zugegriffen.“

Ich verzichtete auf den Streit, da ich einſah, daß wir verſchiedene Sprachen redeten, und daß wir uns nie verſtändigen würden. Die Erzählung ſelbſt und das Verhalten der Zuhörer dazu machte einen unangenehmen niederdrückenden Eindruck auf mich. Es bemächtigte ſich meiner ein Gefühl unwillkürlichen Entſetzens und Ekels vor dieſem ſanftmütigen und offen-

bar auch biederen Kerl, in deſſen Seele ich das Vorhandenſein irgend einer böſen, dunklen, krankhaften, vielleicht ihm ſelbſt unbekannten Macht vermuten mußte ... Und es iſt nicht wenig Zeit vergangen, bis ich imſtande war, mich zu bezwingen und mich gegen ihn wieder wie früher zu verhalten. Das iſt erſt dann geſchehen, als die ſchauderhafte Geſchichte, die ich an dieſem Tage gehört hatte, gegen andere durch ihren herzloſen Cynismus und ihre bewußte Verdorbenheit zehnmal ſchrecklichere Geſchichten verblaßt war, als ich, nach näherer Bekanntſchaft mit Nogaitzew, erfahren hatte, daß er die Mutter Gottes mit der heiligen Dreieinigkeit, Chriſtus mit dem heiligen Nikolaus und anderes noch, verwechſelte, — als ich erfahren hatte, daß ſeine Seele eigentlich geweſen iſt, wie — das Gras, das im offenen Felde wächſt, die Wolke, die am Himmel dahinzieht und dem erſten leiſen Hauch des Windes gehorcht. In der That: iſt es ſeine Schuld geweſen, wenn er, den Verſuchungen des Lebens, der ſtädtiſchen Kultur und ſeinen eigenen ſinnlichen Gelüſten als Opfer überlaſſen, von niemandem und nie den Funken erhalten hatte, auf den wir, der gebildete Teil der Menſchheit, ſtolz ſind und der imſtande iſt, in uns wenigſtens einigermaßen die wilden tieriſchen Leidenſchaften zu bändigen? Wer hätte den Mut gehabt, den ewigen Fluch auf ihn zu ſchleudern?

„Nun, Kinder, es iſt die höchſte Zeit die Auffahrt vorzunehmen", ſagte Semenow plötzlich, der faſt gar nicht an der Unterhaltung teilgenommen hatte: „ſonſt wirſt du in Ewigkeit mit dem Geſchwätz

nicht fertig werden. Klettere hinunter in den Schacht, Rogaitzew, um die Steine aufzustapeln."

„Für dich, Mischenjka, ist es doch eine einfache Sache, Steine zu wälzen", fügte Rakitin hinzu. „Wirst dabei schon brummen können: hm, hm, hm!"

Drei Sträflinge, darunter auch ich, übernahmen es, die Winde zu drehen; Semenow und Rakitin — den Kübel abzunehmen und die Steine mit der Tragbahre zu der Bergkluft zu tragen. Wir konnten zu dritt kaum den Kübel aufwinden: die Steinmasse war schwerer als Wasser und mehr noch als Eis. Einmal, als wir schon den Kübel aufgewunden hatten, ließ Rakitin, indem er den Kübel ungeschickt anfaßte, einen gewaltigen Granitblock (nicht weniger als 30 bis 40 kg schwer) aus seinen Händen gleiten, und er flog mit ungeheurem Getön und Sausen in die Tiefe des Schachtes.

„Gieb acht!" schrie Semenow auf, und dies Geschrei rettete Rogaitzew vor sicherem Tode: kaum war es ihm gelungen, einen Sprung unter die Treppe zu machen, stürzte der Stein auf denselben Fleck hin, wo er erst gestanden hatte.

„Hu, du, Vogelscheuche, Schmerbauch, du!" schnauzten ihn Rakitin und Semenow noch an — „du mußt jedesmal, wenn der Kübel aufgewunden wird, unter dem ‚Warschaft' stehen (‚Warschaft' — so pflegen die Sträflinge das Wort ‚Vorschacht' auszusprechen. Anm. des Verf.) . . . Sonst bleibt eines Tages kein Spürchen von dir übrig."

„Das sind aber verrufene Bösewichte!" schrie Rogaitzew seinerseits aus der Tiefe des Schachts,

offenbar halbtot vor Schreck und kaum atmend: „ihr könnt einen ja eher als die Behörden ins Jenseits expedieren . . . Bin ich etwa meines Lebens müde, daß ich mich mit euch abplagen soll! Teufel ihr!"

„Na, na!" schrien sie ihn an: „bist selber Schuld daran, legst die Blöcke ungeschickt zusammen und schimpfst noch dabei . . . Du dickbäuchiger Eber!"

Und die Arbeit ging wie vordem von statten, obwohl ich mich noch lange nicht von der erlebten Aufregung erholen konnte. Der immer heitere Rakitin aber scherzte schon wieder:

„Und, wäre das ein Unglück gewesen, wenn so ein Teufel umgekommen wäre? Ein neuer wäre herangetrieben worden, vielleicht ein noch fetterer. Mütterchen Rußland hat unseresgleichen in Hülle und Fülle."

„Kommen denn solche Fälle vor, daß jemand getötet wird?" fragte ich neugierig.

„Na, und wie oft," antworteten die Sträflinge. „Hier ist es noch gut, — es sind bloß 8 Faden Tiefe, es giebt aber Schachte von 30 bis 40 Faden Tiefe. Versuch mal da ein kleines Steinchen, so groß wie ein Samenkorn, herunterzuwerfen, das würde einem wohl den Kopf schon bis aufs Blut durchschlagen.

„Im vorigen Jahre, in Serentuj, hat sich ein leeres Wassergefäß vom Seil gelöst, es war schlecht an demselben befestigt, und hat einen Tataren am Kopf getroffen. Sein ganzer Schädel platzte auseinander und ein Arm wurde ihm einfach aus der Schulter gerissen und ein Meter weit zur Seite geschleudert. . . . Manchmal aber geht es so glücklich, daß man

ſich nur wundern kann. Einmal iſt es auch paſſiert, daß ein Kübel von einer Höhe von 4 Faden heruntergeſtürzt war, und dem Wanjka Mikitin direkt auf die Schulter ... Gewiß, ein gewaltiger Kerl, einfach ein Rieſe ... Da hat er nur eine Woche im Krankenhaus gelegen, und das auch ſo, mehr als Vorwand ... Einmal iſt auch ein Kalb in Pokrowskoj in den Schacht gefallen — aber Gott bewahre, daß es ſich dabei irgend welchen Schaden gethan hätte! Brüllte nur, das liebe Ding, mit Mühe hat man es herausgezogen.

„Einmal habe ich auch einen Schrecken gekriegt, Brüderchen. Ich ſitze da im Schacht und bohre in aller Seelenruhe, denke ſozuſagen an nichts. Nebenan hat ſich's Andriuſchka auf dem Kübel bequem gemacht, um zu bohren. Er hat es nicht gemerkt, daß der andere Kübel heruntergenommen worden war, das Seilende hing frei über der Windenachſe; da ſitzt er auf dem Kübel und bewegt ſich unruhig hin und her. Plötzlich fängt es an zu rauſchen! die Welle, wie ſie ſich zu drehen anfängt, das Seil — zu laufen! Ich bohre nur und achte auf nichts, Andriuſchka aber reißt vor Angſt die Augen auf, ſchaut nach oben und wartet, wie ein Narr. Die Achſe dreht ſich immer ſchneller, immer ſchneller ... Da rennt er unter den ‚Warſchaft' und fängt an laut zu ſchreien: ‚Achtung!' Kaum hatte ich Zeit, mich an die Wand zu klemmen, als das ganze Seil — bautz! zwei Zoll weit von mir herunter ſtürzte, an derſelben Stelle, wo ich geſeſſen hatte. Wäre ich nicht zur rechten Zeit zurückgeſprungen, wäre es wohl aus mit mir."

„Und wie oft passiert es, daß der Bohrerhalter den Bergbohrer aus der Hand fallen läßt. Auch dabei wird einem ein tüchtiger Schrecken eingejagt. Geschimpft wird dann aber, geschimpft!"

„Keiner hat wohl Lust so, ohne weiteres, zu sterben."

Wir wanden an diesem Tage achtzig Kübel mit Steinen auf, und als ich meine Kammer aufgesucht hatte, fühlte ich mich durch und durch zerschlagen und ermattet.

Das Alltagsleben im Gefängnis.

Das Leben im Gefängnis ging dennoch seinen Gang, in seiner Weise, nach der einmal eingeführten Ordnung. Die Kontrolle, das Mittagessen, Feierabend, Schlaf — alles zu seiner Zeit. Alles, durchaus alles zielte darauf hin, die Leute in maschinenartige Wesen umzuwandeln, die nicht anders leben sollten, als auf den Ruf des Kommandos und gemäß der Instruktion. Diese nahm offenbar gar nicht an, daß da unten, tief am Boden des in jeder Weise reglementierten Sträflingslebens doch ein kleines Eckchen bleiben könne, wohin sie, die Instruktion, nicht imstande wäre einzudringen, daß in der Seele sogar der liederlichsten Menschen sich ein Allerheiligstes, wo sie keinen Fremden hineinließen, finden könne. Ein solches Allerheiligstes waren für die Sträflinge die Erinnerungen aus der Vergangenheit, das Streben nach Freiheit, ein instinktiver Haß gegen alle Arten von „Geistern", d. i.

gegen Soldaten, Aufseher, überhaupt gegen alle Vorgesetzten. Ja, es ist wahr, eine reine, nicht verdorbene Seele würde erbebt sein, hätte sie in dies schauderhafte Innerste einen Blick geworfen; aber was folgt denn daraus? Für den Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft gilt es doch als solches; seine Seele fühlt sich nur in dieser Welt der Träume, und nicht in irgend einer anderen, unserer Ansicht nach besseren und höheren, zufrieden und glücklich. Sogar in dem Gefängnis von Schelaj, wo das Leben in lächerlichster Weise durch alle möglichen Vorschriften und Formalitäten eingeschnürt gewesen war, vermochten keine Vorschriften den Sträflingen die Freiheit, ihrem Verstand gemäß und ihrer Klugheit, zu denken und zu empfinden, zu nehmen; und da diese Vorschriften nur das Aeußerliche und das Benehmen des Menschen berührten, so z. B., daß in den Zellen und Vorsälen Sauberkeit herrsche, daß die Kleidung in Ordnung sei, daß die Aufgaben vollständig aufgearbeitet, und die Mützen zu rechter Zeit gelüftet würden, so ist selbstverständlich kein einziger Fall der Umbildung einer menschlichen Seele zu verzeichnen gewesen. Die Begriffe vom Ziele und von dem Sinn des Lebens, alle Ansichten über die Wirklichkeit blieben vollkommen unberührt, und der Sträfling, als er in dem freien Sträflingskommando angelangt war, fing ein neues Leben an, nach derselben Schablone, nach der er auch vorher gelebt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt bestrebt war, seine Sache „sauberer" auszuführen, — vorsichtiger, so gut es ging, ohne irgendwelche Spuren und Beweise hinter sich zu lassen. Mit einem

Wort, ich gewann den Eindruck, daß das abschreckende Regiment des Gefängnisses nur auf eine winzige Gruppe von Leuten wirkte, auf solche, die von Natur aus gesund und nicht durch ihre Erziehung verdorben, die zufolge eines plötzlichen Zornausbruches, zufälliger Versuchung oder eines Gerichtsmißgriffes ins Gefängnis geraten waren, — nur auf solche verfehlte es seine Wirkung nicht. Solche Leute aber braucht man nicht abzuschrecken: sie werden so wie so nicht zum zweitenmal ins Gefängnis geraten, und sollten sie das doch, so nicht eher als jeder andere Durchschnittsmensch, der in Freiheit lebt. Dafür aber verdirbt die äußerliche Schreckensherrschaft einen bis ins Mark verdorbenen Menschen noch ganz und gar, indem sie ihn zuletzt schlau und heuchlerisch macht. Sie tötet in seiner Seele jene gefährlichen Bazillen nicht, welche die Krankheiten des Verbrechens erzeugen, sondern jagt sie sozusagen in die Tiefe hinein, in die für ein fremdes Auge unsichtbaren Schlupfwinkel des Herzens, wo ihre Anwesenheit jedoch nicht minder gefährlich für den gesellschaftlichen Organismus bleibt. Dem mutigen Stabs-Kapitän Luczesarow, der sich auf rein äußerliche Thatsachen stützt, — daß in dem ihm anvertrauten Gefängnis alles in „Ordnung" sei, kein Kartenspiel, kein Verschwenden von der Krone gehörigen Sachen, kein Saufen, keine Schlägereien vorkommen, — mag es natürlich scheinen, daß unter seiner Verwaltung das Gefängniswerk blüht und gedeiht, daß er an der Spitze seines Zeitalters schreitet, oder wenigstens, nicht einen Schritt hinter den neuesten Errungenschaften der Kriminalwissenschaft zurückbleibt;

aber mir, dem sich manchmal die geheimsten Gänge in der Tiefe der verbrecherischen Seele offenbarten, ist die Sache klarer gewesen, und ich sah mit Weh im Herzen, daß nichts Wertvolles, nichts Gutes durch dieses Regiment erzielt ward . . . Ich sah, daß alle diese schrecklichen Kommandorufe, dieses Frontieren, Marschieren, all dieses Geschrei — „Mütze ab! Mütze auf!" — alles dies wurde nach Verlauf von einigen Tagen dem Sträfling zur Gewohnheit, die er ebenso mechanisch befolgte, wie er den Löffel mechanisch nicht an die Nase, sondern an den Mund führt, wenn er essen will, — ich sah, daß alle diese Sachen ihm weder Schrecken einzujagen, noch Leid zuzufügen vermochten. Laut eigener Versicherung eines jeden Sträflings waren sie bereit, den ganzen Tag lang die Mütze bald aufzusetzen, bald abzunehmen, um nur nicht durch andere, viel stärkere Mittel geplagt zu werden. . . . Und was anders sollten sie bei einem Menschen, in dem jeder Begriff von Menschenwürde und Recht vollständig ausgemerzt ist, vermögen? Noch mehr: einem Menschen, bei dem Ihr, Vertreter der Intelligenz (als Vorgesetzte und Beamte), bis zum heutigen Tag stets bestrebt gewesen seid, nach Möglichkeit diese Begriffe zu unterdrücken und nicht zu fördern? Solcher Leiden ist nur ein gebildeter Mann fähig, und in der That, ich kann aufs bestimmteste behaupten, daß während meines jahrelangen Dahinvegetierens im Gefängnis zu Schelaj unter den hunderten der anwesenden Sträflinge nur zwei bis drei Intelligente, welche gleich mir das Unglück gehabt hatten, ins Gefängnis zu geraten, waren, denen diese Seite

des Gefängnislebens einen peinlichen Eindruck hinterließ. In der That, mir persönlich verursachte diese Seite die größte, in Wahrheit unaussprechliche Qual, und der Gedanke, daß diese Qual von niemandem unter meinen zufälligen Kameraden mitempfunden wurde, bedrückte mich besonders und machte mich unglücklich. Wie ich auch bemüht gewesen war, mich durch den Gedanken einzulullen, daß es nicht mehr als eine unvermeidliche Formalität wäre, die nicht im stande sei, meine menschliche Würde zu erniedrigen, so that es mir in tiefer Seele weh und ich lehnte mich dagegen auf. Ich war stets nahe daran, in die Erde zu versinken, wenn jedesmal, beim Eintreten des „Sechsäugigen", der Aufseher kommandierte: „Mützen ab!" der mutige Stabs-Kapitän sich aber nicht mit der Erlaubnis beeilte, sich wieder bedecken zu dürfen, und wir gezwungen waren, so vor ihm einige Minuten lang zu stehen, die Mützen demütig in unseren Händen haltend. Dieses Gefühl zwang mich, zu folgendem, auf den ersten Blick lächerlichen Kniff meine Zuflucht zu nehmen. Ich pflegte freiwillig die Mütze abzunehmen, noch lange bevor die Vorgesetzten erschienen waren und so, indem ich das Kommando nicht befolgte, verstieß ich auch nicht gegen dasselbe. Ich war mir dessen ganz gut bewußt, daß es nicht mehr als ein kläglicher Kompromiß war, eine Abmachung mit dem eigenen Gewissen, und doch fühlte sich dies dabei einigermaßen beruhigt und befriedigt. Was aber die Masse der Sträflinge anlangt, so schien es mir sogar, daß es ihnen eher ein sonderbares Vergnügen machte, ein übri-

ges Mal ihre Mützen vor den Vorgesetzten zu schwenken.

Bei regnerischem Wetter pflegte die Kontrolle im Korridor, wo man ganz ohne Mützen stehen durfte, stattzufinden. Auf meinen Wunsch schlug der „artelni starosta" Juchorew der „Kobylka" vor, in folgender Weise zu verfahren.

„Und wahrlich, Kinder", schrie er: „was zum Teufel brauchen wir nur ein einziges Mal dem Kommando zu gehorchen? In die Erde versinken soll mit dem Kommando zusammen der Sechsäugige selber!"

Er berichtete dem Aufseher, daß die Sträflinge unbedeckten Hauptes im Korridor stehen würden, und daß darum der Kommandoruf „Mützen ab" nicht nötig wäre. Der Aufseher ging darauf ein und beim Eintritt Luczesarows schrie er nur: „ruhig!"

Das nächste Mal aber, nach ein paar Wochen, als die Kontrolle wieder im Korridor stattgefunden hatte, kamen alle Sträflinge mit bedeckten Häuptern heraus, und als ich sie an ihr Wort erinnerte, sagten sie mir lachend:

„Was denn, bin ich zu faul dazu, die Mütze abzunehmen, was? Wenn kommandiert wird ‚— ab!' so werden wir sie eben abnehmen."

Auch der Starost, der das vorige Mal sich meiner Bitte warm angenommen, hatte es schon vergessen und stand auch da, mit der Mütze auf dem Kopf, die er verwegen auf die Seite geschoben hatte. Ich mußte auf die Sache verzichten.

Unendlich mehr quälte mich der Gedanke an die

Prügelstrafe. Es schien mir: hätte man mich jemals dieser schrecklichen Erniedrigung unterworfen, so wäre meine geistige Persönlichkeit für ewig zerdrückt, vernichtet gewesen, so daß ich nicht mehr im stande gewesen wäre, zu leben. Als etwas unauslöschlich schmachvolles und barbarisches, als der schlimmste Rest von mittelalterlicher Tortur kam mir die Anwendung der Peitsche und Rute am Vorabend des 20. Jahrhunderts vor. Und doch war auch diese Ansicht meinen Genossen vollständig fremd und unverständlich. An der Prügelstrafe schreckte sie nur das eine: die physischen Schmerzen. Als ich mir zum erstenmal die lange, dicke Peitsche, die aus Schnüren, in der Art eines Frauenzopfes gewunden war, angesehen hatte, nachdem sie zum Zweck der Bestrafung einiger vom Gericht zur Prügelstrafe Verurteilten hergebracht worden war, und als in den kleinen Gefängnishof außer dem Henker auch noch Luczesarow, der Arzt, der Heilgehilfe und mehrere Aufseher eingetreten waren, zitterte ich wie im Fieber, und konnte mich noch lange nicht beruhigen; nicht einmal, als die Bestraften in die Kammern zurückgekehrt waren, und lachend berichteten, daß die ganze Geschichte nur als „Proform" (pro forma) aufzufassen sei.

„Mikitka, dem ist nur hineingeguckt worden . . . ich bin über die Hose gestrichen worden." Der Sechsäugige hatte nachdrücklich bemerkt: „mir sind diese von Gerichtswegen verfügten Strafen unliebsam; die gehen mich nichts an. Ganz anders, bringt ihr es bei mir zur Strafe, dann gebe ich keinen Pardon."

Alle Sträflinge hießen seine Worte einstimmig

gut, und auch sonst sind sie mit seiner Handlungsweise zufrieden gewesen. Nach dieser Geschichte ist er bei der „Kobylka" bedeutend an Ansehen gewachsen. Zu meiner Zeit ist die Prügelstrafe für Frauen noch durchaus in Gebrauch gewesen (die Prügelstrafe für Frauen wurde im Frühjahr 1893 endgiltig abgeschafft); aber auch diese pflegte niemanden als Schmach zu empören . . .

Die Beraubung der Freiheit wirkte selbstverständlich in gleicher Weise auf alle. Aber, um die Wahrheit auszusprechen, denke ich, daß ein gebildeter Mann diese Entbehrung leichter verträgt. Sein inneres Leben ist reichhaltiger, reicher sind die Schätze, die ihm durch nichts und von niemandem genommen werden können. Bei dem unwissenden Mann ist das innere Ich ärmer und darum ist er mehr als der andere der rein-äußerlichen Eindrücke bedürftig, welche seine innere Leere auszufüllen und ihn von traurigen Gedanken abzulenken vermögen. Aus diesem Grunde ziehen ihn auch die rein-physischen Antriebe und Bedürfnisse mehr ins Freie. Ich habe mich sehr oft gewundert und konnte nicht verstehen, weshalb sich die Sträflinge in solchem Maß nach der freien Kolonie sehnen, woher sie oft mit Entziehung des Rechts auf Abkürzung der Strafe oder sogar mit Vermehrung der Strafzeit, aus Anlaß eines Diebstahls oder einer Schlägerei in besoffenem Zustande, zurückgebracht zu werden pflegten. Viele von ihnen gestanden mir selbst, daß es für sie besser wäre bis ans Ende des Straftermins im Gefängnis sitzen zu bleiben, ohne in die freie Kolonie,

dir? Wird hier nicht mit Karten gespielt?" fragte er mich flüsternd.

„Karten? woher soll man denn die nehmen? Karten sind noch schwieriger durchzubringen."

Gontscharow, ohne mir mit einem Wort zu antworten, ging in den Abort, kehrte nach einigen Minuten zurück, und zeigte mir geheimnisvoll, mit einem schlauen Lächeln, zwei Spiele fettiger Karten.

„Wie so? spielen Sie denn auch? Und ich entsinne mich, Sie hätten gesagt . . ."

„Nein, ich selbst habe in meinem Leben nie gespielt, und es lockt mich auch nie, mir das Spiel anzusehen. Ich und Petjka, wir machen es bloß so . . . wir halten es. Er ist ja ein Spieler, und sogar ein guter Spieler, ein erstklassiger Falschspieler. Du mußt dir denken, während des ganzen Weges (ein halbes Jahr sind wir zusammengegangen) hat er kein einziges Mal verspielt. Alle diese Karten — Umwege und Schleichwege kennt er durch und durch."

„Und hier spielt auch Semenow?"

„Was für ein Spiel ist hier möglich? Lohnt es sich denn, daß er sich hier die Hände beschmutzt? Im ganzen Gefängnis drehen sich wie ein Rad höchstens einige zwanzig Rubel, wenn's viel sind."

„Wozu halten Sie denn dann aber die Karten?"

„Wieso, wozu? Will z. B. einer spielen, dann kommt er zu uns. Wir kriegen einen gewissen Anteil."

„Ach so . . ."

Später bin ich auch mehrere Mal selber Zeuge des Kartenspiels gewesen. Gewöhnlich fand das Spiel auf den Pritschen in der Ecke der Kammer oder

in der Küche hinter dem Ofen ſtatt. An dem Thürguckfenſter ſtand regelmäßig jemand Schmiere, der gewöhnlich beim Nahen des Aufſehers zu rufen pflegte: „ſechsundzwanzig!“ das gewöhnliche Verabredungszeichen der Gefängnisſchurken. Als Schmiere fungierte meiſtenteils Jaſchka Tarbagan, ein großer Liebhaber und Kenner ſeines Geſchäfts. Zum Glück für die Spieler war der dienſtthuende Aufſeher ſtets mit Schlüſſelbunden, wie mit Schellen, behangen geweſen, die bei jeder ſeiner Bewegungen klapperten und hierdurch die Schuldigen aufmerkſam machten. Ich entſinne mich, wie das ganze Gefängnis in Aufregung geriet, als die Spieler einſt in der Küche „eingeſchüttet“ (ertappt) worden waren: der Schmiereſteher hatte nicht aufgepaßt, und der Aufſeher nahm ihnen die Karten und das Geld ab. Man erwartet, daß der Sechsäugige ſtreng gegen die Schuldigen vorgehen werde, aber zum allgemeinen Erſtaunen begnügte er ſich damit, daß er ſie für einige Tage in den Karzer einſperrte. Er veranſtaltete nicht einmal eine Hausſuchung im Gefängnis. Ein anderes Mal hatte der Aufſeher bemerkt, daß in der Kammer geſpielt wurde. Unhörbar öffnete er das Schloß, mit einem ſchnellen Ruck machte er die Thür auf und ſtürzte zu, um die Karten zu greifen, aber ſie waren verſchwunden.

„Wo ſind die Karten, wo ſind die Karten?“ ſchrie der verdutzte Hüter der Ordnung.

„Was für Karten? Gott ſei mit Ihnen, Prokopy Philiappitſch . . . Wir haben ja ſo dageſeſſen uns unterhalten.“

„Ihr lügt, ihr lügt, ihr Hundsfötter! Ich habe

eben mit meinen eigenen Augen gesehen, wie Petin die Karten verteilt hat. Hast du sie, Petin? Gestehe!"

„Ich habe sie nicht."

„Zieh die Stiefel aus, ich werde dich untersuchen. Ich wette meinen Kopf dagegen, du hast sie. Ich werde dich im Karzer zu Tode quälen."

„Wie Sie wünschen, suchen Sie."

Alles, bis auf die kleinste Naht, hatte der Aufseher an Petin, einem baumlangen Kerl, der gehorsam auf seine Aufforderung die Beine und Arme auseinanderspreizte, die Stiefel, Hosen und den Mantel auszog, untersucht. Die Karten waren wie in die Erde versunken.

„Gut, gut, der Teufel hol' deinen Vater! Nichts zu machen. Doch, ich werde dir schon auflauern."

Der Aufseher ging fort. Die Sträflinge lachten.

„Wohin haben Sie die Karten so schlau zu verstecken verstanden, Petin?" fragte ich neugierig. Er fletschte freudig seine weißen Zähne.

„Auf dem Kopf sind sie die ganze Zeit gewesen. Kaum war er herangestürzt, als ich schnell, als ob ich im Begriff gewesen wäre, die Mütze richtig aufzusetzen, die Karten unter die Mütze steckte . . . die Augen gingen ihm hin und her, und er hat es nicht gemerkt. Von oben bis unten hat er mich durchsucht, nur eins fiel ihm nicht ein — unter die Mütze zu schauen."

Mir selbst hatte dieser witzige Sträflingskniff Spaß gemacht. Noch etwas ähnliches hatte Jaschka Tarbagan fertig gebracht. Ein anderer Aufseher, der

das Spielen im Vorraum des Bades gemerkt hatte, kam auch herangestürzt und fing an alle zu untersuchen. Sein Hauptverdacht lenkte sich auf Tarbagan, — die Karten zu finden, ist ihm aber nicht gelungen. Es stellte sich nachher heraus, daß Jaschka während der ganzen Dauer der Untersuchung das Spiel Karten auf der linken Handfläche gehalten hatte, in geschickter Weise es zwischen dem kleinen Finger und dem Daumen verbergend. Doch, trotz solcher Zufälle, kann ich nicht behaupten, daß die Sträflinge im allgemeinen eine große Fähigkeit zum Verschwören oder Verstecken der verbotenen Gegenstände an den Tag gelegt hätten. Ihre ganze gerühmte Schlauheit und Gewandtheit besteht in Uebermut, in frecher Geistesgegenwart. Die gewöhnlichen Eigenschaften des russischen Charakters — Leichtsinn und Fahrlässigkeit — sind ihnen im höchsten Maße eigen. Nichtsdestoweniger, schon die Thatsache des Vorhandenseins von Karten und Geld im Gefängnis zeigte, daß der Wille des Sechsäugigen allein nicht genüge, um das Schelajsche Gefängnis stets auf derselben Höhe der Strenge und Musterhaftigkeit zu halten. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß die Sträflinge ununterbrochene Verbindung mit den „freien", mit den wenigen freien Kolonisten unterhielten, welche noch vor unserer Ankunft im Dienst bei dem Chef selbst und bei den Aufsehern sich befanden. Gott weiß woher, kamen von Zeit zu Zeit überzählige Fausthandschuhe und Hemden zum Vorschein, welche auf den Berg weggeschafft und dem alten Wächter zur Aufbewahrung anver-

traut zu werden pflegten, oder das alles wurde an einer vorher verabredeten Stelle zurückgelassen. Die Schlupfwinkel wurden immer ein wenig größer an Umfang. Schritt für Schritt wurden auch in wichtigeren Beziehungen Eroberungen gemacht. Den Aufsehern selbst mißfiel es, die Frühkontrolle auf dem Hof vorzunehmen, bei einer Kälte von 40 Grad frieren und während des Vaterunsers mit entblößtem Haupt dastehen zu müssen, und richtig, bald fing man auch an, die Kontrolle im Vorsaal abzuhalten. Luczesarow pflegte spät zu erwachen, und es war daher keine Gefahr vorhanden, daß er persönlich erscheinen könnte. Die Sträflinge gingen noch weiter, und nach langem Streit mit den Aufsehern führten sie den Gebrauch ein, das Vaterunser nicht zu singen, sondern vorzulesen. Das Morgengebet war überhaupt eher eine Gotteslästerung als eine fromme Beschäftigung. Hungrige, frierende, schlaftrunkene, noch ungewaschene Sträflinge stellten sich in Reih und Glied im Vorraum auf und standen da im Zugwind sicherlich nicht weniger als 10—15 Minuten, ehe die Aufseher es fertig brachten, sie zu zählen. Der Arithmetik waren die Aufseher von Schelaj überhaupt sehr wenig mächtig, und doch, statt alle der Reihe nach abzuzählen, pflegten sie, wer weiß warum, jede der neun Kammern gesondert zu zählen und nachher jede Zahl mit der vorigen zusammenzurechnen.

„Sechzehn plus siebzehn — dreiunddreißig."

„Vierunddreißig, Prokopy Philippitsch", verbesserte jemand von den Sträflingen, außer Geduld geraten.

„Ach, du haſt mich verwirrt, Junge! Ich muß nochmals zählen.“

Und er rennt ſchon zum drittenmal, alles von neuem zu kontrollieren. Schließlich ertönt das Kommando:

„Auf zum Gebet! Mützen ab!“

Alle ſchweigen.

„Was ſchweigt ihr? Singt!“

„Es iſt niemand da zum Singen, Prokopy Philippitſch!“

„Wieſo niemand? Ihr ſingt doch abends?“

„Abends, ja das iſt eine andere Sache . . . Jetzt aber, direkt nach dem Schlaf, iſt die Kehle bei jedermann trocken, heiſer.“

„Dann mag wenigſtens jemand vorleſen!“

Alle ſchweigen.

„Du, alſo, Penkin, lies du!“

„Ich kann's nicht auswendig, Prokopy Philippitſch.“

„Wieſo kannſt du nicht? Du biſt doch Sänger. Haſt wohl Luſt in den Karzer zu kommen, wie? Was iſt das für eine Art! Ich melde dich dem Direktor.“

„Bei Gott, ich kann es nicht auswendig, Prokopy Philippitſch! Nach dem Gehör ſingen kann ich, leſen aber kann ich nicht.“

„Lies du, Bulanow!“

„Ich habe keine Stimme, Prokopy Philippitſch.“

„Was für ein Unſinn! Erzählen kann er, und eine Stimme hat er nicht. Lies!“

„Ich bin ein Mordwine, Prokopy Philippitſch,

wie soll ein Mordwine vorlesen können? Gut, wenn Sie wollen, werde ich lesen. ‚Fasern unsere zerstreut im Himmel. Geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden. Unser täglich Brot gieb uns heute, und vergieb uns unsere Schuld nicht, wie wir unseren Schuldigern nicht vergeben. Führe uns nicht in Versuchung, erlös uns nicht vom Teufel . . . Amen!'"

„Marsch in die Kammern! . . ."

Mit Lärm und Gelächter zerstreut sich die „Kobylka" in die Kammern.

„Bravo, Mordwine! Ich kann nicht, sagt er, und wie der es fertig gebracht hat, — der Pope hätte es auch nicht besser herausgekriegt!"

Von da an haben wir täglich diese „Fasern unsere" zu hören gehabt.

Die Erleichterungen gingen noch weiter. Zu Anfang war den Aufsehern streng vorgeschrieben worden, nur für eine Stunde im Tag die Kammern weit aufzumachen, zum Zweck der Lüftung und der Spaziergänge für die Schwachen, die vom Heilgehilfen von der Arbeit befreit worden waren. Hatte man die Aeltesten in die Küche zum Mittagholen herausgelassen, — wurden die Kammern hinter ihnen sogleich zugeklappt und geschlossen; waren sie zurückgekehrt, so mußte wieder der Aufseher der Reihe nach jeden hereinlassen. Somit war er gezwungen, während des Tages gegen fünfzigmal die Kammern auf- und zuzuschließen. Der Kammern waren

im ganzen neun. Selbſtverſtändlich, mußten ſich ſogar die eifrigſten Aufſeher im Dienſt als die unglücklichſten Menſchen in der Welt fühlen, da ſie in ununterbrochener Aufregung ſchwitzend hin und her rennen mußten; und da auf das ganze innere Gefängnis nur ein dienſtthuender Aufſeher kam (der andere befand ſich vor dem Gefängnisthor), ſo iſt es natürlich, daß er nicht im ſtande war, alles zu beobachten — die Küche, das Spital, die Karzer und die Werkſtatt, wo Reparaturen an der Wäſche und dem Schuhwerk vorgenommen wurden. In Anbetracht deſſen hatte Luczeſarow nach kurzer Zeit erlaubt, während der Feiertage die Kammern während des ganzen Tages offen zu halten, an den Wochentagen aber von dem morgendlichen Glockenſignal zur Arbeit bis zur Rückkehr der Bergarbeiter. Nachdem ſo die höheren Vorgeſetzten in ihrem Eifer nachgelaſſen hatten, faßten auch die Aufſeher Mut. Die Sträflinge hingegen hatten nicht aufgehört, ſie zu hetzen.

„Ach, Prokopy Phillippitſch, immer haben Sie nur Angſt, vor allem fürchten Sie ſich.“

„Ich, mein Lieber, verfahre nur gemäß der Inſtruktion . . . Wie es mir vorgeſchrieben iſt!“

„Ja, vorgeſchrieben mag's wohl ſein, ſchon richtig. Dem Menſchen iſt aber der Verſtand gegeben. Warum zum Beiſpiel halten weder Iwan Pawlowitſch noch Waſſili Andreewitſch die Kammern nie geſchloſſen? Ja, gewiß, wenn man Grund hat anzunehmen, daß die Vorgeſetzten gleich kommen müſſen, dann beeilt man ſich. Dazu giebt es ja auch eine

Klingel; der ältere dienstthuende Beamte ist verpflichtet zu warnen."

„Das ist nicht möglich. Ich glaube nicht, daß Iwan Pawlowitsch oder Wassili Andreewitsch die Kammern nicht zuschließen. Was redest du da, du Hundsfott!"

„Bei Gott, ich sage die Wahrheit, sie schließen nicht zu. Gewiß, sie erlauben nicht, das ohne weiteres auszuplaudern, weil sie Leute sind, die helle Köpfe haben."

„Das bezweifle ich", versetzte Prokopy Philippowitsch und ging kopfschüttelnd fort; er war aber doch unsicher geworden.

Andererseits waren die Sträflinge bemüht, auf Wassili Andreewitsch und Iwan Pawlowitsch durch die angebliche Nachgiebigkeit von Prokopy Philippowitsch einzuwirken. Uebertriebenes Lob in Bezug auf die Nebenbuhler übte nicht selten seinen Einfluß aus, und einer von den Aufsehern wurde bald thatsächlich der Liebling des Publikums.

„Das ist nicht Iwan Pawlowitsch, sondern ein Leckerbissen," pflegten sie untereinander zu sagen, da sie nicht wußten, wie sie ihm ihr Lob aussprechen sollten.

Aber wie wichtig, wie bedeutend alle diese Erleichterungen und Zugeständnisse, die von den Sträflingen erobert wurden, mit der Zeit auch waren: mir ward das Leben in der Schelajschen Grube nach wie vor unbeschreiblich schwer. Ekelhaftes und wenig nahrhaftes Essen; Arbeit in den feuchten und kalten Schachten; kasernenartige erniedrigende Lebensord-

nung, die die heiligſten Gefühle und Beſtrebungen in den Kot niedertrat; das Entbehren der Freiheit und der Verbindung mit der gebildeten Welt; das enge Zuſammenleben mit Leuten, mit denen man ſo wenig Gemeinſames und Verwandtes hatte; bittere Tage und finſtere Nächte mit qualvoller Schlafloſigkeit oder Albdrücken, — ach! auch jetzt noch, nach Verlauf von ſo vielen Jahren, erfaßt mich jedesmal ein Zittern, wenn ich an all das denke ... Das Herz erbebt von neuem, von neuem iſt es voll Wunden und Gram ... Still, ſtill, du ungehorſames! ſei Herr deines Dranges! Auf daß ich wieder der leidenſchaftsloſe Chroniſt einer Vergangenheit werde, die zwar ſchauderhaft, trotzdem aber erlebt iſt. Erzählen werde ich der Reihe nach alles, was davon am allerwichtigſten und intereſſanteſten war: wer weiß, vielleicht wird es jemandem nutzen.

Der Anfang meiner Schule.

Mit Anbruch des Winters und dem Eintritt der langen Nächte fing man an uns immer früher und früher hinter Schloß und Riegel einzuſperren. Auch ich, offen geſagt, war darüber froh. Erſt wenn die Abendkontrolle mit allen ihren Schrecken, Schreien, Gepraſſel und Glanz vorübergegangen war und die Thür hinter dem ſich entfernenden Gefolge Luzeſarows ins Schloß gefallen war, erſt dann atmete ich tief, aus voller Bruſt auf, und fühlte, daß bis an den nächſten Morgen niemand mehr meine Freiheit antaſten, niemand

Klingel; der ältere dienstthuende Beamte ist verpflichtet zu warnen."

„Das ist nicht möglich. Ich glaube nicht, daß Iwan Pawlowitsch oder Wassili Andreewitsch die Kammern nicht zuschließen. Was redest du da, du Hundsfott!"

„Bei Gott, ich sage die Wahrheit, sie schließen nicht zu. Gewiß, sie erlauben nicht, das ohne weiteres auszuplaudern, weil sie Leute sind, die helle Köpfe haben."

„Das bezweifle ich", versetzte Prokopy Philippowitsch und ging kopfschüttelnd fort; er war aber doch unsicher geworden.

Andererseits waren die Sträflinge bemüht, auf Wassili Andreewitsch und Iwan Pawlowitsch durch die angebliche Nachgiebigkeit von Prokopy Philippowitsch einzuwirken. Uebertriebenes Lob in Bezug auf die Nebenbuhler übte nicht selten seinen Einfluß aus, und einer von den Aufsehern wurde bald thatsächlich der Liebling des Publikums.

„Das ist nicht Iwan Pawlowitsch, sondern ein Leckerbissen," pflegten sie untereinander zu sagen, da sie nicht wußten, wie sie ihm ihr Lob aussprechen sollten.

Aber wie wichtig, wie bedeutend alle diese Erleichterungen und Zugeständnisse, die von den Sträflingen erobert wurden, mit der Zeit auch waren: mir ward das Leben in der Schelajschen Grube nach wie vor unbeschreiblich schwer. Ekelhaftes und wenig nahrhaftes Essen; Arbeit in den feuchten und kalten Schachten; kasernenartige erniedrigende Lebensord-

nung, die die heiligſten Gefühle und Beſtrebungen in den Kot niedertrat; das Entbehren der Freiheit und der Verbindung mit der gebildeten Welt; das enge Zuſammenleben mit Leuten, mit denen man ſo wenig Gemeinſames und Verwandtes hatte; bittere Tage und finſtere Nächte mit qualvoller Schlafloſigkeit oder Albdrücken, — ach! auch jetzt noch, nach Verlauf von ſo vielen Jahren, erfaßt mich jedesmal ein Zittern, wenn ich an all das denke ... Das Herz erbebt von neuem, von neuem iſt es voll Wunden und Gram ... Still, ſtill, du ungehorſames! ſei Herr deines Dranges! Auf daß ich wieder der leidenſchaftsloſe Chroniſt einer Vergangenheit werde, die zwar ſchauderhaft, trotzdem aber erlebt iſt. Erzählen werde ich der Reihe nach alles, was davon am allerwichtigſten und intereſſanteſten war: wer weiß, vielleicht wird es jemandem nutzen.

Der Anfang meiner Schule.

Mit Anbruch des Winters und dem Eintritt der langen Nächte fing man an uns immer früher und früher hinter Schloß und Riegel einzuſperren. Auch ich, offen geſagt, war darüber froh. Erſt wenn die Abendkontrolle mit allen ihren Schrecken, Schreien, Gepraſſel und Glanz vorübergegangen war und die Thür hinter dem ſich entfernenden Gefolge Lutzeſarows ins Schloß gefallen war, erſt dann atmete ich tief, aus voller Bruſt auf, und fühlte, daß bis an den nächſten Morgen niemand mehr meine Freiheit antaſten, niemand

in meine Seele bringen würde, daß ich für den Zeitraum von zwölf Stunden gegen irgendwelche neue Beleidigung und Beschimpfung gesichert war. Viele widerliche Seiten hatte dieses langjährige Leben hinter Schloß und Riegel gehabt, für mich aber gab es furchtbarere Dinge, als drückende, schwüle Luft und enge Gemeinschaft mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Uebrigens möchte ich gern versuchen, dem Leser eine Vorstellung von der Luft, die man einzuatmen genötigt war, zu geben. Die Kammer war ursprünglich für 16 Mann eingerichtet gewesen; (diese Zahl war auch auf einem Schild, das an der Thür angenagelt war, aufgeschrieben) aber, wie ich schon bemerkt habe, die Zahl der angekommenen Sträflinge war groß geworden, und jede Kammer enthielt je 20 oder sogar 22 Mann. Für fünf in unserer Nummer langte der Platz auf den Pritschen nicht, und sie waren daher gezwungen, auf dem Fußboden zu schlafen (auf den Fußboden pflegte man die Tataren und die Sarten unterzubringen). Ein Klappfenster war in der Kammer vorhanden, aber da dem Russen die Ehre zukommt, entdeckt zu haben, daß die Hitze dem Körper nicht schade, so pflegte es sehr selten und ungern geöffnet zu werden. Sie würden es sicher überhaupt nicht geöffnet haben, wenn ich nicht gewesen wäre mit meiner Beharrlichkeit; doch mochte ich meinen Einfluß nicht zu oft gebrauchen, da ich sehr häufig scheelen und sogar geradezu feindlichen Blicken bei den Aelteren, z. B. Gandorin, begegnete. Dieser ehrwürdige und fromme Alte genierte sich seinerseits sehr wenig: genau nach

ein paar Minuten ſchlich er ſich vorſichtig, wie eine Katze, an das von mir geöffnete Fenſterchen, und mit einem ſcheinheiligen und liebenswürdigen Geſicht, in ſeinem Recht als Aelteſter, klopfte er es leiſe zu; und um mich andererſeits nicht zu beleidigen und mir einige Genugthuung zu verſchaffen, öffnete er für kurze Zeit den Deckel in der Schornſteinröhre, und — die Pfeife im Munde — liſpelte er mir zu: „Der zieht ja auch . . . Und noch beſſer.“

Dieſer Gandorin iſt in der That mein Peiniger geweſen. Mit dem Geſicht eines Heiligen, mit ſeinem ſchmutzig-grauen Knebelbärtchen und den ausgemergelten Zügen, war er ein Vielfraß, der das ganze Gefängnis in Staunen ſetzte. Nachdem er in gewiſſenhafteſter Weiſe ſeine eigene Portion der „Balanda“ bis an den letzten Brocken aufgefreſſen hatte, es mochte auch ein noch ſo ekelhaftes Zeug geweſen ſein, pflegte er noch, nach ſeinem Recht als Aelteſter, alle zurückgebliebenen Reſte von anderen Portionen in ſeine Schüſſel zuſammenzuſchütten und das alles auch aufzueſſen. Auch das ganze Brod aß er — ſein eigenes und die fremden Reſte; er trank den ganzen übriggebliebenen Thee . . . Man begriff nicht, wie der ſchmächtige kleine Alte das alles unterbringen konnte! Dafür gab er auch hundertfach wieder von ſich, was er aufgenommen hatte: ſtets an Darmkatarrh leidend, war er gezwungen, alle Augenblicke an einen gewiſſen Ort zu laufen, und auch wenn er zurückgekehrt war, brauchten ſeine Nachbarn für ihr Los ihm nicht dankbar zu ſein . . . Zum Unglück ſchlief er nur 2 Mann weit von mir: Tſchirok, Tarbagan und

ich . . . Mein Platz war unmittelbar an der Wand. Uebrigens nicht nur Gandorin allein litt an Darmkatarrh, was an sich auch kein Wunder war bei der schrecklichen Diät, die der brave Stabs-Kapitän im Schelajschen Gefängnis eingeführt hatte; daher war die Luft in den kleinen Kammern, wo mehr als zwanzig erwachsene Menschen, die sich gegenseitig mit ihren Körpern berührten, aufgestapelt waren, — des Abends in höchstem Maße drückend und ekelhaft. Einen besonderen Gestank verbreiteten die Fußlappen, die von den Sträflingen ganz nahe am Ofen zum trocknen aufgehängt zu werden pflegten. Diese Fußlappen wurden bei einigen während des ganzen Jahres nicht gewaschen, und sie rochen in ekelhaftester Weise dermaßen nach Schweiß, daß einem, der es nicht gewöhnt war, übel davon werden mußte . . . Bei vielen Sträflingen rochen auch die Füße selbst fürchterlich, infolge beständigen Schwitzens; eine Krankheit, die unter den Arbeitern sehr verbreitet ist.

Und doch wiederhole ich: ich freute mich jedesmal, wenn die Kontrolle zu Ende war, und wir eingeschlossen wurden.

Mit der Auswahl der Zellengenossen war ich mit wenigen Ausnahmen zufrieden. Viel konnten diese Leute mir nicht geben, und es wäre lächerlich gewesen, sich darüber zu beschweren. Unsere Beziehungen gestalteten sich von Anfang an in freundschaftlicher Art. Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft kam mir der Gedanke, jeden, der Lust hätte, im Schreiben und Lesen zu unterrichten. Kaum hatte ich einmal, halb scherzend, halb ernst, dieses

Anerbieten gemacht, als der lebhafte Nikifor Burenkow von der Pritſche herunterſtürzte, auf mich zurannte und rief:

„Das wird aber ſchön ſein! Weißt du, Nikolajewitſch, ſchon lange habe ich dich bitten wollen, hatte aber nicht den Mut dazu ... Jetzt haſt du es aber ſelbſt geſagt ... Oho! ich bringe es gleich fertig, das Leſen und Schreiben, hol' mich der Teufel! Wenn ich nach Hauſe komme — werden alle ſtaunen: iſt es wirklich der Mikiſchka? der kannte doch früher nicht einmal des große „A", und jetzt, ſieh mal! Und weißt du was, Nikolajewitſch? Lehre mich auch die „Rithmetik" ... Das Zählen möchte ich kennen ... Ich würde da bei ihnen Schriftführer ſein — da werde ich ſie ſchon alle einwickeln!"

Ich antwortete Burenkow: Man müſſe nicht lernen, um die Leute ‚einzuwickeln', ſondern im Gegenteil, um ſie aus den Netzen der Unwiſſenheit und allerhand Ungerechtigkeit freizumachen ... Nikifor wurde verblüfft und beeilte ſich, mir zu verſichern, daß er es nur ſo als Scherz gemeint habe.

Dieſer Mann war ein echtes Naturkind: ſo gänzlich unfähig, die in ſeinem Innern gärenden Gedanken oder Gefühle auch nur einen Augenblick zu verheimlichen, habe ich noch nie einen andern Menſchen gekannt. Sein Geſicht war der beſte Spiegel für ſeine Seele. Schlank, knochig, — war er ganz Leidenſchaft und Feuer; ſeine heftigen Bewegungen, ſein immer heiteres Naturell, ſein Witz und ſein Leichtſinn, ſein verſöhnlicher Charakter machten

ihn zum Liebling aller. Aus seinen großen grauen Augen und den feinen Lippen, die von einem langen weichen Schnurrbart und gelbem Ziegenbärtchen bedeckt waren, leuchtete allerdings auch einige Verschlagenheit. Er selber pflegte nicht anders von sich zu sprechen, als „wir Schurken" ... Aber man brauchte ihn nur etwas näher zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß er nicht nur ein guter Kamerad in allen Glücksunternehmungen, sondern auch ein freimütiger gerader Bursche war. Er stammte aus den „Familiengemeinschaften" des Werchneudinsky Bezirks, von den altgläubigen der priesterlosen Sekte; aber die frühzeitige Bekanntschaft mit den Goldgruben und eine natürliche Neigung zur Kameradschaft und glänzenden Thaten hatten ihn einen jener Straßenhelden werden lassen, deren Spezialität es war, die Kisten mit Thee von den Karawanen abzuschneiden, und so geriet er mit seinem Vetter Michajlo auf vier Jahre ins Zuchthaus. Die ganze Kammer war lebhaft für den Gedanken der Einrichtung einer Schule eingenommen. Die alten ermahnten die jüngeren, und regten sie zum Lernen an. Der Bruchteil derjenigen, die lesen und schreiben konnten, war im Gefängnis ganz winzig. In unserer Kammer konnten nur drei lesen und schreiben: Semenow, Paramon Malachow und ein gewisser Wladimirow. Es gab aber Kammern, wo allgemeine Unkenntnis des Lesens und Schreibens herrschte. Ich fragte, wer sonst noch lernen möge? Auf manchen Gesichtern konnte man deutlich ein leidenschaftliches Verlangen erkennen sich zu melden, aber alle schwiegen.

„Du, Peſtrow, was denn?“ ſchrien ſie einen noch ganz jungen, trägen, ſchweigſamen und verblüfften Burſchen an.

„Ich habe ein ſchwaches Gedächtnis, Brüderchen.“

„Gut geſagt! Wir Alten haben wohl ein beſſeres, was? Wer ſoll denn lernen, wenn nicht du? Der Burſche iſt neunzehn Jahre alt, ſozuſagen in vollem Saft.“

„Alſo, möchten Sie lernen, Peſtrow?“

„Ich möchte gern . . . Aber das Gedächtnis iſt, bei Gott, gar nichts wert.“

„Thut nichts, wir wollen ſchon ſehen.“

„Und wie werden wir lernen?“ rief plötzlich Nikifor: „wir haben doch weder Bleiſtifte, noch Tinte, noch Papier! Ach, du widerliches Gefängnis! Alles, alles verboten! nichts iſt da!“

Und aus ſtürmiſcher Freude verfiel er plötzlich in die düſterſte Verzweiflung. Auch ich fing an nachzudenken. Ein Buch war allerdings vorhanden — das Evangelium; Papier auch; der Oekonomieverwalter pflegte an die Sträflinge zum Rauchen des Machorka-Tabaks eine Art von grauem Schreibpapier zu verkaufen, indem er es, gemäß der Inſtruktion, die Schreibutenſilien im Gefängnis verbot, in unregelmäßige Stückchen zerſchnitt. Schwieriger war es auszuſinnen, wo und wie man ſich einen Bleiſtift verſchaffen ſollte. Paramon Malachow, der mit ungewöhnlich ernſter Miene auf der Pritſche an ſeiner Pfeife ſog, und der ſehr lange an etwas geſonnen hatte, ſchlug ſich plötzlich mit der Fauſt an die Stirn und rief:

„Ich will nicht Paramon Malachow heißen, wenn ich's nicht herschaffen kann!“ .

„Was?“

„Einen Bleistift, ebenso wie das ABC-Buch. Der Sechsäugige mag schon sechs Augen haben, er mag sogar noch mehr haben, ich krieg's schon. Glaub mir nur, Nikischka!“

Doch gelang es ihm trotz des Selbstlobes noch lange nicht, seinen Wunsch zu verwirklichen. Er pflegte zu Böttcherarbeiten in die Tischlerei, welche sich außerhalb des Gefängniszaunes befand, zu gehen, und jedesmal, wenn er von der Arbeit zurückkehrte, traten Burenkow und Pestrow zu ihm und quälten ihn mit ihren Fragen. Der hübsche Böttcher breitete nur die Hände auseinander und zuckte die Achseln.

„Na, ich schaffe es schon noch: Es wird schon ein gelegener Augenblick kommen. Es ist noch nie geschehen, daß man den Paramon ein Großmaul genannt hätte!“

Derweilen kam es mir in den Sinn, Kohle zu benutzen. Nikifor schaffte ein vorzügliches langes Stück Kohle an; ich spitzte es zu und malte auf dem Machorka-Papier einige von den ersten Buchstaben in Druckschrift. Das Entzücken der Schüler wollte kein Ende nehmen. Abends, wenn die Kontrolle kaum vorbei und die Kammer zugeschlossen war, sammelten sich alle wie Erbsen um den Tisch und umringten mich mit Nikifor und Pestrow. Das Gesicht des ersteren glänzte wie eine sauber geputzte Messingpfanne; und über sein, wie über Pestrows Gesicht ergossen sich schon Ströme von Schweiß, obwohl

der Unterricht noch nicht begonnen hatte; beide hatten fürchterliche Angst.

„Na, Mikischka, halt fest, wirf die Flinte nicht gleich ins Korn!“ ermunterte Tschirok und Gontscharow den Burenkow.

Zu meinem größten Erstaunen und zum Verdruß der ganzen Kammer, erwiesen sich meine Schüler als fürchterlich verständnislos und ersichtlich unfähig. Lange versuchte ich mich bei dem Gedanken zu beruhigen, daß sie sich einfach scheuten und in Verwirrung geraten seien, aber nach Verlauf einer Woche mußte ich in Bezug auf Pestrow zu dem positiven Ergebnis kommen, daß er ein absolut stumpfer und gedächtnisloser Kerl war. Ich ließ selbstverständlich diese meine Ueberzeugung nicht merken, und wurde nicht müde jeden Abend ihm ein und dasselbe einzubläuen, aber bald kam auch die Kammer zu derselben Schlußfolgerung und nahm es dem Pestrow sehr übel; es schien, als ob Jedermann sich in seiner Eigenliebe verletzt fühlte.

„Ach, bist du aber ein Dummkopf, Romaschka!“ sagte Tschirok: „was bin ich denn schon? Alle nennen mich einen Permiaken, einen schwerfälligen Klotz ... Im Wald bin ich aufgewachsen, im Gefängnis alt geworden ... Und doch habe ich mir schon einige Buchstaben eingeprägt, nur beim Zuschauen. Du aber bist jung, du stammst aus dem Herzen Rußlands!“

„Dann laß ich es ganz und gar!“ rief Romaschka, auflodernd wie Schießpulver, und es kostete mich

jedesmal viel Mühe ihn zu überreden, den Lernversuch fortzusetzen.

Dafür lobte die Kammer den Nikifor und munterte ihn auf.

„Du wirst schon bei denen mit den Familiengemeinschaften Pope werden, Nikischka!"

Diese Lobeserhebungen waren übrigens stark übertrieben. Nikifor war allerdings kein hoffnungslos stumpfsinniger Kopf, aber sein heftiges Naturell schadete ihm ebenso im Lernen, wie im Leben. Ehe er sich einen Buchstaben richtig angesehen hatte, nannte er ihn schon, meistens, ohne das Richtige zu treffen. Außerdem bekannte er nicht gern sogleich seine in die Augen springenden Irrtümer, und da er eine reiche Einbildungskraft besaß, rechtfertigte er sich durch die Aehnlichkeit zwischen solchen Buchstaben, die offenbar nichts miteinander gemein hatten; so z. B., ähnelte, seiner Ansicht nach, das „M" dem „F", das „B" dem „Z" . . . wie ein Wassertropfen dem andern. Davon ganz abgesehen, daß er infolge seiner Eilfertigkeit stets die gleichlautenden Buchstaben verwechselte.

„Iwan Nikolajewitsch hat aber die Geduld eines Engels", — sagten sie von mir in der Kammer.

Nur Malachow hatte in Bezug hierauf seine eigene Meinung.

„Das ist kein Unterricht, das ist eine Hätschelei", — brummte er: „hat man denn uns in den alten Zeiten so gelehrt? Erstens: az, buky, wedy, glagol, dobro . . . (alte russische Buchstabiermethode). Jeder Buchstabe hatte seinen Namen, jeder war wie lebendig

... Und jetzt? Es wird gezischt, gepfiffen ... Nicht zu verstehen! З—з—з ..., ſ—ſ—ſ ... Einfach, nimm und schließ dir die Ohren zu."

Ich versuchte es dem Malachow die Vorteile der Lautiermethode auseinanderzusetzen, aber vergebens: er war ein blinder Verehrer der alten Zeit und dazu noch, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, so blieb er eigensinnig wie ein Stier. (Ich beeile mich aber anzumerken, daß später die Unterrichtspraxis mich selbst zwang, der alten Zeit einige Zugeständnisse zu machen. Alle Buchstaben wurden von meinen Schülern — Sträflingen — nach ihnen gut bekannten Gegenständen benannt (das b hieß brodnja — Schuhwerk, das w — Wolf, t — tues — Geschirr aus Birkenrinde, und dieser Umstand hatte den Erfolg des Unterrichts unterstützt).

„Zweitens", sprach er in belehrendem Ton, „ohne Prügel kann der Lehrer nicht auskommen."

„Ganz richtig, Nikolajewitsch", rief Nikifor, „in Gottes Namen, haue mich! Krieg mich bei den Haaren, wie du nur willst ... Kein Wort sage ich dir, wenn ich es nur verdient habe."

„Nein, Lieber, auch unverdient würde es nicht schaden", — verbesserte ihn Paramon: „einfach so, zum Belehren, der Furcht wegen. Was denkst du, wie wir gehauen wurden? Mich unterrichtete unser Dorfküster. Jedesmal, wenn wir uns bei ihm eingefunden hatten, war er besoffen. Und vor allem, gleich nach dem Gebet, pflegte er alle, ohne Unterschied, fest bei den Haaren zu nehmen ... drischt und drischt, und wird schließlich müde ... Jetzt,

Kinder, wollen wir zu lernen anfangen! Wenn er aber für ein Vergehen zu hauen anfing, dann mußte man dazwiſchen treten: ſonſt würde er einen totgeſchlagen haben! Ich hatte ihm einmal während des Dreſchens in die Hand gebiſſen, da hat er ſeinen Stock in Stücke zerſchlagen."

„Da haſt du wohl ſchon damals einen kräftigen Rücken gehabt, Paramon," lachten ihn die Sträflinge aus.

„Na, alſo, was war denn an dieſer Art zu unterrichten gutes", fragte ich Paramon.

„Wieſo, was? Man lernte das Leſen und Schreiben, und es war weniger Hätſchelei dabei."

„Was die Hätſchelei anbelangt, das weiß ich nicht, aber das Leſen und Schreiben haben Sie ja doch nicht gelernt, trotzdem Sie der Küſter ſo gehauen hat! Bis jetzt könnt ihr kaum buchſtabieren."

„Das habe ich jetzt eben vergeſſen", antwortete der empfindliche Böttcher, der ſichtlich erregt war und heftig ſeine Pfeife über der Pritſche ausklopfte. „Und für meinen Bedarf leſe ich noch jetzt gut genug. Wie ſollen wir denn, ihr Dummköpfe, vielgelehrt ſein!"

Uebrigens hatte der Vorſchlag des Hauens außer dem Schüler weiter keine Anhänger in der Kammer gefunden, und darin blieb Malachow allein. Beſonders empörte ſich der alte Gontſcharow gegen die Prügelmethode bei den Kindern.

„Ich ſoll mein Kind prügeln laſſen?" ſprach er mit aufrichtiger Empörung, indem er in der Kammer hin und her ging. „Auf keinen Fall! Einmal fuhr

ich, auf dem Wallach reitend, nach Hauſe; plötzlich vernehme ich Kindergeſchrei; ich ſchaue mich um: unmittelbar am Zaun ſteht der Lehrer und hat des Gerbers Sohn an den Ohren. Das Kind war ſieben Jahre alt, der Lehrer aber reißt ihm förmlich die Ohren ab und zerrt beſtändig an den Haaren. Ich fahre näher heran, binde den Wallach an den Zaun und los auf den Lehrer. „Warum?“ frage ich.

„Was geht es dich an? Ich bin der Lehrer.“

„Ach ſo, du biſt der Lehrer? Dann lerne zuerſt bei mir! Wie ich ihn aber unter die Füße gekriegt habe, und anfing ihn zu bewirten, — na, das wird er wohl noch heute an ſeinen Knochen ſpüren.“

Ich ſah mir die rieſige Bärengeſtalt Gontſcharows an, mit ſeinem breiten Geſicht, das von den Pocken verunſtaltet war, mit ſeiner dicken Naſe, dem rötlich-grauem Backenbart und den hellen großen Augen, über denen rot-blonde Brauen düſter herunterhingen, und dachte mir, daß der Lehrer wirklich übel davongekommen ſein mochte.

„Und noch ſpäterhin, entſinne ich mich“, ſetzte Gontſcharow ſeine Erzählung fort, „kaum ſehe ich ihn in der Ferne, als ich ihn ſchon heranlocke: hei, Trofim Ewſtignejewitſch, komm mal her, wollen wir uns nicht . . . Hand in Hand ausſprechen? . . . Da rückt er gleich aus! Ich lache und drohe ihm mit der Peitſche nach.“

Gontscharow und Malachow hatten scheinbar einer den anderen nicht gern, obwohl sie es nicht offen zeigten, da einer in dem anderen eine fast gleiche materielle und moralische Kraft vermutete. Das waren in allen Beziehungen entgegengesetzte Naturen, und mir scheint, eben in dem Sinne entgegengesetzt, wie es Sibirien und seine Hauptstadt sind. Malachow war ein Pskower (aus Pskow), der sogar als Kutscher in Petersburg gewohnt hatte, und der sich da auch einigen äußeren Glanz angeeignet hatte. Mit Leuten, denen gegenüber er Hochachtung oder Zuneigung empfand, verstand er mit einer auserlesenen Höflichkeit umzugehen; diese hatte übrigens nichts mit jener ekelhaften, geschmeidigen Höflichkeit gemein, welche den Lakaien, die von ihren Herrschaften die Geberden und einzelne Ausdrücke geerbt haben, eigen ist. Gontscharow war in dieser Beziehung rauher und ungeschliffener. Dafür aber beschränkten sich die Spuren der Kultur in Paramons Wesen auf diesen rein äußerlichen Glanz. In der Tiefe der Seele war er der Typus eines Vandeers geblieben, in dem die traditionellen Ansichten und Vorurteile festen Fuß gefaßt hatten. Zu seinem Unglück zeichnete er sich durch großen Eigendünkel aus, hielt sich für einen sehr klugen Mann und glaubte eine feste, ganz bestimmte Weltanschauung zu besitzen, obwohl er in der That sehr beschränkt und eher stumpfsinnig war. Darum eben, wenn die Rede auf irgendwelche brennende Fragen, die seine Ueberzeugung berührten, kam, lief

ihm die Galle über, und er vergaß Anstand und Höflichkeit. Jede Art von „Vielgelehrtheit" verwarf er mit Verachtung, und wir gerieten daher öfters, gegen meinen Willen und Wunsch, in heftige Streitigkeiten.

Gegen experimentelle Wissenschaften und gegen alle in die Augen springenden Entdeckungen und Erfindungen hatte er nichts einzuwenden; aber kaum ging man zur praktischen Anwendung solcher Allgemeinwahrheiten und Thesen über, so schienen ihm die ewigen Heiligtümer der Menschheit angetastet, er geriet außer sich und wollte aus der Haut fahren, um seine Ansichten zu verteidigen. Besonders oft kamen wir in Streit aus Anlaß von astronomischen Fragen, z. B., daß die Erde die Form einer Kugel habe, daß sie sich drehe und daß die Sonne relativ still stehe u. s. w. Paramon pflegte lange und schweigend zuzuhören, wenn ich irgend einem der Sträflinge von den Wundern der Natur erzählte, die von der Wissenschaft klar gelegt worden sind. Schließlich hielt er es nicht mehr aus und fragte:

„Wer hat denn von den Gelehrten den Himmel erklommen, um das so genau zu wissen?"

Ich begann dann meine Erklärungen von neuem, bestrebt mich möglichst korrekt und noch verständlicher als vorher auszudrücken. Er hörte wieder geduldig zu und entschied nachher in gebieterischem und nachdrücklichem Ton:

„Unsinn ist das alles, Humbug! Daß die Sonne sich bewegt, das sehe ich mit meinen eigenen Augen.

Daß aber die Erde ſich bewegt, das hat noch niemand geſehen und wird auch niemand ſehen! Ich kann den ganzen Tag auf ein und derſelben Stelle ſtehen und mir dieſen Berg da anſehen, er wird keinen einzigen Schritt ſeitwärts machen. Wo er iſt, da bleibt er."

Vergebens ſuchte ich zu beweiſen, daß die Erde ſich als ein Ganzes bewege, mit ihrer ganzen Maſſe und mit jedem Teile gleichmäßig; vergebens führte ich das bekannte Beiſpiel an, daß es auf der Fahrt mit der Eiſenbahn oft ſcheint, als ob man auf ein und demſelben Fleck bliebe, die Erde aber fortliefe. Je klarer ich meine Grundſätze erläuterte, deſto mehr, ſchien es, geriet Paramon in Aufregung und zürnte mir ... Im entſcheidenden Augenblick berief er ſich auf das alte Teſtament ... Einmal verwies ich ihn, in der Abſicht, ihn in Staunen zu verſetzen, auf eine Stelle im Buche Hiob, wo es heißt, daß Gott die Erde *an nichts* befeſtigt habe, indem er ſie in der Luft aufhing; zur Antwort ſuchte er andere Stellen auf, welche für die Unbeweglichkeit der Erde und das Untergeordnetſein der Sonne und der Sterne ſprechen. Er wollte keine allegoriſchen Auslegungen annehmen und ließ ſchließlich ſeinen Zorn in einer leidenſchaftlichen Philippika gegen die Wiſſenſchaft aus.

„Dieſe ganze Hochgelahrtheit iſt keinen Heller wert! Die Wiſſenſchaft von heute hat ſogar herausgefunden, daß es keinen Gott geben ſoll!"

„Redet doch keinen Unſinn, Paramon", antwortete ich: „eine Wiſſenſchaft, die beweiſen will, daß

kein Gott sei, giebt es nicht, hat es nie gegeben und wird es nicht geben; die Wissenschaft beschäftigt sich mit solchen Fragen nicht, sie überläßt das der Religion."

„Wieso? Ich bin ja selbst solchen Gelehrten begegnet, die es behaupteten."

„Erstens weiß ich nicht, ob es wirklich Gelehrte gewesen sind, und zweitens giebt es unter den Gelehrten, wie unter Menschen überhaupt, verschiedene. Es giebt doch sogar unter den ganz ungelehrten, unter den Sträflingen z. B., solche, die nicht an Gott glauben!"

„Nein, ich verlasse mich schon lieber auf meine eigenen Ohren. Glaubt ihr, Brüderchen", — suchte mein Gegner bei den Zellenbewohnern Anklang zu finden — „ein Gelehrter versuchte mir in Petersburg zu beweisen, daß der Mensch vom Affen stamme . . . Dummer Kerl! Hätte er wenigstens daran gedacht, daß ein Affe mindestens einmal monatlich rasiert werden müßte, um einem Menschen zu ähneln."

Alle lachten laut, und Malachow sah sich um wie ein Sieger. Ein paar von den Jüngeren waren zwar auf meiner Seite, aber auch sie fürchteten, sich offen zur Wissenschaft zu bekennen; die alten billigten die Ansichten Paramons und waren mit ihm zusammen im stillen über mein Freidenkertum empört. Nur Gontscharow spöttelte und sagte ausweichend:

„Und ich glaube an alles . . . an alles bin ich bereit zu glauben . . . Weil ich zu gut weiß:

was sind wir? Holzklötze, Waldstümpfe — weiter nichts! und in unseren Köpfen ist nur Mist!"

Gontscharow besaß einen rein praktischen Geist, der sich wenig für abstrakte Anschauungen interessierte, aber dafür bereit war, die volle Freiheit anderer in dieser Beziehung anzuerkennen. Paramon war, im Gegenteil, Idealist. Trotz der soliden Manieren und seiner ganzen Figur (er war ein Vierziger) war er ein in höchstem Grade leidenschaftlicher und leicht entflammter Mensch, der in nichts Maß hielt. Er pflegte mit Pathos zu reden, in einem gehobenen Stil, sich begeisternd und aufrichtig erregend; er verstand es, durch seine Beredsamkeit nicht nur seine Zuhörer, sondern auch sich selbst zu elektrisieren. Dann brachte er es fertig, ganz unsinnige Sachen von sich zu geben. So erzählte er einmal folgende Geschichte.

Er befand sich mit seinen Kameraden von Petersburg kommend auf dem Heimwege. In der Hütte eines Dorfes sah er eine kranke Frau, die schon mehrere Jahre bettlägerig war. Die Verwandten der Kranken fragten die Wanderer, ob sie nicht ein Mittel gegen diese Krankheit wüßten. Paramon und sein Kamerad waren junge Leute, leichtsinnig, stets bereit Unfug zu treiben.

Er antwortete: „Gewiß, kennen wir eins. Macht nur alles so, wie ich es euch auseinandersetzen werde. Backt mir aus Weizenmehl eine Puppe. Die Leutchen backten mir selbstverständlich mit vielem Vergnügen noch am selben Tag eine kolossale „Bildsäule". Dann ließ ich alle aus der Stube sich ent-

fernen, legte die Puppe auf die Kranke und betete vor dem heiligen Chriſtusbilde ... Ich mußte doch zum Anſchein was thun! Dann rufe ich wieder alle Verwandten zuſammen und ſage, daß ich dieſe Puppe mitnähme, und daß die Kranke bald geneſen würde. Sie gaben mir allerlei Speiſen mit auf den Weg, ſogar etwas Geld, und ich trat mit meinem Kameraden den Weg an. Wir machen uns untereinander luſtig. Auf dem Wege machen wir Raſt, um einen Imbiß zu nehmen. Wir beſchließen, auch die Puppe zu koſten. Ich nehme ſie und breche ihr eine Hand ab ... Und was denkt ihr, Brüder? Ich ſehe — Blut! Breche die andere Hand ab — lebendiges Menſchenblut! Bei Gott, Wahrheit iſt es! Da erſchraken wir, ließen die Puppe und die Vorräte liegen und liefen davon. Was geſchah aber unterdeſſen? Zur ſelben Stunde, als wir die Puppe auseinandergebrochen hatten, war die Frau, die Kranke, vollſtändig geſund aufgeſtanden; bei Gott, ich lüge nicht. Mögen die Gelehrten es erklären, was? Mögen ſie es nur verſuchen."

Dieſe Erzählung machte auf die Zuhörer einen gewaltigen Eindruck, aber mich perſönlich intereſſierte es in ganz anderem Sinne. Ich hatte das Gefühl, als ob in dieſer Erzählung nicht alles in Ordnung wäre, daß hier eins von den Geheimniſſen, durch die gewöhnlich alle Legenden und Volksvorurteile geſchaffen werden, verborgen läge. Oft drang ich nachher in Paramon und bat ihn, noch einmal die Geſchichte von der Puppe zu erzählen; er redete ſich jedesmal heraus, indem er mit verſchlagener Miene

über meine Neugierde spöttelte. Einmal aber, ein halbes Jahr später, in einem Augenblick glücklicher Stimmung und Zuneigung zu mir, bekannte er mir, daß er mit dem Blut damals ein wenig zugelogen hatte.

„Alles richtig erzählt, wie es geschehen war. Nur das mit dem Blut habe ich hinzugelogen — gescherzt", erklärte er etwas verlegen, obwohl ich mich sehr gut erinnerte, daß er damals an scherzen nicht gedacht hatte.

Ein Umstand zwang mich, dem Malachow alle seine Fehler und unsinnigen Handlungen zu verzeihen; das war — seine unzweifelhafte Unverdorbenheit im Vergleich mit der übrigen Sträflingsmasse. Ich wußte, daß er um eines Mordes willen ins Gefängnis geraten war; aber schon die Thatsache allein, daß ein sibirisches Gericht ihn, der schon vordem verbannt gewesen war, nur zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt hatte, sprach zu seinen Gunsten. Die allgemeine Meinung der Sträflinge von Malachow lautete, daß er ein ehrlicher und selbständiger Mann wäre. Paramon selbst liebte es, damit zu prahlen, daß er sich nie mit Schwindel abgegeben hätte, daß er auch in der Zukunft auf seine Hände vertraue. Im großen und ganzen besaß er keinen trübseligen Charakter; hinter einem äußerlichen Ernst bewahrte er viel Humor und manchmal einen kindischen Leichtsinn. Auf Kosten eines anderen einen Witz zu reißen, „den Leierkasten aufzuziehen", wie sich die Sträflinge auszudrücken pflegen, mit dem Tschirok anzubändeln, ihn aufzuhetzen, ihn in eine Zänkerei oder

auch in eine Schlägerei zu verwickeln — das war eine beliebte Beschäftigung Paramons.

„Warum hast du deine Fußlappen nicht an den rechten Ort gelegt?" frug er in scheinbar drohendem Ton den Tschirok.

„Und du, was spielst du dich denn als Herr auf?" antwortete dieser.

„Schaff es beiseite, sag ich dir, gleich auf der Stelle sollst du es wegschaffen, sonst trockne ich dir deine rotzige Fratze damit. Weißt du, wer ich bin?"

„Wer denn?"

„Ich bin Paramon Malachow! Ich bin von alter Herkunft! Und du, wer bist du? Ein ‚Brodiaga'."

„Was, ein Brodiaga bin ich? Bekreuzige dich und schlaf aus!"

„Du warst zur freien Ansiedelung nach Ischim verbannt und von da mittels eines angelegten Minenganges ins Jaloturowsche Gefängnis entschlüpft, um den ‚Majdan' auf dich zu nehmen."

In der Kammer ertönt ein allgemeines Gelächter.

„Der hat einen Hund aufgefressen, weißt du nicht, Paramon?" mischt sich Jaschka Tarbagan in das Gespräch.

„Schweig still, du Scheusal — reißt auch sein Maul auf, diese ekelhafte Kreatur."

Es muß gesagt werden, daß Tschirok von den Sträflingen zum Gegenstand ewiger Spötteleien für seinen Ausbruch aus der Algatchinischen freien Kolonie auserwählt worden war. Kaum aus dem Gefängnisse entlassen, hätte er sich für das letzte Geld be-

soffen, und, begleitet vom Tataren Malajka, trat er sogleich den Weg an. Am Tage lagen sie im Gebüsch, in der Nacht waren sie der Telegraphenlinie entlang gegangen.

„Den ‚Legraphen' entlang, den ‚Legraphen' entlang wollen wir gehen, Malajscha!"

In der zweiten Nacht kriegten sie mächtigen Hunger, näherten sich einem Dorfe und bemerkten unweit von sich etwas Weißes.

„Malajscha, Malajscha", flüstert Tschirok, „das ist doch ein Hämmelchen . . . Da hat uns aber Gott was geschenkt!"

Sie schleichen sich heran, sind schon im Begriff, den angeblichen Hammel zu greifen — und sieh da, plötzlich wirft sich bellend auf sie — ein riesiger weißer Hund . . . Mit Mühe und Not brachten sie sich in Sicherheit.

Am dritten Tage wurden sie verhaftet, nach Algatchi zurückgebracht, und nachdem sie je fünfzig Ruten erhalten hatten, bis zum Schluß des Termins ins Gefängnis gesteckt. Von nun an ließen die Sträflinge den Tschirok nicht in Ruhe: sie bellten wie ein Hund, blökten wie ein Hammel, schrieen wie ein Kuckuck, nannten Tschirok im Scherz einen Brodjagen (die Zwangsarbeiter sind von je feindselig gegen die Berufsbrodjagen gestimmt). Die Witzbolde erzählten sogar, daß er wirklich den Hund aufgefressen, aber an der Stätte seines Verbrechens das Schwanzstück zurückgelassen hätte, wodurch er auch überführt worden sei; daß ihn der Pope für das Hundefleisch-Abendessen von den Sakramenten ausgeschlos-

ſen habe, und daß der Hundeſchwanz an ſein Regiſter geſiegelt ſei.

Tſchirok blieb kaltblütig genug bei allen derartigen Geſchichten, und nur, um Spaß zu machen, that er, als ob er erboſt wäre; nur Malachow war im ſtande, ihn aufzuhetzen und ihn ſozuſagen in Weißglut zu bringen.

„Hm!“ ſo legte er los, „alle anderen laſſen ſich wenigſtens durch Zwieback oder den Majdan verleiten, greifen zum Wanderſtab, er aber hat Luſt gehabt, das Hundefleiſch zu koſten. Ausgehungert dank der Algatchiniſchen ‚Balanda‘.“

Tſchirok ſchweigt.

„Sie greifen ſo einen Teufel und bringen ihn ins Gefängnis. ‚Woher kommſt du?‘ Ich, Brüderchen, habe ſchon viel Kummer erlebt ... Ich flüchtete mich von der Inſel Salachin, in eiſernen Schuhen ſchwamm ich die See herüber, vierzig Kilometer lief ich einen Minengang entlang ... geſtatten Sie mir, Brüderchen, den Majdan ein Weilchen zu behalten, meinen Zuſtand zu verbeſſern ... Ich bin der General von Kukuſchkin! ... U—u, verfluchtes Brodjagengeſindel!“

Tſchirok ſchweigt wieder hartnäckig, und auf ſeinem Platz liegend, ſaugt er an ſeiner Cigarette und ſpuckt alle Augenblicke auf den Fußboden. Paramon ſitzt in ſeiner Nähe und ſetzt ſeine Geſchichten von den Brodjagenſtreichen fort, ſich an die Kammer wendend und nur ſelten an Tſchirok ſelbſt.

„Im Gefängnis lebt er: ein rotes Hemd zieht er an, ſtemmt die Hände in die Seite und tritt ſo wie ein

Teufel auf ... Wer gleicht uns, he! U—u—u, verfluchtes Pack! Permer Gesindel, Schweinsohren ihr!"

Nochmals Schweigen; nur die Zuhörer lachen.

„Während der Marschroute noch schlimmer ... nimmt einen halben Faden Platz auf den Pritschen für sich in Beschlag. ‚Schieb dich, Brüderchen, etwas weiter', sagt man ihm. ‚Weißt du denn nicht' sagt er, ‚wen du anredest? Wer bist du? Bist du ein Familiensprößling? Ich bin Iwan der Herkunftslose! Verstehst du! Hier liegt mein eines Bein, da das andere. Krieche doch unter die Pritsche hinunter!' Und so muß unsereiner, der ehrlicher Leute Kind ist, durch sie leiden ... durch solche Teufel ... durch solche hier, wie dieser da, ... der da liegt!"

Paramon streckt seinen Finger in der Richtung nach Tschirok aus, und mit einer komisch-düsteren und ernsthaften Miene hält er lange den Finger in dieser Lage, wiederholend:

„Da, seht .. .durch diese da ... solch einen ... durch diese Tobolschen Flughähne, Kuhschwanzabschneider, unverschämte Knochennager, Schweinekerle! ..."

„Du bist selber ein Schweinekerl!" springt plötzlich Tschirok auf, außer sich geraten nicht durch die Enthüllungen, auch nicht durch die Schimpfereien Paramons, sondern hauptsächlich durch den Finger, der so lange auf ihn gerichtet blieb und alle aufmerksam machte. Diese Bewegung des Fingers konnte er eigentümlicherweise nicht leiden, und in den äußersten Fällen, wo alles andere seine Wirkung verfehlt hatte, greift er zu diesem Mittel.

„Räudiges Stück Vieh! Schwarzknochiger Teufel!“ ſchreit der höchſt erzürnte Tſchirok in ſeinem ſingenden Permerdialekt auf, und manchmal, aufgeſprungen, fing er an, ſeinem Quäler Püffe zu verſetzen. Das aber wollte ja der ſchwarzknochige Teufel nur: mit ſeinem Erfolg zufrieden, nahm er gelaſſen die kräftigen Püffe auf ſeinem Rücken in Empfang und brach in ein lautes, frohes Lachen aus.

Einen ganz anderen Typus zeigte der aus dem Eniſeiſchen Gouvernement gebürtige alte Gontſcharow.

Ueber die „Tſcheldonen“, „gelbſchnabeligen Tſcheldonen“, d. i. Sibirier, lieben die Sträflinge es ſehr, ihre Witze zu reißen und zu ſpötteln.*

Etwas Trockenes, ſeelenlos Nüchternes und Egoiſtiſches iſt dieſem ſibiriſchen Typus eigen, welcher in den Erzählungen der Sträflinge vorgeführt zu werden pflegt. (Die ſibiriſche Ausſprache nachahmend, pflegen ſie ſtets zu näſeln.)

Ich kann die charakteriſtiſche Geſchichte des Brodjagen Doroſchkin nicht vergeſſen, wie er einmal von den Tſcheldonen in einem Dorf in Weſtſibirien verhaftet worden iſt. Er wurde in den Baderaum gebracht, und nachdem ſie ihm mit einer Leine die Arme feſt zuſammengeſchnürt hatten, ließen ſie ihn

* Uebrigens muß bemerkt werden, daß man in Weſtſibirien die Bezeichnung „Tſcheldon“ in ihrer Anwendung auf den Bauer, ebenſo wie „Warnak“ in Bezug auf den Zwangsarbeiter allgemein üblich iſt; in Transbaikalien aber würde jeder Bauer ſehr beleidigt ſein, wenn er ſo genannt würde, denn mit dem Namen „Tſcheldon“ bezeichnet er die Sträflinge; dieſe aber nehmen ſelbſtverſtändlich den Beinamen nicht an. (Anmerkung des Verfaſſers.)

in dieſem Zuſtande und gingen in den Badevorraum, Schnaps zu trinken.

„Die Arme ſchwollen mir an, wurden dick ... Ich ſpürte den Strick ſchon nicht mehr. Der iſt wohl etwas ſchlaff geworden, denke ich mir. Ich ſehe mich um, — da bemerke ich ein Fenſter — mit einem Anlauf ſtürze ich drauf los und, bautz! mit dem Kopf an den Rahmen! Wie die Tſcheldonen angelaufen kamen! Wie ſie auf mich losſchlugen! Sie warfen mich auf die Erde, ich ſitze, halbtot, mit gebeugtem Haupt da. Sie aber bearbeiteten mir fortwährend das Genick; eine gute halbe Stunde ſchlugen ſie ſo auf mich ein, es wurde mir ſchon finſter vor den Augen. Zwei werden müde, zwei andere kommen heran. ‚Habt Mitleid, ihr Alten, wenn nicht mit mir, ſo mit euren Händen! Womit wollt ihr ackern?‘ — ‚Halt, er hat recht, der Kerl, — wahrlich, die Hände ſind auch unſer ... Wohl mehr wert, als ſein Schädel!‘ — Sie verſetzten mir noch einen Stoß und gingen wieder in den Badevorraum, um zu trinken. Ich ſitze auf der Erde. Da kommt ein alter Mann herein, mit ſchneeweißem Haar, ſchon ganz gekrümmt. Er ſchaut mich an. — ‚Großvater‘, ſage ich in kläglichem Ton, ‚Großvater!‘ — ‚Was willſt du, Herzbruder?‘ — ‚Gieb mir einen Schluck Waſſer ... meine Kehle iſt ganz ausgetrocknet. Siehſt doch, wie ſie mich zugerichtet haben.‘ — ‚Ach, was für Barbaren das ſind!‘ ſagt er. ‚Warum haben ſie dir das gethan, mein Sohn? Was geht es denn ſie an, hätteſt du auch deine eigene Mutter ermordet? Vor Gott wirſt du dich im Jenſeits zu verantworten haben, wie wir alle.‘ Er nimmt

die Badeſchöpfkelle und giebt mir Waſſer zu trinken. Schier wie Honig kam es mir vor; ich trank alles leer bis auf den Grund. ‚Trink‘, ſagt der Alte, ‚trink nur, Lieber!‘ Und im Nu, kaum daß ich ausgetrunken hatte, holte er mit der Schöpfkelle aus und verſetzte mir mit voller Kraft einen Hieb auf den Kopf; die Kelle brach in tauſend Stücke! Später kamen wieder alle Tſchelbonen in einem Haufen herein, und der Gemeindeälteſte mit ihnen. Ich trete vor ihn und beſchwere mich. — ‚Euer Gnaden, laßt mir die Arme mit irgend etwas einreiben. Seht, das Blut ſpritzt mir unter dem Strick heraus.‘ Er ſah ſich meine Arme an. ‚O‘, ſagte er, ‚Junge, die haben es wirklich ſchon arg getrieben. Macht ihm den Strick etwas ſchlaffer und beſtreicht ihm die Arme mit reinem Teer.‘ — Einer von den Tſchelbonen ergriff einen Teerquaſt (ein Geſchirr mit Teer ſtand da), na, und wie er mir dann übers Maul fuhr damit! Streich, ſtreich an! Von oben bis unten, ganz wie einen Teufel hat er mich vollgeſchmiert. Man band mich nachher an den Wagen und ſchleppte mich nach Atchinsk. Die Mücken bedeckten mich unterwegs ganz und gar. Laufe hinter dem Wagen, wie ein Teufel, der aus ſiedendem Pech herausgezogen iſt. Kaum erblicken mich die Kinder in den Dörfern, als ſie ſchon zu ihren Müttern eilen.“

Derart ſind die Beiſpiele von der herzloſen, an Wolluſt grenzenden Grauſamkeit der Sibirier. Es iſt möglich, daß ſie einen gewiſſen Teil Wahrheit enthalten. Das praktiſche Weſen und die nüchternen Anſichten des Sibiriers, die vollſtändige Abweſen-

heit eines poetiſchen Zuges in ſeiner Seele, die Verſchlagenheit und die Fähigkeit ſich zu bezwingen, alles das fällt dem europäiſchen Ruſſen ſofort in die Augen. Dafür aber beſitzt er Eigenſchaften und Fähigkeiten, durch die er dieſen weit übertrifft, und die ihn dem weſteuropäiſchen Typus näher rücken. Sein Verſtand iſt von überlebten Traditionen und Vorurteilen freier, fähiger zur Aufnahme und Entwickelung neuer Begriffe und Ideen, er zeichnet ſich durch größere Unabhängigkeit und Freiheitsliebe aus. Das iſt auch leicht zu verſtehen: dem Sibirier war die Leibeigenſchaft unbekannt, er weiß noch jetzt nicht, was Knappheit der Grundſtücke und die damit für den Bauer eng verbundene Armut und Rechtloſigkeit bedeuten; in ihm iſt nichts von jener Stumpfheit, jenem Sklavenſinn den Autoritäten gegenüber zu merken, die einem im Herzen Rußlands in ſo hohem Maße auffallen.

Mehrmals war ich gezwungen meine Meinung über den einen oder andern Sträfling zu wechſeln, desgleichen auch über Gontſcharow, aber das einzige, was abzuleugnen mir nie in den Sinn kam, war ſein klarer, rein ſibiriſcher Verſtand, der ihn befähigte, ſich in jeder Lebenslage ſchnell zurechtzufinden, oder — wie man ſagt: den Stier an den Hörnern zu packen. Dank dieſer Eigenſchaft und ſeiner Zunge, welche die Schärfe eines Raſiermeſſers beſaß und nie das richtige Wort in der Taſche zu ſuchen brauchte, ſpielte er in der Kammer die Rolle eines Vaters, — eines Anführers: die jüngeren belehrte er mit Verſtand und Vernunft, und weihte ſie gern in ſeine

früheren Wanderungen und unendlichen Abenteuern ein, den an Jahren Reiferen aber, die ihm an Bedeutung gleichkamen, hörte er mit der Nachsicht eines älteren Bruders zu, wobei er jedoch nie versäumte, auch hier irgendwelche belehrende Bemerkungen fallen zu lassen. Um dieses Eigendünkels willen hatten ihn die Sträflinge nicht gern. Gontscharow war ein sehr taktvoller Mann und erlaubte sich beißende Bemerkungen nur gegen ganz harmlose Leute, daher fing man mit ihm nur selten Auge in Auge Streit an, aber hinter seinem Rücken schimpften sie auf alle Art über ihn. In freundschaftlichen Beziehungen stand er nur zu Semenow, seinem Landsmann; alles was sie hatten, teilten sie brüderlich, aßen und tranken zusammen. Der finstere und schweigsame Semenow, den die Geschwätzigkeit des Alten ersichtlich reizte, hielt es trotzdem für notwendig ihn zu schonen, und fügte sich geduldig in seine unermüdliche Schönrednerei und in sein Raisonnieren.

„Im reinsten Sinne des Wortes ein Heuchler!" sagte Malachow von ihm, der sich rühmte, jedermann die Wahrheit ins Gesicht sagen zu dürfen: „sibirischer Fuchs! Man könnte denken, daß er ein rechter Heiliger wäre, sich mit seiner Hände Arbeit ernährt, eine große Wirtschaft gehabt hätte; und es ist eine wahre Schande!! — viele hier haben ihn doch draußen gekannt: alle behaupten sie einstimmig, daß er sich von unseren verbannten Brüdern ernährt hat ... Wie viele von ihnen hat er umgebracht, Gott möge mir so viele Lebensjahre bescheren! Ein Mörder erster Klasse ... Und jetzt, was für einen Chemiker

er ſpielt!" (Chemiker hieß in der Sträflingsſprache ein heimtückiſcher Kerl, Heuchler u. ſ. w. Anm. d. Verf.)

„Andere Zeiten . . . In einem anderen Gefängnis würden ihm die Sträflinge gezeigt haben, was für Belohnung ſie für ſo was übrig haben", bemerkte Jaſchka Tarbagan.

„Nein, Kinder", ſagte Tſchirok, „warum habe ich den Gontſcharow nicht gerne? Darum, weil er ſtets alle tadelt, alle tadelt und alles weiß . . . Ich und immer ich! nur das bekommt man zu hören. Ein anderer aber darf den Mund nicht aufmachen."

Während eines Streites ſchleuderte Tſchirok dem Gontſcharow den Vorwurf betreffs der Verbannten ins Geſicht, kaum ausgeſprochen, biß er ſich gleich in die Zunge. Gontſcharow ſchlug ihn raſch aus ſeiner Stellung heraus.

„Was ſchlägſt du mit der Fiſchtrampe ins Waſſer?" ſchrie er gereizt: „und ſchlägſt unnütz! Hier ſind doch unſerer viele im Gefängnis. Da iſt Petjka, der kennt mich gut, Rakitin in der ſechſten Nummer, Waſiliew, Grigoriew . . . Frag dort, ihre Mäuler ſind nicht zugeſchmiert. Ach, du Dummkopf, du Dummkopf! Die Verbannten umbringen! Was willſt du ihnen denn nehmen, ſo einem, wie du? Ja, ich werde meine Hände beſudeln! Brachte es bis zu grauen Haaren und ſollte keinen beſſeren Weg finden, einen Heller herauszuſchlagen? Petjka dort weiß, wie ich gelebt habe. Nicht jeder Edelmann könnte ſo leben! Als ich in der Schenke als Wirt ſtand, kannte mich die ganze Umgegend und alle hatten Hochachtung

vor mir. Und ſtets pflegten ſie zu mir zu kommen, weil ich es verſtand, einen jeden zu empfangen und zu bewirten. Glücksritter hängten ſich auch an mich. Mußte einer verborgen werden — wieder war ich es, zu dem man kam. Frag nur Petjka, der wird mich ſchon nicht Lügen ſtrafen: dreimal entſchlüpfte er aus dem Gefängnis zu Kansk, und jedesmal habe ich ihn verſteckt!"

„Was ſag' ich denn", rechtfertigte ſich Tſchirok. „Ich wiederhole bloß, was die Leute . . . Sie ſagen, viele hätteſt du umgebracht . . ."

„Viele? Wieviel ſind denn das? Wollen ſie zählen, wer mehr umgebracht hat? Und wer weniger herauskriegt, der bekommt eine Medaille für ſeine Ehrlichkeit, oder fährt geradeswegs ins Paradies, was? Das heißt — im Gefängnis zu Schelaj zur höheren Bildung gelangt ſein. Man hat angefangen, ſich die Ehrlichkeit anzueignen . . . Nun, nehmt ſie nur, dieſe Ehrlichkeit, ſo und ſo iſt ſie zu gebrauchen, wir werden in unſerem Leben ſchon ohne ſie fertig. Wir kamen ins Gefängnis, weil wir Schwindler und Schurken waren; wir dürfen alſo mit euch nicht aus einer Schüſſel Suppe eſſen! Ich ſoll viele umgebracht haben? Der Neid frißt an ihnen. Mache ich etwa ein Geheimnis daraus? Ich habe einen Polen umgebracht, habe ihn umgebracht und im Sumpf unter einem Erdhügel begraben. Zwanzig Jahre waren vergangen, und niemand wußte darum. Nur Gott hat es geſehen. Weil ich eine Beleidigung nicht vertrage, für eine Beleidigung würde ich mich immer rächen; ausgenommen, wenn ich nicht am Leben blei-

ben sollte, dann würde ich ihrer vergessen. Dafür aber erinnere ich mich auch stets an das Gute."

Und noch lange ging Gontscharow in der Kammer hin und her, wobei er, beständig sprechend, seinen riesigen Körper, gegen 7 Pud an Gewicht, schwerfällig hin und her drehte. Er erinnerte dabei an einen zornigen Bären, der sich auf den Hintertatzen aufgerichtet hat . . . In Augenblicken des Zornes war er schrecklich. Er erzählte selbst, wie er vor ungefähr zehn Jahren während eines scherzhaften Ringens mit einem anderen enisseischen Bären, mit seinem eigenen Schwager, diesen mit solcher Wucht zu Boden geworfen habe, daß dem Unglücklichen der Schädel brach, wofür Gontscharow nur zu sieben Monaten Arrest und Kirchenbann verurteilt worden war. Wenn solche Dinge im Scherz vorkommen konnten, in nüchternem Zustande, was durfte man dann bei Zornausbrüchen oder alkoholischer Bewußtlosigkeit von ihm erwarten?

Malachow gab während des Streites mit Tschirok keinen Laut von sich, obwohl er seine Meinung über Gontscharow nicht geändert hatte. Späterhin vernahm ich nicht nur einmal, sondern oft, auch seitens vieler anderer Feinde Gontscharows, daß sein übler Ruf Jahrzehnte lang im Enisseischen Gouvernement weit und breit bekannt war, bis es endlich den Behörden gelang, den sibirischen Waldwolf zu ertappen und zu überführen. Ich erkundigte mich über Gontscharow auch bei seinen Landsleuten, aber sogar der geschwätzige und leichtsinnige Rakitin äußerte sich ausweichend:

„Wie viel wird nicht mit der Fischtrampe

im Waſſer herumgeſchlagen? Und den Kern herauszuſchälen iſt ſchwer."

Einmal, als ich, durch eine Erzählung bewogen, Gontſcharow ſelbſt fragte, welcher Anlaß ihn ins Zuchthaus gebracht hätte, fing er bei Gott und allen Heiligen an zu ſchwören, daß er diesmal einfach für nichts und wider nichts hineingeraten ſei.

„Wiſſen Sie, was ich Ihnen ſagen will, Iwan Nikolajewitſch? Geſchwindelt habe ich, kann ich ſagen, mein ganzes Leben hindurch, geraubt und getötet, — ich verhehle es nicht. Diesmal aber mußte ich ſchon für eines anderen Sünde büßen . . . Wie vor Gott dem Allmächtigen ſage ich es Ihnen, es iſt wahr! Schankwirt war ich. Einmal abends — in der Schenke war niemand — tritt mein Kamerad Birukow herein. „Ich fahre", ſagt er, „mit Pachomow in die Stadt. Beſoffen iſt er wie eine Spritze, liegt draußen im Wagen, hat aber Geld bei ſich, einfach — greif nur zu!" Wir lachten. Er trank etwas, ging hinaus und fuhr weiter. Ich legte mich ſchlafen. Am anderen Tage höre ich, daß ein Wagen und ein Pferd ohne Eigentümer gefunden worden ſind, und daß im Wagen Pachomow lag, ermordet. Birukow war ſpurlos verſchwunden. Es begannen Nachforſchungen. Mit einmal zeigt mich eine Nachbarin an . . . Möge das Luder in der fünften Generation dem Anathema übergeben werden! Die zeigt an, daß ſie geſehen habe, wie Pachomow in jenem Wagen an meiner Schenke halten ließ, bei mir lange geſeſſen hätte, und daß wir beide nachher herausgetreten und in den Wagen eingeſtiegen wären."

„Warum hat sie denn ausgesagt, was nicht geschehen ist?“

„Na, sehen Sie, fragen Sie das Aas. Ich denke mir so: als Birukow den Wagen bestieg, richtete sich Pachomow, obwohl sehr betrunken, etwas auf, und sie nahm ihn für mich, weil er fast ebenso groß war wie ich, ebenso breitschulterig und auch im Gesicht mir ähnlich.“

„Und Birukow ist nicht entdeckt worden?“

„Das ist es eben, der nicht. Hat sich wohl geflüchtet.“

„Wenn du ihn doch in den Enissej versenkt hast, wie soll man ihn dann finden“, bemerkte Malachow, halb scherzend, halb ernst.

„Versenkt? Wer?“

„Nun — du.“

Gontscharow antwortete nichts, qualmte seine Pfeife und spuckte verächtlich auf den Boden.

„Das wurmt mich eben, Iwan Nikolajewitsch“, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „das ärgert mich! Dreißig Jahre lang habe ich Spitzbübereien getrieben, alle liefen mir gut ab, immer blieb ich der erste, und da mit einem Mal, durch so ein altes Bocksfell, so ein Aas, Gott verzeihe mir, auf zwanzig Jahre eingesperrt!“

Ein anderes Mal, als wir allein in der Kammer geblieben waren, krankheitshalber von den Arbeiten entbunden, brachte der Alte wieder die Rede auf seine Geschichte. Nochmals erzählte er mir fast Wort für Wort dasselbe, was er in Anwesenheit aller erzählt hatte, und beklagte sich bitter über die Un-

gerechtigkeit des Schickſals. Nur ein einziger kleiner Zug tauchte jetzt zum erſtenmal in ſeiner neuen Erzählung auf, ein Zug, der damals fehlte, und der mich ſtutzig machte.

„Da tritt mein Kamerad Birukow herein. Ich, ſagte er, fahre mit Pachomow in die Stadt. Wie eine Spritze beſoffen liegt er im Wagen, und Geld hat er bei ſich. Gegen zwei Tauſend werden es wohl ſein. Was iſt da anzufangen?" fragt er. Ich lache. Er trank etwas, ging heraus und fuhr weiter."

„Und was haben Sie ihm geſagt, was zu thun ſei?"

„Aber gar nichts ... Lachte bloß: „betäube ihn ordentlich mit der Stange und wirf ihn in die Schlucht hinunter." Selbſtverſtändlich machte ich bloß Spaß. Und da iſt es ganz ſo geſchehen, wie ich im Scherz geſagt hatte."

Uebrigens genug von Gontſcharow. Ob er viele oder wenige in ſeinem Leben ermordet hat; ob er ſchuldig oder unſchuldig wie eine Taube iſt an der Geſchichte, die ihn ins Gefängnis brachte — jedenfalls waren ſeine Hände blutbefleckt genug, und er dachte auch nicht daran, es zu verheimlichen. Er war gewißlich ein Tier; aber auch ein Tier kann eine gute Erinnerung zurücklaſſen! Und ſolch eine gute Spur in meiner Seele hat dieſer Menſch — dieſes Tier zurückgelaſſen. Wenn es ſich fügt, daß wir uns noch einmal im Leben begegnen, ſo bin ich ſicher, daß wir uns als gute Freunde begegnen würden. Eine rein menſchliche und unter den Sträflingen ſehr ſeltene Eigenſchaft zog mich an Gontſcharow beſonders

an, — das war seine väterliche Zärtlichkeit zu kleinen Kindern. Diese Liebe leuchtete durch alle seine Erzählungen von Kindern. Einmal, als ich für ihn einen Brief schrieb an seine Frau und seine Enkelin, welch letztere er, als er noch frei war, als dreijähriges Mädchen zurückgelassen hatte, — und als ich an die Stelle kam, wo, wie bei allen Leuten aus dem einfachen Volk, die üblichen Ausdrücke folgen: „Meiner lieben Enkelin Dascha sende ich meinen väterlichen Segen, in Ewigkeit unzerstörbar," ergoß sich aus den Augen, die von so grimmigen Brauen beschattet waren, eine Flut von Thränen ... Auch liebte es der Alte, unter den Fenstern des Gefängnisses den Tauben und auch den kleinen Vögelchen Futter zu streuen ... Von dem späteren Schicksal Gontscharows werde ich noch an passender Stelle erzählen.*

* In diesen Erzählungen treten übermäßig oft die aus Sibirien und dem Permer Gouvernement Gebürtigen auf, und dieser Umstand könnte vom Leser in einem für die letzteren ungünstigen Sinne gedeutet werden. Die Sibirier, oder doch die von sibirischen Gerichten Verurteilten, stellen allerdings einen großen Bruchteil der Zwangsarbeiter von Nertschinsk, das ist aber, wie mir scheint, hauptsächlich dadurch zu erklären, daß der größte Teil der gesunden Zwangsarbeiter aus den russischen Gouvernements auf dem Seewege nach der Insel Sachalin transportiert wird, während nach Sibirien fast ausschließlich die schwächlichen und die mit kurzer Strafzeit gelangen, wobei diese sehr schnell in die freie Kolonie hinausgelassen werden. Etwas muß zwar auch den nichtöffentlichen sibirischen Gerichten zugeschrieben werden. Anmerkung des Verfassers.

Die Schüler setzten das Lernen fort. Burenkow und Pestrow wurden in der Kammer nun nicht anders genannt, als „die Schüler"; übrigens verwechselten viele die Worte „Schüler" und „Lehrer" und nannten mich öfters „Schüler" ... Pestrow hat es einmal bis zum Buchstabieren gebracht und erstarrte so, ohne einen Schritt weiter zu machen; und doch widmete er jeden freien Augenblick dem Lernen; er saß auf seiner Pritsche mit dem von mir auf einem Fetzen Papier aufgeschriebenen ABC in der Hand, und flüsterte vor sich hin, wie ein Hexenmeister, der seine Geister beschwört. Einzelne Silben konnte er ziemlich gut buchstabieren, bei deren Zusammensetzung zu Wörtern aber verließ ihn stets das Gedächtnis, und es kam, der Teufel weiß was, heraus.

„Ha ... a—ha! f ... e ... r—fer!"

Und Pestrow versank in Gedanken.

„Was macht es denn zusammen?"

„Ein Pferd!" antwortete er nach langer Ueberlegung; ich verzweifelte fast.

Eines schönen Tages brachte Malachow, strahlend vor Freude und triumphierend, in seinem Fausthandschuh einen Bleistift und ein altes, zerfetztes ABC-Büchlein. Nikifor jubelte vielleicht noch mehr als jener. Sogar der träge und durch seine Mißerfolge entmutigte Romaschka lebte auf. Aber gleich dabei bemerkte ich auch schon einen bösen Schatten, der zwischen meine Schüler trat. Nikifor ergriff gierig den Bleistift

und das ABC-Buch, und betrachtete alles als sein unantastbares Eigentum.

„Du hast es doch mir versprochen, Paramon? Ich bezahle es dir."

Pestrow schwieg, sah aber den Nikifor mit ersichtlichem Neid an. Ich bemerkte diesem, daß er den Bleistift mit dem Kameraden teilen müßte.

„Wozu braucht er ihn denn, Nikolajewitsch? Er kann doch noch nicht buchstabieren, der da . . . Ich aber will schreiben lernen."

„Sie buchstabieren gerade auch nicht so besonders gut."

„Hast du es nicht selber gesagt, daß es möglich sei, gleichzeitig die Wuchstaben lesen und schreiben zu lernen? Es ist nicht schade, ums Paper."

„Erstens nicht ‚Wuchstaben' und nicht ‚Paper', ich habe es Ihnen schon einmal gesagt. Und dann brauchen Sie nicht so gierig wegen des Bleistifts zu sein. Das ABC-Buch können Sie aber ganz und gar dem Roman geben, Sie brauchen es nicht mehr."

„Und wiederholen? Ohne ABC-Buch werde ich wohl alles vergessen. Wie soll man ohne ein ABC-Buch lernen? Wir werden zusammen hineingucken."

Uebrigens nach einigen Minuten wich die Gier der Großmut, und ich hörte, wie sich Nikifor bemühte, Pestrow zu überreden, ihm einen Teil des Bleistifts, wie auch das ABC-Buch abzunehmen. Aber der war beleidigt und machte lange Schwierigkeiten.

„Ich brauche nichts . . . Ich lasse das Lernen . . . Ich habe kein Gedächtnis."

So fing schließlich die ganze Kammer an, ihn auszuschelten.

„Siehst du, was für ein schadenfroher Mensch du bist, Pestrow. Wie viel Bosheit in dir steckt! Mikitka ist ein simpler Junge, bei dem kommt alles aus dem Herzen, bei dir aber nicht."

Pestrow nahm das ABC-Buch, auf den Bleistift aber verzichtete er.

Inzwischen hatte sich, allen unerwartet, noch ein dritter Schüler eingefunden, einer, an den niemand gedacht hätte. Der Vetter Nikifors — Michailo, auch Burenkow genannt, stand während einer unserer Abendstunden lange am Tisch mit auf der Brust gekreuzten Armen, und schließlich fuhr er heraus:

„Ein Sauertopf bist du, wie ich sehe, Mikischka. Solche Kleinigkeiten kannst du nicht begreifen? Laß das Lernen, mache dich nicht lächerlich. Quäle den Lehrer nicht."

In Nikifor wallte der Zorn auf.

„Was hat sich da für ein Gelehrter in dir eingefunden? Du hättest wohl alles besser begriffen?"

„Gewiß. Ich kann das Buchstabieren so wie so besser als du."

Mich fing diese eigene Lobeserhebung zu interessieren an, da ich wußte, daß Michaila des Lesens und Schreibens unkundig war, und bemerkte ihm im Scherz:

„Hier, lesen Sie mal dieses Wort vor."

Und zu meinem größten Erstaunen sprach Michaila nach einiger Ueberlegung ganz korrekt das verlangte Wort aus, wobei er nur die Endsilbe verfehlte (es war ein langes Wort), Nikifor war auch erstaunt. Nachdem er einigermaßen wieder zu sich gekommen war, wollte er seinen Bruder eines Fehlers überführen. Statt dessen aber machte er selbst einen noch größeren und wurde nun erst recht böse. Ich fing unterdessen an, den Michaila zu prüfen und überzeugte mich, daß er, während er unseren Unterricht aus seiner Ecke beobachtete und die Buchstaben nur von der Seite her sah, es dennoch fertig gebracht hatte, bedeutend mehr zu lernen als „die Schüler" selbst. Ich redete ihm dann zu, sich an den regelmäßigen Unterricht zu machen. Die Kammer lachte ihn aus. Allen schien es wunderlich und komisch, daß ein Mann in den vierziger Jahren das Lesen und Schreiben erlernen sollte. Man muß sagen, daß Michaila lange nicht die Sympathien der Sträflinge besaß, und ich bemerkte es schon längst, daß er auch mit seinem Bruder nicht auf gutem Fuße stand. Michaila war ungefähr 15 Jahre älter als Nikifor und war in allem ein vollständig entgegengesetzter Charakter. Wo jener geschwätzig übersprudelte, war dieser schweigsam, stets ernst und verschlossen. Nikifor liebte es, seine kameradschaftliche Gesinnung und seine Achtung vor den Sträflingssitten und -Ordnungen zur Schau zu tragen; Michaila verachtete jede öffentliche Meinung, mit welcher er selbst nicht einverstanden war, und scheute sich nicht, öffentlich solche Anschauungen zu vertreten, die der Meinung der Kammer und sogar des ganzen Gefäng-

nisses scharf widersprachen. An Stolz, dem „bösen Element", wie sich die Sträflinge auszudrücken pflegten, besaß er ein gutes Maß. Er erinnerte sich der kleinsten ihm zugefügten Beleidigung und vergab nie. Bis ins Mark war er Individualist. Ich erwähnte schon vorher, daß das Wort „Genosse" von den Sträflingen fast nie in jenem höheren, schöneren Sinne gebraucht wird, der den gebildeten Leuten bekannt ist; in den Gefängnissen der Gegenwart sterben die alten Sträflingssitten und -Anschauungen, welche sich kaum mit der neuen Ordnung und den Verhältnissen des „Toten Hauses" vertragen können, rasch und unaufhaltsam aus. Und dennoch, wenn nicht in der That, so ist doch im Wort noch das Ehrgefühl und der kameradschaftliche Sinn bei den Sträflingen dauernd lebendig. So wird z. B. noch die Sitte hochgeachtet und gewahrt, jene Kameraden, die in den Karzer geraten sind, auf alle mögliche Art zu unterstützen, ohne nach den Gründen ihres Arrests zu forschen. Die Sträflinge geben ihnen den letzten Rest ihres Tabaks, das letzte Stück Zucker, aus dem Mittagsfleisch schneiden sie ihnen die besten Portionen heraus u. s. w. Selbstverständlich muß das alles unbemerkt von den Machthabern übergeben werden, aber im Gefängnis finden sich immer einige Ritter ohne Furcht und Tadel, welche ihre eigene Haut und Freiheit aufs Spiel setzen und für die in den „Geheimzellen" Eingesperrten sorgen, Schmiere stehen und dies oder jenes Schlupfloch zur Unterhaltung der Beziehungen zu ihnen ausfindig machen. Ueber diese Unterstützung der in den Karzer Eingesperrten

hatte ſich Michaila in höchſt feindſeligem Sinne geäußert und mehr als einmal. Eines Mittags, als ihm die Portion Fleiſch zu klein vorkam, unterließ er es nicht, wieder gegen die Wohlthäter aufzutreten. Die ganze Kammer fiel über ihn her wie ein Mann, nannte ihn habgierig, eine Natter, und brachte ihm Fälle aus ſeiner Vergangenheit in Erinnerung, die er ſchon längſt vergeſſen hatte. Aber Michaila zeigte keine Angſt und fuhr fort, ſeine Anſicht beharrlich und zu gleicher Zeit methodiſch ruhig zu vertheidigen.

„In den Karzer geraten — dann ſitz! Deine Sache iſt's. Würde ich hingeraten, braucht auch für mich keiner zu ſorgen. Warum kommt man in den Karzer? Für's Kartenſpiel, für Frechheit, Faulheit — wofür denn noch? Schöne Märtyrer habt ihr euch ausgeſucht! Auf dem Wege zum Zuchthaus wurde ihnen nicht bange, und hier, ſieh, ſind ſie in Schwächlinge verwandelt. Sie kamen ins Zuchthaus und wollen leben wie in der Freiheit, mit den Aufſehern zanken, Karten ſpielen."

„Schaut mal, Brüder, ein Ehrenmann iſt erſtanden! . . . . Ein Pope iſt gekommen. Warum haſt du denn ſelbſt Spitzbübereien getrieben?"

„Gewiß war ich ein Spitzbube! Verheimlichte ich es denn? Ich weine nur nicht, wie ihr, weil ich im Gefängnis ſitze."

„Ja, du biſt eine ehrliche Haut. Auf der Arbeit, da lotterſt du wohl nicht herum? Du biſt doch der erſte Lotterbube ! Wo es nur möglich iſt, ſuchſt du dich zu drücken und alles auf einen anderen abzuwälzen. Auf den Dingungsarbeiten (Dingungsarbei-

ten ſind ſolche genoſſenſchaftliche Arbeiten, bei welchen es keine perſönlichen Terminvorſchriften giebt) iſt es ein Unglück, mit dir zu arbeiten, weil du nur zum Schein das Seil oder ſonſt was ziehſt!“

„Und wozu ſollte ich alle Sehnen anſpannen? Ich verbiete ja auch euch nicht, zu faullenzen; thut es nur mit Verſtand; unterſcheidet, wenn's geht und wenn nicht.“

„Ach, du, Sektiererfuchs! Solche Chemiker, Brüderchen, ſolche beſcheidenen Seelen, in welchen ſo viel Böſes verſteckt iſt, ſind mir zum Sterben verhaßt!“ ſchrie Malachow: „abgegraſt haben ſie ihn, in den Karzern eingeſperrt ſitzend . . . rein ausgehungert!“

„Ja, ausgehungert bin ich. Warum ſind die Portionen in der letzten Zeit kleiner geworden? Ich bin doch kein Blinder. Ihr beruft euch ſchon zu oft auf die Karzer. Da wäre es ſchon beſſer, gar nichts zu geben. Weshalb ſollen wir die freie Kolonie ernähren? Einer beſäuft ſich da, macht Krakehl, und ich ſoll ihn ernähren? Er ſäuft ſeinen Schnaps, und ich ſoll ihm die letzten Brocken geben? Da müßt ich ein Narr ſein!“

„Na, du biſt gewiß kein Narr — das würde ſchon niemand ſagen.“

Michaila beurteilte die Sache logiſch und ſcheinbar vollkommen richtig, und doch fühlte ſich das Herz von dieſer ſeiner erbarmungsloſen Konſequenz nicht befriedigt; er war nicht im ſtande, eine tiefere Sympathie zu wecken. Mich aber zog er durch ſeine unzweifelhafte Begabung und Beſonderheit, durch ſeinen unabhängigen, energiſchen und ſtolzen Charakter,

durch die Eigenartigkeit seines ganzen geistigen Wesens an. Ich erwähnte schon, daß die ganze Kammer ihn auslachte, als er den Wunsch ausgesprochen hatte, bei seinen vierzig Jahren noch das Lesen und Schreiben zu lernen. Aber auch hier kümmerte er sich nicht um die öffentliche Meinung, und während er die kränkenden Vorwürfe mit Scherz oder Stillschweigen erwiderte, lernte er in drei Monaten bei Verhältnissen, die für das Lernen sehr ungünstig waren, leidlich lesen und schreiben, und dazu bewältigte er die ersten vier Spezies der Arithmetik. Gegen das Ende dieses Termins fing er schließlich noch an, sich in der kirchlich-slavischen Sprache zu unterrichten. Er war, wie Nikifor, ein Sektierer aus den „Semejsky" (die in Familiengemeinschaft leben), nur frommer, als dieser. Nikifor rauchte Tabak, Michaila aber hielt den Tabak für verflucht auf sieben Kirchenversammlungen.

Zwischen ihm und seinem Bruder herrschte offenbar eine alte, verborgene Feindschaft. Nach der Ankunft im Schelaischen Gefängnis hatte diese Feindschaft für einige Zeit aufgehört; unter dem Einfluß des äußeren Druckes wurden die Herzen weich, und Nikifor bat sogar den Sechsäugigen, ihn zusammen mit seinem Bruder in einer Kammer unterzubringen; Michaila wurde dann in unsere Kammer versetzt. Der Unterricht aber stellte alles auf den Kopf, und wie ich auch bemüht war, unter den Nebenbuhlern Frieden und Eintracht zu stiften, wie ich meine Autorität als Lehrer auch auszunutzen versuchte, die Feindschaft erwachte aufs neue in höchstem Maße. Diese Feindschaft war ein bitterer Tropfen, der die Freude ver-

gällte, welche während der erfolgreichen Unterrichtsstunden ich, die Schüler und die ganze Kammer empfanden. Zwischen Nikifor und Michaila herrschte stets Eifersucht und Bosheit. In ihre Feindseligkeit untereinander wurde manchmal auch ich hineingezogen. Die Ursache liegt vor allem in den Verhältnissen des Gefängnislebens, unter welchen man zu lernen gezwungen war. Die freie Zeit für den Unterricht bestand nur in den zwei bis drei Stunden von der Abendkontrolle an bis zum Trommelsignal, das zum Schlafengehen mahnte. Während dieser Zeit war ich gezwungen, mit dem Unterricht fertig zu werden, mit jedem Schüler einzeln, da ihre Fähigkeiten und Erfolge verschieden waren, und ich selbst wollte auch manchmal über das und jenes nachdenken, etwas von den früheren Kenntnissen in Erinnerung bringen. Darum wurden mir natürlich diejenigen Schüler gram, mit welchen ich mich nicht mehrere Abende hintereinander beschäftigen konnte: jedem schien, daß ich den anderen mehr Zeit und Aufmerksamkeit widmete, als ihm selber. Michaila war klüger und taktvoller, als die anderen; Nikifor aber und Prestow fühlten sich oft in ihrer Ehre verletzt. Ihrer Beobachtung entging auch nicht, daß es mir wirklich angenehmer war, den Michajla zu unterrichten, und daß ich ihm mehr Zuneigung erwies. Des letzteren bekenne ich mich wirklich schuldig: Zuweilen durch die raschen Fortschritte des guten Schülers in Staunen gesetzt, hielt ich nicht an mich und äußerte laut mein Lob; inzwischen aber drang dieses Lob in die Herzen der anderen wie ein vergifteter Pfeil! Das waren in der That erwachsene

Kinder, vollkommene Kinder, in deren Seelen und Geist, wie auf jungfräulichem Boden, ebenso leicht ein guter wie ein schlechter Same aufgehen konnte. Leider waren unsere Unterrichtsverhältnisse so ungünstig, daß es schwer hielt, einen guten Samen aufzuziehen. Wie vielen verborgenen Kampf gab es um das ABC-Buch, um das Neue Testament, um die Bleistifte, welche so schwer zu beschaffen waren! Bei jeder Haussuchung im Gefängnis wurden die Bleistifte erbarmungslos weggenommen, und man mußte sie schon sorgfältig verstecken. Auch wurde um die Plätze am Tisch gekämpft.

Als einzige Beleuchtung für die Kammer diente eine kleine Blechlampe, die unbarmherzig rauchte und ein ziemlich düsteres, rötliches Licht gab. Der Tisch war riesig groß, aber eine Bank gerade für diesen Tisch fehlte: am Tage wurden die Bänke, welche unter den emporgehobenen Pritschen standen, herangeschoben, abends aber, wenn sich die meisten Sträflinge zum Schlafengehen rüsteten, konnte man die Bänke nicht herausziehen, und die Schüler konnten nur den Platz in der Ecke der Kammer, wo die Pritschen selbst als Bank dienten, benutzen; dieser Platz aber reichte nur für zwei Lesende oder einen Schreibenden aus. Auf diesem Platz an der Wand schlief Michajla Burenkow, und solange er an dem Unterricht nicht teilgenommen hatte, konnte ihn Nikifor unbehindert benutzen; als aber auch Michaila zu lernen anfing, bemächtigte er sich mit seinem Recht als Eigentümer auch des Platzes am Tische. O, wie viele Streitigkeiten und Geschichten trugen sich wegen dieses Platzes

am Tiſche zu, wie viel Haß brachte zuweilen die ganze Kammer auf, die den lebendigſten Anteil an meiner Schule nahm! Peſtrow gab nach kurzer Zeit das Lernen ganz auf, und ich verſuchte nicht mehr, ihn zu überreden. Nikifor aber war lange Zeit hindurch mir und ſeinem Bruder böſe. Er erwachte nachts, als alle ſchon eingeſchlafen waren und der Platz frei war, und ging allein ans Leſen und Schreiben, wobei er wachſam auf die Schritte des Aufſehers lauſchte und bei ſeinem Nahen ins Bett hineinſchlüpfte. So ſaß er manchmal bis an die Morgendämmerung, ohne jeden Nutzen für den Erfolg des Unterrichts. Lange Zeit konnte ich nicht verſtehen, weshalb mir Nikifor böſe war, warum er bei mir zu lernen aufgehört hatte; aber einmal entſtand zwiſchen ihm und Michajla eine ſtürmiſche Auseinanderſetzung, während deren ſie den ganzen Schmutz ihrer Vergangenheit ans Licht brachten, von den Familienſtreitigkeiten draußen angefangen bis zu der Geſchichte, die ſie ins Zuchthaus gebracht hatte, und bis auf das gemeinſchaftliche Leben in den Pokrowsky-Bergwerken.

„Durch dich geriet ich doch ins Zuchthaus!“ ſprach Nikifor im Zorn und ging mit großen Schritten in der Kammer auf und ab. Seine großen blauen Augen glühten wie Feuer und aus ſeiner Stimme klang ein Gefühl der Trauer und eine feſte Ueberzeugung . . . „Ja wohl, durch dich. Du warſt der Aeltere, du wußteſt mehr, . . . du hätteſt mich ſchonen ſollen, ſtatt deſſen haſt du mich tief in ſpitzbübiſche Sachen hineingezogen.“

Die Kammer, welche gewöhnlich auf Nikifors Seite ſtand, lachte ihn diesmal aus.

„Du bereuſt es alſo auch, Nikiſchka, daß du nicht Mönch geworden biſt?“

„Er war, ihr Brüderchen, ehrlich“, antwortete giftig Michaila, „weil der Teufel ihn gekämmt und den Kamm an ihm zerbrochen hatte. Was that er, bevor ich ihn irre machte? Einmal hat er ſeinem Vater Geld geſtohlen, achtzig Rubel, und es mit Dirnen verſchmauſt; einmal nachts ſchlich er ſich in den Laden der Chineſen hinein und ſackte für zweitauſend Rubel Waren ein; es kam auch vor, daß er die Theekiſten der Karawanen abſchnitt; er verachtete es nicht . . . Na, das will ja alles nichts ſagen, er war ehrlich . . .“

„. . . Ich will nicht leugnen, gar nichts verleugnen“, fuhr Nikifor mit demſelben traurigen und ernſthaften Ton in ſeiner Stimme fort, „alles das iſt geſchehen. Mein Sinn war aber noch nicht verdorben, ich konnte noch auf den richtigen Weg geraten. In nüchternem Zuſtande war mir noch vor Spitzbübereien bange . . . Haſt du denn vergeſſen, warum ich freundſchaftlich mit dir zu verkehren begann, ungeachtet deſſen, daß du in unſerer Familie nicht beliebt warſt? Niemand liebte dich, weil du hochmütig biſt. Habe ich dich denn für einen Schurken gehalten? Mit was für einem Chemikergeſicht ſuchteſt du dich bei mir einzuſchmeicheln? Du galteſt doch für einen Betbruder, für einen Scheinheiligen. Warum wollte ich mich von anderen Kameraden ent-

fernen und mich an dich halten? Und du, wohin haſt du mich gebracht?“

„So, ſo. Ich komme noch als der Schuldige raus. Leider haſt du ein kurzes Gedächtnis. Ich war kein ſolches Klatſchmaul wie du, ich hängte meine Spitzbübereien nicht an die große Glocke; und dennoch lügſt du, lügſt, Mikiſchka, wenn du ſagſt, daß du mich für einen Heiligen gehalten haſt. Du haſt von meinem Leben gewußt, alles und alles gewußt. Daß du aber deine anderen Kameraden mit mir vertauſchteſt, dafür gab es einen anderen Grund.“

„Was für einen?“

„Daß du mich für klüger hielteſt als die anderen; du hoffteſt, daß du mit mir nicht ſo ſchnell in die Falle geraten würdeſt.“

„Mit dir eben fiel ich ſchneller rein! Zehn Monate im ganzen habe ich mit dir Spitzbübereien getrieben, dafür aber gründlich; weder im betrunkenen noch im nüchternen Zuſtande bin ich ehrlich geweſen.“

„Ich bin ſchuldig; du, Brüderchen, biſt aber in allem unſchuldig!“

„Gewiß biſt du mehr ſchuldig. Du haſt dich doch geflüchtet, als wir ertappt wurden, und mich ließeſt du die Suppe allein auslöffeln!“

„Und du natürlich ſuchteſt mich zu entſchuldigen, nahmſt die ganze Schuld auf dich? Eben du haſt mich ganz und gar umſtrickt, deine Verwandten waren es, die mich verhafteten.“

„Still, ihr Teufel! Erzählt vernünftig, wie ſich alles zugetragen hat“, unterbrach jemand die Strei-

tenden, und einer von ihnen fing an zu erzählen, wobei ihn der andere jeden Augenblick durch Berichtigungen und giftige Bemerkungen zu unterbrechen suchte.

In kurzen Zügen erfuhr ich folgendes:

Einmal nachts, nachdem sie zwei Ballen Thee in der Karawane auf der großen Straße abgeschnitten und auf den naheſtehenden Wagen geladen hatten, eilten die Burenkows in der Richtung nach Troizkosawsk davon. Die Besitzer der Karawane verfolgten sie, konnten sie aber nicht einholen. Erst gegen Tagesanbruch erreichten die Diebsgesellen den Gasthof eines bekannten Hehlers. Unterdessen setzten die Verfolger die Polizei in Kenntnis, und diese warf sich vor allem auf jenen Gasthof, der schon längst in üblem Rufe stand. Als die Burenkows die Polizei bemerkten, stürzten sie zu ihrem Gefährt hinaus, öffneten das Thor und waren im Begriff auszufahren. Die Polizeidiener versuchten sie daran zu hindern, wurden aber zurückgeworfen; einige Revolverschüsse aus unmittelbarer Nähe schreckten die Kiachtiner Wagehälse nicht. Als sie aus dem Hofe heraus waren, trieben sie die Pferde mit allen Kräften aus der Stadt. Während eine Jagd zu Pferde vorbereitet wurde, waren sie schon weit entfernt und hätten sich wohl im Wald versteckt, wenn nicht der Weg bergauf und durch Flugsand geführt hätte. Die ermatteten Pferde blieben stehen. Die Polizisten kamen heran und fingen wieder an zu schießen. Der vorsichtige Michajla bedachte, daß es unmöglich wäre, den gestohlenen Thee zu retten, überließ das Gefährt dem Schicksal und

verbarg ſich im Gebüſch; der gereizte Nikifor aber wollte auf jeden Fall die Pferde bis an den Wald treiben. Um die Verfolger aufzuhalten, gab er ſogar einen Schuß aus ſeiner Schrotflinte ab. Die Poliziſten blieben wirklich ſtehen, aber ein Teil von ihnen ſtieg von den Pferden und ging im Kreis in den Wald hinein. Erſt als er dieſe Bewegung bemerkte, fing Nikifor an auf ſeine Rettung zu denken. Aber kaum war er zum Saum des Waldes gelangt, kaum hatte er die Schrotflinte in das dichte Gebüſch geworfen, als er ſchon von allen Seiten umzingelt und ergriffen wurde. Zu ſeinem Glück vergaßen die Polizeidiener in dem Getümmel die Flinte, und als ſie ſich ſpäter daran erinnerten, ließ der Unterſuchungsrichter ihre verſpätete und ungegründete Anklage nicht gelten. Hätte Nikifor die Flinte nicht weggeworfen, ſo würde er nicht auf vier, ſondern auf zwanzig Jahre ins Zuchthaus geraten ſein. Michajlo war unterdeſſen entſchlüpft und hielt ſich acht Monate verborgen: Nikifor wälzte in ſeinen Ausſagen alles auf ihn ab. Das leugnete er auch ſelbſt nicht.

„Ich dachte, du würdeſt nie ergriffen werden", rechtfertigte er ſich naiv. Dagegen ſchüttelte er aus allen Kräften die andere Anklage Michajlos von ſich, daß er, Nikifor, ſeine Verwandten überredet hätte, ihn, den Michajla, aufzuſuchen und zu verhaften. Laut Nikifors Ausſage lockten ſeine Verwandten aus eigenem Antrieb den Michajlo als Gaſt zu ſich und übergaben ihn dann der Polizei. Michaila war über dieſen Verrat ſehr erboſt und geſtand ſelbſt, daß er aus Rache ſeinerſeits alles auf Nikifor abgewälzt

und außerdem noch eine ganze Masse seiner Verwandten in den Prozeß hineingezogen hätte.

„Mögen sie, die Teufel, im Gefängnis sich ausruhen, das Staatsbrod kosten!"

Schließlich wurden beide Burenkows zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt; sie kamen zuerst in das Pokrowskysche und später in das Schelaische Bergwerk. Während des Weges versöhnten sie sich, und auch in Pokrowsky lebten sie ohne besonderen Streit zusammen; jetzt aber hatte ich das Unglück, ungewollt die Ursache neuer Zänkereien zwischen ihnen zu werden. Der ganze Schmutz des einstigen Verkehrs und ihrer Verbrechen wurde ans Licht gezogen und der allgemeinen Verurteilung und Verspottung überlassen. Die Kammer, wie ich schon sagte, stand meistenteils auf Seiten Nikifors; beide aber wollten offenbar meine Meinung wissen, sich meines Mitgefühls versichern. Meine Lage war eine äußerst mißliche, und ich suchte nach Möglichkeit die Reden über die Vergangenheit abzubrechen.

„Ich bin ein guter Kerl", sprach Nikifor, „bei mir kommt alles vom Herzen, aber nicht vom Verstand ... Doch du bist hinterlistig und heuchlerisch!"

„Nicht hinterlistig bin ich, nur meinen Kopf brauche ich", erwiderte Michajlo, bestrebt, ruhig zu erscheinen, obwohl sein Antlitz ebenso rot geworden war, wie das Nikifors. „Du lobst dich gern, Mikischka: bieder und ohne List seist du ... Aber was ist deine Biederkeit wert, wenn deinem Kameraden

davon manchmal mehr übel wird, als von der Hinterliſt?"

„Wieſo denn?"

„So. Ich bin hinterliſtig, und doch habe ich deinen Teil nie aufgegeſſen; durch deine gelobte Einfältigkeit aber war ich unterwegs gezwungen zu hungern. ‚Alles wird bei uns gemeinſchaftlich ſein, Michaſla! Wie zwei echte Brüder werden wir leben, alles werden wir untereinander teilen.' Ich antwortete: Gut, wir wollen's verſuchen. Ich werfe mein Geld und alles andere auf einen Haufen. Und da fängt er an Karten zu ſpielen! Hätte er nur Verſtand im Kopf gehabt, aber er hat eben ſelber geſagt, daß er keinen hätte. Und ſo einer ſtürzt ſich auf den Stoß (Kartenſpiel)! Selbſtverſtändlich verſpielte er alles, meins und ſeins, bis aufs Hemd, und nachher marſchierten wir mehrere Tage hungernd."

„Iſt es öfters geſchehen? Du, mit deinen unverſchämten Augen! Zweimal vielleicht während des ganzen Weges."

„Und doch iſt es geſchehen."

„Du biſt auch einer, Michaſlo", miſchte ſich plötzlich Paramon Malachow in das Geſpräch ein, „du biſt auch gut. Was haſt du in Pokrowsky getrieben?"

„Was?"

„Ich weiß ſchon, was . . . Hab's ſchon geſehen. Du dachteſt vielleicht, es ſehe niemand, man hat es aber doch geſehen. Er pflegte für ſich Paſteten einzuholen, geheim vor Mikiſchka, ganz allein bummelte

er an dem Gefängnis entlang, sah sich wie ein Wolf nach allen Seiten um und langte tüchtig zu."

„Wie denn: sollte ich, meinst du, mit ihm teilen? Er darf Karten spielen und ich soll ihn ernähren?"

„Dann müßtest du es ihm offen sagen! Sich aber verstecken . . . Ach, Betbrüder, Pharisäer, Heilige! Ueberkluge!"

Und Paramon spie vor Zorn aus, legte sich auf die Pritsche und schwieg. Die Zankenden verstummten schließlich auch, obwohl sie noch lange wie wilde Tiere erregt in der Kammer auf und ab liefen — einer nach dieser, der andere nach jener Richtung. Da ich meinen Schülern zugethan war, an dem einen das das Herz und das kindliche Wesen, an dem anderen die Begabung und den festen Charakter schätzte, suchte ich sie auf alle Fälle miteinander zu versöhnen. Es gelang mir wirklich, den Michajlo friedlich zu stimmen, indem ich seiner geistigen Ueberlegenheit schmeichelte; Nikifor aber zeigte Launen wie ein kleines Kind und wollte den Unterricht nicht wieder aufnehmen. Einmal bekam ich sogar von ihm einen ganzen Haufen Beleidigungen zu hören.

„Warum sind Sie mir böse, Nikifor?" fragte ich, „habe ich Ihnen irgend welchen Schaden zugefügt?"

„Wer kann mir was Böses zufügen?" antwortete er, ohne mich anzusehen, „wir sind hier alle gleich. Alle sind Spitzbuben, Zuchthäusler, für eine und dieselbe Sache."

„Wieso für eine und dieselbe? Für verschiedene Sachen gerät man ins Zuchthaus . . . Sie selbst

haben ſich gegen mich nicht wie gegen einen Spitzbuben verhalten."

„Woher weiß ich, daß du nicht auch ein Spitzbube biſt — wie ich, nicht geſtohlen oder nicht jemanden ermordet haſt? Doch mußte auch dir jemand geholfen haben?"

Und dabei ſah mich Nikifor mit ſolchen frechen und böſen Augen an, daß ich unwillkürlich verſtummte und fortging.

Die anderen Sträflinge aber empörten ſich meinetwegen gegen Nikifor.

„Es lohnt ſich wahrlich, ſolche Teufel zu lehren, ſich für ſie abzuracken", rief Tſchirok, aufrichtig empört: „du wirſt bei ihnen ſchon Dank ernten, warte nur!"

„Dummkopf du, Dummkopf, Mikiſchka!" ſchüttelte Gontſcharow verlegen den Kopf, „du ſelbſt wirſt dich morgen deſſen ſchämen, was deine böſe Zunge heute geplappert hat."

„Was iſt das für ein Lernen?" empörte ſich Paramon in ſeiner Art: „daß der Lehrer den Schüler noch drum bitten müßte? Wo giebt es denn das? Zu meiner Zeit würde man einem mit einem kräftigen Stock feſt über den Rücken gefahren ſein — da wäre er ſchon gelehrter geworden!"

Michajla ſchämte ſich auch für ſeinen Bruder und in der Kammer auf und ab gehend, ſprach er:

„Ein Kolywanſcher Sauertopf biſt du . . . Mit deinem Buttermilchgehirn willſt du was lernen?!"

Nikifor ſaß ſtillſchweigend über dem neuen Teſtament. Ich legte mich ſchlafen, und, obwohl ich lange nicht

einſchlafen konnte, that ich doch ſo, als ob ich ſogleich eingeſchlafen wäre. Als die ganze Kammer ſchon längſt ſchnarchte, ſah ich, wie Nikifor mehrere Mal ſich meinem Platz näherte, und mich lange betrachtete, aber ich öffnete die Augen nicht. Am folgenden Tag bat er mich in der Grube um Verzeihung, und bat mich mit außerordentlicher Naivität, ihm ein Paar hinter die Ohren zu ſchlagen . . . Dieſe Bitte erfüllte ich ihm ſelbſtverſtändlich nicht, aber ich ging ſehr gern darauf ein, mich mit ihm zu verſöhnen, da ich ihm eigentlich gar nicht böſe war. An demſelben Abend ſetzten wir den Unterricht fort. Nikifor war froh, lebhaft und zeichnete ſich durch ungewöhnliches Verſtändnis aus. Auch bei Michajla ſuchte er ſich einzuſchmeicheln, wie ein Schuljunge, der etwas verbrochen hat, ſich bei ſeiner Mutter einſchmeichelt. Michajla hielt ſich gemeſſen zurück. Die Kammer brachte auch den geſtrigen Fall nicht weiter in Erinnerung.

Nikifor machte die größten Anſtrengungen um ſeinen Bruder im Schreiben einzuholen, das gelang ihm aber durchaus nicht. Seine fahrigen, groben Hände brachen den Bleiſtift entzwei, riſſen das Papier durch, tanzten und malten ſolche fremden Figuren auf, daß ein Lehrer der Kalligraphie einen Schreck bekommen hätte. Und dennoch war ſchreiben zu lernen ſtets der höchſte Traum aller Schelajſchen Schüler. Im Schreibenkönnen ſieht der einfache Mann die Quinteſſenz aller Kenntniſſe, das Ideal der Gelehrſamkeit. Gott, mit welchem Eifer und Fleiß beſchmierten ſie den ganzen Tag und Abend das Papier,

kaum, daß ſie gelernt hatten, die Buchſtaben notdürftig aufzuzeichnen! Zumal Nikifor, wenn er ein, wie ihm ſchien, giftiges Lächeln auf den Lippen Michajlas bemerkte, loderte gleich auf, warf das Papier und den Bleiſtift beiſeite und fing an zu klagen:

„Was für ein Lernen iſt hier im Gefängnis möglich? Und was giebt es dabei zu lachen? Du haſt es leicht: Hammerzuſchläger zu ſein, auf einem Fußbänkchen zu ſitzen und den Blaſebalg zu füllen, verſuch es aber wie ich, zehn Schichten während des Tages auszubohren! Sei gewiß, deine Hand würde auch zu tanzen anfangen!“

„Habe ich denn nicht gebohrt“, erwiderte Michajla: „wie lange iſt es denn her, ſeit ich zu bohren aufgehört habe? Nein, du thäteſt beſſer, dich über dein Geſchirr, deinen hohlen Schädel zu beklagen.“

„Dann verzichte ich auf das Schreiben!“ entſchied Nikifor: „wahrſcheinlich bin ich wirklich dazu nicht veranlagt. Ich werde mich lieber mit Leſen befaſſen.“

Plötzlich aber geriet er in Verzweiflung und rief:

„Und wozu brauchen wir Spitzbuben dieſes Leſen und Schreiben? wozu?“

„Hab ich ſchon immer geſagt!“ ſtimmte Tſchirok mit einem ſpöttiſchen Lächeln zu, indem er fortfuhr ſeine Cigarette zu lutſchen.

Ich bemühte mich, in Beantwortung dieſer Frage, den Nutzen des Leſens und Schreibens zu erklären, indem ich darauf hinwies, daß es den Menſchen klüger und folglich auch ehrlicher mache; aber während ich das behauptete, kamen mir doch Bedenken, ob ſie, die Sträflinge, es denn wirklich brauchen, dieſe ganze

Leserei und Schreiberei? Wie oft habe ich nachher Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen, daß viele meiner besten Schüler, die ziemlich gut Lesen und Schreiben gelernt hatten, nach ihrem Austritt in die freie Kolonie sehr rasch das eine wie das andere vergaßen, und ein bitterer Aerger stieg dann in mir auf, ein Aerger darüber, daß soviel Mühe und Zeit nutzlos vergeudet worden war. Nicht selten bekam ich von den Sträflingen selbst zu hören, daß das Lesen und Schreiben sogar schädlich für sie sei, daß ein Spitzbube dadurch nur die Möglichkeit gewinne, ein noch größerer Spitzbube zu werden, daß ein ehrlicher Mensch aber, dank diesen Kenntnissen, liederlich werde, da er für das leichte Handwerk des Schreibers zu schwärmen beginne und die physische Arbeit mit Widerwillen ansehe. Ich begriff die vollständige Oberflächlichkeit und Schädlichkeit solcher Verallgemeinerungen auf Grund einzelner, besonderer Thatsachen natürlich ganz gut, ich gestehe aber, daß nicht selten allerhand Zweifel sich meiner bemächtigten, und dann ließ ich für längere Zeit die Schule ruhen. Man wurde auch müde, mit den Hindernissen zu kämpfen, die dem Unterricht von den Machthabern bei jedem Schritt in den Weg gelegt wurden: bald drückten sie bei den Bleistiften und geschriebenen Heften im Gefängnisse die Augen zu, bald nahmen sie unvermutet alles weg und verboten es auf das Strengste. Es verging aber nur einige Zeit, und ich kehrte mit Liebe zu meiner „pädagogischen" Thätigkeit zurück. Trotz aller Dornen und Stacheln, mit denen sie besäet war, trotz aller Bitterkeit und allem

Gift, das ſie mir zuweilen ins Herz ergoß, hatte ſie doch etwas gutes, helles, warmes in ſich, das nicht nur mich und meine Schüler erleuchtete und erwärmte, ſondern, wie es ſchien, auch die ganze Kammer. Unwillkürlich gewöhnten ſich die Sträflinge daran, geſchriebenem und gedrucktem Papier mit Hochachtung zu begegnen; ihre Gedanken wurden auf einen höheren Ton geſtimmt. In den anderen Kammern betrachtete man die Burenkows mit Neid; die übertriebenen Erzählungen von ihren Erfolgen und meinen Fähigkeiten als Leiter vernehmend, träumte eine Maſſe Leute davon, in unſere Kammer überzuſiedeln und auch Schüler zu werden. (Was die Lernfähigkeit der Sträflinge für das Leſen und Schreiben anlangt, ſo dürfen die Leſer auf Grund der in dieſen Erzählungen vorgeführten einzelnen rein zufälligen Beiſpiele nicht ſchließen, daß es den Gefangenen in den meiſten Fällen ſchwer werde. Nach meiner eigenen Erfahrung verhielten ſich die fähigen zu den ſtumpfſinnigen ungefähr wie eine Hälfte zur andern. In Anbetracht des Alters der Sträflinge, dem doch natürlich auch eine geringere Auffaſſungsgabe und ein ſchwächeres Gedächtnis als dem Alter der Schulkinder eigen iſt, denke ich ſogar, daß uns die Sträflinge eher noch durch ihre Fähigkeiten verwundern müſſen. Ich rede nicht einmal von der in ſolcher Geſellſchaft und ſolchem Alter einfach bewundernswerten Luſt zum Lernen. Anmerkung des Verfaſſers.) Ich kann den Augenblick nicht vergeſſen, als die Burenkows ſich entſchloſſen, ihren Frauen und Kindern eigenhändig geſchriebene Briefe

zu ſenden, und anfingen ſich zu dieſer Feier vorzubereiten. Nicht wenig Entwürfe wurden gemacht und aufs neue geſchrieben, bevor ich endlich meine Zuſtimmung äußerte. Nikifors Brief wurde übrigens im ganzen von mir verfaßt, weil aus ſeinen zuſammenhangloſen Entwürfen mit hunderten von verſchiedenen Fehlern und Verſehen nur ſehr weniges zu retten war, und es bereitete ihm eine angenehme Selbſttäuſchung, dieſen Brief für ſein eigenes Werk zu halten. Dafür war aber Michajlas Brief wirklich ſeine eigene Schöpfung, und er zeigte ſich dermaßen vernünftig und glatt geſchrieben, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn aufrichtig zu bewundern. Nur einen Fehler fand ich darin: die Anrede an ſeine Frau kam mir zu trocken und kühl vor. Es muß erwähnt werden, daß im Auguſt desſelben Jahres (die Briefe wurden im Januar geſchrieben) bei den Burenkows der Termin der Zwangsarbeiten ablief; ſie ſollten dann in die Verbannung gehen, wohin — das war unbekannt: die aus der Transbajkaliſchen Provinz Gebürtigen pflegte man teils nach Sachalin, teils in die Jakutsker Provinz zu verſchicken, oder ſie wurden auch hier, in Transbajkalien zurückgelaſſen. Das letztere war ſelbſtverſtändlich der Traum der Burenkows, vor Sachalin aber hatten beide Angſt. Man mußte nun ſelbſtverſtändlich auf das Schlimmſte vorbereitet ſein, doch mußte vorher noch ausgemacht werden, was die Frauen anfangen wollten, ob ſie bereit wären, den Männern überall hin zu folgen. Erregung und Feuer belebten den Brief Nikifors, der mit meiner Hilfe ausgearbeitet worden war;

der Brief Michajlas aber atmete Gleichgültigkeit; das war eine einfache Benachrichtigung an die Frau von dem bevorstehenden Wechsel seines Loses, sogar ohne jede Frage darüber, wie sie ihrerseits sich einzurichten gedenke.

„Schreiben Sie doch ein wenig herzlicher", sagte ich zu ihm und schlug vor, dem Worte „Frau" eine Eigenschaft, wie z. B. „teure" oder „liebe" hinzuzufügen. Michajla lachte.

„So geht's nicht."

„Warum nicht?"

„Es stimmt nicht, seine Frau so zu nennen. ‚Teure' — was ist denn das? Ein Pferd kann teuer sein, ein Haus . . . ‚Liebe!' das ist auch nicht Sitte bei uns; ‚liebenswürdige' — das würde schon eher passen."

„Dann fügen Sie hinzu, daß Sie sich nach ihr sehnten und die Zeit des Wiederfindens erwarteten, um wieder ein gemeinsames Leben zu beginnen."

„Nein, das braucht man auch nicht", antwortete Michajla ernst. Am nächsten Tage bemerkte ich in seinem Briefentwurf nur den kurzen Zusatz: „jetzt, Weib, bete zu Gott!"

Ich hielt es für taktlos (nach meinen Begriffen), den Michajla selbst über seine Beziehungen zu seiner Frau zu fragen; Nikifor aber plapperte mir bald aus, wie sich die Sache verhielt. Als Michajla sich auf den Weg zu den Zwangsarbeiten machte, wünschte er, daß seine Frau mit den Kindern ihm nachfolgte; sie aber zeigte keine besondere Lust dazu, in der Er-

zu ſenden, und anfingen ſich zu dieſer Feier vorzubereiten. Nicht wenig Entwürfe wurden gemacht und aufs neue geſchrieben, bevor ich endlich meine Zuſtimmung äußerte. Nikifors Brief wurde übrigens im ganzen von mir verfaßt, weil aus ſeinen zuſammenhangloſen Entwürfen mit hunderten von verſchiedenen Fehlern und Verſehen nur ſehr weniges zu retten war, und es bereitete ihm eine angenehme Selbſttäuſchung, dieſen Brief für ſein eigenes Werk zu halten. Dafür war aber Michajlas Brief wirklich ſeine eigene Schöpfung, und er zeigte ſich dermaßen vernünftig und glatt geſchrieben, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn aufrichtig zu bewundern. Nur einen Fehler fand ich darin: die Anrede an ſeine Frau kam mir zu trocken und kühl vor. Es muß erwähnt werden, daß im Auguſt desſelben Jahres (die Briefe wurden im Januar geſchrieben) bei den Burenkows der Termin der Zwangsarbeiten ablief; ſie ſollten dann in die Verbannung gehen, wohin — das war unbekannt: die aus der Transbajkaliſchen Provinz Gebürtigen pflegte man teils nach Sachalin, teils in die Jakutsker Provinz zu verſchicken, oder ſie wurden auch hier, in Transbajkalien zurückgelaſſen. Das letztere war ſelbſtverſtändlich der Traum der Burenkows, vor Sachalin aber hatten beide Angſt. Man mußte nun ſelbſtverſtändlich auf das Schlimmſte vorbereitet ſein, doch mußte vorher noch ausgemacht werden, was die Frauen anfangen wollten, ob ſie bereit wären, den Männern überall hin zu folgen. Erregung und Feuer belebten den Brief Nikifors, der mit meiner Hilfe ausgearbeitet worden war;

der Brief Michajlas aber atmete Gleichgültigkeit; das war eine einfache Benachrichtigung an die Frau von dem bevorstehenden Wechsel seines Loses, sogar ohne jede Frage darüber, wie sie ihrerseits sich einzurichten gedenke.

„Schreiben Sie doch ein wenig herzlicher", sagte ich zu ihm und schlug vor, dem Worte „Frau" eine Eigenschaft, wie z. B. „teure" oder „liebe" hinzuzufügen. Michajla lachte.

„So geht's nicht."

„Warum nicht?"

„Es stimmt nicht, seine Frau so zu nennen. ‚Teure' — was ist denn das? Ein Pferd kann teuer sein, ein Haus . . . ‚Liebe!' das ist auch nicht Sitte bei uns; ‚liebenswürdige' — das würde schon eher passen."

„Dann fügen Sie hinzu, daß Sie sich nach ihr sehnten und die Zeit des Wiederfindens erwarteten, um wieder ein gemeinsames Leben zu beginnen."

„Nein, das braucht man auch nicht", antwortete Michajla ernst. Am nächsten Tage bemerkte ich in seinem Briefentwurf nur den kurzen Zusatz: „jetzt, Weib, bete zu Gott!"

Ich hielt es für taktlos (nach meinen Begriffen), den Michajla selbst über seine Beziehungen zu seiner Frau zu fragen; Nikifor aber plapperte mir bald aus, wie sich die Sache verhielt. Als Michajla sich auf den Weg zu den Zwangsarbeiten machte, wünschte er, daß seine Frau mit den Kindern ihm nachfolgte; sie aber zeigte keine besondere Lust dazu, in der Er-

wägung, daß der Termin kurz sei, und daß es sich kaum lohnte, mit kleinen Kindern ein neues, vielleicht sehr schweres Leben anzufangen, nur zu dem Zweck, um es bald wieder mit einem anderen Leben zu vertauschen. Nikifors Frau sehnte sich im Gegenteil ihrem Manne zu folgen, er selbst aber hatte sie überredet ihre Ankunft bis zu dem Verbannungstermin zu verschieben.

Mit Angst und Unruhe traten wir alle drei am nächsten Sonntag in das Wachtzimmer, wo die Briefe geschrieben werden mußten. Mit Tinte zu schreiben ist nicht dasselbe, wie mit einem Bleistift, und ich fürchtete für meine Schüler. Nicht umsonst prophezeite Paramon, mit seinem Haupte dafür bürgend, daß sie, ohne jemals eine Feder in der Hand gehalten zu haben, sich blamieren würden, er riet daher, das Tintenfaß beim Aufseher zu stehlen und einige Vorversuche anzustellen. Dieser Gedanke gefiel dem leichtentzündbaren, stets exaltierten Nikifor ungemein, und es kostete mir viel Mühe, ihn von der Verwirklichung dieses Gedankens abzuhalten. Schon bei der ersten Zeile des Briefes verklexte Nikifor das Papier derart und malte solche Hieroglyphen hin, daß er in Verzweiflung geriet und ich für ihn den entworfenen Brief abschreiben mußte; er hatte bloß unterschrieben. Seinen Namen führte er während guter zehn Minuten aus — wobei er ihn denn auch mit zwei Kleckſen verzierte und die Kleckſe mit der Zunge verwischte, so daß es schon einige Mühe kostete, ihn herauszulesen. Als er fertig war und die Feder weggelegt hatte, tropfte ihm förmlich der Schweiß vom Gesicht.

„Zehn Schichten wären leichter auszubohren gewesen", erklärte er tief aufatmend.

Ungeachtet des Mißlingens hatte er doch das Ansehen eines Siegers und leuchtete ordentlich. Michajla brachte fast den ganzen Tag in dem Wachtzimmer zu, schrieb aber dafür den ganzen Brief selbst. Ich verfolgte jede Bewegung seiner Hand und erteilte Rat. Anfangs taumelten bei ihm die Buchstaben auf dem Papier wie betrunken, später aber wurden sie fester und sicherer. Als er in die Kammer zurückkehrte, verlangte er von Paramon dessen Haupt.

„Aber, laß es sein", wurde er weichherziger, „ich schenke es dir wieder, weil es zu groß ist und zu dumm!"

Danach hat Michajla noch mehrere Briefe nach Hause verfaßt und geschrieben; Nikifor aber verzichtete bald ganz und gar auf das Schreiben, da er daran verzweifelte, eine so schwierige Kunst jemals zu erlernen.

Semenow.

Unterdessen gab der Unterricht Anlaß zu einem traurigen Vorfall, der die düstersten Erinnerungen zurückgelassen hat, aber dafür brachte er mir die nähere Bekanntschaft mit dem inneren Leben eines Menschen, dessen Persönlichkeit schon längst aufs lebhafteste meine Neugierde erregte. Ich meine den Semenow, einen von den verschwiegensten und finstersten Bewohnern unserer Kammer. Er beteiligte sich fast nie an der

allgemeinen Unterhaltung, nur selten fügte er irgend eine beißende Bemerkung ein, worin sich ein verbitterter Sinn und Verachtung gegen alles Gewöhnliche, Geschmacklose, gegen jede Art Feigheit, Heuchelei, jedes Schwänzeln, gegen jede ehrliche Mittelmäßigkeit äußerte. Zwischen ihm und mir stellten sich gute Beziehungen ein, aber nicht familiärer Natur, nicht solche, die es ermöglicht hätten, daß ich mich über seine Vergangenheit bei ihm hätte erkundigen können. Mir war nur bekannt geworden, daß Semenow einen tollen Charakter besitze und in betrunkenem Zustande recht gefährlich sei, daß er zum Messer greife und sich auf den ersten besten losstürze, dessen Gesicht ihm nicht gefiele. In Pokrowsky, wo die Sträflinge sich ohne Mühe Branntwein verschaffen konnten, suchte man in diesen Fällen sogleich den Semenow festzubinden, und sein Freund Gontscharow, der dann jede Gewalt über ihn verlor, machte als der erste einen Strick oder ein Handtuch fertig.

Einmal, vor der Morgenkontrolle, als ich erwacht war, vernahm ich eine Zänkerei zwischen Nikifor und Gandorin.

„Wo hast du alter Teufel denn mein Heft hingelegt?" befragte Nikifor ihn zornig.

„Nirgends habe ich es hingelegt, dein Heft", dröhnte Gandorin, „ihr Schüler habt es selbst irgendwohin verkramt. Sieh, da ist es ja! Bei Semenow liegt es im Neuen Testament."

„Na, Bruder Petjka, zählst auch du schon zu den Schülern?" scherzte Gontscharow.

Semenow trat nervös an das Regal heran, riß

das Neue Teſtament aus den Händen Nikifors, warf deſſen Heft auf den Tiſch und ſchrie:

„Ihr ſollt euch unterſtehen, etwas in mein Buch hineinzulegen! Verſucht das nicht noch einmal! Ihr Schüler! . . . Mit einer tüchtigen Stange ſollte man euch belehren! Streben, Popen zu werden!“

„Was rumorſt du, Bruder? Was bellſt du?“ borſtete ſich Nikifor auf, als er ſich nach dem unerwarteten Ereignis wieder gefaßt hatte, „haſt du denn nicht ſelbſt gelernt?“

„Wann ſoll ich gelernt haben? In dem Gefängnis etwa?“ fuhr Semenow auf, ſeine Stimme noch lauter erhebend; ſeine Naſenflügel waren aufgeblaſen und zitterten vor Zorn.

„Du lernſt auch jetzt“, fuhr Nikifor mutig fort, „gerade wie ein Schüler.“

„Ich — ein Schüler?!“ ſprach nicht, ſondern brüllte Semenow, als ob ihm eine blutige Beleidigung zugefügt worden wäre.

„Gewiß. Du lieſt auch immer das Evangelium, ſtrebſt ſelber danach, Pope zu werden.“ (Ich muß hier erklären, daß dieſes Evangelium, das ich Semenow wirklich oft leſen ſah, ſeiner Mutter Vermächtnis war.)

Kaum hatte Nikifor dies ausgeſprochen, als man ein Kniſtern von zerreißendem Papier vernahm, und wie Daunen flogen die Blätter des heiligen Buches nach allen Seiten der Kammer. Tarbagan, Tſchirok und der „Eiſerne Kater“, als ſie ſolche reiche Beute für Cigaretten bemerkten, ſtürzten ſich wie toll darauf, um alles einzufangen und aufzuheben. Semenow

aber, zitternd an allen Gliedern, blaß, ballte krampfhaft die Fäuste und donnerte auf die ganze Kammer los:

„So lese ich! . . . So strebe ich, Pope zu werden! . . . So will ich alle eure Popen (hier kommt ein Cynismus, der dem Munde Semenows wie ein Messerstich entfuhr) . . . Und eure heilige Schrift, samt Gesetz und Glauben! . . .“

Sogar den in Schimpfereien erfahrenen Bewohnern des Zuchthauses wurde es bang zu Mute bei diesen Gotteslästerungen; in der Kammer waren schon längst alle erwacht, es war aber still wie im Grabe.

„Petja, Petja!“ flüsterte Gontscharow mit einer flehenden Stimme, „der Aufseher wird es noch hören . . .“

„Was schere ich mich um den Aufseher!“ fuhr Semenow zu donnern fort, „wann habe ich mich vor den Aufsehern versteckt? Habe ich nicht zwei Jahre in der ‚sekrétnaja‘ (isolirte Zellen, gewöhnlich für politische Verbrecher. Anm. d. Uebers.) gesessen? Noch dazu in Fesseln und in Handfesseln? Habe ich etwa Angst vor dem Sechsäugigen? Alle werde ich sie . . .“

Und nochmals ein furchtbares Schimpfwort, daß ich zusammenfahren mußte.

Zum Glück für Semenow war der Aufseher nicht im Korridor, und alles ging ohne Folgen ab. Es gelang endlich, den Semenow zu beruhigen. Von der Zeit an war keine Rede mehr von dem Evangelium, und es ist mir unbekannt geblieben, ob er es jemals bereut hat, daß er das mütterliche Vermächtnis da-

mals so beschimpfte. Zweifellos war er seiner alten Mutter sehr zugethan. Er sandte ihr sehr pünktlich Briefe, in denen er niemals um Geld bat, wie es die meisten Sträflinge thun, sondern im Gegenteil, er machte ihr einmal sogar einen Vorwurf wegen der zugesandten zwei Rubel. Merkwürdig war es auch, daß er nach jedem seiner drei Fluchtversuche aus dem Gefängnis vor allem seine Mutter zu besuchen ging, wobei er die furchtbare Gefahr nicht scheute, in die Hände der Behörden oder der ihn grimmig hassenden Dorfleute zu fallen.

An demselben Tage, an dem die Geschichte mit dem Evangelium geschah, hatte ich mit Gontscharow in der Grube eine Unterhaltung über seinen Freund und erfuhr viel Interessantes. Der Alte vergötterte Semenow und erzählte mir von ihm verschiedene Thatsachen und Charakterzüge, meiner Ansicht nach gerade die häßlichsten; doch schien er das gar nicht zu bemerken. Er fand alles, ohne Ausnahme alles, an seinem „Petjka" schön und bewundernswert.

„Ich habe ihn noch als ganz kleinen Jungen gekannt, ihn auf dem Schoß gehabt . . . Und Vater, Mutter und Bruder habe ich auch gekannt. Sie stammen aus dem europäischen Rußland. Der Vater wurde wegen eines Mordes in unser Gouvernement verbannt. Ein Trunkenbold war er. Und so barbarisch: er folterte, wie ich mich gut erinnere, sein Weib und die Kinder dermaßen, daß es auch einen Fernstehenden dauern mußte. Mein Haus war ihre einzige Rettung. Später starb der Vater — wieder war ich es, der auf die Kinder aufpaßte. Ja, aber

da fingen sie an, liederlich zu werden. Fingen an zu trinken, zu raufen, vom zwölften Jahre an machten sie die Bekanntschaft des Gefängnisses. Das Gefängnis aber bringt einen sicher nicht zum Guten; das Gefängnis lenkt sogar einen Heiligen vom rechten Wege ab. Der ältere, Stiojscha, war achtzehn Jahre alt, als er auf vier Jahre ins Zuchthaus geriet. Er entfloh unterwegs und kam direkt zu Petjka. Nun haben sie sich in der Gemeinde einen so guten Brei eingerührt, daß die ganze Gegend sich empörte. Man veranstaltete auf sie eine Treibjagd und sie wurden schlaftrunken im Walde ertappt. An den Füßen und Händen hat man sie gebunden, dann fing man an sie zu züchtigen! Sie wurden so gut bewirtet, daß Petjka nachher drei Wochen lang auf dem Sterbebett lag. Seine Sache war dennoch zu jener Zeit ohne jede Folgen geblieben. Dem Stiojscha legte man nur noch zehn Jahre Zwangsarbeit für seine Flucht auf. Er war aber unterwegs nochmals entflohen, nachdem er die Schildwache ermordet hatte. Er wurde wieder ertappt und nun auf ewige Zeiten in die Tobolskische Centrale hineingesteckt. Noch jetzt ist er dort. Petjka aber bummelte noch ein paar Jahre auf freiem Fuß herum. Er bildete eine Bande . . . Er hatte solche verwegenen Kerle um sich zusammengeschart, daß sie noch heute nicht ergriffen worden wären ohne den Schnaps . . . Der brachte sie aber ins Verderben. Petjka hat schon so einen bösen Charakter; er bringt es fertig, vier Flaschen auszusaufen und sich noch auf den Beinen zu halten; hat es ihn aber einmal gepackt, dann verliert er alle seine Sinne. Am hellen

Tage, in der Stadt, bricht er in einen Laden ein. Selbstverständlich blieb er hängen. Er verbrachte sechs Jahre im Gefängnis zu Kansk, und seine Sache konnte dennoch nicht zum Austrag kommen; endlich ging man daran, als er auch schon ausgerissen war! In der „Sekretnaja", an Händen und Füßen gefesselt, — auch von da aus brachte er es fertig, zu entkommen: bald sägt er das Gitter entzwei, bald bricht er die Wand durch, bald gräbt er einen Minengang. Bautz! stürzt er sich im Nu auf die Schildwache. ‚Ich bin der Semenow', ruft er, ‚scher dich zum Teufel!' Auf diesen ersten Ruf läßt jener das Gewehr fallen und reißt aus. Petjka aber eilt gleich zu mir. Ich weiß schon, wohin mit ihm. Aber auch hier brachte ihn der Schnaps jedesmal ins Verderben. Nach zwei, drei Tagen besäuft er sich, und ohne irgendwie die Sache zu überlegen, geht er auf einen Diebstahl aus. Inzwischen wird er gesucht, ringsum von Verfolgern umkreist ... Er wird aufs neue ergriffen, halbtot geschlagen — und ins Gefängnis gesteckt. Im Gefängnis fürchtete sich jedermann vor ihm. Der Inspektor stand vor ihm auf den Zehen, gab ihm Bücher zu lesen. Solche Schimpfworte wie heute die über das Evangelium pflegte er allen Beamten gerade ins Gesicht zu schleudern. Hätten Sie sein Personalregister gesehen, Iwan Mikolaitsch, Sie wären erstaunt gewesen, wie viel Sachen da eingetragen sind, woraus seine zwölf Jahre Zwangsarbeit zusammengesetzt sind: Fluchtversuche, Raubanfälle, Widerstand gegen die Behörden, Gefängnisraufereien, Kra-

kehl aller Art ... Dafür haben sie ihn aber auch tüchtig zugerichtet, als sie ihn das letzte Mal ergriffen. So zugerichtet, keine gesunde Stelle haben sie an ihm gelassen, alle Gelenke haben sie ihm herausgedreht! Das bedeutet nichts, daß er so gesund und brav von Ansehen ist, und immer schweigt, und nie über was klagt. Ich bin ein alter Mann, und doch bin ich wohl gesünder als er, weil ich kein geschlagener Mann bin ... Er aber, kaum daß das Wetter sich gedreht hat, spürt schon ein Reißen in allen Gliedern. Und weißt du? die Bauern aus Uri — er ist nämlich aus Uri, der Petjka — die haben noch bis an den heutigen Tag solche Angst vor ihm, solche Angst ... Jeden Sommer passen sie auf, ob er nicht kommt. Auch er trägt sich nur mit einem einzigen Gedanken: er werde es ihnen schon noch zeigen, den gesegneten Alten, er werde sie schon segnen!"

Und flüsternd fügte Gontscharow hinzu:

„Leider ist dieses Gefängnis ein anderes, hier ist es schwer auszureißen ... Sicher, auch dieses Gefängnis würde den Petjka nicht abschrecken; auch die Schelaischen Mauern könnten ihn nicht aufhalten, ich rate ihm aber stets ab: „Warte mal, Petjka, du kommst bald in die freie Kolonie; ein Jahr kann man sich doch gedulden!" Eins nur flößt mir Angst ein, Iwan Mikolaitsch — sein Charakter. Wenn der heute Morgen nicht gewesen wäre, Sie würden ihn sicherlich für den ruhigsten Sträfling halten; wüßten Sie aber, was diese Demut ihn kostet! Dem Bellen der Aufseher zuzuhören, in alles sich fügen, alles das anzusehen — und zu schweigen! Und vor unser-

einem wird ihm manchmal noch eher übel. Anderswo hätte er schon längst einen oder vielmehr zwei angenäht (Annähen, einen ermorden). Hier muß man sich aber bescheiden, weil die Abkürzung des Termins und die freie Kolonie leicht verloren sind."

Und wirklich, als ich den Semenow von da an näher zu beobachten anfing, bemerkte ich, daß er große Anstrengungen machte, um den Drang seiner wilden Natur zu bezwingen. Einmal erkrankte bei uns der Paraschnik, Tarbagan, und ein Aufseher, der den Sträflingen am meisten verhaßt war, rief, ohne sich lange zu besinnen, Semenow zu:

„Sei du heute — Paraschnik!"

Gewöhnlich bekleiden dieses Amt Freiwillige, denen an solcher Art Beschäftigung gelegen ist oder die irgend einen Vorteil für sich davon erhoffen; die „Iwanen" aber, zu denen ohne Zweifel auch Semenow gehörte, hielten es für eine Schmach, den Paraschnik zu machen. Ich sah, wie Semenow plötzlich erblaßte und krampfhaft die Fäuste ballte. Aber er bezwang sich auch hier und schwieg. Mit den Paraschen ging die Sache auch ohne ihn.

Bald danach mußte ich zwei Wochen hintereinander mit Semenow im Stollen zusammen arbeiten. Der Stollen war ein enger, gemauerter Gang, in dem nicht mehr als zwei Mann bohren konnten. Diese körperliche Nähe und das tägliche Beisammensein unter der Erde während vieler Stunden brachte natürlich auch einige geistige Berührung zwischen uns mit sich. Semenow wurde, ohne es zu wissen, redseliger und offenherziger und erzählte mir selber vieles, was ich

schon von Gontscharow gehört hatte. Es stellte sich zu meinem größten Erstaunen heraus, daß er viele klassische Werke der russischen und sogar europäischen Litteratur kannte: er hatte Gogol, Puschkin, Nekrasow, „Dreiundneunzig Jahr" von Viktor Hugo gelesen und entsann sich des Inhalts sehr gut; aber selbstverständlich war ihm noch viel mehr bekannt, jede Art Boulevardkram, allerhand Machwerke der französischen Schmierfinken in russischer Uebersetzung, und seine Fracht an litterarischen Kenntnissen bestand aus allen möglichen Romanabenteuern, Liebes- und Mordgeschichten, an die er blindlings glaubte und die zweifellos seinen Geist in gewissem Sinne beeinflußt hatten. Dieser Geist war sonderbar wild und hatte mich durch eine herzlose Selbstsucht und eine Art — wenn ich mich so ausdrücken darf — überzeugter Verdorbenheit in Staunen versetzt. Den Semenow während eines Streites aus dem Felde zu schlagen, war fast unmöglich — da er nichts, außer der groben, materialistisch konsequenten Logik anerkannte. Wie ein roter Faden zog sich durch alle seine Gefühle, Gedanken und Begierden ein unversöhnlicher Haß gegen alle bestehenden Gebräuche und Ordnungen, von den wirtschaftlichen angefangen bis zu den religiös-moralischen, ein Haß gegen alles, was nur im geringsten seinen unbeugsamen Willen und seine unersättliche Gier nach Vergnügungen zu hindern geeignet war.

„Pfeife auf das Gesetz, auf den Glauben, auf die öffentliche Meinung, raube, morde und lebe mit allen Fibern" — das war der Wahlspruch dieses Stenjka Rasin unserer Tage.

Anfangs setzte mich diese Lebensanschauung in Staunen, und längere Zeit suchte ich nach deren Wurzeln in irgend welchem gelesenen und schlecht verdauten Buche; ich mußte mich aber schließlich überzeugen, daß das Leben selbst solche Semenows in die Welt bringt, ihre Seele mit uneingeschränkter Bosheit erfüllt und sie jedes leitenden Grundsatzes und Ideales beraubt.

„Wenn alle ebenso denken würden wie Sie", sagte ich zu Semenow, „was sollte daraus entstehen? Das Leben wird sich in eine endlose Kette von Mord und Gewaltthätigkeiten verwandeln, die Menschen werden noch unglücklicher werden, als sie ehedem waren."

„Was kümmert es mich", antwortete er, „wozu soll ich für andere zu sorgen anfangen, wenn sich niemand um mich kümmert, niemand mich jemals bemitleidet? Sie hüten die Gesetze, bestrafen den Hungrigen, der ein Stück Brot zu stehlen wagt, selbst aber stehlen sie Tausende und genießen den Ruf von Heiligen! Die Langhaarigen (d. h. die Popen) reden uns von Gott, und sie selbst, was machen sie mit Gott? ... Nein, mögen es die Tugendbolde thun, ich spucke auf die Tugend!"

„Aber Sie schlagen nicht nur Schuldige und Hallunken tot? Sie suchen nur nach Geld. Und er hat vielleicht mit seiner Hände Arbeit, im Schweiße des Angesichts sein Geld erworben? Wo liegt denn seine Schuld?"

„Nein, ist er einmal reich geworden, dann ist er sicher auch eine ebensolche Schlange wie die andern alle. Und wenn nicht, dann wird ihn Gott im Jen-

seits dafür belohnen, die Popen werden ihm Weihrauch streuen, einen Heiligen aus ihm machen!"

„Und das Gewissen, Semenow?" frug ich schüchtern, da ich nicht mehr den Mut besaß, ihm von Gott zu sprechen, an den er offenbar nicht glaubte, „womit erklären Sie die Thatsache, daß tief auf dem Seelengrunde jedes Menschen, mag er auch noch so böse und verdorben sein, doch ein Schamgefühl sich regt? Wenn es nichts Heiliges auf der Welt gäbe, wenn der Mensch ein solches Tier wäre und seine Seele nicht mehr als Dunst, wie Sie sich ausdrücken, woher dann diese Scham? Denken Sie nach! Ist es Ihnen je in den Sinn gekommen, einen Menschen ungerecht zu beleidigen, der Ihnen nur Gutes gethan hat? Danach haben Sie doch ein unangenehmes Gefühl gehabt? Was ist denn das? Wie erklären Sie sich das?"

Semenow hatte nicht Zeit, mir zu antworten, da wir in diesem Augenblick gestört wurden; mir schien es aber, daß er mir nicht nur darum die Antwort schuldig blieb, sondern weil ihm überhaupt meine Frage unvermutet kam. Semenow fing an nachzudenken — das war, dachte ich mir, für das erste Mal genug; das übrige würden die Zeit und weitere Unterhaltungen mit mir schon besorgen. Leider dauerte mein Jubel nicht lange und erwies sich als voreilig.

Nicht später als nach drei Tagen trat er auf dem Hofe an mich heran und sprach:

„Wissen Sie, was ich Ihnen sagen möchte, Iwan Nikolajewitsch? Ich meine wegen des Gewissens,

wovon Sie mir erzählten. Ich habe mich entsonnen, daß es so was auch beim Hunde giebt."

„Wieso beim Hund?"

„So."

Und er erzählte mir einen Fall, der wirklich zu beweisen schien, daß auch ein Hund sich seiner That schämen könne.

„Anfangs gewöhnte ich ihn, sich vor mir zu fürchten, später aber fing er an, sich zu schämen. Ebenso, meine ich, ist's auch mit dem Menschen. Kinder haben doch auch kein Schamgefühl, fürchten sich nur vor der Rute; wenn sie aber erwachsen sind . . ."

Ich zuckte die Achseln und ging. Ein anderesmal aber fragte ich ihn folgendes:

„Aber was haben Sie von der Zukunft zu erwarten, Semenow? Das ist schrecklich . . . Ein endloser Schrecken — Ihr Leben! Sie sind noch nicht dreißig Jahre alt, und fast acht Jahre sitzen Sie schon mit kleinen Unterbrechungen im Gefängnis. Und auch vordem, vom zwölften Jahre an, waren Sie dort schon bekannt . . . Ihr Bruder ist auch ein ständiger Bewohner des Gefängnisses . . . Und die wenigen Jahre, die Sie auf freiem Fuß zubrachten, was für Freude haben denn die Ihnen bereitet? Ein Saufgelage — ist denn das so viel wert, entschädigt es denn für solche furchtbaren Qualen? Sie werden doch sicherlich aufs neue entfliehen, wenn nicht aus dem Gefängnis, so aus der freien Kolonie . . . Nun, man wird Sie gewiß nochmals ergreifen, es werden Ihnen noch zehn Jahre zugelegt werden . . . Wahrhaftig, Semenow, das ist furchtbar! . . .

Wäre es da nicht doch beſſer, ehrlich zu leben? Obwohl Sie die Ehrlichkeit haſſen, erweiſen ſich deren Vorzüge bei einer einfachen Rechnung."

„Sie wollen, ſcheint mir, daß ich den Acker pflüge? Ein Körnlein in die Erde lege, anderthalb herausziehe? Nein, ich danke. Mögen die Ehrlichen ſich damit beſchäftigen."

„Das Gefängnis iſt alſo beſſer?"

„Ja, das iſt es. Reiß ich aber aus . . . na, dann . . . wenn auch nur eine Stunde, aber mein!"

„Wenn auch nur eine Stunde, aber mein!" — das iſt die Quinteſſenz aller Lebensideale ſolcher Menſchen, wie Semenow.

„Außerdem hatte er noch ein „Gedänklein", wie ſich Gontſcharow ausdrückte: das Gedänklein — ſich an den Dorfleuten, welche ihn bei der letzten Verhaftung ſo übel zugerichtet hatten, zu rächen. Jedesmal, wenn die Rede auf dieſen Gegenſtand kam, loderte eine finſtere Flamme in ſeinen Augen auf, die Fäuſte ballten ſich zornig; er fletſchte die Zähne und brüllte wie ein wildes Tier, dem man ſeine Beute weggenommen hat, und das noch hofft, ſie nochmals in ſeine Tatzen zu kriegen. Gontſcharow wußte von dieſem Wünſchlein ſeines Schülers und Freundes, ſtimmte ihm darin mit ganzer Seele bei, und wie ein Kater, den man hinter dem Ohr kratzt, drückte er in dieſen Augenblicken der Rachgier wollüſtig die Augen zu. Wie ſein eigenes Kind hätſchelte er dieſen Traum von der Flucht Semenows aus dem Zuchthaus. Es iſt möglich, daß er ſeine eigene Rechnung mit den Bauern aus Uri hatte und daß ſeine

Teilnahme nicht rein platoniſch war ... Bei Semenow war dieſer Traum kein leeres Hirngeſpinſt, nicht „des gefangenen Gedankens Erregung“ (ein Vers aus Lermontows Gedicht „An die Jugend“); ich zweifle nicht, daß dieſer Gedanke ſich ihm ins Blut eingefreſſen hatte und einer der Hauptdämonen geweſen war, die ſich ſeiner Seele bemächtigt hatten...

Eine andere Sache war es mit den anderen Sträflingen. Wollte man ihren Worten Glauben ſchenken, ſo wäre die Rache der eigentliche Trieb, der zum Weiterleben anregt und von Freiheit und Flucht zu träumen zwingt.

„Ich werde mich rächen, und dann, wenn ich auch darbe — was thut's?“ ſprachen Dutzende ſolcher Träumer zu mir. Von Rache träumte Gontſcharow, von Rache ſprachen Rakitin, Tſchirok, Nogaitzew, Malachow und die ganze Maſſe verſchiedenartiger und verſchieden veranlagter Gefängnisbewohner, mit welchen ich Bekanntſchaft zu machen Gelegenheit fand. Sogar ſo einer wie Jaſchka Tarbagan, dieſes Gefängnis-„Kraut“ ohne Namen, der unterſte Menſch in der Gemeinſchaft, auch der, nachdem er in Hülle und Fülle die racheatmenden Reden Semenows oder eines anderen Führers in ſich aufgenommen hatte, auch der ſprach manchmal mit komiſchem Ernſt:

„Auch ich leiſte meinen Termin mit Gottes Hilfe ab und beſuche meine Heimat, ich finde auch ſchon, wem ich für das genoſſene Gute heimzahlen kann.“

Würde man dieſe ganze wie ein Alb drückende, mit Blutdurſt geſättigte Atmoſphäre der Bosheit und Rache, welche unter der ganzen Sträflingsmaſſe faſt

durchgängig herrschte, für bare Münze nehmen, so müßte man an dem russischen Volke verzweifeln, das um seine Sanftmut und christliche Tugend des Vergebens so hoch gepriesen wird und dennoch aus seinem Schoße solche Ungeheuer der Bosheit und des Hasses erzeugt. Zum Glück, denke ich, braucht man nicht jedes Wort des Sträflings ernst zu nehmen und ihm irgendwelche Bedeutung beizumessen.

Nichtsdestoweniger fragte ich mich oft: was soll die Gesellschaft mit solchen zweifellos schädlichen Mitgliedern wie Semenow anfangen? Gewiß dürfte sie solche Mitglieder nicht erzeugen und heranbilden ... Aber wenn sie nun einmal da sind, was mit ihnen anfangen? Hätte ich die Gewalt in Händen, was würde ich thun? Ich gestehe, es fällt mir auch jetzt noch schwer, diese schreckliche Frage kurz und bündig zu beantworten. Sie mit den fühllosen Skorpionen, als welche die heutigen Gefängnisse und Zuchthäuser erscheinen, zu strafen und zu geißeln, das würde ich gewiß nicht thun; aber würde ich mich entschließen, ihnen die Freiheit zu schenken? Die Sträflinge selbst stellten einander in meiner Gegenwart solche Fragen ... Es muß erwähnt werden, daß sie sich alle ohne Ausnahme für unschuldige Märtyrer hielten. Die Ermordeten — so redeten sie — leiden doch nicht! Die Reichen sind doch nicht arm, weil sie ein wenig gerupft worden sind! Warum quält man uns denn so lange? Zehn, zwanzig Jahre, zeitlebens ... Warum läßt man uns nicht, auch nach Beendigung der Zwangsarbeiten, in die Heimat zurückkehren, warum drückt man uns den dauernden Makel der Ver-

worfenheit auf die Stirn und treibt dadurch den Menschen auf den Weg zu neuen Mordthaten und Verbrechen?

Und die Mehrzahl kam zu dem Schluß, daß, wenn sie an Stelle der Regierung wären, sie unverzüglich allen Eingesperrten die Freiheit schenken würden.

„Und ich", rief Semenow einmal aufspringend, nachdem er alle Meinungen gehört hatte, „ich würde uns alle in ein Gefängnis versammeln, aus der ganzen Welt versammeln, und es an allen vier Ecken anzünden! Aus einem verdorbenen Menschen wird kein ehrlicher, und die Wölfe können nicht wie Brüder mit den Schafen leben!"

Diese Worte sprach er in einem Ton tiefer, fast unverschämter Aufrichtigkeit, und viel bittere Wahrheit empfand ich in jenem Augenblick in ihnen. So empfand ich und erschrak selbst . . . Erschrak darum, weil ich gewiß nicht meine Hand dazu zu bieten im stande wäre, nach dem Rezept Semenows zu verfahren, weil ich auch diese schrecklichen Menschen verstehen und lieben lernte, auch in ihnen diejenigen menschlichen Züge wiederfand, welche mir selbst eigen waren, und ebensolche Fähigkeit zu leiden und die Leiden zu ertragen. Unter den gegebenen Verhältnissen erschienen sie in meinen Augen ebenso sehr als Opfer wie als Henker . . . Und ich ertappte mich oft auf geheimer Teilnahme an den Träumen Semenows von seiner Flucht, auf dem Wunsche seines vollkommenen Gelingens, sogar auf einer leichtsinnigen Bereitwilligkeit, ihm selbst zum Ausbrechen zu ver-

helfen, hinaus in den grünen Wald, auf jene freien Berge, in die wilde Freiheit, weit von dem lebenerstickenden Zaun des Schelaischen Gefängnisses, wo so viel Kraft und junges Leben spurlos erlosch ... Angesichts des Leidens, des lebendigen Leidens, fühlt man sich auch dem schlimmsten Feinde verwandt und von ihm angezogen, man empfindet sogar mit dem Tier, das im eisernen Käfig schmachtet und keine Kraft hat, sich zu befreien.

Das Vorlesen des Alten Testaments. — Jaschka Tarbagan. — Der Zuchthäusler-Dichter.

„Immer die Schüler und nur die Schüler, wir aber, die Kammer, wir haben gar nichts. Wir wollen uns dagegen empören, Kinder!" sagte einmal Paramon, der in besonders gutmütiger Stimmung auf der Pritsche seine Pfeife rauchte. „Wir müssen den Nikolaitsch zwingen, uns was vorzulesen."

„Auch richtig: vorlesen!" riefen die übrigen einstimmig.

„Was sollen wir denn lesen, wenn wir doch keine Bücher haben?" fragte ich. „Nur das Alte und Neue Testament habe ich."

„Besseres brauchen wir auch nicht", sagte Paramon, „mit der Bibel fangen wir an. Denn diese Märchen Gandorins sind mir schon mehr zuwider als Rettig. ‚Es lebte einmal Iwan Zarewitsch und der graue Wolf, Praskowja Zarewna und der Feuer-

Vogel' . . . Er liegt hier neben mir und lispelt dem Jaschka fortwährend zu — ob du willst oder nicht, du mußt zuhören. Und könnte er noch gut erzählen, wie Preleſtnikow in Pokrowsky z. B.: der war ein geſcheiter Kopf, konnte alles zuſammenfügen!"

„Ich bin doch ein alter Mann, was verlangt ihr von mir?" rechtfertigte ſich mit ſingender Stimme Gandorin, „wie ich's von altersher gehört habe, ſo erzähle ich's wieder."

„Ein alter Mann biſt du? Ach, wie du aber lügſt, du frommer Alter! Nein, nicht ſo wie einſt . . . Dein Blick, Bruder, iſt nicht auf den rechten Punkt gerichtet. Ich höre ſchon! Aus deinen Märchen ſehe ich ſchon, wofür du auch ins Zuchthaus geraten biſt."

Alle brachen in ein Gelächter aus, da ſie ſehr gut wußten, daß Gandorin wegen der Vergewaltigung eines kleinen Mädchens zwölf Jahre bekommen hatte.

Gandorins Märchen, die er regelmäßig jeden Abend vor dem Schlafengehen Tarbagan und Tſchirok erzählte, empörten oft auch mich im höchſten Grade. Alle waren ſie offenbar Produkte ſeiner eigenen Phantaſie; er miſchte alle von ihm je gehörten Geſchichten, Legenden und ſogar die Lebensgeſchichten der Heiligen durcheinander, und das Ganze wurde von ihm mit einem Geſpinſt aus ſo einer Art zahnloſem Cynismus und greiſenhafter Wolluſt überzogen. Er brachte es ſogar fertig, das allereinfachſte Kindermärchen, das in allen Lehrbüchern abgedruckt iſt, mit ſeinem ſpezifiſchen Geiſt zu durchtränken. Die Sträflinge ſind überhaupt große Liebhaber von cyniſchen Unter-

haltungen und Geschichten; Gandorins Geschichten aber zeichneten sich durch so vollständige Talentlosigkeit, durch absoluten Mangel an einfachstem Können aus, daß niemand, außer dem bedürfnislosen Tschirok und Tarbagan, ihm bis zu Ende zuzuhören vermochte.

„Nun, gut", fing Gandorin auf seine Art die Fortsetzung des gestrigen endlosen Märchens an, und schon dieser Anfang genügte, um alle einzuschläfern; wirklich verstummte bald die ganze Kammer in verdächtiger Weise unter dem rhytmischen Rieseln dieses so oft wiederkehrenden, singend hingesprochenen „Nun, gut".

Der Gedanke, etwas vorzulesen, beschäftigte mich schon lange, und ich dachte: wie würde das eine oder das andere echt künstlerische Werk, das der gebildeten Menschheit so viel hohen Genuß verschafft hatte, von meinen Mitleidenden wohl aufgenommen werden? Welchen Eindruck würden Shakespeare, Dickens, Gogol auf sie machen? Da ich gut genug wußte, daß die Gefängnisvorschriften den Sträflingen alle Bücher außer den religiös-moralischen und streng wissenschaftlichen verbieten, aber auch, daß diese Bestimmungen in den meisten Gefängnissen praktisch nicht zu streng gehandhabt werden, sandte ich schon von unterwegs ein kleines Verzeichnis belletristischer Werke nach Hause und bat, sie mir zu senden. Ich erwartete diese Sendung jetzt mit Ungeduld und in der heimlichen Hoffnung, daß der brave Stabskapitän, wie es so oft vorkommt, in Bezug auf die geistige Nahrung seiner Untergebenen sich als geringerer Formalist, als in Bezug auf ihre

körperliche zeigen würde. Vorläufig mußte man sich freilich mit der Bibel begnügen. Es schien, als ob alle zu atmen aufhörten, als ich zum erstenmal ans Lesen ging. Dennoch merkte ich, nicht später als nach einer Stunde, daß viele die Spannung nicht ausgehalten hatten und schon ordentlich schnarchten. Eher als alle waren Gontscharow und Tarbagan eingeschlafen; ihnen folgten die „Schüler". Auch später noch, während der am meisten spannenden Vorlesungen, als die ganze Gesellschaft in Aufregung geriet oder sich halbtot lachte oder zornig mit den Zähnen knirschte, war Nikifor nicht im stande, lange zuzuhören und seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu konzentrieren.

Dagegen erwies sich zu meinem Erstaunen Gandorin als der eifrigste Zuhörer neben Paramon. Jener brachte es fertig, die ekelhafteste Wollüstigkeit mit der aufrichtigsten und innigsten Frömmelei zu vereinigen. Als ich die Geschichte vom schönen Josef las, wie er von seinen Brüdern in die Sklaverei verkauft wurde, standen Gandorin die Thränen in den Augen, und er trocknete sie sich jeden Augenblick mit der Faust. Uebrigens machte diese Geschichte einen gleich starken Eindruck auf alle. Eins konnten meine Zuhörer nicht leiden: daß ich auf einmal nicht so viel vorzulesen pflegte, wie sie wünschten. Immer däuchte es ihnen zu wenig.

Malachow, Tschirok und Gandorin wären bereit gewesen, die ganze Nacht zuzuhören, und jedesmal, wenn ich das Buch mit der Bemerkung zuklappte, daß es für heute genug sei, erhoben sie einen Lärm und

fingen an, mit mir zu handeln. Zu meinem Bedauern war ich bald gezwungen, mich zu überzeugen, daß meine Zuhörer viel mehr von der äußeren Fabel der Erzählung, als von deren innerem Sinn und Gehalt angezogen wurden; wenigstens habe ich nach dem Schluß des Vortrags kein einzigesmal irgendwelche frommen Gespräche aus Anlaß des Vorgetragenen zu hören bekommen. Sie hörten zu — und damit basta! Jeder kehrte zu seiner Beschäftigung zurück: der eine schlief gleich ein, der andere begann das gestern unterbrochene Märchen weiter zu erzählen. In den Fällen aber, wo der Vortrag manchmal Gespräche hervorrief, da war es entweder irgend eine Kleinigkeit, welche in die Spezialität des einen oder anderen Sträflings fiel, oder ein solcher Punkt, den zu diskutieren nutzlos und wenig wünschenswert war. So z. B. lachte Jaschka Tarbagan viel über die Einwohner Sodoms, die die Engel verletzten, und es that ihm sichtbar leid, daß er selbst nicht dabei gewesen war. Die meisten in der Kammer waren schon eingeschlafen, er aber hörte nicht auf, seinen Nachbar in die Seite zu stoßen und, vor Lachen fast erstickend, sprach er fortwährend:

„Wie sie aber, Bruder, die Engel, die Engel, wie sie die aber . . .!"

Gontscharow nun, der während des Lesens meist in den wachsamen Schlaf alter Leute verfiel, sprach gewöhnlich nach dem Erwachen, wenn ich das Buch zugeklappt hatte:

„Wenn man hört und nachdenkt, so sieht man, daß überall und alles in der Welt immer dasselbe ge-

weſen iſt. Schlägereien, Mord und Gewaltthaten ... Und horch: ewig, ewig wird es ſo gehen, bis an das Ende der Welt!“

Am Ende habe ich mich vollſtändig überzeugen müſſen, daß für meine Zuhörer das Verſtändnis der Bibel, dieſes Buches, das ſo voll hoher Poeſie und majeſtätiſcher Einfachheit iſt, noch nicht reif waren. Es iſt mir dann klar geworden, warum gerade das Leſen der Bibel ſo oft bei den einfachen und frommen Leuten mannigfache geiſtige Störungen hervorruft. Sie treten heran mit dem tiefen, durchaus kindlichen Glauben, daß jede Zeile dieſes heiligen Buches rein, ehrfurchtsvoll und belehrend ſein müſſe, und wenn ſie ſtatt deſſen eine wahrheitsgetreue, nicht verſchönerte Chronik der urſprünglichen Sitten und Lebensvorfälle aller Art mit all ihren dunklen und manchmal ſchmutzigen Einzelheiten vorfinden, werden ſie einfach verwirrt, und da ſie nicht im ſtande ſind, den alles geiſtig belebenden Hauptgedanken aufzufaſſen, ſo wiſſen ſie nicht, was ſie denken ſollen. Der einfache Mann verhält ſich zu heiligen Dingen ebenſo wie zu ſchönen.

Die Schönheit einer Frau z. B. wird ihm nur dann bewußt und begreiflich, wenn ſie durch ſcharf ausgeprägte banale Formen und Farben in die Augen fällt, wenn alles an ihr leuchtet und blendet, wenn kein einziger Zug vorhanden iſt, der zeigen könnte, daß man es mit einer lebendigen, mit einer Seele begabten Weſen und nicht mit einer Marionette oder mit einem von einem billigen Maler bemalten Engel zu thun hat. Das Heilige muß ebenſo eindeutig

heilig sein. Und was sind das für Heilige, wenn manche ihrer Thaten heute dem Strafgesetz verfallen und sie ins Zuchthaus bringen müßten?

Ich versuchte auch, das Evangelium zu lesen. Die Leiden am Kreuz machten einen gewaltigen Eindruck, und sie verursachten in der Kammer Gespräche, die mich an des wilden Chlodwigs, des Frankenkönigs, Worte erinnerten: „Ach, wäre ich damals mit meinen Franken dabei gewesen!“ Was die übrigen Teile des Evangeliums anbelangt, so riefen sie wenig Interesse hervor. Die kräftigste und unserer Ansicht nach schönste Stelle, die Bergpredigt, ging spurlos vorüber. Sogar Paramon, der Haupteiferer des Glaubens in unserer Kammer, erklärte:

„Nein, der Bibel stimme ich mehr zu . . . Nicht für das heutige Geschlecht ist es geschrieben . . . Auge um Auge, Zahn um Zahn — das ist nach unserem Geschmack!“

„Und meiner Meinung nach: zwei Augen für eins, alle Zähne für einen“, fügte Tschirok hinzu.

Zur Verzweiflung, geradezu in Entsetzen brachte mich die undurchdringliche Unwissenheit, welche in den meisten dieser urwüchsigen Geister herrschte, und ich fragte mich oft: ist es möglich, daß dort, im „Herzen Rußlands“, noch mehr Unwissenheit und allerhand Unsinn herrscht? Ist es möglich, daß jene Menschen dieselben Russen sind, nur daß sie mit dem Glanz der städtischen Kultur angethan, aufgeklärt und verdorben sind?

Da ich einmal dabei bin, so will ich den Leser gleich mit einigen weiteren Bewohnern meiner Kam-

mer bekannt machen, um über die geistige und moralische Atmosphäre, in welcher ich zu leben und zu handeln gezwungen war, vollkommene Aufklärung zu geben.

Da sehen Sie das „Gefängniskraut ohne Namen", Jaschka Perwanow, mit dem Beinamen Tarbagan, den „Paraschnik", welchen ich schon mehrere Male erwähnt hatte.

In seiner Art ist er ein höchst interessantes Exemplar. Es schien, als ob er eigens dazu in die Welt gekommen wäre, um im Gefängnis zu leben und hier als Paraschnik zu dienen. Klein, fett, mit einem gedunsenen, roten Gesicht und herunterhängendem Bauch, mit kurzen Beinen, die er schwer und unbeholfen bewegte, mit einem kurzen, hastigen Schritt, erinnerte er lebhaft durch seine Figur an jenes sibirische Tierchen, dessen Namen er trug (Tarbagan). Zur Vervollständigung der Aehnlichkeit war die Farbe seines kleinen Bartes und des Kopfhaares gelb. Nichts in der Welt beschäftigte und erregte ihn so sehr wie die eigentlichen Gefängnisfragen und -Interessen: Kartenspiel, Schmiere, Verschwendung der Sachen, Opfern seiner eigenen Haut dafür u. s. w. Es war schwer, sich vorzustellen, daß Jaschka Tarbagan jemals die Freiheit genossen und eine andere Arbeit verrichtet hätte als das Ausleeren der Paraschen. Und dennoch, auch er hatte einst gelebt, war ein Mensch gewesen, hatte eine Frau und Kinder gehabt . . . Er war aus Kuban gebürtig. Mit vierzehn Jahren hatte er schon ein ganzes Jahr im Gefängnis gesessen, wegen Verdacht des Pferdediebstahls, und

da wurde er, laut seinen eigenen Worten, zuerst verdorben. Als Rekrut ausgehoben, wurde er zum Dienst nach Riga beordert, wo er sich bald eine Strafe zuzog und der körperlichen Züchtigung unterworfen wurde. Da er aber schon als Kind erfahren hatte, was das Gefängnis und das Sträflingsleben sei, so fürchtete er sich vor keinen Bestrafungen und glitt auf der schiefen Ebene der Trunksucht und des Diebstahls schnell abwärts. Nur ein Erlebnis ernüchterte ihn beinahe. Er wurde einmal bei einem Pferdediebstahl ertappt, festgebunden und nachdem man ihm sieben große Nadeln in die Ferse eingeschlagen hatte, ließen sie ihn laufen. Lange nach dem Vorfall noch spürte Jaschka Schmerzen am Fuß, und auch mir hat er die Spuren der aus den Waden herausgetretenen Nadeln gezeigt. Bald aber wurde er in einer solchen Affaire ertappt, daß er auf einen Schlag nach Sibirien geriet. Einige betrunkene Soldaten schlugen einen unbeliebten Feldwebel in einem schmutzigen Nest halbtot und wurden dafür vor Gericht gestellt; mit ihnen wurde auch Perwanow zu lebenslänglichem Ehrverlust und zur Verbannung nach Sibirien verurteilt. In Verbannung blieb er nicht länger als ein Jahr, bummelnd und sein Leben durch Bettelei vor den Fenstern fristend. Schließlich ermordete er zusammen mit noch so einem Buschklepper einen Bauern um einen Sack mit Weizenmehl, und verdiente sich dadurch zehn Jahre Zwangsarbeit.

Ich zweifle nicht, daß auch sein ganzes zukünftiges Leben genau in derselben Weise sich abspielen wird. Arbeiten kann und will er nicht, und sollte es sich

als zu schwer erweisen, mittels „Mantulen“ (Geschenke an Bettler in Brot u. s. w. in Sibirien) sein Leben zu unterhalten, so wird er zum Wanderstab greifen und auf seinem Wege bei irgend einer Spitzbüberei ertappt werden (statt Spitzbüberei sagt man in der Sprache der Sträflinge —„Eigentümlichkeit“, d. i. Verbrechen) und aufs neue ins Zuchthaus zurückkehren. Schließlich wird er noch nach Sachalin kommen. Aeußerst charakteristisch für die moralische Schätzung Tarbagans ist die Geschichte seiner Beziehungen zu den Verwandten. Seinen eigenen Worten zufolge hat er volle sieben Jahre keine Nachricht von zu Hause gehabt und selbst auch stets den Entschluß aufrecht erhalten, nie nach Hause zu schreiben, um seine Mutter durch seine Zuchthausstrafe nicht zu kränken.

„Besser, möge sie denken, daß ich gestorben sei.“

Einmal aber wandte er sich an mich mit der unerwarteten Bitte, ihm einen Brief nach Hause zu schreiben. Erstaunt darüber, frug ich ihn, weshalb er seine Absicht geändert habe. Tarbagan, etwas verblüfft, schmunzelte und sagte:

„Es mag sein! Vielleicht senden sie mir etwas Geld.“

Als schon der Brief geschrieben war, erfuhr ich, daß Tarbagan im Kartenspiel alles verloren hatte. . . . Die Antwort kam, als er sich schon in der freien Kolonie befand. Als er mir einmal außerhalb des Gefängnisses begegnete, fing er an, freudig seine Mütze zu schwenken und rief:

„Ich habe einen Brief erhalten!“

„Und was schreibt man Ihnen?“ frug ich aus Höflichkeit.

„Einen Rubel haben sie mir geschickt . . . Meine Frau ist schon seit sechs Jahren spurlos verschwunden. . . . Die Mutter lebt und befindet sich wohl.“

Für einen Rubel, den er sofort im Kartenspiel anlegen und verlieren wird, scheute sich dieser Mensch nicht, die Ruhe seiner Mutter zu verkaufen!

Sonderbar aber ist es, daß auch in diesem stets verschlafenen, vom Fett durchsetzten und wie für das Gefängnis prädestinierten Gehirn immer der Gedanke an die Freiheit umherirrte. Oft, wenn ich aus der Grube zurückkehrte, näherte er sich mir und flüsterte mir heimlich, mit einem breiten Lächeln, zu:

„Man sagt, daß ich auch bald in die freie Kolonie komme . . . ein Rapport ist schon abgesandt.“

(Wenn sie es für angezeigt halten, den einen oder den anderen Sträfling in die freie Kolonie austreten zu lassen, sind die Gefängnisinspektoren verpflichtet, einen vorhergehenden Rapport an die Verwaltung der Nertschinsky-Zwangsanstalten zu senden, welche Genehmigung oder Ablehnung verfügt. Anm. d. Verfassers.)

Ich nickte ihm aus Mitgefühl zu und lächelte. Wozu braucht freilich so ein Geselle die Freiheit? Wozu braucht der Maulwurf die Freiheit, das Murmeltier, der Tarbagan, für welche zusammengenommen die ganze Welt doch nur in ihrer Grube und das ganze Leben im Essen und Schlafen besteht?

Das Bild Tarbagans wäre aber nicht vollständig, wenn ich nicht noch einiges über ihn folgen ließe.

Er vereinigte in sich zweifellos nicht nur die schlimmsten, sondern auch die besten Seiten der Sträflingswelt. Gewiß war er bis aufs Mark der Knochen korrumpiert; die häßlichsten Gefängnisgewohnheiten und die verkehrtesten Geschmacksrichtungen eignete er sich bis zur Vollkommenheit an. Das Regime des Schelaischen Gefängnisses verlangte von den Sträflingen eine unbedingte Unterwerfung: es gab verhältnismäßig wenig Sträflinge, wodurch die Aufsicht sehr erleichtert wurde, und würde der Sechsäugige etwas vernommen haben, so wäre er rasch und in seiner Art mit den Schuldigen fertig geworden. Man mußte sich deshalb auf Anspielungen beschränken, und eben in dieser Beziehung ließ Tarbagan alle hinter sich. Er sprach zwar wenig, lenkte aber stets die Rede auf seinen Lieblingsgegenstand. Die Frauen selbst betrachtete er von einem besonderen, eigenartigen, rein tarbaganischen Gesichtspunkt: insofern, als sie ihn durch ihre natürlichen Schönheiten am wenigsten anzogen. Aber ich sagte schon, daß Tarbagan auch seine guten Seiten hatte. Als eine ewige Gefängnisratte hielt er es für seine Pflicht, streng über die Sträflingstraditionen zu wachen, die Standarte der Gefängnisehre und der Kameradschaft hoch zu halten.

Auf den Versammlungen hörte man zwar niemals seine Stimme, und die Sträflinge selbst nannten ihn „Kraut ohne Namen"; aber ohne ein solches Kraut würde das innere Gefängnisleben sogleich seine besondere Physiognomie eingebüßt haben, und die Sträflingswelt würde ohne diese namenlosen Helden dem

endgültigen Zersetzungsprozeß verfallen sein. So z. B. den im Karzer Eingesperrten Tabak, Fleisch 2c. zu verschaffen — das war immer ausschließlich Sache Tarbagans, eine Pflicht und ein Recht, welche ihm auch niemand streitig machte. Im großen und ganzen merkte ich überhaupt bald, daß sich die Gefängnisführer, die „Iwanen" und die „Ränkeschmiede" in den meisten Fällen darauf beschränkten, materielle Beiträge herzugeben, wohl auch „Schmiere zu stehen" und den Aufsehern aufzulauern; ins Feuer der Gefahr aber stürzten sich immer nur diejenigen, welche im Gefängnis die unbedeutendste Rolle spielten, sogar Gegenstand des allgemeinen Spottes waren. Niemand „bellte" sich mit den Aufsehern kühner herum, als Tarbagan. Sein tarbaganisches Gekläffe war gewiß sehr komisch und erheiterte nur zu oft diejenigen, gegen welche es gerichtet war; aber unter der Flagge dieser Lächerlichkeit schleuderte er ihnen manchmal Wahrheiten ins Gesicht, zu denen sich nicht jeder von den „Iwanen" entschlossen haben würde. So war Jaschka Tarbagan.

Nebenher möchte ich noch eine drollige Beobachtung mitteilen, die ich in Bezug auf die „Paraschniks" des Schelaischen Gefängnisses gemacht habe. Sie waren alle — man möchte sagen ausgesucht— schläfrig, schwerfällig, wasserscheu, unsauber, in Fetzen gekleidet . . . So war neben Tarbagan Ababy, ein Moldauer, mit Spitznamen „Schabeneingeweide" genannt, der zweite würdige Vertreter dieser ehrwürdigen Korporation. Die Sträflinge geben einander überhaupt treffende Beinamen. Ich habe zwar nie in

meinem Leben ein Schabeneingeweide geſehen, in meiner Unwiſſenheit kann ich nicht einmal behaupten, ob eine Schabe wirklich Eingeweide hat, und wenn ja, welche Formen es aufweiſt; aber man brauchte nur einen Blick auf dieſes kleine, zahnloſe, ewig liſpelnde Figürchen mit den langen, ſich bewegenden Schnurrbartenden zu werfen, um ſofort die Trefflichkeit dieſes Beinamens zu erkennen ... In ſpäteren Zeiten freilich, als die Machthaber des Schelaiſchen Gefängniſſes das Wahlrecht in der Praxis unterdrückt hatten, verlor dieſe Korporation ihr gemeinſchaftliches, charakteriſtiſches Ausſehen. Dann hatten wir noch eine Perſönlichkeit in unſerer Kammer, die ich wohl auch „Kraut" genannt haben würde, wenn nicht ihre Vergangenheit und mit ihr ihre ganze moraliſche Phyſiognomie für mich bis auf den heutigen Tag mit einem Nimbus des Geheimnisvollen umgeben geblieben wäre. Er hieß Wladimirow. Ein dreiundzwanzigjähriger Burſche, mißgeſtaltet, ohne Spur von Bart im Geſicht, mürriſch, mit ſtets herunterhängendem und leicht ſchwankendem Kopf (die Witzbolde ſagten, dieſer Kopf müſſe an einen Faden gebunden ſein), hatte er immer ein ſchläfriges Ausſehen, einen plumpen, greiſenhaften Gang. Der Geſichtsausdruck war auch ſonderbar und veränderlich: bald konnte man ihn für einen gebrechlichen, ſiebzigjährigen Greis halten, bald für das Gegenteil, für einen Knaben. Tſchirok taufte ihn ſehr treffend mit dem Beinamen „Bärenohr". Stets ſchweigſam, andernfalls mit einer leiſen, verhaltenen Stimme ſprechend, riß er ſich manchmal gleichſam von der Kette los, miſchte ſich plötzlich in

den Streit, und indem er irgend etwas ganz Unsinniges und Fernliegendes zu beweisen suchte, brüllte er so laut und mit einem so tierischen Baß, daß sich alle die Ohren zustopften und mit Unruhe ihren Blick nach dem Thürfensterchen richteten. Wirklich machte Wladimirow mitunter ganz den Eindruck eines Kretins auf mich. Und doch hatte er zwei Klassen der Bezirksschule absolviert, schrieb durchaus korrekt, und als ich mir später Bücher angeschafft hatte, lernte er selbständig den Kursus der Arithmetik und Algebra. Er hatte überhaupt eine große Neigung zur Mathematik: kopfzerbrechende Aufgaben zu lösen war seine liebste Beschäftigung. Dafür aber hatte er fast kein Interesse für andere Wissenschaften und bestärkte mich dadurch in meinem abfälligen Urteil über seine geistigen Fähigkeiten. Einmal aber präsentierte er mir auf einem Fetzen Papier folgendes, von ihm selbst verfaßtes Gedicht:

„Oh Natur! Natur!
Ohne Anfang bist du, ohne Ende!
Nur Sterne leuchten
Im unermeßlichen Raum,
Kreisen in himmlischer Pracht
Und locken die Seele.
Aber — ach! — ewiges Dunkel nur herrscht
Und Kälte da droben,
Voll toten Schweigens dehnt sich das Nichts.
— — — — — — — — — — — — — —
Nein, nein! Weiche von mir, Wahn!
Eine bessere Welt ist's, über den Sternen thronend, —
Glückselige Wesen leben in ihr."

Dieses Gedicht, ich muß gestehen, setzte mich in Erstaunen . . . Ich beeilte mich, dem Wladimirow die

Technik der Versifikation zu erklären und gab ihm den Rat, mehr zu lesen. Zum Lesen aber fehlte ihm wie vordem die Lust, und in Bezug auf das Gelesene selbst äußerte er die sonderbarsten, mitunter ganz verworrenen Ansichten, fuhr jedoch fort, Gedichte zu verfassen. Bald präsentierte er mir zwei weitere Erzeugnisse seiner Muse, die schon in fortgeschrittenerem Maße den metrischen Anforderungen genügten.

„Ich höre einer Stimme Klang,
Die mich im Innersten erhellt:
Es kommt die Zeit, es fällt der Zwang,
Frei steht dir Gottes weite Welt.

Ich atme wieder freier auf,
Die Thräne aus dem Auge bricht —
O düstre Pforte thu' dich auf!
Mich lockt der Freiheit Himmelslicht.

Ist nicht des Körpers Schwäche schon,
Des Geistes stets gehemmte Kraft,
Gewissen, Reue, Spott und Hohn,
Ein Weltgericht, das hart bestraft? —

Die Jahre rinnen träge hin,
Mein Weib ist krank, die Mutter alt,
Die Heimat kommt mir in den Sinn —
O ging doch Gnade vor Gewalt!"

Das andere Gedicht, wovon ich mich nur der ersten Strophen entsinne, war weniger originell und machte den Eindruck einer Nachahmung von Kolzow, Schewtschenko und anderen Volksdichtern.

„Im Walde rauscht und flüstert was,
Am Ufer seufzt das Reihergras;
Der Wind in seinem tollen Lauf
Wirbelt den Staub vom Felde auf."

Im allgemeinen fand ich nichts in Wladimirows Gedichten, was zu großen Hoffnungen berechtigt hätte, und hörte sogar bald auf, ihn zu weiteren Versuchen aufzumuntern, wiederhole aber, daß die Entdeckung überhaupt mich in angenehmer Weise überraschte. Es zeigte sich, daß in diesem plumpen, ewig schläfrigen, schwerfälligen Burschen, der so lange mit mir in engster Nachbarschaft lebte; der mir so lächerlich und beschränkt vorkam, ein ziemlich komplizierter Gedanken- und Gefühlsprozeß sich abwickelte — ein Vorgang, der dem Wesen nach sehr nahe mit dem verwandt war, was ich selbst durchlebte und empfand.

„Ist nicht des Körpers Schwäche schon,
Des Geistes stets gehemmte Kraft,
Gewissen, Reue, Spott und Hohn,
Ein Weltgericht, das hart bestraft?" —

Ach! war es nicht dasselbe, was auch mich quälte und peinigte?

„Ich höre einer Stimme Klang,
Die mich im Innersten erhellt:
Es kommt die Zeit, es fällt der Zwang,
Frei steht dir Gottes weite Welt."

War es nicht der eigene Sehnsuchtsschrei, war es nicht mein heiligster Traum, der mir abgelauscht und anders, poetischer ausgedrückt schien? Und von wem? — Vom „Bärenohr"!

Bald darauf verwarf Wladimirow das Dichten und sank wieder in die frühere körperliche und geistige Schlaffheit zurück. Sein inneres Leben wurde für mich wieder verschlossen und undurchdringlich. Einem anderen, gleich rätselhaften Menschen bin ich nie be-

gegnet. Weder die Spötteleien, noch die Vorwürfe der Kameraden vermochten ihn aufzurütteln, zum Sprechen zu veranlassen und Aufschluß darüber zu geben, wer er sei, woher er stamme und warum er ins Zuchthaus geraten. Nur so viel wußte man, daß er als „Brodjaga" in Irkutsk verhaftet und als Brodjaga zu sechs Jahren temporärer Hüttenarbeit ohne Berechtigung zum Austritt in die freie Kolonie verurteilt worden war. Ich hörte noch von Gontscharow, daß Wladimirow angeblich ein Toboler wäre (aus dem Gouvernement Tobol), Sohn eines Kaufmanns, und die Auskunft über seine Herkunft deshalb verweigere, um seine Eltern nicht zu kränken und in der Hoffnung ferner, nach Beendigung der Zwangsarbeit als „reiner" Mensch ins elterliche Haus zurückkehren zu können. Ob das wirklich auf Wahrheit beruhte, was ihn überhaupt nach Irkutsk geführt hatte und aus welchem Grunde er verhaftet worden war, — das habe ich bis heute nicht erfahren können.

Wladimirow selbst sagte mir in einem Augenblick der Offenherzigkeit nur, daß er nach Beendigung der Zwangsarbeiten auf keinen Fall in die Heimat zurückkehren werde, da er dort nichts gutes vorzufinden erwarten könne, daß er sich dagegen irgendwie in der Verbannung einzurichten gedenke. Es ist aber wohl möglich, daß er mich hintergangen hat, indem er nur die Miene der Offenheit annahm, um mich von den Spuren seiner Vergangenheit abzulenken — Gott weiß.

Eine zweifellos gute Eigenschaft hatte er aber doch aufzuweisen, eine Eigenschaft, die ihn von der

übrigen „Schpanka" scharf absonderte: bis auf den Letzten waren wir nämlich davon überzeugt (und das nur mit Bezug auf ihn), daß „Bärenohr", sowohl seinen Sträflingsbrüdern, als auch der Gemeinschaft, nie auch nur einen Brocken stehlen würde. Aus diesem Grunde hatten sie ihn einst sogar zum Gefängnisältesten erwählt. Aber indem er beständig in seiner inneren, niemandem bekannten Welt umherirrte, oder wohl auch mit der Lösung algebraischer Aufgaben und seiner Verskunst beschäftigt war, der Wirklichkeit dagegen so gut wie keine Aufmerksamkeit schenkte, zeigte er sich diesem Amt so wenig gewachsen, daß sich unter seiner Aufsicht im Kessel nicht selten bedeutend weniger Fleisch vorfand, als beim schlimmsten Spitzbuben-Aeltesten. Nicht nur die Köche bestahlen ihn, sondern auch der Oekonom betrog ihn am Gewicht, und schließlich mußte das „Bärenohr" unter dem Vorwand des Unwohlseins ins Krankenhaus flüchten, um den allseitig drohenden Vorwürfen zu entgehen. Ueberhaupt war das Amt des Aeltesten seiner Gesundheit sehr nachteilig gewesen; da er nämlich die öffentliche Meinung über seine unbestechliche Ehrlichkeit über alles schätzte, erregte er sich bei jeder Kleinigkeit, die die Unzufriedenheit der Sträflinge hervorrief, oder wenn man ihn verdächtigte, dermaßen, daß seine Erregung ans Lächerliche streifte. Religiös und aufrichtig fromm, ließ er sich in solchen bitteren, und für den fremden Beobachter lächerlichen Augenblicken dazu hinreißen, laut an der Existenz Gottes zu zweifeln.

Tschirok.

Ich erinnere mich lebhaft eines Abends. In der Kammer wurde das übliche Gespräch geführt darüber, daß „wir eine schlimme Regierung hätten, weil sie die Sträflinge nicht auf freien Fuß setzt, sondern bis zum Schluß der Straffrist im Gefängnis behält und auf alle Arten martert.“ Jemand wandte sich mit der Frage an mich, ob ich derselben Ansicht sei?

Ich dachte in diesem Augenblick an andere Dinge und war in Verlegenheit, eine so schroff gestellte Frage zu beantworten.

„Wen von uns hätten Sie auf freien Fuß gesetzt?“ frug Gontscharow lachend, „sofort, aber sofort, wem würden Sie die Freiheit geschenkt haben?“

Ich schaute mich um und nannte meinen Nachbarn Kusjma Tschirok, die Zielscheibe allgemeiner Scherze und Spötteleien, einen, wie mir schien, vollkommen harmlosen, bescheidenen Menschen, der ebenso gut infolge eines Rechtsirrtums hätte ins Zuchthaus geraten können. Bei meiner Antwort brach alles in ein donnerndes Gelächter aus.

„Na, da haben Sie den richtigen getroffen! Wissen Sie, wie viel Menschen er umgebracht hat? Hat er Ihnen das nicht erzählt? Lassen Sie sich dadurch nicht beirren, daß er so bescheiden und zart wie ein Kälblein ist. In diesem Permer Kopf steckt die List eines Fuchses.“

„Glaub's nicht, glaub's nicht, Nikolajewitsch!“ rief Tschirok, schlau lächelnd: „die reine Wahrheit, die heilige Wahrheit hast du gesprochen. Es wäre

ſchon längſt Zeit, ſo einen Greis, wie mich, auf freien Fuß zu ſetzen!"

„So! wohl damit du noch fünf Seelen in ewigen Schlaf verſenken kannſt?"

„Haben Sie denn fünf Menſchen umgebracht, Tſchirok?" frug ich.

„Höre nur auf die, Nikolajewitſch! Die können einem ſchon was vormachen! ... Ich leide unſchuldig."

„Für wen denn?"

„Für meinen Bruder. Er ermordete ſeine Geliebte; ich half ihm, ſie in ihres Mannes Keller vergraben."

„Ja, half eine Lebendige begraben."

„O, ſchmutziger Teufel! was lügſt du? Lebendig? ... Sie atmete längſt nicht mehr — erſtickt war ſie! Warum würde man mich zu elf Jahren, Jegorka aber zu achtzehn verurteilt haben? Nur wegen Hehlerei bin ich ins Zuchthaus gekommen."

„Jetzt erzähl, wie du den Tſcheremiſſen erwürgt haſt."

„Was für einen Tſcheremiſſen?"

„Den wegen der Fuhre mit Heu ..."

„Schweig, Teufel, ſchweig! Nikolajewitſch ſchreibt das womöglich auf."

„Nein, ich ſchreibe nichts auf, Tſchirok, erzählen Sie!"

„Wirſt du mich nicht betrügen?"

„Ich betrüge nicht. Wie kam's, daß Sie ihn erwürgten?"

„Am Hals habe ich ihn erwürgt. Warum ſollte

ich ihn, den Verfluchten, nicht erwürgt haben? Wir fuhren, — ich, Jegorka und außerdem noch der kleine Bruder Wasjka — um uns Heu zu verschaffen, d. i. fremdes. Wir luden zwei gewaltige Fuhren Heu auf und fuhren zurück nach Hause. Da begegneten wir eben diesem Tscheremissen. Was thun? Einfach zusehen, würde er uns verraten haben, der Schurke. . . . Wir nahmen die Schlinge und warfen sie ihm um den Hals."

„Erzähle jetzt noch, wie du den Bauern wegen des Zuckerhuts ermordet hast."

„Wozu das wieder in Erinnerung bringen? Wir waren ja noch Kinder, was ist das also für ein Verbrechen?"

„Zum Vater kam ein bekannter Bauer auf Besuch, ganz und gar besoffen. Während er beim Vater saß und Schnaps soff, fanden wir Kinder in seinem Schlitten ein Bastsäckchen mit verschiedenen Zuckerwaren. Ein ganzer Hut Zucker lag dabei und Kuchen . . . Kaum hatten wir den Entschluß gefaßt, das Säckchen wegzuschaffen, als der herauskam, dem alles gehörte. Konnte kaum die Beine schleppen. Vater hielt ihn unterm Arm gefaßt. Er setzte sich mit Mühe im Schlitten zurecht. — Fahr uns umher, Onkelchen, baten wir! Wir setzten uns zu ihm und fuhren ab. Das Pferdchen kannte den Weg, lief von selbst, wohin es sollte. Da nahm ich die Pferdeleine und warf sie dem Schlafenden um den Hals. Er begann zu röcheln. Wir ließen das Pferd halten, stahlen das Säckchen — und gaben Fersengeld. Das Pferd aber brachte den Toten nach Hause. Vater erriet

offenbar die Geſchichte ſofort, ließ uns hereintreten und drohte mit der Peitſche: ‚ſchweigt, Hundekinder!‘ Und ſo hat es niemand erfahren. Selbſt erſtickt, hieß es, beſoffen geweſen, und das war alles.“

„Wie alt ſind Sie damals geweſen, Tſchirok?“

„Ueber zehn Jahre alt, Jegorka über ſieben.“

„Du haſt alſo viel mit der Schlinge gearbeitet? Braver Kerl, Kusjma!“

„Er verſtand es auch, mit dem Beilchen zu arbeiten“, fügte Tarbagan hinzu: „Erzähle mal, Kusjma, wie du einen anderen Bauern mit dem Beil in die Seite ſchlugſt.“

„O, verfluchtes Aas! raubiges Geſchöpf!“

„Nein, erzähle lieber, erzähle, Bruder, da du nun einmal angefangen haſt“, brüllte die ganze Kammer: „oder ſonſt, beſchlagen wir dich im Nu. Hej! Eiſerner Kater! Er ſoll beſchlagen werden!“

„Beſchlagen“ bedeutete ſoviel wie an den Ferſen gekitzelt werden, was Tſchirok fürchtete wie den Tod. Er ſprang daher raſch auf und flüchtete über die Pritſchen, alle Nähertretenden mit ſeinen mächtigen Fäuſten bedrohend.

„Kommt nur heran!“ ſchrie er mit ſingender Stimme: „ich werde es euch ſchon zeigen. Trotzdem ich ein Greis bin!“

Die Verfolger aber drangen von allen Seiten auf ihn ein: Nikifor, Semenow, der Eiſerne Kater von rechts und links, Paramon von vorn, alle drohend und entſchloſſen . . . Tſchirok, in eine Ecke gedrängt, bereitete ſich zu einem hitzigen Kampf vor, bis ſich ihm plötzlich irgend jemand — ich glaube

es war Tarbagan — unter die Füße stürzte. Sofort fielen alle über ihn her, warfen ihn nach langem und hartnäckigem Widerstand über die Pritschen und fingen an zu „beschlagen“. Dabei brüllte Tschirok jedoch so unbändig, daß man ihm den Mund stopfen mußte, um nicht den Aufseher herbeizurufen. Schließlich bat er um Gnade und setzte sich dann, hustend und schimpfend, auf seinen Platz zurück, um zu erzählen, wie er jenen Bauer mit dem Beil niedergehauen hatte.

„Was ist da viel zu erzählen? Wegen eines Grenzpfahls brach eben Streit aus. Er stürzte sich mit einer Stange auf mich ... Sollte ich stehen bleiben und den Mund aufsperren? Ich schwang das Beil und traf ihn in die Seite. Auf der Stelle ging dem Schurken der Atem aus. Das Gericht hat mich damals freigesprochen, weil ich Zeugen aufweisen konnte.“

„Notiert Euch, Nikolajewitsch: wieviel Seelen sind es schon?“

„Er hat noch was. Gestern Nacht erzählte er mir: Einmal ...“ fing Paramon an, Tschirok aber stürzte sich plötzlich auf ihn, schlug los, und dann begann zwischen beiden ein derartig wildes Ringen, daß der Aufseher an das Guckloch trat und die Raufbolde auseinanderscheuchte. Sie stellten sofort den Kampf ein, auch die Unterhaltung brach ab und die meisten legten sich daraufhin schlafen. Nur Tschirok, Paramon und der Eiserne Kater sammelten sich auf den gegenüberliegenden Pritschen, da wo der Platz des Schmiedes war, zu einer geheimnisvoll

flüsternden Gruppe, saßen bis tief in die Nacht, die Beine nach Türkenart gekreuzt, an ihren Cigaretten und Pfeifen saugend. Dort erzählte Tschirok weiter von seiner Vergangenheit . . . Ich vernahm nur Bruchstücke dieser Geschichten, und fuhr dennoch oft zusammen, vom Schrecken überwältigt. Ebenso oft freilich war ich bereit, in das aufrichtigste und gutmütigste Lachen auszubrechen.

Tschiroks Persönlichkeit stellte überhaupt ein sonderbares Gemisch von Ernsthaftigkeit und Humor dar, von Lächerlichkeit und Tragik. Eine fast kindische Naivität und Einfältigkeit paarte sich in dieser extremen Seele mit ebensoviel List wie Verschlagenheit. Natürliche Klugheit, eine Schlauheit, die alles wagte, leuchteten aus seinen grauen, stets neugierig um sich schauenden Augen, drückten sich in den Falten der gerunzelten Stirn, in den Winkeln des weiten, plumpen Mundes aus, den ein hartsträhniger, rötlicher Schnurrbart beschattete. Gleichzeitig ging von diesem blassen, mageren Gesicht, von diesem Kopf, der länglich war wie ein Pferdeschädel, von dieser ganzen plumpen, auf den Füßen wackelnden und doch stark gebauten Figur ein Hauch der Einfachheit, ein Strom von Güte aus, der ihm die allgemeine Sympathie sicherte. Zum Gegenstand andauernder und allseitiger Neckereien erwählt und dagegen wie der rüdeste Fuhrmann schimpfend, war Kuzjma selbst in den Augenblicken des höchsten Zornes eigentlich doch harmlos zu nennen, und auch die wütendsten Schimpfereien riefen nur ein Gelächter hervor. In Schimpfworten war er als Kenner und Meister gleich

groß: sie verließen einfach seine Lippen nicht und trugen doch in seinem Mund nicht den drohenden Charakter, wie bei Semenow, oder den cynischen, wie bei Tarbagan. Während der wenigen Jahre unseres Zusammenlebens im Schelajschen Gefängnis habe ich den Tschirok wirklich lieb gewonnen, und inmitten vieler Widerwärtigkeiten, in Prüfungen aller Art, wovon späterhin die Rede sein wird, und die mich mehr als einmal zwangen, meine Meinung über viele andere Sträflinge zu ändern, blieb Tschirok in meinen Augen immer derselbe arglose und gutmütige Mensch, derselbe treue und sichere Freund, der sich nie in fremde Händel mischte. Und dennoch hatte dieser Mensch, als er in der Freiheit lebte, an zehn Seelen ins Jenseits gesandt und nie darüber Reue empfunden. Lange Zeit konnte ich nicht verstehen, warum er unter anderm auch mit Sachalin aufgezogen wurde, indem man ihm dabei einredete, daß auch er bald dahin zu seiner Schwester kommen würde. Zuerst nahm ich an, es sei nur ein Scherz; aber als ich einmal dem geheimnisvollen Nachtgeflüster aufmerksamer zuhörte, erfuhr ich aus seinem eignen Munde die Erklärung dieser Anspielung:

„Durch die Lukejka eben kam ich ins Unglück. Schon als kleines Mädchen war sie eine richtige Mördernatur. Ihre großen Augen flammten wie Feuer, schrecklich anzusehen. Mit siebzehn Jahren hatte sie ein Verhältnis mit dem Brodjaga Senjka Pelewin und begann gemeinschaftlich mit ihm zu hausen. Ich ließ sie gewähren, weil ich mehr für ein ruhiges Geschäft war: in eine Scheune, einen

Speicher einzudringen, fremde Hammel oder Gänse auszusuchen ... hier ein bischen Heu, dort etwas Holz ... Auch vor Weizen hatte ich durchaus keinen Ekel ..." Seine Zuhörer lachten leise — „Aber zu morden, — nein! Höchstens dann, wenn die Sache nicht zu vermeiden war. Und auch dann nahm ich lieber die Schlinge oder brauchte Gift." — — — — —

Das Lachen verstärkte sich.

„Natürlich hatte man mich mancher Dinge wegen im Verdacht, jawohl, stark im Verdacht, aber es fehlte viel, mir auf die Spur zu kommen, mich abzufassen. Einmal wurde doch eine Haussuchung bei mir gehalten. Ich hatte bei meinem Nachbarn drei Hammel gestohlen, das Fleisch eingepökelt, die Felle verkauft ... Dazu schlachtete ich noch einen von meinen Hammeln. ‚Ah', riefen sie, ‚da ist es, das Fleisch!'" Ich antwortete: „Das ist mein Hammel, da hängt Timoschkas Fell noch ... Timoschka, so hieß mein Hammel. ‚Hat denn e i n Hammel acht Nieren?' „Bei Gott", sagte ich, „so fett und groß war eben der Hammel". Und damit wurden sie abgefertigt: sie haben nichts ausgerichtet."

„Und dein Schwager von Gottes Gnaden samt deiner Schwester, haben sie sich nicht auch mit solchen Dingen befaßt?"

„Nein. Die hatten sich vorgenommen, eine alte Frau zu ermorden und zu berauben. Gegen siebzig Werst von uns entfernt wohnte eine reiche alte Frau, wie eine Nonne, mit einem adoptierten Mädchen. Sie gingen hin, ermordeten beide und begannen, wie üb-

lich, zu ſchmauſen. Sie lenkten aber den Verdacht auf ſich, wurden verhaftet und verurteilt: Lukeſka zu zwanzig Jahren, Pelewin auf ewige Zeiten. Sie wurden nach Sachalin verſchickt. Kaum war man mit ihnen fertig, kam Jegorka an die Reihe. Wäre nicht Lukeſkas Mordaffaire dazwiſchen gekommen, wäre ich wahrſcheinlich nicht verurteilt worden. So aber ſtützte ſich der Staatsanwalt darauf: ſo und ſo, wenn ſchon die Schweſter eine derartige Verbrechernatur gezeigt hat, ſo müſſen die Brüder um deſtomehr es ſein. Alſo nur durch ſie, dieſes Schurkenweib, dieſe hinterliſtige Schlange, bekam ich meine elf Jahre!“

„Und was haſt du denn für eine Narbe auf dem Kopf? Es ſcheint nicht alles ſo glatt gegangen zu ſein, wie du erzählſt?“

Tſchirok lächelte und kratzte an der Narbe herum.

„Wirklich, Kinder! ich habe in der That einmal einen Bock geſchoſſen, und mußte ſchon die Stange koſten. Nachts fuhr ich einmal mit Jegorka auf die Suche nach feinem Weizenmehl. Er ſollte Schmiere ſtehen bei den Pferden; ich ſelbſt aber holte Sack um Sack aus dem Speicher heraus. Jegorka, weil ringsum alles ſtill und niemand ſich ſehen ließ, ſperrte das Maul auf, ſtand in aller Gemütsruhe und bohrte ſich in der Naſe herum ... Er war eben noch jung und — dumm! Auf einmal — ich ſchleppte gerade einen Sack auf dem Rücken ... wird mir ein Hieb mit der Stange über den Kopf gezogen. Mir tanzten allerlei Feuerfunken vor den Augen, — blaue, grüne, rote. Und einen Krach gab's, als hätte jemand mit der Flinte neben mir ge-

schossen ... Ich ließ den Sack fallen, lehnte mich an einen Baum, der zum Glück daneben stand, und lehnte so und sah mich um ... Er aber stand auch an die Stelle gebannt und glotzte mich an. Er war natürlich auch erschrocken."

„Vor so einem Teufel, den auch eine Stange nicht niederschlägt, muß man freilich erschrecken!"

„Ich kam dann wieder zur Besinnung — und ergriff die Flucht! Ich rief Jegorka, wir schwangen uns auf die Fuhre, und fort gings — nach Hause! Mein Schädel war schön zerschlagen ... Wie viel Blut ich verlor! Als aber Nachforschungen angestellt wurden, gab ich vor: ein ausschlagendes Pferd hätte mich mit den Hinterfüßen getroffen."

Und lange noch dauerte in dieser Weise das Flüstern auf der Pritsche des Eisernen Katers fort, ab und zu von einem unterdrückten Gelächter oder einzelnen Bemerkungen der Zuhörer unterbrochen. Schreckliche Bilder und wilde, blutige Scenen zogen an meinen Augen vorbei, sich zu einer finsteren Fantasmagorie verschlingend. Lukejka, mit Feuerkugeln statt der Augen, wie sie die Alte mit dem kleinen Mädchen ermordet und mit ihrem Liebhaber, dem Brodjagen, nach Sachalin zieht; zehnjährige Kinder, die einen besoffenen Bauern mit der Schlinge erdrosseln; Tschirok, der Heu stiehlt und dabei den Zeugen, den Tscheremissen umbringt ... Die Schlinge, die Pferdeleine, das Beil ... Die Stangenhiebe auf den Kopf, Flintenschüssen ähnlich ... Feines Weizenmehl, Holz, Timoschkas Fell und die acht Nieren ... Blut, Gefängnis, Zwangsarbeit ... Dazu das ver-

ſchmitzte Geſicht des Erzählers, und das teilnehmende Gelächter der Zuhörer ... Endlich ſchlief ich ein; aber auch im Schlaf zogen dieſelben Geſpenſter vorbei, laſtete derſelbe blutige Alb auf mir. Ich verſuchte zu fliehen, rannte davon, nach Atem ringend, kam glücklich an der Schildwache mit dem aufgepflanzten Bajonett vorbei, vorüber an der Wächterbude mit dem grauköpfigen Alten, der mich mißtrauiſch anglotzte, haſtete weiter über die Sümpfe, die Berge ... um plötzlich, ausgleitend, auf den Grund des finſteren und kalten Schachtes niederzuſtürzen! Die Luft, von meinem tieffallenden Körper durchſchnitten, pfeift um die Ohren, und ein ſchreckliches, häßliches Ungeheuer raunte mir zu: „Aha! da habe ich dich, mein Lieber!“ Da, da ſtoße ich mit dem Kopf an einen ſeiner hervorſtehenden Granitteile, und mein Schädel zerſpringt in hundert Trümmer.

„Ach!“

Und ich erwache, von kaltem Schweiß bedeckt, voll tötlicher Angſt. Im Korridor vernimmt man die Pfeife des Aufſehers und ſeinen Ruf: „Heraus zur Kontrolle!“ In den Fenſtern iſt es noch dunkel, aber für uns iſt der ſchwere, düſtere Zuchthaustag ſchon angebrochen, und meine Mitbewohner beginnen ſich aufzurichten, langſam, ſich reckend, gähnend.

Luczeſarow.

An einem Sonntagmorgen im Dezember kam Tarbagan in die Kammer geſtürzt, ganz außer Atem

und mit der Mitteilung, daß ich an das Gefängnisthor herausgefordert werde. Am Thor erklärte mir der diensthuende Aufseher, daß der Direktor mich in seine Wohnung befohlen habe.

„Vielleicht, ins Bureau?“ frug ich nochmals.

„Nein, in die Wohnung ist angeordnet.“

Es wurde mir ein Kosake zur Begleitung zugeteilt, mit dem ich mich alsbald auf den Weg zu unserem braven Stabs-Kapitän machte.

„Willst du vom Hinterflur aus eintreten?“ frug der Kosake, unschlüssig stehen bleibend.

Ich entschloß mich für den Vorderflur und zog auch dort an der Klingel. Ich mußte es mehreremal thun. Endlich zeigte sich eine Frauengestalt, die jedoch beim Anblick eines Sträflings sofort zornig die Thür zuwarf.

„Was“, rief sie aus, „treibt ihr euch da beim Vorderflur herum? Der Herr ärgert sich doch darüber.“

Ich war verblüfft; mußte jedoch wohl oder übel durch den Hinterflur eintreten, zunächst in die Küche gelangend. Einige Frauen, die sich untereinander gezankt hatten, schwiegen bei meinem Eintritt still.

„Was willst du?“ frug mich die erste barsch. Sie hatte ein ältliches Gesicht, hoch aufgestreifte Aermel, und war offenbar die Köchin. Ich gab meine Erklärung und wurde endlich angemeldet.

„Der Herr läßt Sie in sein Kabinett rufen“, sagte das Stubenmädchen zurückkommend, dieselbe, die mich kurz zuvor vom Vorderflur weggewiesen. Wir

folgten ihr durch einen langen und dunklen Korridor, an deſſen Seiten durch die geöffneten Thüren Zimmer mit Blumenvaſen und -Töpfen auf den Fenſtern und in allen Ecken, mit bunten Oelbildern an den Wänden, deren Stoff ich nicht bemerkt hatte, ſichtbar wurden.

„Hier", ſagte das Mädchen, auf eine Thür deutend. Gleich darauf betrat ich ein kleines mit Teppichen ausgelegtes Zimmer, deſſen Wände von Schränken mit Büchern und Dokumenten aller Art faſt verdeckt waren. Lucjeſarow, in einem umfangreichen Seſſel am Schreibtiſch thronend, drehte ſich um, als er das Geräuſch vernommen hatte, ſtand auf und trat mit raſchen Schritten dicht an mich heran.

„Ah!" machte er, mich forſchend mit ſeinen runden Augen anſehend, und ſein Geſicht, rot und von Geſundheit ſtrotzend, überzog ſich dabei mit einem zufriedenen Lächeln.

„Ah!" begann er dann: „ich habe in den letzten Tagen erſt erfahren ... ganz zufällig ... daß ſich in meinem Gefängnis ein Sträfling mit höherer Bildung befindet." Ich muß geſtehen, mich überraſchte dieſe durchſichtige Lüge ſeitens des braven Stabs-Kapitäns, der ſchon aus meiner Korreſpondenz mit den Verwandten (vom Regiſter gar nicht zu reden), von meiner geſellſchaftlichen Stellung vor der Verurteilung unterrichtet ſein mußte.

„Ich ſchätze die Bildung", fuhr er im Plauderton fort, „denke aber, daß für einen Ruſſen die Bildung nicht die Hauptſache iſt. Viel wichtiger iſt die Dis-

ziplin des Geiſtes und des Charakters. Ich kann in der That nicht verſtehen, wie ein Mann mit höherer Bildung ins Zuchthaus geraten konnte."

Mir war dieſe Wendung peinlich; ich ſuchte daher mit der Einſchaltung auszuweichen, daß der Grund, der zu meiner Verurteilung geführt hatte, gewiß ausführlich in den Akten verzeichnet ſei.

„O ja, gewiß, gewiß", ſagte Lucjeſarow: „ich weiß . . . ich habe es geleſen . . . Aber, nichtsdeſtoweniger, es könnte doch ein Rechtsirrtum vorliegen, mildernde Umſtände vorhanden ſein, die auf irgend welche Weiſe der Aufmerkſamkeit der Richter entſchlüpften."

„Nein", erwiderte ich trocken: „ſoweit mir die ruſſiſchen Geſetze bekannt ſind, bin ich vollſtändig rechtskräftig verurteilt worden."

„Ja? . . ." Lucjeſarow ſah mich während einiger Minuten forſchend an, immer noch wie vorher ironiſch lächelnd. Dann wurde plötzlich ſein Geſicht ſtreng und amtlich offiziell. Er drehte ſich auf den Abſätzen raſch nach dem Tiſch herum und ſagte:

„Es kam ein Paket für Sie und deshalb ließ ich Sie eigentlich kommen."

Bisher hatte er in der Anrede das Fürwort vermieden, ſich weder für „du" noch „Sie" entſchließen können, jetzt aber, nachdem er den Boden gewiſſermaßen ſondiert hatte, ließ er ſeine Unentſchiedenheit fallen und begann in entſchieden höflichem Tone:

„Unter Ihrem Namen ſind Bücher angekommen. . . . Von Ihrer Mutter. . . . Nach den Briefen zu urteilen iſt ſie, wahrſcheinlich, eine feine Seele.

Schwachnervige Damen, wissen Sie, die beständig wimmern und in Gefühlen kramen, kann ich nicht leiden. Aber mit ihr ist es anders, ganz anders. Munterkeit, sogar Frohmut strömen ihre Briefe aus. Ein mehr männlicher Charakter. Ja, also, da hat sie Ihnen Bücher gesandt. Ich habe auch mal gern gelesen, es ist lange her; nun freilich bin ich hinter der Zeit zurückgeblieben. Ich stecke bis an den Hals in Geschäften, habe keine Zeit zu bummeln. Die Bücherauswahl, das muß ich sagen, ist nicht schlecht; es giebt darunter weltbekannte Namen. Ihre Mutter schreibt selbst, daß sie klassische Werke auszusuchen bemüht war."

„Ich kann sie also bekommen?" beeilte ich mich zu fragen.

„N—ja, ganz soweit sind wir noch nicht", antwortete Luczesarow, und runzelte plötzlich die Stirn.

„Wieso?"

„Sehen Sie: bezüglich des Bücherlesens der Sträflinge habe ich leider keine klaren und bestimmten Anweisungen. Ich liebe in allem die Genauigkeit. Ich bin Soldat; ich möchte, daß jeder meiner Schritte korrekt und konsequent ausfällt. Bin ich mit dem linken Fuß ausgetreten, weiß ich, daß ich den rechten heben muß, um nicht auf einem Bein zu hüpfen. So z. B. habe ich die ausführlichsten und zweifellosesten Bestimmungen über den Gang der Kontrolle, wie die Arbeiten zu verrichten sind, welcher Art die Beziehungen der Sträflinge zu den Vorgesetzten und ihre Kost u. s. w. sein muß."

„Und doch", bemerkte ich ungeduldig, „steht nichts

in der im Gefängnis ausgehängten Instruktion, daß es den Sträflingen untersagt sei, für ihr Geld Nahrung zu kaufen. Sie haben es aber untersagt?"

„Ja, es mag sein . . . Wenn Sie wollen, haben Sie recht; in der Instruktion ist auch dieser Punkt nicht genügend klar behandelt. Was soll man machen! Sie wissen, auf welchem geistigen Niveau die meisten Vollstreder höherer Bestimmungen stehen? Sie haben recht: es kommen viele Fehlgriffe vor. Das Verbot der privaten Beköstigung folgt aber logisch aus dem ganzen Zwangsregime. In der Instruktion ist deutlich und bis ins kleinste Detail angegeben, was die Krone dem Sträfling zu geben hat; so und so viel Fleisch, so und so viel Brot. Offenbar hält das Gesetz diese Quantität Nahrung für vollkommen ausreichend."

„Dies glaube ich weniger, als daß das Gesetz den Standpunkt vertritt: die Krone ist nicht so reich, um mehr zu geben."

„N—ja, ich bin nicht der Meinung. Schließlich hängt das ja auch mit meiner persönlichen Ueberzeugung zusammen: das Zwangsregime muß sich auch auf das Beköstigungswesen ausdehnen. Den Soldaten — versteht ihr — ihren Soldaten! — giebt die Krone auch nicht viel mehr. Eigentlich ist das anormal. Ja, ja! Ich werde eine Eingabe machen, beim Gouverneur darauf bringen, daß dieser Punkt der Instruktion genauer festgestellt wird, und zwar in dem Sinne, wie ich angedeutet habe. Zur Zwangsarbeit wird man nicht verurteilt, um zu essen und zu schlafen, sondern um zu leiden und seine Schuld

zu büßen. Nein, nein, Sie kennen die Vagabunden noch nicht: geben Sie ihnen Brot und Nahrung genug, so lassen sie sich haufenweise ins Gefängnis sperren. Sie müssen gemaßregelt werden und wie in allem sind auch in der Kost die Grenzen strengstens einzuhalten. Ich wiederhole, daß das meine feste Ueberzeugung ist."

Ich sah in das gesunde, rotglänzende Gesicht Luczesarows, sah einen wohlgenährten Bauch, die würdevoll gehobene Brust und konnte nicht daran zweifeln, daß er wirklich seiner aufrichtigen und festen Ueberzeugung Ausdruck gegeben. Etwas Heißes wallte in mir auf und drängte mich zur Entgegnung:

„Aber das ist doch . . . das ist doch nicht human", sagte ich: „im Laufe vieler, vieler Jahre von solcher Nahrung zu leben, schwere Arbeiten dabei zu verrichten, ohne frei zu sein, — das ist undenkbar! Die Leute müssen ja krank und siech werden! Und ist es denn möglich, die Sträflinge mit den Soldaten zu vergleichen? Die Soldaten sind ja die Blüte des Volkes, der gesundeste Teil der Jugend; die Sträflinge aber rekrutieren sich aus allen Altersstufen und ihre Gesundheit ist tausendfach verschieden. Auch sind die Soldaten nicht, wie jene, durch längere Vorhaft ermattet und bekommen doch auch größere Portionen. Endlich, ist es ihnen erlaubt, ihr eigenes Geld zu verwenden. Wenn Sie sich alles überlegen, müssen Sie zugeben, daß Ihr ‚Kostregime' für uns eine langsame Todesstrafe bedeutet, und daß dies wohl am wenigsten im Sinne des Gesetzes liegt."

Luczesarow hatte mit gerunzelter Stirn sehr auf-

merksam zugehört, ein paar Mal sogar teilnehmend mit dem Kopfe nickend.

„Es mag schon alles richtig sein", sagte er dann, die Achseln zuckend, „aber . . . daraus folgt eben nur eins: nicht in Zwangsarbeit geraten."

Er ließ dabei die Stimme etwas sinken und . . . lächelte zufrieden. Ich gab es auf, noch mehr darüber zu sagen.

„Also, was wollten Sie mir in Betreff der Bücher sagen?"

„Ja, die Bücher!" rief Luczesarow auflebend. „Ich wollte sagen, daß ich mich in großer Verlegenheit befinde. Ich bin, sehen Sie, eigentlich kein grausamer Mensch und denke, daß Sie sich davon bei näherer Bekanntschaft noch überzeugen werden. Es wäre mir sogar angenehm, Ihnen einiges Vergnügen zu verschaffen; ich sehe, daß Ihnen viel am Besitz dieser Bücher liegt. Aber . . . ich muß wieder und wieder betonen, daß ich durch die Instruktion an Händen und Füßen gebunden bin. Die Verfasser der Instruktion dachten eben nicht im geringsten daran, daß sich solche Sträflinge, wie Sie, finden werden. Wo und wann interessiert sich überhaupt ein Sträfling für das Lesen? Bewahre! Brauchen diese Vagabunden also Bücher? Und so lese ich in der Instruktion nur folgendes: ‚Bücher von religiösem und moralischem Inhalt sind gestattet.' Ja nicht einmal das; denn die Konjunktion ‚und' fehlt! Es ist die Rede von ‚religiös-moralischem Inhalt'; da aber Bücher von religiös-unmoralischem Inhalt nicht existieren können, habe ich einen Schreibfehler an-

genommen und die Konjunktion ‚und' eigenmächtig eingesetzt."

Da ich über die Richtigkeit seiner Vermutung nicht gleich ins Reine kommen konnte, nahm ich meine Zuflucht zu einem Auskunftsmittel, indem ich ihn in seiner Annahme bestärkte, dieselbe sogar für durchaus begründet erklärte.

„O ja! ich habe hin und her gedacht, gestern und heute, und glaube selbst, daß es richtig ist. Also, außer den rein religiösen Büchern erlaubt das Gesetz auch Bücher von moralischem Inhalt. Da haben wir den Haken! Ich gestehe offen, daß ich darauf verzichte, darüber Richter zu sein, ob die eingesandten Bücher moralisch oder unmoralisch sind, wie gesagt, ich verzichte. Ich habe ja seinerzeit auch alle diese Gogols und Shakespeares gelesen und gekannt; das ist aber schon lange her . . . Inzwischen habe ich vieles vergessen. Und, meiner Meinung nach, lohnt es sich nicht, jeden Kram in der Erinnerung zu behalten. Das alles aber nochmals durchlesen — ich danke schön! Ich habe keine Zeit dazu. Das ist also eins. Das zweite und das hauptsächlichste ist aber: was unter freien Menschen als moralisch gilt, kann im Gefängnis einen ganz anderen Einfluß haben. Was wird ein Gefangener wohl aus Gogol herauslesen? z. B. aus den „Toten Seelen" . . . Ich kann mich wirklich nicht entsinnen . . . Könnte er nicht irgend welche Allegorie darin erblicken? Uebrigens ist dabei auch die Erlaubnis der Censurbehörde nicht angeführt . . ."

Ich nahm mich eifrig Gogols an und suchte zu

beweisen, daß er einer der sittlichsten russischen Schriftsteller sei, ein Klassiker, der in allen, ausnahmlos allen Schulen, elementaren wie höheren, zugelassen ist; verwies auch auf das Vorhandensein eines russischen Gesetzes vom Jahre 1865, auf Grund dessen die meisten Bücher ohne Präventivcensur gedruckt werden dürfen.

„Mag sein, ja, ja, es ist schon so", sagte Luczesarow, mit dem Kopfe nickend, „aber sagen Sie mal, bitte, wozu brauchen Sie diese Bücher? Sie kennen ohnedies schon, wie ich sehe, alles fast auswendig. Wahrscheinlich wollen Sie den Sträflingen vorlesen?"

Ich antwortete, daß ich diese Absicht wirklich habe, und zögerte nicht, in ausführlicher Weise meine Ansicht über den erzieherischen Wert der schönen Litteratur zu entwickeln, indem ich auseinandersetzte, daß sich durch Lesen von guten Büchern, durch Verpflanzung höherer geistiger Interessen in die Seele der Sträflinge ihre Besserung weit schneller und sicherer fördern lasse, als durch alle Kommandorufe, Reihengliederung ꝛc.

Dieser Gedanke setzte Luczesarow in Erstaunen, und ein lebhafter Meinungsaustausch entspann sich zwischen uns.

„Gewiß", sagte er, „ist es eine gute Sache, die Sträflinge zu bessern. Ich habe mir diese Aufgabe auch gestellt: aber zum erstenmal höre ich, daß auf diese Leute etwas anderes als die Furcht vor der Strafe einwirken könnte. Eigentlich bin ich durchaus kein Verehrer der Prügelstrafe, ich habe das z. B. schon mehrmals zu den Sträflingen selbst geäußert.

Wenn Sie wollen, bin ich ſogar — prinzipieller Gegner von Peitſche und Rute; wozu das? Was machen ſich die Vagabunden daraus? Die Rüſtkammer von Strafmitteln, über die ich verfüge, iſt ohnedies groß genug ... Ich wiederhole, ich bin von Natur aus durchaus kein grauſamer Menſch. Ich halte mich aber in allem an ſtrenge Geſetzlichkeit, an den Wortlaut des Geſetzes ... Und darum giebt es für mich keine anderen Beſſerungsmittel als die, welche die Inſtruktion vorſchreibt. Alle Gefängnisreformer der Gegenwart erkennen auch nur ein Mittel an — die Furcht, und ich bin vollſtändig mit ihnen einverſtanden. Alles andere, und was Sie da anführen, ſind lauter haltloſe Ideen ... Nein! mit ſolchen Büchern werden Sie dieſes Volk nicht umkrempeln. Ich lebe ſchon zehn Jahre in Sibirien und kenne die Leute beſſer als Sie. Bis aufs Mark verdorbene Schurken — alle! Uebrigens, verſuchen Sie es einmal. Bis der Fall von der vorgeſetzten Behörde entſchieden iſt, will ich Ihnen einige Bücher überlaſſen. Bringen ſie keinen Nutzen, ſo denke ich, werden ſie auch nicht allzu viel Schaden anrichten."

„Welche von den zugeſandten Büchern wollen Sie mir denn nicht geben?"

„Einige. Hier, dieſe da gebe ich frei: Zwei Bände Gogol, Puſchkin, Lermontow ... Obwohl, meiner Meinung nach, Verſe nicht ins Gefängnis paſſen. Aber ich will es auf ſich beruhen laſſen, einſtweilen ... ‚Othello', ‚König Lear' — ich entſinne mich nicht, was das iſt, aber ich denke, es kann paſſieren. Koſtomarow, Mordowzew ... Hiſtoriſches

. . . N—na, laſſen wir ſie Ihnen. Aber dieſe hier, dieſe ausländiſchen Schriftſteller kann ich nicht herausgeben: Hugo, Dickens . . . Ich geſtehe, ich kenne ſie überhaupt nicht. Nein, nein, es geht nicht an! Bitten Sie nicht!"

„Und Flammarion, warum wird uns der vorenthalten?"

„Das iſt etwas über die Sterne, den Himmel? . . . Nein, das kann ich auch nicht herausgeben, auf keinen Fall. Der Himmel, wiſſen Sie, das iſt eine difficile Sache. Ich kann doch die Rolle des Kirchencenſors nicht übernehmen . . . Und wiſſen Sie was? Schreiben Sie Ihrer Mutter, ſie ſoll nun keine Bücher mehr ſchicken. Wozu? Dieſe werden genügen."

Ich empfahl mich und eilte, meinen Bücherhaufen im Arm, zum Ausgang. Luczeſarow begleitete mich ſelbſt in liebenswürdiger Weiſe bis zum Vorderflur. Ich ſpürte in der Freude meine Füße kaum, und ſchon auf dem Weg ins Gefängnis fürchtete ich doch noch, der brave Stabskapitän könne plötzlich anderen Sinnes geworden ſein und mich jeden Augenblick zurückrufen laſſen. Aber ſchon wieder mit einer anderen Angelegenheit beſchäftigt, hörte ich noch, wie er losdonnerte:

„Was iſt das für eine Unordnung? Was iſt das für Müll auf dem Hof? Wiſſen Sie nicht, daß ich das nicht leiden kann? Es ſoll gleich weggefegt und aufgeräumt werden. Wollen Sie ins Loch kommen, was?"

Im Gefängnishof umringte mich ſofort ein ganzer Haufen Sträflinge.

„Nikolaitſch, Bücher?! Brüderchen, Bücher!!“

„Uns, uns, Nikolaitſch, in die zweite Nummer ... Eins wenigſtens, das allerkleinſte!“

„Sieh mal, was für ein Buch ... Kinder, da muß aber ein Stück Klugheit drin ſtecken! .... Und faul war der nicht, der's geſchrieben hat!“

„Uns, uns!“

„Wir werden dich jetzt zerreißen müſſen, Nikolaitſch. In unſerer ganzen Nummer kann nur Griſchka allein buchſtabieren; aber es iſt auch danach.“

„Geben Sie mir, bitte, ein Büchlein, Iwan Nikolaitſch, in Gottes Namen, geben Sie mir wenigſtens eins.“

„Warum ſollſt du mehr haben als andere?“

„Bitte warten, meine Herren, ich werde ſchon alle zufriedenſtellen. Wir werden gerecht verteilen. Kommt in meine Kammer.“

Mit Lärm, Getöſe und Trampeln drang ſofort das ganze Gefängnis in meine Nummer ein und umgab mich und die Bücher.

„Nicht zu nahe an die Bücher heran, Kinder! Laßt Iwan Nikolaitſch in Ruh. Seht doch, wie ihm der Schweiß vom Geſicht ſtrömt. Es kommt jeder an die Reihe!“

Juchorew war's, der ſo ſprach, unſer Aelteſter, ein Hüne mit einem präſentablen und energiſchen Geſicht, der ſelbſt neben mir Platz nahm und die allzu aufdringlichen „Schpanka“ zurückhielt.

„Leſen Sie uns ſofort was vor ‚Nikolaitſch“, fügte er hinzu.

„Sofort, sofort!“ brüllten alle wie aus einem Munde.

Ich nahm einen Band Puschkin und schlug „Die Räuber-Brüder“ auf. Sogleich verstummte alles. Ich begann:

„Mehr als ein Krähenschwarm flog zusammen
Zu der Knochen vermoderten Haufen,
An der Wolga, nachts, ringsum das Feuer,
Die kühne Schar beisammen war.
Welch ein Gemisch von Tracht und Gesichtern,
Von Sprache, Stamm und Stand!“

„Das sind wir!“ riefen gleichzeitig einige Stimmen. Die Gesichter belebten sich und nahmen einen verwegenen Ausdruck an.

„Im Winter war's, in finsterer Nacht,
„Da spannten wir die wilde Troika ein,
Singen und pfeifen, und wie ein Pfeil
Fliegen wir über die Schneetiefen hin.“

Bei diesen Worten machten einige Sträflinge Anstalt zu tanzen. Juchorew gebot Ruhe; als ich aber weiter las:

„Wer fürchtet sich unseres Zusammentreffens nicht?
Wir merkten in der Kreise Lichter —
Dahin, ans Thor, und pochen wir!
Die Wirtin laut gerufen wird.
Herein! nichts zu zahlen! saufen, fressen
Und hübsche Mädchen küssen wir!“

schnellte er plötzlich selbst empor, stemmte die Hände in die Seiten, stampfte mit dem Fuß auf, stieß einen Ruf des Entzückens aus, so unmittelbar und hingerissen, daß ich stockte, unwillkürlich und ganz verblüfft.

„Genau so, wie ich mit Marow in Olekma hauste“, jauchzte er, „schaut unsereinen!“

Eine derartige Wirkung hatte ich nicht erwartet, offen gestanden. Ich schämte mich für mich selbst und für Puschkin und am meisten deshalb, weil die Wahl des ersten Stückes mit Rücksicht auf den Charakter meines Auditoriums nicht ungeschickter hätte ausfallen können. Ich wollte abbrechen und ein anderes Gedicht wählen; daraufhin erhob sich jedoch ein solcher Lärm, daß ich gezwungen war, bis zu Ende zu lesen. Auf den Lärm hin erschien jedoch der Aufseher.

„Was ist das für eine Ansammlung hier?" schrie er, „fort in die Kammern! Ihr wollt wohl wieder eingesperrt sein?"

Juchorew und einige andere namhafte Sträflinge beeilten sich, ihn umzustimmen und für sich einzunehmen.

„Hören Sie doch selbst mal zu, was für einen Vortrag wir hier haben. Wie Nikolaitsch zu lesen versteht — einfach ein reines Vergnügen! Haben Sie keine Bedenken: die Bücher hat der Direktor selbst geschickt."

Der Aufseher schwieg und trat neugierig ebenfalls an den Tisch. Ich fuhr fort, die „Räuber" vorzutragen. Der Schluß des Gedichtes wirkte natürlich weit weniger erhebend; selbst die Gesichter dieser sorglosen Zuhörer überflog auf Augenblicke eine Wolke von Melancholie und Nachdenken.

Aber das dauerte nur Sekunden, dann kam doch wieder die Freude und das Entzücken über den Anfang des Gedichtes zum Durchbruch.

Später las ich noch das „Märchen von der schla-

fenden Prinzessin" vor, welches ebenfalls gefiel, ohne cynische Bemerkungen hervorzurufen. Schließlich befahl der Aufseher, die Kammern aufzusuchen. Von allen Seiten streckten sich mir Hände entgegen, wurden Stimmen laut, die um Bücher baten. Sehr viele verlangten „Die Räuber".

„Ich werde es auswendig lernen, Iwan Nikolajewitsch!" rief der entzückte Rakitin, der vor gar nicht langer Zeit erst das ABC zu lernen angefangen hatte.

Ich verteilte alle Bücher und behielt für unsere Kammer nur Puschkin zurück.

Die großen Dichter vor dem Zuchthausforum

An diesem ersten Abend dehnte sich in allen Kammern das Lesen bis in die Mitternachtsstunde aus, so daß der Aufseher mehreremal an die Thür pochen und die Sträflinge auffordern mußte, sich schlafen zu legen.

Ich befürchtete ernstlich, daß das alles zu Luzesarows Ohren gelangen werde, der uns dann jedenfalls die Bücher entziehen würde. Zum Glück lebten wir damals in einer Periode des Liberalismus; die Aufseher hatten in ihrer peinlichen Pflichterfüllung etwas nachgelassen, und eine Denunziation unterblieb. Den ganzen Abend konnte ich daher meinen Mitbewohnern ungestört aus Puschkin vorlesen, so daß ich schließlich selbst heiter wurde. Eingeschlafen war nur Gontscharow, dessen praktischer Verstand unfähig

war, poetiſche Dinge in ſich aufzunehmen. Späterhin ſchliefen dann noch Nikifor und Tarbagan ein. Die übrigen hörten mit einem alles abſorbierenden Intereſſe zu und hatten nicht übel Luſt, mich tot zu quälen. Tſchirok war beſonders erregt und ungewöhnlich komiſch in ſeiner Spannung. Den ganzen Abend ſaß er neben mir, höchſt aufmerkſam, mit einem außerordentlich verſchmitzten Ausdruck in den grauen Augen und tiefſinnig gerunzelter Stirn. Im Drange ſeiner Empfindungen rückte er unruhig auf der Pritſche hin und her, ſich beſtändig den Bauch kratzend. Malachow horchte mit ſolider Ernſthaftigkeit, konnte aber ſein Entzücken auch nicht ganz verbergen. Er ſchlug ſich zuweilen über die Schenkel, lachte in einer kindiſch herzlichen Art und warf häufiger als die anderen ſeine Bemerkungen dazwiſchen. Geſpannt, aber ohne Gefühlsäußerung lauſchten Gandorin, Semenow, Wladimirow und Michajla Burenkow. Der verſchlafene Tarbagan glotzte mit weit geöffneten Augen herüber, fortwährend ausrufend: „So iſt es beſſer!“ — ohne daß dieſe Bemerkung auch nur ein einziges Mal am Platz geweſen wäre. Was die Schüler betraf, ſo zeigten ſie ſich an dieſem erſten Abend noch aufmerkſam; ſpäter freilich bildete ſich zwiſchen ihnen und der Kammer ein Widerſpruch heraus: die Schüler zogen egoiſtiſcherweiſe vor zu lernen, die Kammer aber das Vorleſen.

Eine Menge drolliger, nicht ſelten aber auch trauriger Vorfälle knüpfte ſich an dieſe Gegenſätzlichkeit.

Puſchkin gefiel und wurde faſt ganz verſtanden,

ohne Ausnahme. Den größten Erfolg trugen jedoch „Boris Godunow", „die Kapitänstochter" und „Dubrowsky" davon. Zumal die bekannte Szene in der Herberge wurde mit einer so unbändigen Fröhlichkeit, einem so ungestümen Jubel aufgenommen, daß sich viele in Krämpfen auf der Pritsche wälzten. Jaschka Tarbagan war dabei sogar dem Tode nahe; Malachow mußte ihm jeden Augenblick den Finger in die Kehle stecken, um das Ersticken zu verhindern. Godunows Persönlichkeit wurde dermaßen gut verstanden, daß später ein Sträfling auf seinen Namen getauft, dieser Name im Gefängnis überhaupt gleichbedeutend mit Heuchelei und Intriguantentum wurde. Neben guten, vorteilhaften hinterließ Puschkin freilich auch düstere und traurige Eindrücke. Die Szene der Ermordung von Theodor und Xenie in „Boris Godunow", die mich bang und traurig stimmte, rief auch in einigen meiner Zuhörer ein Gefühl von Teilnahme wach.

„Ah, Geschmeiß, ihr schreit laut auf! . . ." rief Tschirok und wurde darin von Tarbagan, der ein rätselhaftes Gelächter anstimmte, unterstützt. Ich entsinne mich übrigens mehrerer solcher Fälle, in denen tragische und höchst spannende Stellen einen Ausbruch der Heiterkeit und des Cynismus hervorriefen. Anfangs brachte mich dieser Umstand in Verzweiflung, und ich mußte oft an das spöttische Lächeln Luczesarows denken, damals, als er mir die Bücher aushändigte:

„Mit diesen Büchlein werden Sie die Kerle nicht anders machen!"

Nach Beendigung der Lektüre der „Kapitänstochter", „Dubrowsky" und sogar nach „Boris Godunow" bemerkten einige mit aufrichtigem Bedauern:

„Das war eine Zeit! Könnte wohl bei unseren Lebenszeiten solcher Brei aufgekocht werden!... Daran können wir, Tschirok, uns wenigstens mal wieder die Hände wärmen."

„Den Langhaarigen, diesen Langhaarigen sollte man die Mähne kämmen!" pflichtete Tschirok im Tone tiefster Ueberzeugung bei.

Ueberhaupt trat bei derartigen Gesprächen der Haß der Sträflinge gegen die Geistlichkeit besonders scharf hervor. Sie war bei allen, durchaus allen Zuchthausinsassen gleich unpopulär; allein ich konnte niemals die Ursachen dieses mit Vorliebe genährten Hasses ergründen. Einmal trug ich meinen Mitbewohnern ein Stück aus demjenigen Kapitel von „Wer es gut hat in Rußland" (Poem von Nekrassow) frei aus dem Gedächtnis vor, welches der Rechtfertigung des Priesterstandes gewidmet ist. Anfangs schien es, als ob die meisten in der Kammer mit dem Gedanken des Dichters einverstanden wären; kurze Zeit später aber begann das alte Gespräch von neuem, wurden dieselben ungünstigen Meinungen über die Geistlichkeit laut. Einer von den erfahrenen Sträflingen (derselbe, welcher den Beinamen Godunow führte) sprach sich besonders bitter, ja fast boshaft gegen die Popen aus, und doch habe ich bei eingehender Prüfung seiner Vergangenheit nie einen Streitfall mit den Priestern ausfindig machen können.

Man kann übrigens diese traditionell gewordene

Feindschaft, die von einer Sträflingsgeneration auf die andere übergeht, nur mit ihrer Abneigung gegen Aerzte und Heilgehilfen vergleichen. Nun darf aber der Leser nicht denken, daß Puschkins Meisterwerke auf alle Sträflinge einen so unerwünschten und demoralisierenden Einfluß ausübten. Ich spreche hier nur von einzelnen Persönlichkeiten; und auch diesen muß insofern ein mildernder Umstand zugebilligt werden, als einige ihrer Cynismen einfach eine Folge der Gewohnheit waren, vielleicht auch Zeichen von Gedankenlosigkeit. Sie würden dieselben auch außerhalb des Vortrags angewandt haben, da sie sich eben zu sehr an ihren Gebrauch gewöhnt hatten. Im Grunde genommen hatten diese Zwischenbemerkungen nicht viel zu sagen. Tschirok z. B. äußerte an anderen Abenden ganz entgegengesetzte Ansichten, drückte seine Entrüstung über die Mörder von Theodor und Xenie aus und warf sich häufiger noch als alle anderen zum Anwalt der Menschlichkeit auf, zum Sittlichkeitsverfechter strengster Richtung. Was immer er auch behaupten mochte, alles war bei ihm im höchsten Grade aufrichtig wie bei einem Kinde. Und was schließlich die unschicklichen Scherze, das Lachen während der effektvollsten Stellen im Vortrag betraf, die mich anfangs so gereizt und empört hatten, so bewiesen sie nur das eine: Mangel an künstlerischem Geschmack. Daraus also schon jetzt irgend welche Schlüsse auf die Fruchtbarkeit der Lektüre zu ziehen — wäre ungerecht. Es gab ja gewiß einzelne hoffnungslos verkommene Persönlichkeiten, denen es ein Leichtes war, überall das herauszufinden, womit sie selbst überladen wa-

ren: Grauſamkeit, Schmutz und Cynismus. Solche Zuhörer verdarben zwar oft den Eindruck der einwandfreieſten Werke, oder ſteckten durch ihr Beiſpiel den beſſeren Teil des Auditoriums an; die meiſten jedoch — ich behaupte es — waren jeder Empfindung zugänglich, die den Verfaſſer beſeelte, gewannen auch dieſelben Eindrücke wie alle normalen Leſer und Zuhörer.

Ich entſinne mich jedoch auch vieler ſolcher Fälle, in denen ſelbſt die verhärtetſten Cyniker und Schurken ihrerſeits auch von der menſchlichen Empfindung angeſteckt wurden, die die Mehrzahl ergriffen hatte, und daß ſie dann gleich vernünftig und gleich menſchlich urteilten, wie ich ſelbſt. Ich kann nicht vergeſſen, wie mir das Herz pochte, als ich an das Vorleſen von „König Lear“ und „Othello“ ging, die einzigen Werke Shakeſpeares, die in meinem Beſitz waren. Ich hatte mich ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht, dieſes Dichtergenie unter meinen Zuhörern eine völlige Niederlage erleiden zu ſehen, daß, wenn er ſie auch nicht gerade tötlich langweilen würde, dies mehr der Wucht ſeiner Sprache, dem melodramatiſchen Charakter ſeiner Bühnenſpiele zuzuſchreiben wäre, als der Tiefe ſeiner pſychologiſchen Analyſen und alledem, womit er die Gebildeten feſſelt. Wie war ich daher erſtaunt, als beide Tragödien einen nie dageweſenen rauſchenden Beifall fanden und auch einigermaßen ſo verſtanden wurden, wie ſie zu verſtehen waren. Während der beiden erſten Akte des „Othello“ war allerdings die Stimmung eine reſervierte, ſogar kühle; in meine Seele ſchlich ſchon die Verzweiflung ein; ich vernahm

Privatgespräche, und die Mehrzahl dachte nicht wie sonst daran, sie zu unterdrücken. Nur Semenow überraschte mich in Bezug auf Jago durch eine wunderbar feine Bemerkung, die darthat, daß er ihn schon nach der ersten Szene erkannt hatte:

„Na, der da wird sie alle um den Finger wickeln!"

Beim Beginn des dritten Aktes aber änderte sich plötzlich die Stimmung; wie ein elektrischer Strom durchzuckte es die ganze Kammer.

„Es beginnt einen zu durchdringen", sagte Tschirok, seine Füße unter sich einziehend.

Andere sprangen von den Pritschen auf und umringten mich mit flammenden Augen. Kurz — der Eindruck des Dramas war ein gewaltiger. Nach Beendigung des Lesens lärmte und sprach alles durcheinander. Man bemitleidete Desdemona (deren Namen leider niemand richtig aussprechen konnte), bemitleidete auch Othello; auf Jago jedoch wurde einstimmig geschimpft und allerlei Vermutungen angestellt, welche Foltern Kassio wohl für ihn ersinnen würde. Mit einem Wort, beim Lesen Shakespeares trat die Macht und Kraft eines echten und groß angelegten Kunstwerkes mit aller Schärfe zu Tage. „König Lear" hinterließ einen beinahe gleich mächtigen Eindruck, und von da an wurden diese beiden Dramen am allermeisten verlangt.

Nur ein Umstand kränkte mich jedesmal bis ins Innerste meiner Seele. Es verging kaum eine halbe Stunde (und das ist noch reichlich bemessen), und die Wirkung des Vortrags war in den meisten Fällen

vollständig verflüchtigt. Dagegen drehte sich das Gespräch um ganz fremde, irdisch kleinliche Dinge, mit denen das Gelesene nur in einem rein äußerlichen Zusammenhang stand. So kam es vor, daß nach kurzer Zeit Behauptungen aufgestellt wurden, die den unter dem ersten Eindruck hervorgegangenen Betrachtungen durchaus entgegengesetzt waren. Fast alle bemitleideten z. B. die Desdemona (ich entsinne mich dessen sehr gut), indem man sich sagte, daß sie unschuldig von Othello erwürgt worden sei; nach Verlauf einer Stunde aber wurde schon über die Frauen geschimpft, über die Frauen im allgemeinen und die Ehefrauen im besonderen, und dabei behauptet, daß sie nichts Besseres verdienten, als wie die Hunde erwürgt zu werden. Nach den Geistlichen und Aerzten fielen eben die Sträflinge am liebsten über die Frauen her, und wenn man jedem ihrer Worte glauben wollte, hätte der Schluß nahe gelegen, daß die Welt nie leidenschaftlichere Frauenhasser erzeugt hatte! Besonders schlecht war Paramon Malachow auf sie zu sprechen, dem sie nach seiner eigenen Aussage das ganze Leben zu Grunde gerichtet hatten. Bei Gelegenheit des Othello-Vortrags erfuhr ich übrigens auch, wie ich mich entsinne, die Geschichte seiner Doppelmordthat, wofür er zur Zwangsarbeit verurteilt worden war.

(Der ersten Mordaffaire Malachows, die ihn nach Sibirien in die Verbannung gebracht hatte, erinnere ich mich nicht in den Details. Ich weiß, daß er angeklagt war, eine Nachbarin vergewaltigt zu haben; Paramon aber beschwor es bei Gott (und

ſeine Erzählung ſchien mir glaubwürdig zu ſein), daß man ihn unſchuldig verläumdet habe, aus Rache für die Verteidigung eines ſtrittigen Ackerſtreifens, den er dem Manne jener Frau nicht abtreten wollte, der nach ſeiner Verurteilung freilich doch noch in deſſen Hände überging.

Mit Rückſicht auf ſeinen ſehr ſelbſtbewußten Charakter, auf den leidenſchaftlichen Hang, überall der benachteiligten Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen, war es nicht unwahrſcheinlich, daß ſich leicht falſche Zeugen gegen ihn aufbringen ließen. Mit großer Liebe erinnerte er ſich übrigens ſeiner erſten Frau, die er, ungeachtet ihrer Bereitwilligkeit, ihm nach Sibirien zu folgen — aus Mitleid angeblich — nicht mitnehmen wollte. Er ſchrieb weder an ſie, noch wußte er, ob ſie am Leben war; aber nicht ſelten geſchah es, wie ich mich entſinne, daß er des Morgens in düſterer Stimmung erwachte und laut erzählte, er habe im Traume ſeine Frau geſehen. Dann erinnerte er ſich auch des vergangenen Lebens in Rußland. Anmerkung des Verfaſſers.)

Zwei Jahre lang lebte er, ſeiner Ehrenrechte verluſtig, im Gouvernement Irkutsk, wobei er ſich wie jetzt mit Böttcherei beſchäftigte. Da verliebte er ſich in ein Mädchen, die Adoptivtochter eines der dort anſäſſigen Bauern. Dunkle Gerüchte waren im Umlauf, daß dieſer Bauer zu ſeiner Tochter in einem näheren Verhältnis ſtand. Paramon ſchenkte ihnen keinen Glauben, ſondern nahm ſeiner Braut das Verſprechen ab, wenn wirklich etwas zwiſchen ihr und dem Vater vorgegangen ſei, ſich in Zukunft davon rein zu halten

und ihm ein treues Weib zu ſein. Die Hochzeit koſtete ihm, wie er betonte, fünfundſiebzig Rubel, und er legte dieſem Umſtand große Bedeutung bei. Die erſten drei Monate lebten die jungen Eheleute in Liebe und Eintracht, dann aber tauchten erneute Gerüchte von Katharinas Beziehungen zu ihrem Vater auf. Paramon ſchlug ſie und ſchlug ſie wieder; er drang in ſie, ihn nicht zum Narren zu machen.

Eines ſchönen Tages endlich flüchtete ſie ganz und gar zum Vater. Die Nachbarn ſpotteten über Paramon. Zu ſeinem Zorn über die Ehrenkränkung geſellte ſich das Bedauern über das unnütz verausgabte Geld.

„Gleich am erſten Sonntag", erzählte Paramon ſelbſt, „warf ich mich in meine beſten Kleider und ging zum Schwiegervater, um meine Sache endgültig durchzuführen. Vor allem wollte ich das: Katharina ſollte ſich entweder beſinnen und ihre Liederlichkeit aufgeben oder ſich von mir losſagen, und mir in dieſem Fall mein Geld zurückgeben. Was das Morden anbelangt, ſo hatte ich mich darüber noch nicht entſchieden; ſteckte nur auf alle Fälle ein Meſſer in den Stiefelſchaft. Ich traf das Paar auf der Straße, dicht vor dem Hauſe; ſie kamen aus der Kirche vom Mittagsgottesdienſt. So und ſo, ſagte ich, auf ſie zutretend, ich komme, mit dir zu reden, Stepan. ‚Ich weiß', antwortete er, ‚wovon du reden willſt. Nur iſt das nicht meine Sache. Wenn ſie mit dir nicht zuſammenleben will, was kann ich dafür?' Darauf wandte ich mich an ſie: Komm her, Katharina, ich muß dir was ſagen. Ich ſprach das leiſe und

ganz ruhig, indem ich sie auf die Seite zog. Bei Gott, ich lüge nicht, kein böser Gedanke kam mir in den Sinn. Sie aber, das Aas, nahm ihren Liebhaber bei der Hand und wollte ihn nach Hause führen. ‚Ich will nicht', rief sie mir zu, ‚wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen!' Da hielt ich sie an der Hand fest und dachte, sie an mich zu ziehen. Mein Herz war entbrannt und floß über von meinem heißen Blut. So standen wir mitten auf der Straße — bei meiner Ehre, so war es! — ich hielt die eine Hand und er die andere.

Endlich wandte sie mir das Gesicht zu, sah mich an und zischte: ‚Weg, Schurke, sonst schreie ich oder ich spucke dir in die Fratze!' — Ah! ich bin also ein Schurke?! — Nun erst bückte ich mich, zog das Messer aus dem Stiefel und — eins, zwei! bohrte ich es ihr bis an den Griff ins Herz. Er, der Liebhaber, wollte sich auf mich stürzen . . . Ich hob das Messer und bohrte es ihm in den Bauch. Er stürzte zusammen und war tot. Katharina aber, so lebenszäh war diese Hure, konnte noch bis an die Hausthür laufen. Dort holte ich sie ein und traf sie zum letzten Mal in den Rücken: Stirb, hinterlistige Schlange! . . ."

Die Zuhörer waren ohne Ausnahme von dieser That begeistert und überschütteten Paramon mit einer Art heißer Zustimmung:

„Geschah ihr recht, der Hündin! Konnte sie nicht ehrlich leben, soll sie Erde fressen! Bei ihrem Liebhaber liegen und sich küssen da unten!"

Keiner kam darauf, sich die Frage zu stellen,

welch ſtummes Drama ſich wohl in Katharinas Seele abgeſpielt haben könnte und welche Gründe ſie zum Bruch mit dem Gatten getrieben hatten. Niemand kam auf die Vermutung, daß ihre Ehe mit Paramon eigentlich nur den Zweck hatte, den einen großen Betrug zu verbergen, der ſowohl — das halbe Jahr umfaßte, während deſſen ſie verlobt waren, als auch die fünf erſten Monate ihrer Ehe.

„Sie ſtarb am nächſten Morgen", fuhr Malachow in ſeiner Erzählung fort. „Das ganze Dorf, alle bis auf den letzten Mann, hielten zu mir. Man wollte mich nicht einmal verhaften. ‚Du entfliehſt auch ſo nicht', hieß es; ‚du biſt keiner von denen.' Ich beſtand ſchließlich ſelbſt darauf. Es ſtellte ſich heraus, daß ſich Katharina in den letzten Monaten der Schwangerſchaft befunden hatte; ich weiß nun nicht von wem, von ihm oder von mir. Ich wurde deshalb des dreifachen Mordes angeklagt: ihretwegen, für den Liebhaber und für das Kind. Vor dem Gericht erzählte ich alles richtig, wie es geſchehen war, verheimlichte nichts, und ſogar die Richter äußerten mir ihr Bedauern ... Obwohl ich alſo zu ſechs Jahren verurteilt worden bin, halte ich das doch für einen Freiſpruch. Sechs Jahre für drei Seelen — das iſt ein Freiſpruch! Ich tötete, weil ich unglücklich, ehrlos und um mein Geld betrogen war. Ich handelte ehrlich!"

Hier verſuchte ich, einiges zur Verwerfung des Mordes überhaupt einzuſchalten, erzürnte aber damit nur Paramon, der mich verächtlich überſah und leidenſchaftlich ausrief:

„Ich habe recht gethan! Und jeder muß sagen: ein braver Kerl, der Paramon! Ein Artist — Paramon! Ein Held — Paramon!"

„Warum nicht", entgegnete ich. „Ich denke ja nicht daran, Sie zu verurteilen. Ich meine nur, daß es dennoch besser gewesen wäre, sie nicht zu töten."

„Nein, ich mußte sie ermorden!" brüllte Paramon, rot vor Erregung, den riesigen, schwarzen Bart schüttelnd und sich an die Brust schlagend, „sie mußten ermordet werden; und die ganze Welt wird sagen: Paramon hat recht gethan! Ein Adler — Paramon! Othello — Paramon!"

Ich gab das Streiten auf, und ein Leuchten des Triumphes ging über Malachows Züge. Alle Sträflinge ohne Ausnahme ergriffen seine Partei. Bei dieser Gelegenheit konnte es sich Gontscharow nicht versagen, von einem Vorfall aus seinem Leben zu berichten, der ebenfalls die Dummheit und Niederträchtigkeit der Frauen beweisen sollte. Ein anderer wieder erzählte zur allgemeinen Belustigung, wie er in tierischer Weise einst seine Geliebte traktiert hatte.

„Ich stieß sie in die Seite, unter die Rippen, in die Weichen, in den Bauch, wieder in die Seite.."

Ich war nicht im stande, mehr zu hören, und hielt mir die Ohren zu. Später stellte ich dann an Semenow die Frage: wie sich seiner Meinung nach ein Mann gegen seine Frau verhalten und was er im Falle ihrer Untreue thun solle?

Semenow wunderte sich über diese Frage.

„Wie, sollte man ihr etwa vergeben? Daß das niederträchtige Frauenzimmer mich hinterher verspot-

tet? Ich würde dieſer Hure lieber gleich den Kopf abhauen, wenn ich ſie auch nur im Verdacht hätte."

„Und Sie, Wladimirow, wie denken Sie darüber?" wandte ich mich an unſeren Dichter, der die ganze Zeit ſchweigend und, wie es ſchien, ſchläfrig auf der Pritſche lag, Gott weiß in welchen Sphären ſchwebend. Das „Bärenohr" verſuchte mir anfangs auszuweichen und ſich mit der Ausrede loszumachen, er wiſſe nichts und könne ſich dabei auch nichts denken; dann aber richtete er ſich plötzlich auf und erhob ſeinen dröhnenden Baß ſo ſtark, daß ich faſt befürchtete, mein Trommelfell einzubüßen.

„Gewiß muß man ſie ermorden! . . . Die Frau muß dem Mann gehorchen . . . Soll ſich etwa der Mann vor ſeiner Frau fürchten?"

Das Geſpräch nahm dann noch ein komiſches Ende, als Tarbagan plötzlich erklärte, wenn ſeine Frau ihm untreu geworden, werde er ſie bei ſeiner Heimkehr unfehlbar ermorden.

Beim erſten Anblick dieſes ſchmutzigen, von Schlaf und Fett geſchwollenen Tierchens, welches auch davon träumte, ſich als Othello aufzuſpielen, brachen alle in Gelächter aus und fingen an, über ihn Witze zu reißen.

„Haſt du denn eine Frau gehabt? Ob du ſie nicht bloß im Traum geſehen haſt?"

„Warſt du nicht mit jenem Klotz verheiratet, der vor unſerer Schenke lag?"

„Nein, Brüderchen, er iſt mit der bunten Hündin verheiratet, die ſich draußen vor dem Gefängnis herumtreibt. Sie folgte ihm auch ins Zuchthaus."

Tarbagan wurde böse und biß sich, wie nur er es konnte, mit den Spöttern herum. Er verstand es eben nicht, die Wirkung eines Scherzes durch einen Gegenscherz aufzuheben.

Unerklärlich bleibt es mir bis heute, daß Lermontow im Schelalschen Gefängnis eine größere Popularität als Puschkin genoß. Hätte man mich auf Grund meiner Beobachtungen gefragt, welchen von beiden Dichtern die Sträflinge vorziehen oder wirklich liebgewinnen könnten, würde ich ohne zu schwanken Puschkin genannt haben. Zu meinem Erstaunen aber entdeckte ich, daß sich niemand beim Lesen von Lermontow langweilte, er gefiel sogar gerade durch seine kleinen lyrischen Gedichte — ein Resultat, das bei Puschkin ausblieb. Eine andere Frage ist es natürlich, ob diese Gedichte auch richtig verstanden wurden; Thatsache jedoch war, daß man Lermontow sowohl öfter las, als auch mit Vorliebe besprach. Den „Dämon" nahm man zum erstenmal zwar sehr kühl auf (offenbar wurde er gar nicht verstanden); nach Verlauf von einigen Tagen aber geschah etwas für mich ganz Unerklärliches: Sie waren auf einmal davon hingerissen und wollten ihn jeden Abend hören ... Besonders entzückt von diesem Poem zeigte sich ein halbrussifizierter Tatare, namens Rawilow, der sogar einzelne Stellen auswendig lernte, was viele andere ihm nachthaten. Ob dieser Einfluß von der bezaubernden Musik Lermontowscher Verse ausging oder ob das titanische Bild des Helden ihn ausübte — ich konnte es nicht entscheiden. Der „Bojare Orscha" und „Mzyry" wurden weniger verehrt; dafür konnte

aber „Das Lied vom Kaufmann Kalaſchnikow“ mit dem „Dämon“ gut konkurrieren. Einige Sträflinge ſprachen die Abſicht aus, ſich beim Austritt in die Verbannung Bücher zu beſtellen. Als ſie ſich bei mir über die Preiſe erkundigten und erfuhren, daß Lermontow und Puſchkin in gleichem Preiſe ſtehen, erklärten ſie froh, ſich dann vor allem Lermontow anzuſchaffen. Möglich, daß ihre Worte nie verwirklicht wurden (was kümmert ſie Lermontow und Puſchkin, wenn ſie frei ſind?); wichtig bleibt hier der Unterſchied im Verhalten gegen die beiden Dichter. Puſchkin war auch beliebt, wurde auch zweifellos beſſer verſtanden, und doch zogen ſie Lermontow vor. Einen großen Erfolg hatte unter anderem ſein Jugend-Melodrama „Die Spanier“, vielleicht deshalb, weil es der Feindſeligkeit der Sträflinge gegen die Geiſtlichkeit, wovon oben die Rede war, bedeutend Vorſchub leiſtete. Bekanntlich hat dieſes Drama kein Ende, da das Schlußblatt des Lermontowſchen Manuſkripts dem Beſitzer verloren ging. Meine Zuhörer konnten dieſen ‚Verluſt‘ kaum verſtehen und drangen mehr als einmal mit der Bitte in mich, den Schluß der „Spanier“ doch eifrig zu ſuchen. . . . Am meiſten wunderte ich mich darüber, daß Lermontow im Schelaiſchen Gefängnis weniger durch ſeine Proſa, als durch ſeine Gedichte zu Anſehen gelangte. Gegen den „Helden unſerer Zeit“ (Lermontows Roman) verhielt man ſich faſt gleichgültig und begeiſterte ſich doch lieber für „Dubrowsky“ und die „Kapitänstochter“. Was den „Dichter“ Wladimirow anbelangt, ſo ſchätzte er Puſchkin gering.

„Was iſt an ihm?“ ſprach er mit ſeiner Baßſtimme und lachte idiotiſch, „nichts iſt an ihm, nichts Beſonderes.“

Und doch ſaß er Tag und Nacht über Lermontow.

Wer aber wirklich der Abgott der Schelaiſchen Zwangsſträflinge war, der Schriftſteller, welcher ſich die größte Liebe erwarb, den höchſten Erfolg, das war Gogol.

Leider beſaßen wir nicht alle ſeine Werke. Vorhanden waren folgende: „Die Toten Seelen“, „Taras Bulba“, „Die Abende auf dem Gutshof“, „Newsky Proſpekt“, die „Blätter eines Wahnſinnigen“, „Altertümliche Gutsherren“ und „Der Mantel“. Von dieſen Werken fand nur „Der Mantel“ eine kühle Aufnahme, wurde auch nie wieder geleſen; alles übrige aber beinahe auswendig gelernt. Gogols Helden mußten in unſerem Gefängnis zu Taufnamen herhalten — der beſte Beweis eines durchſchlagenden Erfolgs. „Die Abende auf dem Gutshof bei Dikanka“ wurden ſtets mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit verfolgt und das Vorleſen beſtändig vom herzlichſten Lachen begleitet. Einmal wurde Tſchirok von jemand Tſcherewik genannt (Schnürſtiefel im Kleinruſſiſchen — aus „Sorotſchiner Jahrmarkt“) und dieſer Beiname bürgerte ſich wirklich auf längere Zeit bei uns ein. Der Teufel, die Hexe, der Schmied Wakula und Tſchub, der vor Schmerzen aufziſchte, als man ihm das Haar im Sack zuſammendrehte, wurden zu allgemeinen Lieblingen; ſogar der betrunkene Kalenik, der nur vorübergehend in der „Mainacht“ auftritt, prägte ſich dem Gedächtnis ein. Den größten Beifall fanden

natürlich die „Toten Seelen“ und „Taras Bulba“. Der Eindruck beider Werke war zwar verſchieden, aber gleich mächtig. Nur Wladimirow äußerte, wie gewöhnlich, in Bezug auf „Taras Bulba“ eine originelle Anſicht:

„Was iſt das? Blödſinn, reiner Blödſinn. Nichts beſonderes ſteckt drin. Einfach ſo zuſammengeſponnen.“

Juchorew, unſer Aelteſter, war gleich beim erſten Auftreten von der Perſönlichkeit Nozdrews dermaßen entzückt, daß er es nicht aushalten konnte:

„Das bin ich doch! . . . Bei Gott, ich, Brüderchen! . . .“

Und viel ſpäter erſt, als die Perſönlichkeit Nozdrews immer klarer hervortrat, verſtand er ſich dazu, auf dieſe Identität zu verzichten. Von der Zeit an ließen ihn die Spaßvögel des Gefängniſſes nicht vorbei, ohne ihn mit dem Beinamen „Nozdrew“ oder auch „Cherſoner Gutsherr“ aufzuziehen. Der Schelajſche Nozdrew-Herkules vergaß ſofort Würde und Rang eines Aelteſten, verfolgte die Spötter wütend durch den Gefängnishof, wer von ſeinen eiſernen Fäuſten gepackt wurde, dem ging es ſchlimm. Ohne Gnade preßte er ihm die Naſe zuſammen, riß das Barthaar aus, knickte Beine und Arme. Rakitin aber, Nikifor, Tarbagan und andere kamen ſelbſt nach dieſer Lektion nicht zur Ruhe. Auch der Sechsäugige hörte von dem Geſpött und frug Juchorew einmal mit einem gutmütigen Lächeln, warum er Nozdrew genannt werde. So hatten Korobotſchka, Pljuſchkin, Manilow, Sobakewitſch, Petuch,

General Betriſtſchew und ſelbſt Tſchitſchikow mit der Zeit Leben angenommen und waren zu Bekannten und Lieblingen meiner Zuhörer geworden. Auch die humoriſtiſchen Ausfälle Gogols — ich fand es merkwürdig — wurden nicht unbeachtet gelaſſen. Jene Stelle, in der er von dem Tſchinownik (Beamten) erzählt, daß er vor dem Abteilungschef als Rebhuhn, vor ſeinen Untergebenen aber als Prometheus erſchien, gefiel außerordentlich. In eigentümlicher Weiſe prägte ſich das unbekannte Wort Prometheus dem Gedächtnis ein, um einige Zeit ſpäter ſogar als Beiname Lucjeſarows wieder aufzutauchen.

„Prometheus, ein echter Prometheus!“ ſagten ſie von ihm, der von einem Gefolge von Aufſehern begleitet auf der Abendkontrolle erſchien.

Komiſch wirkte andererſeits der Umſtand, daß Sobakewitſch nicht als negativer, ſondern als poſitiver Typus aufgefaßt wurde, und gerade Malachow war es, der bei dieſem Anlaß außerordentlich lärmte.

„Das laſſe ich mir gefallen! Das iſt ein Mann, ein echter, und nicht eine leere Mühle. Das iſt ein Paramon Malachow! Ja! Sobakewitſch, das bin ich.“

Nun gab es — leider! — unter meinen Zuhörern ſolche, die bei aller Verdorbenheit doch eine gewiſſe einflußreiche Stellung einnahmen, unter den Zwangsarbeitern überhaupt als die begabteſten und witzigſten Köpfe gelten konnten. Dieſe Leute gaben dem Geleſenen nicht ſelten eine ganz unerwünſchte Beleuchtung. Der Brodjaga Doroſchkin z. B. ſuchte aus allen Kräften Tſchitſchikow, den Haupthelden der

„Toten Seelen", als eine Perle der Weltschöpfung hinzustellen. Er begeisterte sich an seinen schlauen Ideen, hob seine spitzbübischen Talente bis in den Himmel empor und schrie:

„So müssen sie es haben, die Sauermilchkannen, damit sie die Mäuler nicht aufsperren . . . Ah, wenn sie mich jetzt freiließen, ich würde mich nicht mehr mit Kugeln abgeben, ich wollte ihnen einen Tschitschikow spielen, daß nicht nur der Gouverneur, sondern selbst der General-Gouverneur mir seine Tochter zur Frau geben würde."

Gewiß war das nur leere Prahlerei und man kann Gogol wohl am wenigsten den Vorwurf machen, dem Doroschkin die Kunst des Stehlens beigebracht zu haben, weil dieser, eines Tuchdiebstahls bei der Frau eines Aufsehers, als er in die freie Kolonie ausgetreten war, überführt, am Tage nach dem Austritt in die freie Kolonie ins Gefängnis zurückgebracht wurde; zu einer derartigen unwillkommenen Propaganda der „Toten Seelen" mußte ich natürlich Stellung nehmen und die nötigen Erläuterungen geben. Im Uebrigen, denke ich, daß das Poem im allgemeinen auch ohne mein Zuthun richtig aufgefaßt wurde, und daß die Mehrzahl nur äußerlich mit Doroschkin übereinstimmte, im Innern ihrer Seele aber den Tschitschikow durchaus nicht als positive der Nachahmung würdige Figur ansah — mit einem Wort, die Satyre richtig verstand. Ich bedauerte es immer lebhaft, daß wir den „Revisor", „die Heirat", „Den Streit zwischen Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch", ferner „Die Nase", „Wy",

und „das Portrait" entbehren mußten — welcher Gewinn wäre das jedenfalls für die Popularität Gogols gewesen? Jedenfalls steht es über jeden Zweifel fest, daß er ein echt volkstümlicher, ja, wohl der einzige von allen russischen Schriftstellern ist, der noch jetzt von der Volksmasse verstanden und gewürdigt werden kann. Man muß daher von ganzem Herzen wünschen, daß der Zeitpunkt nicht mehr allzufern, der uns Gogols Werke in einer billigen volkstümlichen Ausgabe bringt.

Meine Mitbewohner mit den Werken anderer russischer Klassiker — Turgenjew, Tolstoi, Dostojewsky, Ostrowsky, Nekrassow — bekannt zu machen, war mir leider versagt. Ich kann nur annähernd vermuten, welchen Eindruck der eine oder der andere, dies oder jenes Werk auf sie gemacht haben würde. Besondere Neugierde freilich erregte in mir die Frage, was sie wohl zu den „Memoiren aus dem Toten Hause" von Dostojewski gesagt hätten, und ich war sehr erfreut, als ich in der Chrestomatie von Filonow einige Kapitel dieses Werkes (die dem Gefängnistheater gewidmeten) vorfand. Ich rechnete darauf, daß ein so naheliegender und verwandter Stoff großen Anklang und das lebhafteste Interesse bei meinem Publikum finden würde, und war natürlich sehr erstaunt, daß sie das vorgelesene Fragment ziemlich kühl aufnahmen, ja fast unbeachtet ließen. Ein so offenkundiger Mißerfolg betrübte, empörte mich beinahe; ich begann Tschirok, Malachow und anderen auseinanderzusetzen, daß es anders käme, wenn ich ihnen das ganze Buch vortragen könnte.

„Was wird denn da beſchrieben?“ frug der alte Gontſcharow.

„Beſchrieben wird, wie die Sträflinge vor vierzig Jahren im Gefängnis gelebt, gearbeitet und gelitten haben: — wie ſie von den Vorgeſetzten gepeinigt wurden, — mit einem Wort, das ganze Zuchthausleben.“

„Das kennen wir auch ohnedem, Iwan Nikolajewitſch! Was ſollen wir noch darüber leſen? Würden aber darin verſchiedene Ueberfälle von Räubern und andere Abenteuer beſchrieben, z. B. die Geſchichte vom Häuptling Roſtſchin und ſeinem Jeſſaul Bur, na, dann wäre es eine andere Sache.“

„Erwürgen müßte man ihn und nicht leſen!“ ſagte plötzlich Semenow, ſich auf der Pritſche aufrichtend und ſeine Pfeife anzündend. Seine Naſenflügel erweiterten ſich im Zorn und die Augen hatten einen böſen und zu gleicher Zeit verächtlichen Blick.

„Wen meinen Sie?“ frug ich verwundert.

„Eben den, der dieſe Memoiren geſchrieben hat, den Doſtojewsky oder wie er ſonſt heißt . . . Ich habe das Buch geleſen.“

„Sie haben es geleſen und ſagen, daß man ihn erwürgen müſſe?! Es muß etwas anderes geweſen ſein.“

„Nein, nichts anderes, und, wiſſen Sie, eben darum müßte man ihn erwürgen, weil er alle Geheimniſſe der Sträflinge den Behörden verraten hat, darum, weil durch ſeine Schuld uns das Leben ſo ſchwer gemacht wurde.“

Ich ereiferte mich und ſuchte zu beweiſen,

daß Dostojewsky den Einwohnern der Zwangshäuser im Gegenteil mit seinem Buch einen großen Dienst erwiesen habe, indem er denselben Behörden klar machte, daß die Sträflinge auch Menschen seien, und daß man sie in menschlicher Weise behandeln müsse. Allein mit Semenow zu streiten war unnütz. Nachdem er seine Meinung so wuchtig geäußert, als ob er etwas mit der Axt niederhauen wollte, legte er sich mit dem gleichen Ausdruck des Hasses und der Verachtung stumm auf seinen Platz zurück. Sein Gedanke wurde jedoch sofort von anderen, von Gontscharow und Malachow, aufgenommen, wobei ein Lärm entstand, in dem sich meine Stimme verlor. Es fanden sich schließlich noch mehr Sträflinge, die „die Memoiren aus dem Toten Hause" gelesen hatten, aber alle tadelten den Verfasser wegen der Aufdeckung der Sträflingsgeheimnisse und verschiedener intimer Seiten ihres Lebens, wobei sie behaupteten, daß es ihm schlimm ergangen wäre, wenn er seiner Zeit in die Hände der „Kobylka" gefallen. Die Sache ist nämlich die, daß die Mehrzahl der Sträflinge naiverweise glaubt, den Behörden sei bis auf den heutigen Tag nicht das geringste über den Brauch, Geld in sogenannten „Ziesselmäusen" zu verstecken, über verschiedene Methoden und Formen des „Umtausches", des Zerschlagens der Ketten u. s. w, bekannt.

Von Werken ausländischer Schriftsteller besaßen wir, außer Shakespeare, noch den „Letzten Tag eines zum Tode Verurteilten" von Victor Hugo. Ich nahm an, daß dieses Buch auf meine Mitbewohner

einen nicht minder ſtarken Eindruck machen würde; allein, ich täuſchte mich ebenſo, wie bei der Schrift Doſtojewskys. Der Vortrag ermüdete die Mehrzahl meiner Zuhörer, ſchläferte ſie ſchließlich ſogar ganz ein. Das Verſtändnis für die tiefangelegte, pſychologiſche Analyſe überſtieg bei dem Mangel an hinreißender und fortſchreitender Handlung ihre Kräfte. Was aber einzelne unter ihnen, und zwar die eifrigſten Liebhaber der Vorträge, anbelangt, ſo lauſchten ſie unzweifelhaft bis an das Ende der Erzählung mit einer ſichtbaren und tiefen Aufmerkſamkeit, diesmal jedoch in ein ſo ſtarres Schweigen verſunken, daß ſich mir die peinliche Ueberzeugung aufdrängte, ſie litten ſchwer unter ihrer Wirkung und ſuchten ſie als unangenehm zu verheimlichen. Die ihrem eigenen Leben ſo naheliegende Realität des Gegenſtandes bedrückte ſie offenbar und machte ſie weniger als in anderen Fällen für die äſthetiſche Seite des Werkes empfänglich. Vielleicht auch hatten meine Zuhörer das Gefühl, daß jedem von ihnen in Vergangenheit oder Zukunft Aehnliches widerfahren konnte; von Dingen aber wie vom Galgen, ſprechen und denken auch die Sträflinge nicht gern. Wenn eben in einem Hauſe ein Todesfall eingetreten iſt oder bevorſteht, ſind Geſpräche über den Tod, beſonders weitläufige oder bildlich durchgeführte, läſtig und peinlich. So wenig umfangreich meine Bibliothek während der Strafzeit ausgeſtattet war, genügte doch die Zeit nicht, die Sträflinge auch mit dem wenigen vollkommen bekannt zu machen. Deshalb muß ich davon abſehen, endgültige und beſtimmte Folgerungen aus den

von mir gemachten Beobachtungen zu ziehen. Ich möchte nur hinzufügen, daß die mit Vorlesen verbrachten Abende den besten und edelsten Teil meiner Erinnerungen an das Schelajsche Gefängnis ausmachen, und daß ungeachtet aller einzelnen Enttäuschungen, die meine Schwärmereien von dem humanitären Einfluß der schönen Litteratur auf die Zuchthausinsassen nach sich zogen, ich persönlich heute noch an meiner Ueberzeugung festhalte. In entsprechender Weise arrangiert, könnten diese Vorträge, ebenso wie der Unterricht, nach meiner Meinung eine mächtige Rolle in der Sache der sittlichen Besserung der Sträflinge spielen, indem sie langsam und für die Sträflinge selbst kaum merkbar, den geistigen Horizont erweitern und ihre moralischen Begriffe umbilden. Und wenn sich dies in der Praxis wirklich als Hirngespinnst, nichts weiter als eine phantastische Träumerei, erweisen sollte, so würde ich auch dann nicht nur auf Duldung, sondern auf Einführung kleiner Gefängnis-Bibliotheken von Seiten der Behörden selbst bestehen, von Büchersammlungen zum Allgemeingebrauch, die sowohl die besten Klassiker der fremden und russischen Litteratur, als auch die namhaftesten Werke der Belletristik enthalten müßten. Der Umfang einer solchen Bibliothek könnte zu Gunsten einer sorgfältigen Auswahl auf das kleinste Maß beschränkt werden. Romane mit blutig-kriminalistischem Inhalt, Bücher von abenteuerlich-romantischem Charakter müßten natürlich vollständig ausgeschlossen sein. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß von allen Schriftstellern der Welt Dickens sich am besten zu

dieſen Zwecken eignen würde, Dickens, deſſen Romane ich leider nicht beſaß, Dickens, dieſer zarte, tiefe und warmherzige Dichter mit ſeinen Bildern und Geſtalten voll ſanfter Herzlichkeit und Anmut, mit ſeiner unendlichen Liebe zur leidenden Menſchheit, zu Kindern und Armen, zu allen Gedemütigten und Beleidigten, zu allen des Glückes Beraubten. Auch wegen ihres großen Umfanges möchte ich dieſe Bücher noch beſonders empfehlen. Ich habe nämlich die Erfahrung gewonnen, daß gerade die umfangreichſten Bücher den größten Einfluß auf die Sträflinge ausübten, teilweiſe auch den ſtärkſten Erfolg hatten, ganz einfach aus dem Grunde, weil der Vortrag eine ganze Reihe von Abenden beanſpruchte, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer in die verborgenſten Tiefen und Details des Lebens und der Seele hineingezogen wurde und der einmal erweckte Gedanke Zeit hatte, ſich in der gewollten Richtung zu entwickeln. Kleinere Novellen und Geſchichten dagegen reizten die Zuhörer nur; kaum daß der unentwickelte Geiſt Zeit hatte, ſich zu ſammeln und in eine gewiſſe Stimmung einzuleben, ſo war die Erzählung auch ſchon zu Ende. Sie eignen ſich deshalb, nach meiner Ueberzeugung, in den wenigſten Fällen für eine Sträflingsbibliothek, eben da die Sträflinge feſter und tiefer, und nicht nur flüchtiger Eindrücke bedürfen; ſie entſprechen aber auch dem allgemeinen Ziel, wenn die des Leſens wenig kundigen Sträflinge ſie während längerer Zeit ſelbſt leſen können: jeder wird ſich dann eine Lieblingserzählung ausſuchen und damit herumgehen, wie die Henne mit dem Ei, vielleicht auch längere Zeit keine andere

anerkennen wollen. Nach dieſer Richtung hatte ich den größten Erfolg mit „Sokrates, der Lehrer des Lebens“, „Chriſtoph Columbus“, und „Alexander von Macedonien, genannt der Große“.

Außer Dickensſchen Romanen würde ich zu Vorträgen für Sträflinge die geſchichtlichen Romane von Walter Scott und Cooper empfehlen, auch die beſten Werke von Mayn-Read (in der Art des „Pflanzenjägers“). Es iſt überflüſſig zu ſagen, daß auch die berühmten Kinderromane, wie „Robinſon Cruſoe“ und „Onkel Toms Hütte“ nicht fehlen durften. Auch der „Don-Quichotte“ von Cervantes könnte, denke ich, unter den erſten Büchern einer ſolchen Bibliothek figurieren. Dafür aber bin ich durchaus gegen alle Arten von Verkürzungen und Bearbeitungen für Kinder und die Jugend.

Schach-Lamos

Ein Monat nach dem anderen verging, und noch war keiner von uns in die freie Kolonie entlaſſen worden. Bald wurde geſagt, daß der Bau der Winterwohnungen nicht beendigt ſei, bald, daß die „Vorſchläge“, die der Sechsäugige bei der Verwaltung eingereicht hatte, unnötig aufgehalten würden. Alle dieſe Gerüchte verſtummten jedoch bald wieder, die Kandidaten für den Austritt in die freie Kolonie ließen ſchon die Köpfe hängen, als plötzlich ein belebender Schlag, von Flüſtern begleitet, durch das Gefängnis ging. Die „Gefängnisanzeiger“ — Gnuß,

Tarbagan, der Schuhmacher Zwonarenko und andere — huſchten fortwährend von einer Kammer in die andere, jedem Begegnenden zuflüſternd, daß ſie jetzt ihren Kopf zum Pfand einſetzten für die Richtigkeit des Gerüchts: ganze fünfunddreißig Mann ſeien in Vorſchlag gebracht. Dieſe Kunde, die vorläufig noch als ſtrenges Geheimnis zu betrachten ſei, ſtamme aus ſicherſter Quelle und zwar von einem der Aufſeher ſelbſt, ferner vom Bureauſchreiber und obendrein noch von Mariechen, der allgemein beliebten Zofe des Sechsäugigen. Begreiflicherweiſe ſetzte dieſe Mitteilung alles in Bewegung. Sogar diejenigen erregten ſich darüber, die in keinem Fall auf Befreiung aus dem Gefängnis rechnen durften, — die Ewigen und Fünfunddreißigjährigen. In dieſem Umſtand offenbart ſich wohl am kraſſeſten der unerträgliche Bann der Gefängnismauern und des Schelajſchen Regimes. Der Gedanke allein, daß ganze fünfunddreißig Mann, Leute, die momentan noch ganz in der Nähe lebten, die unter denſelben Zwangsmaßregeln und Verhältniſſen litten, in einigen Tagen faſt freie Menſchen werden ſollten, dem „Geſpenſt" mit dem Bajonett und den Zornesausbrüchen der Aufſeher entronnen — dieſer Gedanke allein ließ alle Herzen vor Freude höher ſchlagen und den ungeheuern Reiz der Freiheit für — andere mitempfinden.

Der Druck, der auf uns ausgeübt wurde, war, trotz der kleinen, bereits angedeuteten Nachläſſigkeiten, eben doch ſchwer fühlbar. Wie fremd auch der Mehrzahl der Sträflinge das Bewußtſein ihrer Menſchenwürde war, auch ſie empfanden es zweifel-

los bitter genug, ihre Persönlichkeit auf Schritt und Tritt gedemütigt zu sehen, in der Behandlungsweise immer nur die eine Empfindung zu kosten, daß sie eigentlich keine Menschen, sondern eine besondere Art Tiere seien, — Zuchthäusler genannt. Nicht ohne Erbitterung wurde einmal im Gefängnis das wer weiß woher stammende Gerücht verbreitet, Luczesarow habe, einen Diener aus der freien Kolonie aus Anlaß eines geringen Vergehens zur Rede setzend, ausgerufen:

„Du bist ein Zuchthäusler! Du bist ein Sklave, weiter nichts! Weder göttliche, noch menschliche Rechte kommen dir zu, nicht mehr als den Ochsen da, die mir Wasser schleppen! Und so wie diese hast du ohne Widerspruch zu gehorchen!"

Darum nahm die Mehrzahl seine vor der Front geäußerte Ansicht über die Prügelstrafe mit gemischten Empfindungen auf.

„Gedenkt meiner Worte, Brüderchen", rief daraufhin einer der Sträflinge in der Kammer aus, ein halb verrückter, ganz feurig rothaariger und drollig aussehender kleiner alter Mann mit dem Beinamen „Stachelgras", weil er stets gegen alles in der Welt erbost war und sich selbst, wie die Sträflinge zu sagen pflegten, nur einmal im Jahre liebte, „gedenkt meiner Worte, Brüderchen; der erste, den er prügelt, wird auf einer Matte tot hinausgetragen! Der wird sich noch an unserem Blut berauschen, denn Menschenblut sehen ist ihm wonnig. Daß er bis jetzt unsere Hemden noch nicht gelüftet hat, geschah nur, weil er abgefeimt ist wie eine sechsköpfige und sechsäugige

Schlange. Seht euch doch seinen Bauch an: — vorläufig ist er noch dick und satt, denn kurz vor unserem Eintreffen erst hat er einen lebendigen Menschen verschlungen. Aber ich spüre es, mein Herzlein spürt es auch und ins Ohr flüstert mir jemand immerzu, daß auch ich seinen Händen nicht entgehen werde. Entweder er geht durch meine Hand oder ich muß durch die seine zu Grunde gehen. Geschehen muß etwas!"

Und mit einem tiefsinnig in die Ferne gerichteten Blick, die kleinen Füßchen drollig gespreizt, blieb „Stachelgras" hoch aufgerichtet in der Mitte der Kammer stehen. Als sich dann im Gefängnis wirklich einmal das Gerücht verbreitete, der brave Stabskapitän habe zwei in seinen Diensten stehende Zuchthäuslerinnen eigenhändig durchgehauen, indem er der einen die Nase blutig geschlagen, der anderen die Zöpfe zerzaust hätte, war seine Schadenfreude groß. Es war bei einem Leben hinter Schloß und Riegel selbstverständlich sehr schwierig, derartige Gerüchte auf ihre Richtigkeit zu prüfen; „Stachelgras" freilich dachte nicht im entferntesten daran, sie anzuzweifeln.

„Bald, bald kommt die Reihe an uns!" sagte er in prophetischem Ton, indem er den Zeigefinger erhob und so trübselig den Kopf schüttelte, als gelte es, sich auf eine Verzweiflungsthat vorzubereiten.

Zum Glück erfüllte sich diese Vorausſage nicht. Das Gerücht von der thätlichen Bestrafung der Frauen — wie gesagt — konnte nicht kontrolliert werden; die Sträflinge aber wurden vom braven Stabskapitän nie auch nur mit einem Finger ange-

rührt, selbst nicht einmal unter Gebrauch von Schimpfworten ausgescholten.

Nichtsdestoweniger fürchteten ihn alle wie das Feuer. Luczesarows Persönlichkeit wirkte unmittelbar niederdrückend; jeder kam sich in seiner Gegenwart wie ein Hund vor beim Anblick der erhobenen Peitsche. Der Menschenverächter sprach aus jedem seiner Blicke, wie auch aus Wort und That. Alles in ihm war herzlos gesetzmäßig und unmenschlich gerecht. Er war stolz auf seine unbestechliche Ehrlichkeit, und selbst die Sträflinge gaben einstimmig zu, daß alles ihnen gesetzlich Zukommende nirgends gleich rechtzeitig und unverkürzt verabfolgt werde wie auf der Schelaischen Grube. Auch wurde in keinem Gefängnis in demselben Maße für Sauberkeit und Hygiene gesorgt. Andererseits glaubte sich jeder einzelne über die Beweggründe dieser beispiellosen Gerechtigkeit und Genauigkeit von vornherein klar zu sein, nämlich daß sie weniger einer lebendigen Liebe zu den Menschen entsprangen als vom Ehrgeiz eingegeben waren, von der Sucht, sich in den Augen der vorgesetzten Behörden auszuzeichnen. Im besten Fall war es vielleicht Anhänglichkeit an das Prinzip der Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit an und für sich, an die Kunst um der Kunst willen. Die Sträflinge selbst traktierte Luczesarow offen und hinter ihrem Rücken wie Tiere, ohne Ahnung, daß diese Tiere, die jedes seiner Worte auffingen und beurteilten, im allgemeinen ebenso witzige als schonungslose Kritiker waren. Zum Beispiel konnten sie die Erklärung vom Tage seiner Amtsübernahme nie vergessen, eine Erklärung, die dahin lautete, daß er

einem einzigen Aufseher mehr traue, als siebenhundert Sträflingen. Ein anderes Mal erklärte er bei irgend einer Gelegenheit (das zirkulierte auch von Mund zu Mund), daß der Abstand zwischen einem Zuchthäusler und einem Aufseher ebenso groß sei, wie zwischen ihm, dem Stabskapitän Luczesarow, und — Gott selbst. Ueberhaupt zielten alle seine Maßnahmen und Kundgebungen darauf, die eigene Herrlichkeit und die Autorität seiner Werkzeuge mit dem größten Pomp zu umgeben. Nach dieser Richtung steuerte er auch mit der überaus klugen Taktik: eine Anordnung, die sich alsbald in der Praxis als höchst unsinnig und ungerecht erwiesen hatte, nie zu rasch zurückzuziehen. Ein großer Politiker offenbar, träumte er von einer Laufbahn, die ihn hoch empor führen sollte . . .

Einmal übrigens verlor auch Luczesarow die Fassung. Es geschah, als bei der feierlichen Ceremonie der Abendkontrolle der Aelteste, Juchorew, vor der gesamten Front im Namen aller Sträflinge eine offene Erklärung abgab, eine Beschwerde, die einen der anwesenden Aufseher betraf. Dieser Mensch pflegte nicht nur die Sträflinge in den schlimmsten Ausdrücken zu schelten, er war auch schon so weit gegangen, sie mit der Faust vor die Brust zu stoßen. Anfangs schien es, als sei Luczesarow wirklich durch die Plötzlichkeit dieses Zwischenfalls verwirrt; er verharrte einige Zeit schweigsam, hustete dann ein paarmal und stammelte, offenbar ratlos, was zu thun sei. Indeß, er kam bald genug wieder zu sich, und kurz aufbrummend: „Ich werde die Sache untersuchen!“ befahl er den

Aufſehern noch majeſtätiſcher wie gewöhnlich, die Sträflinge in die Kammern zu führen.

Selbſtverſtändlich hat niemand weder früher noch ſpäter erfahren, worin die in Ausſicht geſtellte Unterſuchung beſtand. Der verhaßte Aufſeher blieb vielmehr nach wie vor im Amt, und obwohl er ſich fortan hütete, die Sträflinge vor die Bruſt zu ſtoßen, wurde ſeine Ausdrucksweiſe immer gröber und frecher. Er, der den Spitznamen „der Namenloſe" führte, war übrigens die rechte Hand Luczeſarows und deshalb nicht nur bei den Sträflingen, ſondern auch bei ſeinen Amtskollegen von Herzensgrund verhaßt. Denunziant von Beruf, machte er der „Kobylka" nicht die geringſten Konzeſſionen, dabei ebenſo formaliſtiſch und herzlos geſetzlich auftretend wie ſein Beſchützer. Er wußte außerdem ſeine Amtsführung mit ſo viel Leidenſchaft und Feuer zu verbinden, daß Luczeſarow wohl mit Recht von ihm behaupten konnte, von allen Aufſehern ſei er der einzige, der ſich ſeiner Thätigkeit mit „religiöſer" Ergebenheit widme . . . Den ganzen Tag über rannte er im Gefängnis umher, bald wie eine Katze heranſchleichend und die Ohren ſpitzend, bald wie der Sturmwind einfallend und die Schuldigen in flagranti ertappend; den ganzen Tag ſchrie er, zankte, ſuchte Händel, immer gleich mit Arreſt und Beſchwerden drohend. Die Mehrzahl der Karzerſtrafen wurde während ſeiner Dienſtzeit verhängt. Seine ſchmächtige Figur mit dem roten, von Finnen überſäten Geſicht flößte ſogar mir, mit dem er in ſeiner Art ſtets höflich umging, ein Gefühl des Ekels ein. Er verlangte, daß die Sträflinge ihn bei jeder Klei-

nigkeit mit „Herr Aufseher“ anredeten und bei jeder Begegnung, und sei es die hundertste des Tages, unverzüglich die Mütze zogen. Als er einem ungehorsamen Sträfling einen Verweis dieser Art erteilte, schrie er, daß es durch den ganzen Korridor hallte:

„Der Vorsteher wird euch schon noch zwingen, die Mütze sogar vor unseren Frauen abzunehmen!“

Natürlich empörte das die ganze „Kobylka“.

„Wie? Vor jedem Frauenzimmer, vor jeder Hure die Mütze ziehen?“ äußerte man sich in der freimütigsten Weise, den Blick auf die Thüre gerichtet. „Lieber können sie mich in den Karzer einsperren, zu Tode quälen!“

Durch seine Strenge und Förmlichkeit brachte der „Namenlose“ das Gefängnis eigentlich nicht so sehr gegen sich auf, als durch die Verachtung eines jeden, der zum Zuchthäusler geworden war, eine Verachtung, die aus jedem seiner Worte, aus jeder seiner Gesten hervorging, die sogar durch den Ton der Stimme hindurchklang.

Sich selbst hielt er übrigens für einen gebildeten und belesenen Menschen, und in der That las keiner seiner Kollegen so viel und so gern wie er. Während seiner Dienstzeit trug er stets irgend einen Roman bei sich, meist aus dem Französischen übersetzt, mit einem herzzerreißend — blutigen Titel. Ferner führte er ein Heft, in das er allerlei tatarische Wörter mit den synonimen russischen Ausdrücken einzutragen pflegte. Als ich einmal aus Neugierde hineinblickte, machte ich die Entdeckung, daß er sich ein Wörterbuch

von mir gemachten Beobachtungen zu ziehen. Ich möchte nur hinzufügen, daß die mit Vorlesen verbrachten Abende den besten und edelsten Teil meiner Erinnerungen an das Schelajsche Gefängnis ausmachen, und daß ungeachtet aller einzelnen Enttäuschungen, die meine Schwärmereien von dem humanitären Einfluß der schönen Litteratur auf die Zuchthausinsassen nach sich zogen, ich persönlich heute noch an meiner Ueberzeugung festhalte. In entsprechender Weise arrangiert, könnten diese Vorträge, ebenso wie der Unterricht, nach meiner Meinung eine mächtige Rolle in der Sache der sittlichen Besserung der Sträflinge spielen, indem sie langsam und für die Sträflinge selbst kaum merkbar, den geistigen Horizont erweitern und ihre moralischen Begriffe umbilden. Und wenn sich dies in der Praxis wirklich als Hirngespinnst, nichts weiter als eine phantastische Träumerei, erweisen sollte, so würde ich auch dann nicht nur auf Duldung, sondern auf Einführung kleiner Gefängnis-Bibliotheken von Seiten der Behörden selbst bestehen, von Büchersammlungen zum Allgemeingebrauch, die sowohl die besten Klassiker der fremden und russischen Litteratur, als auch die namhaftesten Werke der Belletristik enthalten müßten. Der Umfang einer solchen Bibliothek könnte zu Gunsten einer sorgfältigen Auswahl auf das kleinste Maß beschränkt werden. Romane mit blutig-kriminalistischem Inhalt, Bücher von abenteuerlich-romantischem Charakter müßten natürlich vollständig ausgeschlossen sein. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß von allen Schriftstellern der Welt Dickens sich am besten zu

dieſen Zwecken eignen würde, Dickens, deſſen Romane ich leider nicht beſaß, Dickens, dieſer zarte, tiefe und warmherzige Dichter mit ſeinen Bildern und Geſtalten voll ſanfter Herzlichkeit und Anmut, mit ſeiner unendlichen Liebe zur leidenden Menſchheit, zu Kindern und Armen, zu allen Gedemütigten und Beleidigten, zu allen des Glückes Beraubten. Auch wegen ihres großen Umfanges möchte ich dieſe Bücher noch beſonders empfehlen. Ich habe nämlich die Erfahrung gewonnen, daß gerade die umfangreichſten Bücher den größten Einfluß auf die Sträflinge ausübten, teilweiſe auch den ſtärkſten Erfolg hatten, ganz einfach aus dem Grunde, weil der Vortrag eine ganze Reihe von Abenden beanſpruchte, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer in die verborgenſten Tiefen und Details des Lebens und der Seele hineingezogen wurde und der einmal erweckte Gedanke Zeit hatte, ſich in der gewollten Richtung zu entwickeln. Kleinere Novellen und Geſchichten dagegen reizten die Zuhörer nur; kaum daß der unentwickelte Geiſt Zeit hatte, ſich zu ſammeln und in eine gewiſſe Stimmung einzuleben, ſo war die Erzählung auch ſchon zu Ende. Sie eignen ſich deshalb, nach meiner Ueberzeugung, in den wenigſten Fällen für eine Sträflingsbibliothek, eben da die Sträflinge feſter und tiefer, und nicht nur flüchtiger Eindrücke bedürfen; ſie entſprechen aber auch dem allgemeinen Ziel, wenn die des Leſens wenig kundigen Sträflinge ſie während längerer Zeit ſelbſt leſen können: jeder wird ſich dann eine Lieblingserzählung ausſuchen und damit herumgehen, wie die Henne mit dem Ei, vielleicht auch längere Zeit keine andere

bers dreist und cynisch. Er hütete sich wohl, mit mir anzubinden oder, wie es unter den Sträflingen hieß, mit mir zu „zwitschern"; allein er brannte darauf, mir Unannehmlichkeiten zuzufügen und mißbrauchte daher die Untersuchung, mir im Vorbeigehen besonders derb mit der flachen Hand auf die Mütze zu schlagen. Dies zu thun hat er nie vergessen. Uebrigens war Woronkow ein großer Feigling, und wenn er von seiten der Sträflinge auf einen einigermaßen ernsten Widerstand stieß, zog er wie ein Hund den Schwanz ein und ließ manches über sich ergehen, was sich nicht jeder von der „Schpanka" hätte gefallen lassen.

Wie traurig sich uns auf Schritt und Tritt, im großen wie im kleinen des täglichen Lebens das Gefühl der Rechtlosigkeit, das Bewußtsein, als Zuchthäusler fast vogelfrei zu sein, aufdrängen mußte, geht vor allem auch aus folgender Thatsache hervor:

Luczesarow z. B. sah es ungern, daß das unter seiner Verwaltung stehende Gefängnis viel Kranke beherberge, und der Trunkenbold von Heilgehilfe, der nur zu dem Zweck ins Gefängnis kam, um eine Flasche Spiritus zu trinken oder aus der Apotheke mitzunehmen, trug dieser Abneigung im weitgehendsten Maße Rechnung: nie sah man im Lazarett mehr als die Hälfte der Betten benutzt, und wenn es sich ja als unumgänglich erwies, einen neu erkrankten Sträfling aufzunehmen, mußte unbedingt einer der bisherigen Pfleglinge Platz machen, ohne Rücksicht auf seinen Zustand. Außerdem wollte der brave Stabskapitän in seinem Gefängnis keine „Bogoduls" dulden, das

sind schwache Sträflinge, die zu schweren körperlichen Arbeiten nicht herangezogen werden können.

„Mein Gefängnis — ist ein Arbeitsgefängnis", erklärte er, „und kein Armenhaus. Meine Schuld ist es nicht, wenn mir Alte, Kranke und Krüppel zugesandt werden. Ich kann daher keine ‚Bogoduls' gebrauchen. Alle ohne Ausnahme müssen auf ihrem Posten sein, vorausgesetzt, daß sie nicht im Lazarett liegen!"

Und er brachte es thatsächlich fertig, selbst für Greise, die sich kaum auf den Füßen halten konnten, irgendwelche Beschäftigung zu ersinnen, ihnen ein Arbeitsamt zu übertragen. Er ging dabei von der durchaus unzutreffenden Ansicht aus, daß die Funktionen der Kammerältesten, der Paraschniks und anderer „Reinemacher" die leichtesten seien, sich also am besten für die Bogoduls eigneten. So besetzte er wirklich diese Posten mit alten und schwächlichen Leuten, obwohl sie den damit verbundenen ebenso schweren als mühevollen Pflichten in keiner Weise gewachsen waren. Alle Paraschniks und Kammerältesten mußten zunächst zweimal in der Woche Tische, Bänke, Pritschen und Dielen reinigen, und zwar mit Lappen auf den Knieen kriechend, da Scheuerbürsten aus unbekannten Gründen verboten waren. Die Kammern mußten blank sein wie Glas. Dann waren die Aeltesten verpflichtet, jeden Tag in der Küche Kartoffeln zu schälen und, im Falle einer Verminderung der Sträflingszahl, auch das Holz- und Wasserholen zu übernehmen. Den Sommer über mußten sie in den Gemüsegärten Kohl pflanzen und

begießen. Vor ihrer Wahl zum Kammerälteſten wurden niemals beim Heilgehilfen Erkundigungen über den Geſundheitszuſtand der Kandidaten eingezogen, und ſo konnte es geſchehen, daß nicht ſelten berüchtigte Syphilitiker und andere Schwerkranke unſer Geſchirr wuſchen, daß unſer Fleiſch, unſer Brot durch ihre Hände ging. Urſprünglich hatte man Freiwillige zu Paraſchniks aufgerufen; ſpäter aber hörte Lucjeſarow auf, mit der freien Entſchließung der Sträflinge zu rechnen und that die ſich Weigernden ohne weiteres in Arreſt. Dann änderte er abermals ſeine Anſicht, indem er beſonders die Tataren, zu denen er ohne Unterſchied Tataren, Kaukaſier und Sarten rechnete, für dieſe Aufgabe geradezu geſchaffen hielt. Und dieſer Umſtand nun wurde zum Anlaß einer traurigen Begebenheit, die für den betreffenden Sträfling ſelbſt ein überaus tragiſches Ende nahm, für das ganze Gefängnis aber zum Anfang einer neuen, noch düſtereren Epoche wurde.

Im Schelaiſchen Gefängnis nämlich lebte ein ſonderbarer grauköpfiger Lesgine, der ſchon mehr als einen Fluchtverſuch hinter ſich hatte und dieſerhalb von Kugeln und Bajonetten hart mitgenommen war; alles in allem ein kränklicher und ſchwächlicher alter Mann. Nur ſeine Augen, große, ſchwarze Feueraugen, deren ſtolzer Ausdruck vortrefflich mit ſeiner Adlernaſe harmonierte, ſprachen von einer ungebrochenen Energie, von einem glühenden Haß gegen den ruſſiſchen Erbfeind. Auf dieſen alten Tataren, der zur körperlichen Arbeit ſo gut wie gar nicht taugte, fiel der Blick Lucjeſarows, als ihm einmal bei der

Abendkontrolle gemeldet wurde, einer der Paraschniks sei erkrankt und ins Lazarett geschafft worden.

„Gut, dann bestimme ich diesen Alten zum Paraschnik", befahl er, auf Schach-Lamos zeigend, „die beste Beschäftigung für einen Tataren!"

Dann verließ er majestätisch die Kammer. Schach-Lamos, von den Kameraden über den Vorgang unterrichtet, verstummte anfangs, Staunen und Zorn raubten ihm die Sprache; dann aber schrie er laut auf:

„Ich — Paraschnik? Tatarische Arbeit? Das will ich dir zeigen! Ein Kaukasier und tatarische Arbeit! Sofort haue ich ihm den Kopf ab!"

Mit Mühe beruhigte man ihn und überredete ihn ferner, sich, ohne Lärm zu schlagen, am nächsten Morgen einfach krank zu melden. Auf diese Weise gelang es wirklich, auf einige Zeit der unangenehmen Arbeit zu entgehen; aber dann kam freilich ein Tag, an dem die Aufseher sich des Befehles ihres Vorgesetzten erinnerten und den unglücklichen Lesginen aufs neue zum Paraschnik bestimmten. Schach-Lamos verweigerte ausdrücklich, in diesem Falle zu gehorchen. Eine ganze Woche hielt man ihn nun in Dunkelarrest, und das erste, was er bei seiner Freilassung erfuhr, war der Befehl, die Paraschen auszutragen. Als ich an diesem Tage in die Grube einfuhr, war ich dessen sicher, daß er sich abermals geweigert hatte. Zugleich sah ich mit neugieriger Spannung dem Ende dieses Kampfes zwischen den Aufsehern und diesem hartnäckigen Kaukasier entgegen. Von der Arbeit zurückkehrend, erriet ich schon am Gefängnisthor, daß sich inzwischen etwas Außerordentliches innerhalb sei-

ner Mauern ereignet haben mußte. Wir wurden nämlich mit einer längst in Vergessenheit geratenen Sorgfalt und auffälligen Grobheit untersucht; sogar die Kessel und Säcke wurden uns auf der Stelle abgenommen.

„Wie sollen wir denn jetzt Thee trinken?“ frug in klagendem Ton die „Kobylka“.

„Für den Kronsthee ist das Kronsgeschirr da“, antwortete der diensthuende Aufseher, „eigener Thee ist verboten.“

„Wieso verboten? Wann? Warum?“

„Das werdet ihr schon drin erfahren.“

Wie der Platzregen strömten die Sträflinge in den Gefängnishof, eilten in die Kammern, um näheres zu erfahren. Im Korridor angelangt, fanden wir sämtliche Thüren schon wieder geschlossen. Hinter dem Thürgucloch erschien das geschwollene Gesicht Tarbagans, der sichtbar vor Ungeduld brannte, mir die große Neuigkeit mitzuteilen, und hinter ihm zitterten aufgeregt Gnuß' rote Schnurrbartenden. Kaum daß der Aufseher uns Bergarbeiter in die Kammer eingelassen hatte, als die beiden auch schon in eine Flut von Worten ausbrachen.

„Zum Teufel, langsam! Erzählt doch vernünftig, was geschehen ist!“

„Der Sechsäugige war nahe daran, ermordet zu werden!“ rief Jaschka beinahe atemlos.

„Tot ist er freilich nicht, aber sein Teil hat er weg“, verbesserte Gnuß.

„Was hat er weg?“

„Da hast du ein was!“

„Erzählt doch ordentlich, quält nicht. Ihr zieht, zieht ja, wie einen Toten am . . . Tarbagan, erzähle du!“

„Schach-Lamos weigerte ſich wieder, die Paraſchen zu tragen. Es wurde dem Sechsäugigen mitgeteilt . . . Der kommt ſelber ins Gefängnis: ‚was iſt denn das?‘ wettert er. ‚Ungehorſam, Widerſtand gegen den Willen des Vorgeſetzten? Weißt du auch, was einer Gehorſamsverweigerung folgt?‘ — Der Tſcherkeſſe aber, im Begriff zu frühſtücken, ſaß auf der Pritſche und ſchnitt Brot. ‚Das weiß ich!‘ ſagte er und war aufgeſprungen. Was nun folgt, weiß man nicht genau; es war zu der Zeit niemand in der Kammer. Die einen behaupten, er habe ſich mit dem Meſſer auf den Sechsäugigen geſtürzt, die anderen — mit dem Brot. Wahrſcheinlich doch wohl mit dem Meſſer.“

„Mit dem Brot!!“ fuhr Gmuß auf, den Tarbagan unterbrechend, und vor ungewöhnlicher Erregung ſchnappte ihm die Stimme über, „mit dem Meſſer konnte er doch nicht, weil die Aufſeher ihn bei den Händen packten.“

„Nun will der gar noch ſtreiten, der großmäulige Hanswurſt!“ erzürnte ſich Tarbagan. „Zwonarenko wird es doch wiſſen. Er war in der Werkſtatt, wie der Sechsäugige zurückkam, und ſah mit eigenen Augen, daß ihm der Schoß abgeriſſen am Mantel baumelte.“

„Wollt ihr vielleicht noch ſagen, daß ſein Kopf auch baumelte? Fahrt zur Hölle mitſamt eurem Zwonarenko. Mir hat es Prokopy Philippitſch ſelbſt

erzählt, der es am beſten wiſſen muß. Er war einer der erſten, die den Tſcherkeſſen zu faſſen kriegten. Er wurde, erzählt er, ganz zur Beſtie; nur mit Mühe konnte man ihn halten. Er ſchimpfte wie ein Rohrſpatz und ſpuckte in die Augen. Na, dafür bearbeiteten ihm die Aufſeher dann die Seiten, aber tüchtig, Brüder! Jammere nicht, jammere nicht, Mütterchen! Der Sechsäugige ſelbſt, erzählt man, zog den Revolver aus der Taſche: ‚Ich ſchieße, ohne für die Folgen einzuſtehen!‘ . . .“

Tarbagan, durch dieſes Auftreten gekränkt, trat mürriſch zur Seite, und Gnuß fuhr fort, die Aufmerkſamkeit der Kammer auf ſich zu lenken.

„Auch die Schmiede ſind eingeſperrt worden, Brüder, alle viere!“ ziſchte er.

„Was, die Schmiede auch? Warum denn?“

„Nun, das Meſſer? Woher ſoll er ſonſt das Meſſer haben? Die Aufſeher ſagten gleich, daß ſie es angefertigt haben müßten. Sie werden es gut haben jetzt.“

„Uns allen wird es jetzt gut gehen“, meinte Nikifor Burenkow finſter, „wenn ſie uns ſchon die Theekeſſel fortgenommen haben . . .“

„Iſt das aber ein Waſchlappen!“ ſchrie ihn Semenow an. „Hätteſt du geweint, wenn ſie dem Sechsäugigen den Bauch aufgeſchlitzt hätten, und flennſt nun über die Keſſel! Wer biſt du denn? Sieh an, ein Sträfling. Biſt du etwa zum Theetrinken auf die Zwangsarbeit gekommen? Jenen Thee vielleicht, den du den Karawanen geſtohlen haſt? Dich ſoll

der Teufel kratzen! Der Keſſel weggenommen — da kriegt er Angſt!“ ...

Dieſer Zornesausbruch Semenows verfehlte ſeine Wirkung auf die ganze Kammer nicht, er wurde maßgebend für die Auffaſſung von Schach-Lamos' Handlungsweiſe. Alle bekundeten plötzlich ihre Teilnahme und bedauerten ſogar das Mißlingen des Attentats. Alsbald trat Tarbagan wieder in den Vordergrund, indem er zu erzählen begann, was er ſelbſt als Zeuge geſehen.

„Gleich nachdem der Tſcherkeſſe abgeführt worden war, wurden ſämtliche Kammern geſchloſſen. Ich hatte gerade in der Küche zu thun — der dienſtthuende Beamte jagte mich hinaus. Darauf machten ſie ſich an die Hausſuchung. Alles bis auf den letzten Zwirnsfaden wurde aufgeſtöbert. Keſſel, Taſſen, zumal die aus Porzellan, alles, alles nahmen ſie weg. Jedes Läppchen, jede Nadel — der ganze Kram verſchwand wie mit dem Beſen weggefegt. Sie fanden ſchließlich auch ein paar Taſchenmeſſer — fort damit. Iwan Nikolajewitſchs Bücher, den Tſchitſchikow und Sobakewitſch, — alles fortgeſchleppt, alles ...“

„Wie? Die Bücher auch?“ ſchrie ich auf, aufs höchſte beſtürzt, daß dieſe köſtlichen Abende, dieſe Stunden voll Poeſie und Erhebung nur von ſo kurzer Dauer geweſen ſein ſollten.

„Alle bis aufs letzte. Nur die Bibel ließen ſie da. Man ſpricht ſogar davon, daß nun das ganze Gefängnis wieder in Ketten gelegt wird.“

„Na—nu?“

„Ja, an der Naſe ziehe ich dir im Nu!“

Alles ließ den Kopf unwillkürlich hängen.

„Ach, du elendes Schelai!“ rief Nikifor. „Einen Bleistift, einen ganz kleinen, hatte ich im Dielenspalt versteckt — auch den haben sie mir weggenommen. Seht doch, ein Bleistift macht ihnen Angst!“

„Du hättest ja damit dem Sechsäugigen die Augen ausstechen können“, höhnte Semenow.

„Oder deinen Eltern einen Brief ins Jenseits schreiben“, ein anderer.

Mißmutig gingen wir daran, unsere Decken und Sachen, die in größter Unordnung auf einem Haufen beisammen lagen, auseinander zu nehmen, um so schnell als möglich zu erfahren, was von unserem Eigentum verschwunden und was geblieben war. Ach! die Musterung war fürchterlich .... Malachow, der am Abend aus der Werkstatt zurückkehrte, brachte eine neue Hiobsbotschaft: Eine Neueinteilung der Kammern sei im Werk. Das zu hören war freilich wenig angenehm, nachdem man sich im Laufe mehrerer Monate mit den Nachbarn, mit der Kammer, sogar mit Wänden und Pritschen eingelebt hatte. Und nun sollten wir plötzlich an einer anderen, unbekannten Stelle wieder auftauchen, unter neuen, fremden Gesichtern, an die man sich so schwer gewöhnt?!

„Na, jetzt kriegen wir auch von der freien Kolonie den Abschiedsgruß“, goß Paramon Oel ins Feuer, indem er nachdenklich seine Pfeife ausklopfte.

Ihm stand selbst der Austritt in die freie Kolonie für die nächste Zeit bevor, und man hörte deutlich den Aerger über die vereitelte Hoffnung aus seiner Stimme. Wie ihm ging es vielen anderen Sträf-

lingen (ſo vor allem Gandorin, Tarbagan und Peſtrow), und ihre Enttäuſchung hätte ſich ſicher Luft gemacht, hätte nicht die Angſt vor Semenow ſie daran gehindert. Der ſaß auf der Pritſche, die glühenden Augen voll Spott und Kampfluſt auf die Austrittskandidaten gerichtet und allen die Zunge lähmend. Nur Gandorin ſeufzte ſchwer und flüſterte manchmal ein Gebet.

Zur Abendkontrolle traten an dieſem Tage alle mit einem unwillkürlichen Zittern, mit einem fieberhaft bebenden Körper heraus. Voll dumpfer Angſt ſah man neues Unheil kommen. Lucjeſarow wurde in eigener Perſon erwartet. Wirklich erſchien er mit dem üblichen Aplomb und in ſeiner ganzen Selbſtherrlichkeit. Feierlicher denn je flatterte der Mantel von ſeiner Schulter, thronte die weiße Pelzmütze auf ſeinem Haupte. Sein Geſicht freilich glühte und faſt drohend ſtand der rote Schnurrbart daraus hervor. Nach dem Gebet trat Grabesſtille ein, jeder hielt den Atem an; aber das Zeichen zum Aufſetzen der Mütze wurde nicht gegeben. Lucjeſarow ſtand ſchweigend, hoch aufgerichtet, das Auge langſam über die lange Reihe raſierter Sträflingsköpfe gleiten laſſend.

„Hört!“ begann er endlich in der üblichen Weiſe; aber diesmal ging ein Beben durch alle Herzen: „von einem ebenſolchen Vagabunden, wie ihr ſeid, wurde heute ein freches Attentat auf mich verübt. Er ſchien jedoch vergeſſen zu haben, daß ich keineswegs zu den Feiglingen gehöre, daß ich bewaffnet bin, jeden Augenblick bereit, denjenigen über den Haufen zu

ſchießen, der auch nur den Verſuch macht, mich anzugreifen. Er wird es büßen müſſen. Aber auch ihr — ja, ihr alle, ſeid in meinen Augen für dieſe That verantwortlich, und vor allem der Aelteſte der zuſtändigen Kammer. Erſtens durfte es ihm nicht entgehen, daß in ſeiner Kammer ein geſetzlich verbotenes Meſſer exiſtiert, und zweitens mußte er im voraus wiſſen, daß dieſer Vagabund deſſen fähig iſt, was er gewagt hat. Dasſelbe gilt für die ganze Nr. 7. Darum erkläre ich dieſe Kammer auf die Dauer eines Monats für verhaftet, d. i. des Tabaks, des Thees und der regelmäßigen Spaziergänge verluſtig. Hand- und Fußketten ſollen ihr angelegt werden. Der Aelteſte erhält eine Woche Dunkelarreſt. Soweit die Kammer Nr. 7. Mitſchuldig iſt aber das ganze Gefängnis zu nennen. Bei der auf meinen Befehl heute vorgenommenen Hausſuchung wurden in allen Kammern verbotene Meſſer aufgefunden. Diejenigen, welche dieſelben angefertigt haben, werden einer beſonderen Strafe unterworfen. Aber von morgen an ſollt ihr alle in Ketten gelegt, alle Kammern ſtreng unter Verſchluß gehalten werden. Habt ihr meine Nachſicht mißbraucht, ſo klappert jetzt mit den Armbändern. Ich entziehe euch ferner die Bücher, welche . . . welche ich euch zugeſtanden habe, der Bitte . . . eines Gebildeten nachgebend, eines Menſchen, der ſich einbildete, euch mit dieſen Büchern eines beſſeren zu belehren. Ich habe gehört, daß dieſe Bücher euch viel Freude bereitet und Spaß gemacht haben; aber Vagabunden wie ihr ſind dieſer Fürſorge nicht wert. Zum Schluß noch eins: Bei

vielen von euch ist der Termin zum Austritt in die freie Kolonie herangekommen; ich aber sage euch: niemand wir freigelassen, so lange ich nicht eine aufrichtige Reue, eine vollständige Besserung bemerkt habe. Die Pflichten der Kammerältesten sind besonders ernst und wichtig: Sie haben nicht nur die Kammern in Bezug auf Sauberkeit in Ordnung zu halten, sondern sie haften mir auch für die Sittlichkeit ihrer Mitbewohner. Wiederholen sich derartige Fälle, werde ich vor allem sie zur Verantwortung ziehen. Diensthabender, verlesen Sie die Arbeitsordre unter Ausschluß der arretierten siebenten Nummer."

Bei der nun folgenden Verteilung der Sträflinge in die Kammern wurde zum erstenmal die neue Anordnung durchgeführt, und die einzelnen Kammern sofort geschlossen. Luczesarow, der alsbald eine Besichtigung vornahm, ließ sich jede Thür besonders aufschließen. Die Aufseher traten vor ihm ein, um die scheu zurückweichende „Schpanka" ringförmig einzuschließen. Dann trat der brave Stabskapitän bis in die Mitte des Raumes vor, schaute sich finster darin um und entfernte sich wieder, ein drückendes Stillschweigen beobachtend.

Diesen verhängnisvollen Abend verbrachten wir ernst und schweigsam. Die Schüler zeigten sich sehr bedrückt, teilweise auch erbittert und legten sich sofort schlafen. Gandorin, statt wie sonst dem Tarbagan seine Märchen zu erzählen, betete lange, auf den Knieen liegend und mit der Stirn den Fußboden berührend. Nur Malachow versuchte darzuthun, daß alle Dinge der Welt für ihn nur Lappalien bedeuteten, er be-

gann mit einer ſimuliert-trunkenen Stimme zu ſingen, rückte näher an Tſchirok heran und wollte ihn aufwuntern:

„Ich ſetze mich vor's Fenſterlein,
Schau in die rote Sonne hinein."

Tſchirok, ſo wenig wie wir anderen zum Scherzen aufgelegt, beſchränkte ſich darauf, dem „ſchmutzigen Teufel" einen kräftigen Puff in den Rücken zu geben, nannte ihn „ein betrunkenes Schwein" und hielt es für das Beſte, zur Ruhe zu gehen. Sogar Gontſcharow raiſonnierte an dieſem Abend nicht. Dafür hielt er ſich diesmal an das Schlafen.

Der übliche Verlauf.

Eine düſtere und ſchwere Zeit begann. Zwei Parteien hatten ſich im Gefängnis gebildet, die ſich feindſelig gegenüberſtanden. Die eine, die zwar an Zahl geringer, dafür aber um ſo ſtärker an Einfluß war, beſtand aus Leuten, die rückhaltlos die That Schach-Lamos' billigten, und nur das bedauerten, daß ihm die Beſeitigung des Sechsäugigen nicht gelungen war. Zunächſt gehörten alle Mahomedaner zu dieſer Partei, obwohl ſie ſich im allgemeinen ſtets von den Ruſſen geſondert hielten und, ohne ſichtbare Teilnahme für ihren unglücklichen Glaubensgenoſſen in ſich vertieft, traurig und geheimnisvoll herumwandelten. Dann kamen die „Iwanen", die Gefängnisführer und -Aelteſten, erprobte Männer, die aus allen Kräften bemüht waren, die alten Sträflings-

ſitten und -Gewohnheiten aufrecht zu erhalten, Leute, die mit geheimem Groll im Buſen die alten Ueberlieferungen, die Errungenſchaften vieler Jahre ſtürzen, und aus den Ruinen einer rühmlichen Vergangenheit eine ganze Generation von Feiglingen, Schwanzwedlern und Zungenklapperern (Spione) hervorgehen ſahen. Ein Teil dieſer Führer, Männer vom Schlage Semenows und Gontſcharows, waren zweifellos aufrichtig von ihrer Sache überzeugt; viele aber hielten weniger deshalb zu Schach-Lamos, weil ſie an ſein gutes Recht glaubten oder im eigenen Innern ebenſo unverſöhnlich die Flamme des Haſſes ſchürten, als vielmehr aus Sucht, ſich bei der großen Maſſe der Sträflinge populär zu machen und ſo die Vorbedingungen der Führerſchaft zu erlangen.

Gerade das letztere wird am leichteſten durch die Propaganda extremer Anſchauungen erreicht. Die breiteſte Parteiſchicht (gewiſſermaßen das Centrum) bildete die formloſe Maſſe derer, die ſich von den Führern oder Helden leiten und fortreißen ließen, die die eigne (feige) Meinung vorerſt noch klug im Innerſten der Seele verbargen und ſich wetterwendiſch dem zuwandten, deſſen Stimme das meiſte Gewicht beſaß. Bald machte ſich auch eine äußerſte Rechte bemerkbar, eine Partei, die ſich meiſt aus frommen alten Leuten und ſolchen rekrutierte, die Sehnſucht nach der freien Kolonie trugen; ſie hielten mit ihrem Zorn, mit ihrer Entrüſtung gegen den Urheber der neuen Repreſſalien nicht länger hinter dem Berge.

Die aufrühreriſche Linke aber, die ſich auf die formloſe, vor ihr zitternde „Schpanka“ ſtützen konnte,

errang einen vollständigen Sieg, und den Alten war für diesmal die Zunge gebunden. Ja, in einer Nummer wollten die Sträflinge sogar ihren Aeltesten prügeln, weil er sich nach ihrer Meinung Luczesarows Rede allzu sehr zu Herzen genommen hatte. Allen geschlossenen Thüren zum Trotz, brachten es die Führer fertig, sich untereinander Parole und Losung einer Verschwörung zu übermitteln, und bald war das ganze Gefängnis bereit, sich zum Schutze des verurteilten Kameraden gegen den Sechsäugigen aufzulehnen.

„Was kann mit uns geschehen?“ schrieen die Führer. „Daß er uns die Kessel genommen hat? Zur Hölle mit ihm samt allem Thee! Uns in Ketten gelegt hat? Dafür sind wir Sträflinge, darum stecken wir im Zuchthaus. Daß er uns die freie Kolonie entziehen wird? Wir husten auf seine freie Kolonie! Sie ist für die Alten und alle Gottgesegneten, die eine glatte Zunge haben. Wir Männer aber, wenn wir uns was vornehmen, wir können das auch im Gefängnis ausführen!“

„Ich denke auch, Brüderchen“, fing jemand in der entgegengesetzten Ecke langatmig an, „daß der Sechsäugige doch noch zur Verantwortung gezogen wird, denn uns alle zu bestrafen, hat er kein Recht. Paßt auf, es wird schon einer kommen, der die Sache untersucht, dann erklären wir alle einstimmig: so und so, Euer Hochwohlgeboren, das ist kein Leben. Die Unterdrückung ist zu groß. Ihr werdet sehen, was ihm passiert. Alle seine Uebelthaten kann man aufdecken und erklären ... Unsere Sache ist auch vor dem

Geſetz eine gerechte, warum ſollen wir uns alſo unterwerfen? Nicht unmöglich, daß auch dem Tſcherkeſſen nichts geſchieht; denn wo ſteht es wohl geſchrieben, daß man jemand zwingen kann, die Paraſchen auszutragen, wenn er nicht will?"

Allein es klaffte doch ein geheimer Riß in dieſer Partei, es gab da einen toten Punkt, den bisher noch niemand beachtet hatte: Schach-Lamos war ein „Tatare". Zu den Tataren aber, d. i. zu den Mohamedanern, verhalten ſich im Grunde alle Sträflinge feindſelig. Uebrigens iſt dieſe Feindſchaft ganz auf Gegenſeitigkeit gegründet, und ihre Urſachen ſind mannigfaltiger Art; geſchichtliche, in Fleiſch und Blut übergegangene Erinnerungen ſpielen dabei vielleicht auch eine gewiſſe Rolle. Man kann ferner nicht leugnen, daß die Kaukaſier, Sarten und andere Vertreter fremder Völkerſchaften, an ſchwere körperliche Arbeit nicht gewöhnt, nach allen Kräften zu entſchlüpfen und — wie man zu ſagen pflegt — auf dem „Rücken der Ruſſen zu fahren" ſuchten. Letztere übertrieben dann gern dieſe üble Neigung und beſchuldigten nicht ſelten ſogar die Fleißigſten unter den Mohamedanern der Faulheit, während ſie ſelbſt es waren, die ſich allzuſehr auf die anderen verließen. Die Unkenntnis der ruſſiſchen Sprache auf tatariſcher Seite, das ſichtbare Widerſtreben, dieſelbe zu erlernen, trug auch nicht unweſentlich zur Aufrechterhaltung der Feindſchaft bei. Dazu kommt, daß ſich die Mohamedaner gern von den übrigen Sträflingen abſonderten, in Gruppen zuſammenhielten und durch ihre eigentümliche Kehl-

kopfsprache, ferner durch das monoton-singende, etwas näselnde Koranlesen, religiöse Waschungen u. s. w. die Russen beständig in gereizter Stimmung erhielten. Was übrigens diese Waschungen betrifft, so muß ich gestehen, daß sie mir selbst ein Gefühl des Ekels einflößten. Ihrerseits hatten natürlich die „Tataren" auch keinen Grund, sich den Russen zu nähern; wurden sie doch auf Schritt und Tritt durch deren hochfahrendes Wesen, durch laute Verhöhnungen wie „Uh, Bestie, tatarische Schaufel!" und andere zurückgestoßen. Dann geschah es wohl zuweilen, daß sich in diesen Söhnen des Ostens das leidenschaftliche Blut regte und — Messer auf der Bildfläche erschienen. Namentlich während des Transports kam es häufig zu blutigen Zusammenstößen zwischen Russen und Tscherkessen.

Schach-Lamos allerdings nahm eine gewisse Ausnahmestellung ein und erfreute sich, trotz der Abneigung gegen seine Glaubensgenossen, im Gefängnis allgemeiner Achtung und Beliebtheit. Man konnte es nicht vergessen, daß er mehr als einmal zum Märtyrer seiner Freiheitsliebe geworden, überhaupt ein Mann war, auf den man sich verlassen konnte. Auch wußte man, daß er wirklich krank und seine Arbeitsunfähigkeit nicht bloß eine erheuchelte war. Sein unerschütterlicher Frohsinn ließ ihn immer freundlich erscheinen, er sprach leidlich russisch und hielt sich kameradschaftlich überhaupt mehr zu den Russen als zu den Tataren. Nach dieser Richtung konnte nur der Usbeke Marasgali noch mit ihm verglichen werden, dem ich übrigens ein besonderes Kapitel widmen

werde. So kam es, daß ſich unmittelbar nach der Kataſtrophe niemand entſann, daß Schach-Lamos doch eigentlich ein „Tatare" ſei. Unter dem Druck der Repreſſalien freilich, in der kleinmütigen Furcht vor der Zukunft, erinnerte man ſich bald genug dieſes Umſtandes. Man flüſterte davon in den Winkeln, Tataren, Kirgiſen und Sarten wurden ſcheel angeſehen, und bald begann man, ihnen das Leben ſchwer zu machen.

„Uh, Beſtie! Tatariſche Schaufel!" klang es überall, mit oder ohne Anlaß.

In der Küche erfolgte der erſte Zuſammenſtoß zwiſchen den Köchen, Kandidaten für die freie Kolonie, und den Sarten, die das Kochwaſſer herzuholten. Von den letzteren hatte einer, nachdem ein Koch ihm ins Geſicht geſpuckt, dieſen mit heißem Waſſer beſpritzt. Man prügelte ihn unter Beteiligung der Kochgehilfen und aller anweſenden Sträflinge durch. Das Anſpucken wurde vertuſcht; daß aber der Sarte mit heißem Waſſer geſpritzt hatte, davon ſprach das ganze Gefängnis mit der Drohung, ſie müßten alle dafür büßen. Merkwürdig iſt, daß ſogar der kluge Semenow, der ſich doch gewiß über Urſprung und Charakter dieſer Kundgebung gegen die Tataren klar ſein mußte, von der allgemeinen Bewegung fortgeriſſen wurde und ſchon mit den Zähnen knirſchte, wenn ſich die beiden drolligen Kirgiſen auch nur ſehen ließen, die in unſerer Kammer unter ſeiner Pritſche hauſten und ihn durch ihr ewiges „gr, gr, gr" (ſo nannte er ihre Sprache) in Harniſch gebracht hatten.

Es iſt klar, daß, ehe Sträflinge von der Art

Semenows ihre Gedanken auch nur einigermaßen geordnet hatten, die überall gärende Feindſeligkeit ſchon auf Schach-Lamos und ſeine That übertragen war. Sofort hörte man offen und ohne Scheu davon ſprechen.

„Was für ein Herr, könnte man meinen!“ brummte Jaſchka Tarbagan, „weigert ſich, die Paraſchen zu tragen!“

„Nun, daheim im Kaukaſus ſind ſie doch alle Bojaren und Fürſten“, pflichtete Gandorin ironiſch bei.

„Ob ſie es nicht immer ſo machen, dieſe Ungläubigen!“ miſchte ſich Malachow ins Geſpräch. „Sage denen nur ein Wort, das nicht nach ihrem Geſchmack iſt, ſofort haben ſie den Dolch oder das Meſſer bei der Hand. Köpfen ſollte man ſie!“

„Uh, dieſe Waldbeſtien!“

„Wirklich, ein ganz gefährlicher Kerl — dieſer Schach-Lamos. Das habe ich ſchon lange bemerkt. Seine Augen gingen immer, als ob er damit ſchießen wollte. Das iſt ſchon die richtige Sorte, bei denen die Augen ſo blitzen.“

„Und jetzt heißt es, für den ſich abſchinden . . . Sogar die Keſſel wurden uns genommen!“ klagte wieder Nikifor, der gerade dieſen Verluſt am wenigſten verſchmerzen zu können ſchien.

Burenkow war übrigens ein leidenſchaftlicher Theetrinker und konnte für ſeine Perſon faſt einen Eimer voll vertilgen. Vor der Abendkontrolle brachte er gewöhnlich einen Keſſel heißen Brikett-Thees aus der Küche (in Sibirien werden aus Theeabfällen Briketts

gepreßt, dieſe aufgebrüht und die Brühe getrunken. Anm. d. Ueberſ.) und deckte ihn, beiſeite ſtellend, mit ſeinem Mantel zu. Unmittelbar nach der Kontrolle brachte er ihn auf den Tiſch und das „heilige" Theetrinken begann, ein Genuß, der in ſeiner koſtbaren Gründlichkeit weder durch das Signal zur Arbeit, noch durch den Anruf eines Aufſehers geſtört werden konnte. Ich weiß nicht, wie das geſchah — aber ſelbſt in dieſer ſchrecklichen Zeit brachte es Nikifor fertig, irgendwo einen weggeworfenen Keſſel aufzugabeln und mitzubringen. Der trug ihm dann folgenden komiſchen Vorfall ein. Kaum hatte er nämlich ſeinen Keſſel aus dem Verſteck hervorgeholt und ſich über den geliebten Trank hergemacht, als der Aufſeher ans Guckloch trat und ihn ertappte.

„Burenkow! Du trinkſt Thee?"

„Ich — Thee? — Ungekochtes Waſſer! . . ."

„Ich ſehe doch den Dampf, der aufſteigt."

„Bei Gott, der iſt vom kalten Waſſer . . . bei dieſem Froſt . . .!"

Und zum Beweiſe ſchöpfte Nikifor aus dem Waſſerfaß unter dem Tiſch eine Schüſſel kalten Waſſers, die er mit einem Schluck austrank. Der Aufſeher ließ ſich jedoch nicht beirren, ſchloß die Kammer auf, die Schlüſſel waren noch nicht für die Nachtzeit dem Vorſteher ausgehändigt, und nahm kurzerhand unter dem allgemeinen Gelächter der „Kobylka" den Theekeſſel weg, den bitter enttäuſchten Burenkow mit langem Geſicht und einem Magen voll kalten Waſſers zurücklaſſend . . .

„Wißt ihr was, Brüderchen", ſchrie eben dieſer

Burenkow jetzt plötzlich und ſich ganz aufraffend, „ich denke doch, daß es am beſten geweſen wäre, wir hätten uns gleich unterworfen .. . Weshalb für einen fremden Rauſch das Kopfweh leiden? Das alles geht uns doch gar nichts an . . . Und wie ſchön wir vorher gelebt haben! Mikolaitſch las uns vor, wir lernten dabei . . . Die Kammern ſtanden offen . . . und dann die Keſſel . . .“

„Platze doch mit deinen Keſſeln!“ fuhr Semenow auf, der die Geduld verloren hatte, „unterwerfe dich, wenn du willſt. Hänge dich voll mit Keſſeln von oben bis unten. Renne dir den Schädel an dieſen Keſſeln ein.“

„Nein, unterwerfen werde ich mich. Was geht es dich an? Sorge ich etwa bloß für mich? Ich habe nicht vor, in die freie Kolonie auszutreten. Ich ſtehe für die Wahrheit . . .“

„Seht doch den Heiligen, der ſich da gefunden hat, den ehrlichen Menſchen! . . .“ kicherte Gontſcharow boshaft, ſich ſchwer von ſeinem Platz erhebend und zu Semenow ſchlagend.

„Ehrlich oder nicht — du biſt nicht dazu eingeladen“, antwortete Nikifor biſſig. „Meinetwegen kannſt du zum Islam übertreten und Schach-Lamos zum Weibe nehmen!“

Kurzum, es entſtand eine heftige Zankerei, in deren Verlauf Gontſcharow und Semenow faſt gleichzeitig ſchrieen:

„Unterwerft euch doch, unterwerft euch! Wer hält euch denn? Zum Teufel mit euch! Alle, mitſamt den Tataren! Ihr lehrt uns wieder, woran

es festzuhalten gilt: Nicht für die Tataren — für unsere alten Sitten stehen wir. Immer unterwerft euch, ihr guten Seelen, duckt euch, kriecht unter!"

Die Ereignisse eilten jedoch den Vorsätzen der guten Seelen voraus. Kurze Zeit darauf drang das Gerücht zu uns, ein mit besonderen Vollmachten ausgerüsteter Beamter, eine hochstehende, wenn nicht gar titulierte Persönlichkeit sei gekommen, Schach-Lamos selbst zu verhören. Ein oder zwei Tage später erschien wirklich ein Herr im Gefängnis, ein noch ziemlich junger und sehr liebenswürdiger Mann, der angenehm lächelte und die Sträflinge in den einzelnen Kammern aufforderte, ihm etwaige Klagen und Beschwerden vorzutragen. Die „Kobylka" antwortete wie gewöhnlich, daß sie mit allem durchaus zufrieden sei. Ein Mutiger fand sich aber doch unter allen hundertfünfzig Mann, den meisten bis dahin nicht einmal dem Namen nach bekannt. Jetzt trat er plötzlich vor und beschwerte sich, das Schweigen brechend, über die Kost. Der liebenswürdige junge Mann hörte ihn stirnrunzelnd an, und als er antwortete, war seine Stimme trocken und ernst.

„Wieso ist die Nahrung schlecht?" frug er kühl durch die Zähne. „Werden die Materialien etwa nicht in voller Quantität verabreicht, wie? Ueberlege es dir genau, Brüderchen, bevor du dich beschwerst."

„Es ist mitunter unmöglich, die Nahrung in den Mund zu nehmen", fuhr kühn der unbekannte Sträfling fort, „zeitweilig wurden sogar völlig verfaulte Kartoffeln gegeben."

„Die Angelegenheit wird untersucht", brach der Beamte ab, rasch die Kammer verlassend.

Von seinem Standpunkte hatte der Beschwerdeführer wirklich recht: die Gefängniskost konnte man selten ohne ein Gefühl des Ekels in den Mund nehmen, und der Oekonom verwendete thatsächlich sehr oft faule Kartoffeln. Andererseits war aber auch Luczesarow seiner Sache sicher.

„Wie! Ich, der brave Stabskapitän, gebe die Materialien nicht in voller Quantität aus? Ich ernähre die Sträflinge mit faulem Zeug?"

Gemeinschaftlich mit dem Verwaltungsbeamten stieg er sofort in den Küchenkeller hinab, um die hier aufbewahrten Kartoffeln zu untersuchen (zuvor kam der schweratmende Oekonom in die Küche gestürzt und befahl den Köchen, alle verdächtigen Materialien sofort beiseite zu schaffen); und wirklich: die Kartoffeln waren von bester Qualität. Dann wurde das Mittagsessen der Sträflinge dem Vorgesetzten zu kosten gegeben (die oben abgeschöpfte fette Brühe), und auch dies wurde als geschmackvoll und außerordentlich nahrhaft befunden.

„Bei mir zu Hause wird solch eine brillante Suppe nicht gekocht!" erklärte tiefüberzeugt der junge Mann und gab sofort den Köchen je fünfzig Kopeken für Thee und Zucker.

Während der Abendkontrolle aber wurde uns an diesem Tage eröffnet, daß eben jener Sträfling, der falsche Beschwerde vorgebracht hatte, einen Monat Dunkelarrest erhalte und in Handketten zu schließen sei.

Juchorew und die Kammerältesten wurden am

nächsten Morgen in die Kanzlei beordert, wo ihnen die titulierte Person strenge Anweisung bezüglich der ihnen obliegenden Pflichten gab.

Man erzählte sich später, daß dabei die Mehrzahl der Alten — darunter auch unser Gandorin — auf die Kniee fielen und unaufgefordert die Namen „übelgesinnter" Kameraden angaben.

Schließlich reiste der Verwaltungsbeamte wieder ab, den Befehl hinterlassend, Schach-Lamos sei bis zur Beschlußfassung in seiner Sache nach der Zerentuj-Grube zu überführen. Wirklich wurde der kranke, alte Mann in einem fast regungslosen Zustande aus dem Karzer getragen, auf ein Fuhrwerk geladen und trotz des starken Frostes nur ungenügend mit einem Mantel bedeckt. Ich erfuhr nachher, daß er bald nach seiner Ankunft in Zerentuj gestorben war, ohne sein Urteil zu erfahren, das gewiß an Strenge nichts zu wünschen übrig ließ.

Nach allen diesen Ereignissen verlor die „Kobylka" völlig den Mut; jeder dachte nur an sich und die Erhaltung seines Wohles. So oft Luczesarow im Gefängnis erschien, wurde er bald in dieser, bald in jener Kammer unter Beteuerungen aufrichtiger Gesinnung flehentlich um die Freilassung in die Kolonie angegangen. Andere suchten die Aufseher für sich zu gewinnen, überall wurde geflüstert, verhandelt. Man mußte seine Ohren hüten und seine Zunge . . .

Im Stollen.

In dieſer ſchweren Zeit war die Grube für mich der einzige Ort der Erholung und verhältnismäßiger Seelenruhe. Möglichſt weit und möglichſt lange von den verhaßten Mauern, von dieſer aus Qual und Haß gemiſchten Atmoſphäre entfernt ſein, mich mit allen phyſiſchen und geiſtigen Kräften in die Arbeit verſenken, ohne Unterbrechung hämmern, bohren, die fertigen Ellen meſſen, zählen und dann wieder und wieder den Hammer rühren — das hatte für mich wieder den Reiz eines Vergnügens, eines Vergnügens, in dem freilich etwas Selbſtquäleriſches und Krankhaftes lag.

Peter Petrowitſch hatte mich längſt zu einer anderen Arbeit beſtimmt, mich aus dem Schacht in den ſogenannten Stollen verſetzt, wo es wärmer war und die Steinmaſſe mürber. Hier konnte ich ſogar, ohne beſonders zu ermatten, acht bis zehn Werſchoks während eines Tages ausbohren. Schwer war nur das Abſchlagen; aber an ſolchen Tagen wurde mir gewöhnlich einer der kräftigen Männer in der Art Semenows zugeteilt. Es kam ſogar vor, daß ich mit Rakitin zuſammen bohrte.

Es erſcheint vielleicht angezeigt, einige Worte über den Stollen zu ſagen. Man bezeichnete damit einen unterirdiſchen Gang, der in ziemlich wagerechter Richtung vom Giebelhäuschen zu den Schächten führte. Vor unſerer Ankunft in dem Schelaiſchen Gefängnis, vor dreißig Jahren etwa, wurden hier ziemlich ſiebzig Faden ausgegraben. Der enge Gang aber erforderte

nicht viel Arbeitskräfte: zwei Bohrer und einen Räumer, der in einem besonders eingerichteten Wagen die gelöste Masse zur Ablagerungsstelle transportierte. Ab und zu, wenn der Stollen sich weiter in den Berg vertieft hatte, mußten auch die Zimmerer eingreifen, die neue Stützen anzulegen und die Laufstege zu verlängern hatten, auf denen der Räumer seinen Wagen schob. Da meine Bohrkollegen immer bedeutend früher mit ihrem Pensum fertig waren und sich dann sofort ins Giebelhäuschen begaben, mußte ich größtenteils in voller Einsamkeit arbeiten, beeilte mich aber deshalb keineswegs, sondern schwang den Hammer, mir zeitweilig längere Ruhepausen gönnend, oft bis zum Abmarsch der Sträflinge ins Gefängnis.

In einer Hinsicht war der Aufenthalt im Stollen ohne jeden Zweifel besser als der im Schacht: im Winter war die Luft wärmer als im Freien, im Sommer, wenn auch empfindlich kühl, doch vollständig trocken. In die Schächte dagegen strömte das Wasser — eiskaltes obendrein — von allen Seiten, in wenigen Minuten Hemd und Stiefel durchnässend.

Lebendig und deutlich stehen die langen, langen Stunden vor meinem geistigen Auge, die ich einsam in dieser unterirdischen Welt verbrachte. Schwach flimmerte die am Gestein angeklebte Talgkerze, jeden Augenblick herunterschmelzend und dem Verlöschen nahe. Links und rechts, im Abstand von einem Faden, sprangen die Granitwände des Ganges empor; überm Kopf hing die unregelmäßige Steindecke, die immer wieder den bangen Gedanken weckte, sie müsse jeden Augenblick zusammenstürzen ... aber nur Splitter

und Brocken sprangen unter dem Schlag des Hammers ab, die Masse darüber blieb fest und zusammenhängend, auf rätselhaften Stützpunkten ruhend. (Wir arbeiteten übrigens in einer Tiefe von nicht weniger als zehn Faden unter der Erde.) Vor den Augen, des Schlägels harrend, dieselbe finstere, angebrochene Gesteinsmasse, und im Rücken das Licht der Kerze, rötlich leuchtend, weiterhin mit der Finsternis ringend, langgestreckte Schatten über die Wände werfend und allmählich in ewiger Dämmerung ersterbend. In weiter, weiter Entfernung nur, ganz draußen am Ende des Stollens, einem winzigen Fensterchen gleich — der Ausgang in die freie Gotteswelt. Nach diesem Lichtpunkt galt es sich zu richten, um den Stollen in gerader Richtung fortzuführen. Wenn mir zufälligerweise einmal die Kerze im Anbruch verlöschte, sah ich diese entfernte Lichtquelle in Gestalt eines kleinen, weißen Fleckes auf die Granitwand reflektiert, die Illusion des Mondscheins weckend. Trotz der Wärme im Stollen machte sich mitunter die Feuchtigkeit stark fühlbar, dann konnte man deutlich die längs der Stollenwände hinziehenden Dünste sehen. Oft, wenn ich, in Gedanken versunken, ein einsamer Träumer der Unterwelt, auf diesen Nebel starrte, nahm er allmählich in meiner Vorstellung seltsame Formen an, er verdichtete, bewegte sich, schien zu leben, wurde Gebärde, Handlung; trübe, lautlose Traumbildung einer versunkenen Zeit, von Leiden erfüllt, die nicht sterben konnten und mein lebendiges Herz zusammenpreßten. Im Anfang unklar, aber in stets bestimmteren Umrissen herauswachsend, löste sich ein düsterer

Gestaltenzug aus diesem Nebel, blasse Gesichter tauchten auf, Gerippe wurden wieder Menschen, und all die Unglücklichen sah ich vorüberziehen, die hier ihre grausamen Qualen gelitten — Qualen, vor denen die Not der Gegenwart, unser eigenes Kerkerleben zu leichten Zuckungen einschrumpfte. Sie hatten hier nicht nur im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet, sie hatten ihr Blut vergossen, ihr Leben geopfert. Für wen? Für was? Und wer waren sie? — Opfer gesellschaftlicher Unvollkommenheiten, ohne Bewußtsein dieser Tragik, Opfer der Armut, der Unwissenheit, von ihren Leidenschaften, ihren Begierden widerstandslos hingerissen, Märtyrer der Idee, vielleicht auch Träger hoher Ideale — wer weiß?! Sie alle aber, alle ohne Unterschied büßten, litten, litten wie ich; mein Herz öffnete sich ihnen und ihre Qualen füllten meine Seele aus. Ich sah Augen voller Thränen, Augen, vom Entsetzen geweitet, zuckende Lippen, aus denen die Verzweiflung schrie: Wofür? Warum? Ich sah gehobene Fäuste, in ohnmächtiger Wut zusammengepreßt, zitternd nach dem Feinde tastend, um ihn zu zerreißen. Ich hörte die letzten Seufzer einer todesmatten Brust und das wahnsinnige Gelächter des Hasses, der sich im Durst nach Rache verzehrt . . .

Bleiche Schatten, furchtbare Schatten!
Wut, Wahnsinn, Liebe . . .

Oft glaubte ich selbst den schrillen Klang der Ketten zu hören — und auffahrend suchte ich mich all dieser quälenden Hallucinationen zu erwehren. Es war ja alles längst im Strom der Zeit versunken,

und Brocken sprangen unter dem Schlag des Hammers ab, die Masse darüber blieb fest und zusammenhängend, auf rätselhaften Stützpunkten ruhend. (Wir arbeiteten übrigens in einer Tiefe von nicht weniger als zehn Faden unter der Erde.) Vor den Augen, des Schlägels harrend, dieselbe finstere, angebrochene Gesteinsmasse, und im Rücken das Licht der Kerze, rötlich leuchtend, weiterhin mit der Finsternis ringend, langgestreckte Schatten über die Wände werfend und allmählich in ewiger Dämmerung ersterbend. In weiter, weiter Entfernung nur, ganz draußen am Ende des Stollens, einem winzigen Fensterchen gleich — der Ausgang in die freie Gotteswelt. Nach diesem Lichtpunkt galt es sich zu richten, um den Stollen in gerader Richtung fortzuführen. Wenn mir zufälligerweise einmal die Kerze im Anbruch verlöschte, sah ich diese entfernte Lichtquelle in Gestalt eines kleinen, weißen Fleckes auf die Granitwand reflektiert, die Illusion des Mondscheins weckend. Trotz der Wärme im Stollen machte sich mitunter die Feuchtigkeit stark fühlbar, dann konnte man deutlich die längs der Stollenwände hinziehenden Dünste sehen. Oft, wenn ich, in Gedanken versunken, ein einsamer Träumer der Unterwelt, auf diesen Nebel starrte, nahm er allmählich in meiner Vorstellung seltsame Formen an, er verdichtete, bewegte sich, schien zu leben, wurde Gebärde, Handlung; trübe, lautlose Traumbildung einer versunkenen Zeit, von Leiden erfüllt, die nicht sterben konnten und mein lebendiges Herz zusammenpreßten. Im Anfang unklar, aber in stets bestimmteren Umrissen herauswachsend, löste sich ein düsterer

Geſtaltenzug aus dieſem Nebel, blaſſe Geſichter tauchten auf, Gerippe wurden wieder Menſchen, und all die Unglücklichen ſah ich vorüberziehen, die hier ihre grauſamen Qualen gelitten — Qualen, vor denen die Not der Gegenwart, unſer eigenes Kerkerleben zu leichten Zuckungen einſchrumpfte. Sie hatten hier nicht nur im Schweiße ihres Angeſichts gearbeitet, ſie hatten ihr Blut vergoſſen, ihr Leben geopfert. Für wen? Für was? Und wer waren ſie? — Opfer geſellſchaftlicher Unvollkommenheiten, ohne Bewußtſein dieſer Tragik, Opfer der Armut, der Unwiſſenheit, von ihren Leidenſchaften, ihren Begierden widerſtandslos hingeriſſen, Märtyrer der Idee, vielleicht auch Träger hoher Ideale — wer weiß?! Sie alle aber, alle ohne Unterſchied büßten, litten, litten wie ich; mein Herz öffnete ſich ihnen und ihre Qualen füllten meine Seele aus. Ich ſah Augen voller Thränen, Augen, vom Entſetzen geweitet, zuckende Lippen, aus denen die Verzweiflung ſchrie: Wofür? Warum? Ich ſah gehobene Fäuſte, in ohnmächtiger Wut zuſammengepreßt, zitternd nach dem Feinde taſtend, um ihn zu zerreißen. Ich hörte die letzten Seufzer einer todesmatten Bruſt und das wahnſinnige Gelächter des Haſſes, der ſich im Durſt nach Rache verzehrt . . .

Bleiche Schatten, furchtbare Schatten!
Wut, Wahnſinn, Liebe . . .

Oft glaubte ich ſelbſt den ſchrillen Klang der Ketten zu hören — und auffahrend ſuchte ich mich all dieſer quälenden Hallucinationen zu erwehren. Es war ja alles längſt im Strom der Zeit verſunken,

ohne Möglichkeit der Wiederkehr, zu Schemen verblaßt, die der erste Sonnenstrahl verscheuchen mußte. Dann fuhr ich abermals empor; diesmal freilich infolge einer anderen, realen Ursache: aus dem Bergesinnern klang es fern und dumpf wie Donnerrollen, die Grabesstille rings um mich auf Minuten unterbrechend. Anfangs flößte mir dieses Grollen der Berggeister ein Grauen ein, da ich es stets für den Vorboten eines Erdbebens hielt; es wiederholte sich aber so oft, daß ich schließlich kaum noch darauf achtete. Erdbeben sind denn auch während der Dauer meines Aufenthalts in der Schelaischen Grube nie vorgekommen. In früheren Zeiten dagegen sollen sie nicht gerade zu den Seltenheiten gehört haben, wie alle Naturereignisse auch hier der Legendenbildung reichlich Stoff liefernd. Eine derartige Legende erzählte mir z. B. der alte Wächter des Giebelhäuschens. Er bestätigte damit, was ich schon von der „Kobylka" erfahren hatte, daß nämlich einst die Schelaische Grube von einem Bergsturz betroffen wurde, der einer großen Zahl ihrer Zwangsinsassen das Leben kostete. Nach der Angabe des Alten aber geschah das in einer Zeit, die weit zurückliegen mußte, da er selbst damals noch nicht in Schelai gelebt hatte.

„Einmal also", erzählte er, „arbeiten die Jungens im Berg, arbeiten und denken an nichts. Plötzlich kommt der Aufseher gelaufen und schreit: ‚Schnell heraus! Der Berg bewegt sich!' Sie werfen ihr Arbeitszeug hin und laufen ins Freie. Tritt ihnen wieder der Aufseher entgegen. ‚Wohin wollt

ihr, Schurken? Weshalb legt ihr die Arbeit nieder?' Sie antworten: ‚So und ſo, du haſt uns ſelber ſoeben gerufen. Hat ſich der Berg nicht bewegt?' — ‚Seid ihr verrückt geworden?' ſchreit er. ‚Oder betrunken? Der Berg denkt gar nicht daran . . . Da muß doch einer unter euch ſein, der euch zum Narren halten will! — Ich war die ganze Zeit im Giebelhäuschen. Genug geſchwatzt — macht, daß ihr an die Arbeit kommt!' Was thun? Zögernd fuhren ſie wieder in die Grube hinab. Es herrſchte damals ein anderes Recht . . . Kaum ſind ſie unten, haben das Werkzeug erfaßt, ſetzt ſich der Berg wirklich in Bewegung . . . und ſtürzt ein! . . . Alles begraben, alles verloren . . . ſechzig Mann, wird erzählt."

„Wer mag ſie da wohl zuerſt gewarnt haben, Großvater?"

„Gott weiß! Niemand anders als der Berggeiſt."

„Habt Ihr ſelbſt ihn geſehen, den Berggeiſt?"

„Ich nicht, aber andere. Und aus welchem Grunde iſt denn ſonſt, wenn große, ſchwierige Arbeiten vorkommen, das Pfeifen und Singen da unten ſo ſtreng verboten?"

„Nun, aus welchem Grunde denn?"

„Doch nur, weil er es nicht leiden kann."

Mit dieſem Alten, der mir anfangs unſympathiſch und verſchlagen vorkam, den die Sträflinge übrigens ſelbſt den „Berggeiſt" nannten, knüpfte ich mit der Zeit nähere Bekanntſchaft an und erkannte ihn als ein kümmerliches, niedergeſchlagenes und ganz vereinſamtes Geſchöpf, das unwillkürlich Mitleid ein-

flößte. Sein geistiges Leben war sehr beschränkt und wenig entwickelt; in der Vergangenheit — Razgildejew, in Gegenwart und Zukunft — ein beständiges Zittern um die armseligen zehn Rubel Monatslohn, die ihm der Polier Monachow für die Erfüllung der Wächterpflichten zahlte. Obschon er bemittelte Verwandte besaß, sah sich dieser siebzigjährige Greis gezwungen, von seiner Hände Arbeit zu leben. Zum Glück war er, der gehärtet aus dem Feuer des Razgildejew-Regimes hervorgegangen war, gesund und widerstandsfähig genug, um bei einer Kost von schwarzem Brot und Brikett-Thee dieses rauhe Leben zu ertragen. Alles, was er verdiente, gab er unverkürzt der Familie seines jüngsten Sohnes, dessen Wirtschaft nicht vorwärts kommen wollte. Jedesmal, wenn ich mit meiner Arbeit früher fertig war, plauderte ich lange und gern mit ihm. Er erzählte schreckliche Dinge aus der Zeit des Razgildejew-Regimes, von den unmenschlich schweren Arbeiten auf der „Kara", daß die Leute massenhaft erkrankten und wegstarben wie Fliegen im Herbst, daß man sie in der Cholerazeit zu Hunderten noch lebend auf den Kirchhof schleppte ...

Aufs höchste empörend und schmachvoll war die ganze Kette der Ungerechtigkeiten und Peinigungen, die die Zuchthäusler erdulden mußten. Man durfte während der Arbeit weder Pausen machen noch rauchen oder essen; man war gezwungen, das Brot an der Brust zu verstecken und heimlich davon abzubeißen. Es war eine Zeit der Knechtung und nie endender Angst.

„War denn Razgildejew niemals in gutmütiger

Stimmung?“ frug ich einmal den Alten, den dieſe Frage förmlich belebte.

Sein gerunzeltes Geſicht überzog ſich mit einem angenehmen Lächeln, und die matten, halb erloſchenen Augen blickten heller.

„Warum nicht? Auch ein Tier hat ſeine gute Zeit. Einmal — mir iſt, als ob es geſtern wäre — gab es einen Regentag, einen ſchrecklichen Regentag. Ich und der Kamerad ſtanden den ganzen Tag bis an die Kniee im Waſſer in den Schürfen; wir waren naß, wir froren, und nur mit Mühe konnten wir bis zum Abend unſere Aufgabe bewältigen. Auf dem Heimweg ſagt mein Kamerad: ‚Wollen wir nicht ein Lied ſingen, Bruder, um unſer Elend zu vergeſſen?‘ Und wir ſangen ein Lied, ein langes Lied war es, ich kenne es nicht mehr ſo genau. Damals alſo ſangen wir. Plötzlich hören wir eine Stimme: ‚Wer ſingt da? Herkommen!‘ Sieh da! am Hauseingange ſteht ein Mann. Wir treten auf ihn zu, nehmen unſere Mützen ab . . . und vor uns ſteht der Hauptmann ſelbſt. ‚Seid ihr beſoffen, was?‘ fragt er. — ‚Durchaus nicht, Euer Wohlgeboren‘, antworten wir, ‚wir kommen von der Arbeit.‘ — ‚Aus welchem Anlaß ſingt ihr denn?‘ — ‚Aus einem frohen nicht. Wir ſind durch und durch naß, die Kälte geht bis auf die Knochen, Hunger haben wir auch; nur mit der Arbeit ſind wir fertig geworden. Wenn wir in die Kaſerne kommen, werden wir uns abtrocknen und erwärmen.‘ — ‚Kommt mit mir!‘ ſpricht er und führt uns beide in ſeine Wohnung. ‚Schlimm, ſchlimm!‘ denken wir. Er läßt uns in eine

große ſchöne Stube treten und winkt uns an den Tiſch. ‚Setzt euch!‘ ſagt er, ‚ſeid als Gäſte willkommen!‘ Er ruft den Koch, beſtellt das Abendeſſen für uns und befiehlt, uns alles aufzutragen, was es im Hauſe nur giebt. Er ſelbſt reicht jedem von uns einen Pokal Wein. ‚Trinkt!‘ ſagt er. Nicht gehorchen geht nicht. Wir trinken. Wir wiſſen in unſerer Beſtürzung eigentlich gar nicht, was wir thun. Da bringt er ſchon den zweiten Pokal. ‚Weitertrinken!‘ — ‚Nein, nein‘, ſagen wir, ‚es iſt genug, Euer Hochwohlgeboren, wir werden ſonſt betrunken und können morgen nicht auf die Arbeit gehen.‘ — ‚Thut nichts‘, ſagt er, ‚ich nehme die Verantwortung auf mich. Ihr ſollt daran denken, wie Razgildejew ſein Heer bewirtet hat!‘ Dann holt er Papier, ſchreibt was auf und ſchiebt mir den Zettel unter die Jacke. ‚Zeige das morgen dem Dienſthabenden vor!‘ Wie wir nach Hauſe gekommen ſind, weiß ich nicht mehr. Beide gehörig betrunken. Viel braucht ein ermatteter Menſch ja nicht dazu! Morgens, als wir zur Arbeit geweckt werden, rüttelt mich jemand am Arm; ich kann aber nichts verſtehen. So ſchwer iſt die Zunge. Ich deute mit der Hand auf die Bruſt. Hier! Der Dienſthabende erwiſcht den Zettel, lieſt und ſtaunt. ‚Du biſt ja durch Razgildejew ſelber für heute von der Arbeit befreit!‘ “

Ungefähr um dieſelbe Zeit machte ich auch die Bekanntſchaft des Poliers Monachow. Dickbauchig, mit einem roten, aufgedunſenen Geſicht und einem gutmütigen Lachen, das freilich mehr aus dem gefüllten Magen, als aus der Kehle zu kommen ſchien,

ſtand ſein Aeußeres mit ſeinem Namen ſchlecht im Einklang. (Monach = Mönch.) Er ſchien weder durch Lebensſorgen noch von geiſtigen Intereſſen beunruhigt, und von allen Empfindungen, die die Menſchenſeele umfaßt, war ihm nur eine vollkommen vertraut — das Gefühl einer drückenden, tödlichen Langeweile, gegen die er am Tage im Giebelhäuschen Rettung ſuchte, im Geſpräch mit Sträflingen und Koſaken, an den Abenden aber, und die Nächte durch im Kartenſpiel und Zechen. Dafür — des Zechens halber — war er im ganzen Schelajſchen Kreis berühmt: niemand, auch der brave Stabskapitän nicht, der ihm doch in Bezug auf Körperſtärke nicht nachſtand, konnte ihn, wenn es zu trinken galt, aus dem Felde ſchlagen. Wenn er jemals höhere Intereſſen gepflegt oder nach großen Zielen geſtrebt hatte, ſo mußte er das längſt vergeſſen haben. Ein zufällig in ſeine Hände geratener Zeitungsfetzen, der Abſchnitt einer Monatsſchrift, ein Artikel, der dem Gerede nach Anſpielungen auf bekannte Affairen und lokale Verhältniſſe enthielt, genügten, ihn nach dieſer Seite völlig zufrieden zu ſtellen. Seine politiſchen Anſichten wurden jeweilig nach Bedarf durch die Anſichten der ihm vorgeſetzten Bergbeamten beſtimmt, denen er von Zeit zu Zeit ſeine Aufwartung machte, entweder um ſich vorzuſtellen oder um über den Stand der Schelajſchen Grubenarbeiten Bericht zu erſtatten. Er wußte natürlich ſehr gut, daß das Bergbauamt irgendwelche Reſultate und Erfolge von dieſen Arbeiten längſt nicht mehr erwartete, kümmerte ſich daher ſehr wenig um die Arbeiten ſelbſt, und

überließ Aufsicht und Verantwortung mit Vergnügen dem Arbeitsaufseher. Mehr noch interessierte er sich für die offiziöse Thätigkeit des Schreiners, des Böttchers, des Schlossers und des Schmiedes, soweit sie nämlich die Reparatur seiner Möbel, Schränke, Tische und Theemaschinen betraf oder dahin zielte, seine Kisten, Fuhrwerke u. s. w. mit der Krone gehörigem Eisen zu versorgen. Mit Ausnahme derjenigen Tage, denen eine unbändige Sauferei vorangegangen war, konnte man Monachow regelmäßig ins Giebelhäuschen kriechen sehen, um da mit der Wache und den Sträflingen über alles mögliche zu plaudern, Anekdoten zu erzählen, Späße zu machen — mit einem Wort, um einen Sträflingsausdruck zu gebrauchen — den Leierkasten zu drehen.

Bald genug erfuhr er, wer ich sei, benahm sich fortan ausgesucht höflich gegen mich: und versuchte sogar dem Gespräch eine höhere Wendung zu geben. Allein man fühlte sofort heraus, daß er sich dabei Zwang auferlegen mußte, daß es diesem vom Fett entstellten Gehirn schwer fiel, längst aufgegebene Gipfel zu erklimmen. Ich zog es deshalb vor, in den Stollen einzutreten, als müßte ich dort meine Beschäftigung aufnehmen. Sobald die „Kobylka" an diesem Tage ihre Arbeit beendet hatte und sich, aus dem Giebelhäuschen kommend, in Front aufstellte, ließ es sich der dickbauchige Monachow angelegen sein, alle diese Bewegungen mitzumachen. Er stand lange, lange auf ein und derselben Stelle, schwernachdenklich in unserer Richtung blickend, ob er nun zum Mittagessen nach Hause gehen oder nicht doch

lieber jemand beſuchen ſolle. Der Kreis der Schelajſchen „beſſeren“ Geſellſchaft freilich war nicht allzu groß. Endlich nach langem Zögern entſchloß er ſich, ſein ungemütliches Junggeſellenheim aufzuſuchen. Wir begegneten dann auf dem Weg ins Gefängnis einer Troika, die mit hellklingenden Schellen herangeſauſt kam und ihm ſicher einen Gaſt aus der Hütte oder dem Bergbauamt brachte.

„Nun iſt er verloren, unſer Monachow“, einigte ſich die „Kobylka“, „eine ganze Woche lang wird man jetzt ſein Geſicht nicht ſehen.“

Peinlich waren mir nur die Tage, an denen im Stollen die Geſteinsmaſſen abzuſchlagen waren. Dann offenbarte ſich mir jedesmal meine ganze Schwäche und Nutzloſigkeit, ich mußte andere für mich arbeiten laſſen. Das einzige was ich thun konnte — von Leiſtung nicht zu reden —, war, die Kerze zu halten oder die Haue zu richten; den Hammer jedoch ſchwang Semenow oder ein anderer Sträfling von gleicher Muskelſtärke. Das nahm mir jedenfalls niemand von ihnen übel; nur ich ſelbſt kam mir im Bewußtſein meiner Schwäche kläglich und verabſcheuungswürdig vor. Wenn ich hörte, wie der Berg von den wuchtigen Schlägen Semenows dröhnte, wie er ſelbſt beim jedesmaligen Hammerſchwingen gleich einem hungrigen Tiger aufbrüllte, wenn ich ſah, wie unter ſeinen Schlägen Granitblöcke, die mir unzerſtörbar ſchienen, zitterten, barſten und krachend herabſtürzten, während ich ſelbſt auf der Erde kauerte, — ein Kerzlein in der Hand, dann zog und duckte ich mich ganz zuſammen, an Leib und Seele ein furchtſames Kind,

dem dieſe urwüchſige, alles zerſchmetternde Kraft Angſt einflößte.

„Wollen wir weitermachen, Iwan Nikolajewitſch?“ frug in dieſem Augenblick, aus vollem Halſe brüllend, Rakitin, deſſen Eintritt wir im Getöſe der Arbeit nicht bemerkt. Jedenfalls war er bereits mit ſeinem Penſum fertig und kam herüber, um zu ſehen, was ich mache.

„Gieb mir mal das Eiſen, Petruſcha. Ich will mal an die teure Jugend denken und ausholen, daß die Funken nur ſo fliegen werden . . .“

„Aus deinen Augen wohl“, meinte Semenow und reichte ihm das Eiſen.

Rakitin ſchlug thatſächlich fünf-, ſechsmal drauf los; bekam es aber ſchnell ſatt. Er ſetzte ſich hin und plauderte, was ihm gerade in den Sinn kam.

Nicht ohne Vergnügen erinnere ich mich jener Tage, an denen ich im Stollen zu zweit mit der „Eſpenholzglocke“ arbeitete. Die Arbeit ging zwar langſamer von ſtatten, war dafür aber um ſo luſtiger. Selbſt wenn Rakitin ſich in nachdenklicher Stimmung befand und zu philoſophiſchen und lyriſchen Ergüſſen neigte, auch dann wußte er durch irgend ein munteres Wort, einen Scherz, ſofort jede Melancholie von mir zu ſcheuchen. Einmal geriet er in eine wahrhaft tragiſche Lage. Nachdem er etwa ſieben Werſchok ausgebohrt hatte, machte er plötzlich eine betrübende Entdeckung.

„Iwan Nikolajewitſch, ah, Iwan Nikolajewitſch!“ rief er mir kläglich zu: „bei mir iſt ein Unglück geſchehen.“

„Was für ein Unglück?“

„Schauen Sie mal, der Stein wackelt ... Er wird womöglich ganz abfallen.“

„Nun, was ist denn dabei? Um so besser. Peter Petrowitsch behält eine Patrone übrig. Sie bohren an einer anderen Stelle an.“

„An einer anderen?! Diese sieben Schichten aber sollen verloren gehen? Mühe und Arbeit umsonst gewesen sein? Was denken Sie wohl, Iwan Nikolajewitsch! Ja, werden die es denn begreifen? Zu begreifen fähig sein? Sie werden mir einen strengsten Verweis erteilen, daß ich nicht gut angebohrt habe; sie schicken mich noch mit einem Zettel ins Gefängnis.“

„Nun, das ist noch nicht vorgekommen. Peter Petrowitsch ist nicht so schlimm.“

„Von ihrem Standpunkt sind sie alle nicht schlimm. Nach meiner Meinung ist es jedoch einerlei, ob das Schaf weiß oder schwarz ist, — der Geruch ist derselbe, Iwan Nikolajewitsch. Ich würde nicht weinen, wenn sie alle bis heute Abend krepierten, bis morgen früh ganz verschwänden! Nein, solche Menschen muß man stets mit Vorsicht nehmen, mein bester Herr! — Und man muß Acht geben, daß alles in Ordnung sei.“

„Aber dieser Stein wird doch so wie so abfallen? Sehen Sie nicht, was er für einen Riß hat?“

„Pst! nicht anrühren! Ach—ja! Ja, wird er es denn wagen abzufallen, Iwan Nikolajewitsch? Vor Jegor Rakitin? Vor Jegor Alexejewitsch Rakitin wirklich herunterfallen? Damit meine sieben Schich-

ten, sieben mühevolle Schichten hin sind? Nein, das wird nie ... Oi—oi—oi! er fällt, bei Gott, er fällt, Iwan Nikolajewitsch ... gleich wird er abfallen ... Man wird ihn mit dem Knie stützen müssen. Wenn ich wenigstens acht Werschok ausbohren könnte. Bliebe also nur noch eins übrig. Mehr ist auch gar nicht nötig, acht Werschok genügen vollständig."

Und mit einem drollig ernsthaften und traurigen Ausdruck begann er langsam zu bohren, während dieser ganzen Zeit den Stein von zwei Pud (30 Kilo) Gewicht mit dem Knie stützend. Ich wäre bei diesem Anblick vor Lachen beinahe umgefallen; Rakitin aber bohrte ruhig weiter, plauderte dabei abwechselnd, bald sein Schicksal anklagend und jenem unglückseligen Tage fluchend, an dem er auf die Welt gekommen, bald plötzlich zu einer heiteren, fast ausgelassenen Stimmung übergehend, mit dem immer wiederkehrenden Refrain, auf dieser Welt sei alles Mumpitz. Endlich war es ihm gelungen, seine acht Werschok auszubohren, ohne daß der Stein inzwischen abgefallen wäre. Er freute sich darüber, wie ein Kind, tanzte, gröhlte und schlug sogar einen Purzelbaum. Dann setzte er sich hin, stützte den Kopf auf die Hand und sang sein Lieblingslied:

„Auf den silbernen Wellen,
Auf dem gelben Sande
Habe lange, lange ich gelauert
Und die Spuren überwacht."

Jedoch, das Malheur war immer noch nicht ganz vertuscht: Der Riß im Steine war eben zu

groß, als daß der Aufseher ihn beim Anzünden nicht sofort entdecken mußte. Deshalb ging Rakitin zum Wächterhäuschen, versah sich dort heimlich mit nasser Thonerde, kehrte in den Stollen zurück und verschmierte sorgfältig alle Risse in seinem Stein. So wurde Peter Petrowitsch gründlich hinters Licht geführt.

„Ja, was wollen wir noch mehr?“ meinte er mit verschmitztem Lächeln! „Wie das wohl zugeht, daß das Loch fertig und die Rinne naß ist — das ist Gottes und des Aufsehers Sache.“

Uebrigens gehörte Rakitin zu jenen vierzig Mann, die für das freie Kommando vorgeschlagen waren und mit Ungeduld ihre Entlassung erwarteten. Aber seltsam: ich habe nie eine Spur des Hasses gegen Schach-Lamos, durch dessen That die Befreiung so lange verzögert wurde, bei ihm bemerkt. „Es ist nicht geglückt, also“ — das war die einzige Erklärung, die er in Bezug auf das mißlungene Attentat abgab: im übrigen zog er es vor, statt über die Vergangenheit zu trauern, von einer besseren Zukunft zu träumen. Er kehrte oft und gern zu dem Gespräche über das freie Kommando zurück.

„Das wäre mal schön, Iwan Nikolajewitsch! Ich habe doch fast drei Jahre die liebe Welt nicht gesehen, und Weib und Söhnchen muß ich bei ihren Besuchen immer mit einem so menschenunwürdigen Aussehen empfangen: Stahlbänder an den Füßen und den letzten Schmuck hat das Rasiermesser vom Kopfe gekratzt. Wenn ich aber frei bin und eigene Kleider habe, und Sie sehen mich, Iwan Nikola-

jewitſch, dann werden Sie ſtaunen: wo, werden Sie fragen, iſt dieſe Prachtpflanze gewachſen? Wiſſen Sie, ich habe da in der Truhe bei meinem Weibe ſo eine weiche Mütze verwahrt . . .“

„Sie lieben aber Ihre Frau wohl nicht? Sie ſagen, ſie ſei alt?“

„Ach, Nikolajewitſch, man ſagt ſo manches! Die Zunge kann eben nicht ſtille ſtehen. Wie kann man ſeine eigene Frau nicht lieben? Das iſt ja wahr, daß ſie zehn Jahre älter iſt und nun unter die alten Weiber gehört. Aber dennoch muß ich das Geſetz erfüllen . . . beſonders im nüchternen Zuſtande. Wenn ich betrunken bin — na, dann iſt das eine andere Sache. Wenn dieſer Teufelsbrand uns in die Kehle fährt, dann kann der Menſch das nicht verantworten, was er ſchwatzt.“

„Womit werden Sie ſich denn im freien Kommando Ihren Unterhalt erwerben?“

„Wird ſchon noch ausgeklügelt, Iwan Nikolajewitſch! Ich habe eine große Neigung zum Handel — Punkt eins! Zweitens, meine Frau iſt in allen Dingen geſchickt: Nähen, Kochen, auch das Handeln verſteht ſie. Die Hauptſache aber iſt, Iwan Nikolajewitſch, man muß da was Beſonderes wiſſen und das geheim halten, wenn man damit handeln will.“

„Womit, meinen Sie?“

„Eben mit dieſem Teufelszeug.“

„Mit Schnaps alſo?“

„Nun ja, Sie haben es erraten.“

„Wenn man Sie aber ertappt, kommen Sie wieder ins Gefängnis . . .“

„Nun, das ist Glückssache. Es kann alles vorkommen. Man kann auch wieder ins Gefängnis kommen. Das ist sogar sehr möglich. Aber auf meinen Verstand, Iwan Nikolajewitsch, kann ich mich auch verlassen. Wenn Sie wüßten, was der liebe Gott da alles in diesen Kopf hineingesteckt hat! Wieviel Pläne und Gedanken sich darin wälzen! Ach! . . . Mir thut nur eins leid: daß ich nicht in einer Zelle mit Ihnen wohne, Lesen und Schreiben nicht ordentlich gelernt habe. Nun aber meinen besten Dank, Iwan Nikolajewitsch; die Augen haben Sie mir doch geöffnet. Ohne Sie wäre es hier niemand in den Sinn gekommen, sich mit Büchern abzugeben, denn wir sind alle einfache und dumme Menschen. Jetzt aber kann ich wirklich schon ein wenig buchstabieren. Ich habe die ‚Räuber-Brüder' fast bis zu Ende gelesen, dann haben sie mir die Schufte weggenommen! Ein prächtiges Buch! Ich kaufe es mir unbedingt, wenn ich frei komme. Ich werde Ihnen im Sommer Beeren bringen, Iwan Nikolajewitsch. Jeden lieben Tag werde ich Ihnen eine ganze Schüssel bringen, bei Gott! Wenn ich selbst nicht Zeit habe, sie zu pflücken, schicke ich den Keschka aus, den Schlingel. Der Junge ist doch drei Jahre alt, es wird Zeit, daß er dem Vater hilft."

„Uebrigens, Rakitin, kommt Ihnen nicht manchmal der Gedanke, sich dorthin hinter die Berge zu flüchten?"

„Nach Hause, meinen Sie?"

Das sorglose Gesicht Rakitins verdüsterte sich plötzlich und alle Furchen traten deutlich darin hervor.

„Warum denn nicht? Iwan Nikolajewitsch", sagte er geheimnisvoll: „Durch Weib und Kind aber bin ich an Händen und Füßen gebunden. Na, denken Sie meiner Worte, Iwan Nikolajewitsch", hier schlug er sich energisch mit der Faust aufs Knie: „ich will nicht Jegar Rakitin heißen, wenn Sie nicht von mir hören werden! Aber man muß seine Zeit abwarten! Dann werde ich unbedingt die Heimat aufsuchen!"

„Wozu ist es nötig?"

„Ich habe dort eine Sache vor. Es giebt da irgendwo einen Menschen, der, wenn ich an ihn denke, mein Herz mit Blut übergießt. Ich will nicht leben, wenn ich ihm die Brust nicht ausfresse . . . Mit den Zähnen werde ich mich in ihn einbeißen, sobald ich ihn erblicke!"

„Reden Sie doch keinen Unsinn, Rakitin. Was wird das für ein Mensch sein, und entfliehen werden Sie auch nicht."

„Wer? Ich?! Und wie ich entfliehen werde, Iwan Nikolajewitsch! Lassen Sie nur den rechten Zeitpunkt kommen!"

Als wir einmal nach einem solchen Gespräche ins Gefängnis zurückkehrten, ergab es sich, daß dort inzwischen das längst erwartete Ereignis eingetreten war: ungefähr vierzig Mann waren zum freien Kommando entlassen, darunter Tarbagan, Malachow, Pestrow und Gandorin. Rakitin wurde auch gleich hinterm Thore abgerufen, schwenkte beim Weggehen noch lange die Mütze und rief mir jubelnd zu:

„Dank für alles, tausend Dank, Iwan Nikolajewitsch! Bewahren Sie Jegar Rakitin in guter Erinnerung. Beeren bringe ich Ihnen unbedingt. Fußfällig werde ich den Herrn Direktor bitten, daß er es mir erlaubt."

Uns, die wir im Gefängnis zurückblieben, wurde dafür eine unangenehme Ueberraschung zu teil: wir waren in andere Zellen versetzt. Als ich in meine bisherige Zelle eintrat, erfuhr ich, daß ich fortan zur Nr. 1 gehöre. Außer den ins freie Kommando Entlassenen, verlor ich dadurch Gontscharow und Semenow, die ebenfalls anderweit untergebracht waren, ferner den „Näseler" und einige andere meiner früheren Mitbewohner. Mit mir zusammen blieben die Brüder Burenkow, Tschirok, Wladimirow und der „Eiserne Kater" mit Jefimow, seinem Hammerschmied. Fünf dazu gekommene Arrestanten mitgerechnet, waren wir im ganzen zwölf Mann, eine Personenzahl, die der Zellenatmosphäre nicht allzu ungünstig war. Die Gefängnisverwaltung nahm derartige Versetzungen öfter vor und verfolgte damit dasselbe Prinzip, das die Grundlage aller Einrichtungen bildete, — die Isolierung ... In diesem Falle hatte man es auf die geistige Isolierung abgesehen, da man nicht ohne Grund der Meinung war, daß sich im Laufe der Zeit in jeder Zelle eine besondere Physiognomie und Charakterübereinstimmung herausbilden, bei der damit verbundenen Einheit in Gedanken und Bestrebungen, ferner alle Träume von Flucht, alle Auflehnungsversuche eine der Disziplin gefährliche Verallgemeinerung erfahren könnten. Ich sagte ja schon,

daß Luczesarow ein großer Politiker war und alle Aussicht hatte, hoch emporzusteigen.

Ein Gefühl der Kränkung (das klingt freilich seltsam im Munde eines Zuchthäuslers) mischte sich jedesmal unwillkürlich in meine Stimmung, wenn ich bei der Rückkehr ins Gefängnis erfuhr, daß ich wieder auf einen anderen Platz „verjagt" sei: man fühlte sich mit dem lieben Vieh auf einer Stufe, das rein aus Willkür bald an diese, bald an jene Krippe gestellt wird. Man sagt, daß die Gefangenen mit Bedauern die Kette verlassen, an der sie lange Zeit angekettet waren, und ich muß zugeben, daß in dieser Behauptung viel Wahrheit liegt. Eine düstere Unzufriedenheit befiel mich stets, wenn ich mich plötzlich von vertrauten Wänden und Gesichtern getrennt sah und, ohne die Notwendigkeit zu verstehen, in einem fremden Raum unter fast unbekannten Menschen befand. Eben dieses Gefühl bedrückte mich auch damals schon. Namentlich die Trennung von Gontscharow, Semenow, Tarbagan und Malachow, von den beiden Kirgisen, die unter meiner Pritsche schliefen und so oft mit ihren dummen Streichen die ganze Zelle zum Lachen gebracht hatten, that mir unendlich leid. Glücklicherweise fand ich Tschirok wieder und das verminderte meine Traurigkeit; aber er schien sich ebenfalls nach Tarbagan und dem „schwarzen Teufel" zu sehnen. Die Schüler interessierten mich nach dem Verluste der Bücher nur wenig noch, auch waren sie fauler und mißmutiger geworden: es kursierten Gerüchte über die im Frühling bevorstehende „Auswahl" für die Insel Sachalin . . . Für Wladimirow

konnte ich mich auch nicht mehr erwärmen. Er war wie früher ſchlaff und niedergeſchlagen und that nichts, was mich eine Annäherung hätte wünſchen laſſen. Was die Schmiede betraf, ſo kannte ich ſie nur wenig; ſie hatten ſich ſchon früher aus unbekannten Gründen mehr im Hintergrunde gehalten. Die neuen Sträflinge dagegen ſchienen mir durchweg unſympathiſch, unzugänglich, geradezu feindlich geſinnt. Nein, dachte ich im Stillen, es iſt keiner ſo wie die alten Gefährten.

Die Mahomedaner. — Huſſanbei Marasgli.

Die Mahomedaner zeigten ſich, wie überall, ſo auch im Schelaiſchen Gefängnis, ſtets abgeſondert und verſchloſſen. Dies geſchah hauptſächlich aus Unkenntnis der ruſſiſchen Sprache, keineswegs aber aus religiöſem Fanatismus. — Sobald dagegen ein Mohamedaner die ruſſiſche Sprache verſtehen und anwenden lernte, ließ ſofort die gegenſeitige Spannung nach, und es dauerte nicht lange, daß er in der breiten Maſſe der Sträflinge aufgegangen war. Leider fehlte aber den meiſten Fremdvölkern der Antrieb, ruſſiſch zu lernen, weil eben jeder ihrer Angehörigen von ſeiner Rückkehr in die Heimat träumte. Aus den freien Kommandos und aus den Anſiedelungen flohen ſie dutzendweiſe, wobei der größte Teil unterwegs zu Grunde ging oder von neuem in Gefangenſchaft geriet. Nur ſehr wenigen gelang es, nach Chiwa, Buchara und ſelbſt nach Afganiſtan zu entkommen.

Die Ursachen dieser Abneigung russischerseits habe ich schon früher angedeutet. Einer besonderen Unbeliebtheit sahen sich die Sarten ausgesetzt, unter denen man übrigens zwei Haupttypen unterscheiden konnte: der eine düster, schweigsam und unverhohlen arbeitsscheu, der andere mehr das Gegenteil: schwatzhaft, heiter und überaus schlau, wenn es galt, sich von der Arbeit zu drücken oder das übertragene Maß einem anderen aufzubürden. Besonders eines dieser Sarten erinnere ich mich lebhaft, eines jungen, gesunden und sehr beleibten Menschen mit einem schwarzen Vollbart, der das ganze Gefängnis durch seine Erzählungen amüsierte. Mit Vorliebe schwatzte er von seinen Erlebnissen in der Freiheit und sagte, schlau mit den Augen zwinkernd, von sich selbst, daß Aidar Jakubaika ein „Spitzbube, ein großer Spitzbube" war, und daß, wenn ihn der Urus (Russe) auch erwischt und ins Gefängnis gesteckt habe, er dadurch nur gescheiter geworden sei. Sobald er freikomme, werde es den „Urussen" schlecht gehen. Jakubaika war andererseits außerordentlich wißbegierig, jedem Gespräche lauschte er aufmerksam und wußte trotz der mangelhaften Sprachkenntnisse doch immer etwas davon zu profitieren. Alles in allem hätte sich ihm die allgemeine Zuneigung nicht entzogen, wenn er nicht eben so unverbesserlich faul gewesen wäre. Zur Thätigkeit herangezogen, gab er sich nur den Schein, als arbeite er, während er in Wirklichkeit die Hauptsache anderen überließ. Dazu kam eine fast widerliche Habgier, übertriebene Empfindlichkeit und Streitsucht. Er war beständig in Prügeleien verwickelt, bei denen er, trotz

ſeiner Stattlichkeit mehr plump und ungeſchickt als muskulös, ſtets den Kürzeren zog. Bald hatte man ihm ein Loch in den Kopf geſchlagen, bald das Barthaar in ganzen Büſcheln ausgeriſſen.

Intereſſant war es, ihn während einer ſolchen Szene zu beobachten: er verwandelte ſich thatſächlich in ein reißendes Tier, fletſchte die Zähne, rollte die Augen, brüllte und heulte wie ein verwundeter Tiger. Zu ſeiner Ehre muß ich ihm übrigens nachſagen, daß er niemand je etwas nachtrug; nach zwei Stunden hatte er alles vergeſſen, während z. B. die ruſſiſchen Sträflinge jahrelang darauf aus ſind, derartige Thätlichkeiten heimzuzahlen, und ſei es nur in Worten.

Als Aidarka dann in das freie Kommando entlaſſen wurde, floh er ſofort auf der Stelle, wurde aber, wie man erzählt, von den Steppentunguſen getötet. Wahrſcheinlich wollte er irgend etwas ſtehlen, wobei ihm offenbar die „Lehrzeit" in Schelai wenig nützte: die Tunguſen erwieſen ſich als vollendetere „Spitzbuben" wie er . . .

Viel ſympathiſcher waren die Kirgiſen oder „Kyrgyſen", wie ſie ſelbſt ſich nannten. Das waren noch im wahren Sinne des Wortes Naturkinder, Steppenſöhne, ganz und gar nicht beleckt von ſtädtiſcher Kultur und der verweichlichten Lebensweiſe der Seßhaften. Man ſah unter ihnen Geſichter mit feinen, zarten Zügen, edelgeſchnittenen Stirnen und großen, ausdrucksvollen Augen. Beim Anblick dieſer prächtigen Geſtalten, die meiſt aus dem Inneren unſerer Orenburger und Turkeſtaniſchen Steppen ſtammten,

erinnerte ich mich nicht selten jener rührenden Erzählung Coopers vom „Letzten der Mohikaner“ ... Namentlich die Brüder Stambeki-Telenczi und Eskambai haben sich in dieser Weise meinem Gedächtnis erhalten. Zur Zwangsarbeit waren sie wegen Viehdiebstahl und Karawanenberaubung verurteilt worden. Telenczi, der ältere, besaß eben jenes sympatische Aussehen, das ich oben beschrieben habe: eine biegsame und schlanke Figur, ein gebräuntes, längliches, ganz europäisch geschnittenes Gesicht mit kleinem Spitzbart, tiefe, sammetdunkle Augen und zarte, arbeitsungewohnte Hände. Schwächlich und fein gebaut, machte er vom Rechte der Erstgeburt (Arâ) ausgiebig Gebrauch, that fast nichts und überließ Eskambai, dem jüngeren, die Erfüllung der doppelten Aufgabe. Dieses zärtliche Verhältnis zwischen den Brüdern empörte die „Kobylka“ freilich außerordentlich, und Telenczi wurde gewöhnlich von allen Seiten mit Schimpfworten und Vorwürfen überhäuft.

„Uh, du faule tatarische Fratze! Auf deinem Bruder herumreiten, das kann dir so gefallen! Bist wohl noch froh, daß du einen Dummen gefunden hast!“

Telenczi jedoch blieb schweigsam und traurig. Wenn es nach ihm gegangen wäre, würde er sicher vom Morgen bis Abend auf der Pritsche gelegen haben, ohne sich von der Stelle zu rühren. Trotzdem schlief er nur wenig, und ich sah oft des Nachts seine langen Wimpern offen, unter denen die großen, dunklen Augen sinnend ins Leere starrten. Eskambai

ſchlief ſorglos wie ein Kind, Telenczi aber dachte und dachte . . .

Eskambai war nicht nur von Charakter anders, auch in den Geſichtszügen offenbarte ſich die Verſchiedenheit; ſie waren gröber und näherten ſich mehr dem mongoliſchen Typus: hervorſtehende Backenknochen, eine gelbliche Hautfarbe und leicht geſchlitzte Augen. Das Fehlen einiger Vorderzähne gab überdies ſeinem Ausſehen etwas Wildes, Aſiatiſches. Alle dieſe Mängel jedoch wurden durch eine außerordentlich gutherzige, kindlich fröhliche Gemütsart ausgeglichen. Seine Sanftmut und Zuvorkommenheit galt nicht nur dem Bruder, ſondern allen, die ſich ihm ohne böſe Abſicht näherten. Mit Tſchirok z. B. verband ihn eine herzliche Freundſchaft, die von dieſem aufrichtig erwidert wurde. Einmal kroch er zu ihm unter die Pritſche, bellte dort wie ein Hund, manchmal nach Schafart dazwiſchen blökend, oder ahmte auch den Ruf des Kuckucks mit überraſchender Naturtreue nach. Tſchirok hielt das nicht lange aus, ſprang auf und war nicht faul, den Störenfried mit dem Riemen unter der Pritſche hervorzutreiben.

„Ach, du tatariſche Fratze! Scheuſal!“

Eskambai aber brummte in ſeiner Mutterſprache kläglich aus der Tiefe:

„Uh, Palás! Kutſchuk Palás!“ (Hundeſohn).

Und die ganze Zelle krümmte ſich vor Lachen.

Derſelbe Tſchirok lehrte übrigens auch dem Eskambai das Betteln in ruſſiſchen Dörfern.

„Du wirſt doch jedenfalls Brodjaga (Landſtreicher) werden, dafür kenne ich doch deine Art. Kaum

kommt das ins freie Kommando, so wird der Kessel auf den Rücken genommen und fort geht's, nach der Heimat!"

Eskambai lächelte vielsagend zu dieser Prophezeiung und lernte wirklich bei Tschirok „unter den Fenstern schießen" und um Almosen bitten. Er mußte tiefe Verbeugungen machen und dazu sprechen:

„Mütterchen, Väterchen, gebt um Gottes willen ein Almosen!"

Die beiden Stambeki flohen späterhin thatsächlich aus dem freien Kommando; aber über ihr ferneres Schicksal habe ich nie etwas erfahren.

Man trifft unter den in der Gefangenschaft lebenden Kirgisen, Sarten, Usbeken und anderen Fremdvölkern sehr oft kranke und abgehärmte Menschen, die schon durch den Klang der Stimme, durch jede ihrer Bewegungen eine verzehrende Sehnsucht nach jener weit entlegenen Stätte verraten, an der sie Weib, Kinder, Freunde und Verwandte zurücklassen mußten. Besonders tragisch gestaltet sich die Lage dieser Unglücklichen dadurch, daß es in den meisten Fällen ganz aussichtslos ist, Nachrichten aus der Heimat zu erlangen: der Brief wird wohl abgesandt, aber die Antwort bleibt aus. Die verschiedensten Ursachen treffen hier zusammen: die große Entfernung der Poststationen vom Wohnort der Angehörigen, ein weltfremdes Dorf vielleicht in einer abgeschiedenen Gegend, zu allermeist aber die Unkenntnis der russischen Sprache. Wenn ein Usbeke oder Sarte zuweilen auch einen Brief von zu Hause erhält, so ist doch niemand da, der ihm das Antwortschreiben abfassen,

ja sogar das erhaltene Schreiben selbst vorbuchstabieren könnte, da es gewöhnlich barbarisch fehlerhaft und ganz unleserlich geschrieben ist. In der tatarischen Sprache aber Briefe aus dem Gefängnis abzusenden oder ein nicht russisches Schreiben zu erhalten, ist unmöglich, da es verboten ist.

Bei meiner Ueberführung nach Nummer eins war ich sehr erfreut, in dem jungen Usbeken Hussanbei Marasgali, der schon längst meine Sympathie besaß, einen Mitbewohner und Nachbar wiederzusehen. Das erste Mal wurde ich bei einer Abendkontrolle auf ihn aufmerksam. Die schlanke, graziöse Gestalt, sein leichter Gang und das ausdrucksvolle Gesicht, das bald jugendlich schön war und fröhlich lächelte, bald durch den bitteren Ausdruck der gefurchten Wangen und zusammengepreßten Lippen etwas Greisenhaftes hatte, waren mir sofort aufgefallen. Ich zog Erkundigungen bei den Sträflingen ein und erfuhr, daß dieser Jüngling im ganzen Gefängnis bekannt und beliebt war.

„Ob ich den Usanka kenne?“ meinte unter anderem Gontscharow, „ja, das ist unter diesen Tieren der einzige Mensch, den ich im ganzen Leben angetroffen habe. Der ist ganz aus der Art geschlagen. Wir nennen sie sonst alle ohne Unterschied Sarten; Usanka aber wird ausgenommen. Er ärgert sich sogar, wenn man ihn Sarte nennt. ‚Ich bin‘, sagt er, ‚ein Usbeke; in unserer Gegend hat man die Sarten auch nicht gern‘. Und ein komischer Bursche ist dieser Usanka, ein Spaßmacher und so lustig! Schon unterwegs hatte ihn die ganze Bande gern ... Auch von Faulheit, wie sie da in dem Jakubaika steckt,

ist bei ihm nichts zu spüren; erst macht er seine Sache fertig und dann hilft er auch noch anderen. Ich sage oft zu ihm: weshalb schindest du dich ab, Hussanbei? Unter uns giebt es genug Faulenzer, du willst sie doch nicht noch fauler machen? Auf der Zwangsarbeit braucht man sich nicht so anzustrengen ... Er lacht nur dazu und winkt mit der Hand. ‚Schon gut, ich fürchte mich nicht davor!' Was soll aber daraus werden? Er ist ja vollständig krank, am ganzen Körper zerschlagen! ... Unterwegs hatten sie einen Fluchtversuch gemacht, noch in ihrer Gegend da hinten. Den Vater und den Bruder erschlugen die Soldaten, er selbst war auch dem Tode nah ... Jetzt, wenn er manchmal hustet, der arme Kerl, wird es einem schon vom Zuhören schlimm ... Dann greift er sich an die Brust. ‚Hier', sagt er, ‚es thut so weh!' Ein prächtiger Bursche, schlicht und gut, das muß man sagen."

Da Marasgali nicht im Bergwerk arbeitete, hatte ich lange keine Gelegenheit, mit ihm näher bekannt zu werden; ich traf ihn höchstens bei der Kontrolle. Immerhin wurde im Gefängnis von keinem so viel gesprochen wie von Hussanbei; man erzählte sich, wie fleißig er bei der Arbeit sei, wie er sich anstrenge, ohne je begreifen zu lernen, daß es auch „unter uns" Schufte genug gäbe. Man lobte einstimmig seine Munterkeit und ahmte mit einem gewissen liebevollen Vergnügen seine unbeholfene Aussprache des Russischen nach. Dann wieder verbreitete sich im Gefängnis das Gerücht, daß Marasgali ein außerordentlich geschickter Ringkämpfer sei, und daß er in der

Küche beim Gürtelkampf drei ſtarke Ruſſen, von denen niemand eine Niederlage erwartete, einen nach dem anderen geworfen habe. Darüber geriet das ganze Gefängnis in Bewegung. Die Mehrzahl begeiſterte ſich für Huſſanbei und feuerte ihn zu neuen Heldenthaten an; die anderen aber, die ſelbſt Anſpruch darauf erhoben, gute Ringkämpfer zu ſein, zeigten ſich entrüſtet und verſicherten, daß ſie ſich nur nicht beſchmutzen wollten, ſonſt würden ſie ſofort „dem Hund von Tataren die Gedärme herauslaſſen"! ..... Huſſanbei aber beſiegte unterdeſſen noch ein halbes Dutzend dieſer Prahlhänſe, von denen viele doppelt ſo ſchwer und groß waren wie er; und das alles nur durch die Gewandtheit und Geſchmeidigkeit ſeines jungen Körpers. Zum Schluß brachten die Gegner den Andrjuſchka in die Küche, einen breitſpurigen Burſchen von herkuliſchem Wuchs und ungeheurer Kraft. Man hatte ihn freilich nur mit Mühe dazu überreden können — er fürchtete ſich ſichtbar ... Und eben weil er kein Zutrauen zur eigenen Kraft hatte, wandte er zum Schluß eine ganz gemeine Liſt an: ohne vorher zu ſagen, welche Regeln er beim Ringkampfe einhalten würde, warf er plötzlich Marasgali wie einen federleichten Ball über ſeinen Kopf hinter ſich zu Boden. Dieſes Verfahren, das ebenſo brutal als gefährlich iſt, wird in einer rein barbariſchen Weiſe vollzogen: nach einigen vorbereitenden Griffen fällt der eine der Kämpfenden plötzlich auf ein Knie nieder, den feſtumſchlungenen Gegner gleichzeitig mit aller Kraft über ſeinen Kopf hintenüber ſtürzend. Erwieſenermaßen iſt eine ſolche Kampfes-

weise sehr oft mit tödlichem Ausgang verbunden. Der arme Marasgali schlug denn auch diesmal stark mit der Schulter gegen einen auf der Diele liegenden Holzklotz, was ihn für lange Zeit auf das Krankenbett warf.

Ueber Andrjuschkas Handlungsweise war das ganze Gefängnis aufgebracht; der Geschädigte selbst aber lächelte nur und sagte, sich dabei vor Schmerzen krümmend:

„Schon gut, hat nichts zu sagen."

Mit diesem Vorfall hörten die Ringkämpfe auf.

Ich versuchte es auf jegliche Weise, mich Marasgali zu nähern, aber seltsam: den anderen Sträflingen gegenüber heiter und ungezwungen, beständig zu Scherzen aufgelegt, war er mir gegenüber verlegen und mied sogar auffallend meine Gesellschaft. Sprach ich ihn an, so antwortete er mit nichtssagenden Redensarten und beeilte sich, in seine Zelle zu entwischen. Im übrigen folgte er dem Beispiel aller Sträflinge und nannte mich lange Zeit „Sie", obgleich diese Anrede in seiner Muttersprache gar nicht vorkommt; auch vergaß er es nie, den Titel „Herr" voranzusetzen.

Wenn ich ihn in seiner Zelle aufsuchte und dadurch jede Möglichkeit abschnitt, mir auszuweichen, mußte er mir zwar Rede stehen, aber es geschah stets mit unverkennbarer Scheu und einem verlegen abgewandten Gesicht. Gewöhnlich setzte sich dann ein Dritter zu uns, der in besonders schwierigen Fällen freiwillig die Rolle des Dolmetschers übernahm. Ma-

rasgali sprach nämlich das Russische lächerlich schlecht und oft verstand ich buchstäblich nicht, was er meinte. Nur wenn er auf jenen Fluchtversuch zu sprechen kam, verlor sich seine Scheu; dann wurde er ungewöhnlich lebhaft und erzählte mit glänzenden Augen und heftigen Gesten, wie er lief und wie man auf ihn schoß ... Er stürzte zu Boden. Ein Soldat mit gefälltem Bajonett holte ihn ein ... Marasgali sprang auf, riß das Gewehr an sich und setzte sich damit zur Wehr ... Bei dem Kampf, der sich nun entspann, biß er dem Soldaten in die Hand, der laut aufschreiend davonlief. Andere kamen — eine ganze Schar — holten ihn ein und warfen ihn zu Boden. Wütend stachen die Soldaten mit ihren Bajonetten auf ihn ein ...

Wenn ich auch den Wortlaut dieser Erzählung nur schlecht verstand, konnte ich mir doch lebhaft diesen jungen Tiger vorstellen, der, von Feinden umringt, an der Rettung verzweifelt, aufheult, kratzt und um sich beißt, um Leben und Freiheit so teuer als möglich zu verkaufen. Dann kam Marasgali zu dem schmerzlichsten Teil seiner Geschichte. Unterwegs auf dem Transport hatte er seiner Mutter in tatarischer Sprache geschrieben, daß Vater und Bruder erschlagen und seine Strafzeit von zwei auf zehn Jahre erhöht sei. Die Mutter aber sandte, nach seiner Erzählung, den Brief zurück, in der Meinung, Hussanbei könne ihn nicht geschrieben haben, sondern irgend ein „Spitzbube".

„Sie glaubt mir nicht ... Nun, möge sie nicht daran glauben!" rief er mit Bitterkeit aus, winkte

ärgerlich mit der Hand, und doch ſtanden ſeine Augen voller Thränen.

Das war vorläufig alles, was ich auf Grund ſeiner unklaren Erzählungen und der mangelhaften Wiedergabe unſerer Gelegenheitsdolmetſcher von ſeiner Vergangenheit erfahren konnte. Später hörte ich, daß er mitunter ein ungewöhnliches Intereſſe für Leſen und Schreiben zeige, daß er ſich überdies völlig autodidaktiſch die Hälfte des ruſſiſchen Alphabets angeeignet habe. Mit Freuden ergriff ich dieſe Gelegenheit und bot ihm unverzüglich meine Hilfe an. Aber er verfiel wieder in ſeine rätſelhafte Verlegenheit und bat mich, ihn in Ruhe zu laſſen.

„Herr! Bitte, bitte, nicht! Es iſt nicht nötig!“

. . .

Deſſenungeachtet drang ich in ihn, mir den Grund ſeiner Weigerung anzugeben, ereiferte mich und ſtellte ihm die Vorteile vor Augen, die er ſpäter bei ſeiner Anſiedelung als des Leſens und Schreibens kundiger Menſch genießen würde. Es war umſonſt! —

Marasgali hörte mit abgewandtem Geſicht zwar aufmerkſam zu, aber dann bat er von neuem:

„Es iſt nicht nötig, Herr, lieber nicht.“

Erſt als ich Thränen in ſeinen Augen bemerkte, ließ ich ab, ihn weiter zu überreden.

„Das kommt alles von ihrem Mullah, dem Safarbajew,“ meinte einer der Sträflinge, ein Ruſſe, der unſer Geſpräch gehört hatte, „er verbietet ihnen einfach, ruſſiſch zu lernen.“

Ich eilte zu Safarbajew, einem jungen Sarten, der das Arabiſche beſſer als die anderen Mohamedaner in

Schelai beherrschte und von diesen, seiner Korankenntnisse halber, sogar als Mullah angesehen wurde. Diesen fragte ich geradezu, ob er Marasgali wirklich abgeraten habe, russisch zu lernen. Der Mullah lachte und meinte, das mohamedanische Gesetz verbiete weder Wissenschaft noch Sprachen, und versprach sogar, selbst in ermunterndem Sinne mit Marasgali zu reden.

Inzwischen war aber die erwähnte Versetzung vorgenommen worden und Marasgali wurde in der neuen Zelle unversehens Mitbewohner und Nachbar in eins. Die Annäherung vollzog sich schnell und bald verband uns eine aufrichtige Freundschaft. Höflich und zuvorkommend wie er war, dabei immer aufgelegt, wurde er mir als Nachbar einfach unersetzlich. Die übrigen Sträflinge bewahrten ihm ihre Sympathie und räumten ihm nach wie vor unter seinen Glaubensgenossen eine Ausnahmestellung ein.

Von diesen hielt sich übrigens Marasgali aus eigenem Antrieb fern, und auch dem näselnden Vorlesen des Mullah Safarbajew schenkte er selten seine ungeteilte Aufmerksamkeit.

Sein Interesse für ein und denselben Gegenstand ließ übrigens auch in anderen Fällen immer bald nach.

Natürlich wiederholte ich alsbald meinen Vorschlag, ernstlich an die Erlernung der russischen Sprache zu gehen. Diesmal war er mit Freuden bereit und erklärte seine frühere Abneigung dadurch, daß er sich vor mir sehr gefürchtet habe und mich auch durch seine schlechte Fassungskraft nicht ärgern wollte ... Da er ein wenig arabisch verstand, ging es mit

dem ruſſiſchen Alphabet und auch mit dem Buchſtabieren verhältnismäßig ſchnell; er brachte es in kurzer Zeit dahin, Worte, die ich ihm diktierte, richtig niederzuſchreiben! Aber, o weh! was er ſchrieb — begriff er nicht, und dadurch wurde ſein Eifer ſtark abgekühlt. Hätte er nicht beſtändig mit ſeinen Landsleuten, den Tataren, in ein und demſelben Raum leben müſſen, hätte er ſich jedenfalls mehr im Sprechen üben können und dann das alles auch beſſer verſtanden, was er — ziemlich geläufig — las und ſchrieb.

In dieſer Zeit erfuhr ich auch ſeine traurige Geſchichte ausführlich.

Gebürtig war er aus dem Ferghangebiete, aus der Umgegend der Stadt Margellan, wo ſich ſeine Eltern mit der Landwirtſchaft und etwas Obſtbau befaßten. In die Stadt kamen ſie ſelten und nur zu Handelszwecken. Die kleine Familie, aus Vater und Mutter und zwei Söhnen beſtehend, lebte friedlich und einträchtig. Höchſtens, daß Maraſil, der älteſte Sohn, zuweilen die Eltern bekümmerte, nachdem er angefangen hatte, Schnaps zu trinken und dem Würfelſpiel zu fröhnen. Der Vater Huſſanbeis, Narbjuta Marasgali, prügelte ihn zwar mitunter wegen ſeiner Leidenſchaft; aber er ließ nicht ab davon. Die Folge war, daß er in Schulden geriet, die der Vater nicht zahlen wollte. Eines Nachts drang ein Kirgiſe ins Haus, an den Maraſil beim Würfelſpiel eine bedeutende Summe verloren hatte, ſuchte ſich das beſte Pferd aus und jagte mit ihm in die Steppe. Narbjuta aber witterte den Diebſtahl,

weckte die Söhne und ſetzte mit ihnen auf flinken Pferden dem Diebe nach. Unweit des Dorfes holten ſie ihn ein. Maraſil ſchlug ihn mit der Wurfkugel vom Pferde und Narbjuta, der Alte, trennte ihm mit einem Säbelhieb den Kopf vom Rumpfe. Huſſanbei ſchwur hoch und teuer, daß er ſelbſt nicht Hand an den Kirgiſen gelegt, ſondern nur dem Vater den Säbel gereicht habe. Im übrigen fand er den Mord ganz in der Ordnung, und wenn ich darüber mit ihm rechten wollte, antwortete er halb im Scherz, halb im Ernſt:

„Warum ſoll ſo ein Menſch weiterleben, Nikolaitſchik?“ (So nannte er mich, da er nicht im ſtande war, Nikolajewitſch richtig auszuſprechen; den Sträfling Kanarewitſch, der auch in unſerer Zelle lebte, nannte er Kanareitſchik.) Er ſtahl, ſpielte Karten ... wozu ſollte er weiterleben?“

„Ja, Maraſil ſpielte doch auch Karten?“

„Maraſil iſt tot. Gott hat ihn beſtraft.“

„Haſt du ſelbſt nie verſucht, Karten zu ſpielen, Huſſanbei?“

„Ich habe es verſucht, Nikolaitſchik“, ſagte er mit geſenkter Stimme: „einmal habe ich dabei fünf Rubel verloren ... Das war unterwegs damals ... In Algatſchi habe ich auch einen Rubel verſpielt ...“

„Das war nicht klug von dir, Huſſanbei.“

„Ja, ich habe es doch ohne Abſicht gethan, Nikolaitſchik ... Ich kann es ja gar nicht ... Der Teufel weiß, ich verſtehe rein gar nichts von den Karten.“

Als der Pferdedieb damals erſchlagen war, brach

gerade der Tag an und irgend ein vorbeifahrender Kirgise hatte die Mörder gesehen und erkannt. Bald darauf wurde Narbjuta mit seinen Söhnen verhaftet und verurteilt: er selbst zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit, Marasil zu zehn, Hussanbei aber, der noch nicht mündig war, zu zwei Jahren. Er konnte sich nicht ohne Thränen des Abschiedes von der Mutter erinnern, die er offenbar leidenschaftlich liebte. Er gestand auch ihr Lieblingssohn gewesen zu sein. Als einmal einer der Sträflinge Marasgalis Haar bewunderte, das leicht gelockt von rabenschwarzer Farbe mit einem bläulichen Schimmer war, wurde er lebhaft und erzählte, daß sein Kopf früher nach heimischer Sitte völlig glattrasiert war, bis auf eine lange Locke in der Mitte.

„Die Mutter hat sie stehen lassen, meine Mutter", erzählte er davon: „lang, so lang war sie ... Ach, wie die Mutter weinte, als wir Abschied nahmen! Das Gesicht hat sie sich zerkratzt, blutig gekratzt, und wie sie schrie! ... Ach, wie sie schrie, meine Mutter! ..."

So oft er bei dieser Stelle seiner Erzählung anlangte, verstummte er, vergrub das Gesicht im Kissen und seufzte tief und herzbrechend .... Und dann äußerte sich noch jede tiefere seelische Erregung, ob sie freudiger oder trauriger Natur war, durch ein komisches Schnalzen mit der Zunge.

Zu dem Transport, dem Marasgali als Gefangener angehörte, zählten zweiunddreißig Mann, lauter Usbeken, Sarten und Kirgisen, während die eskortierenden Soldaten nur achtzehn Mann stark

waren. Auf der dritten oder vierten Etappenſtation hinter der Stadt Werny, in der man einen Tag geraſtet hatte, ſollte ein Fluchtverſuch unternommen werden. Der Konvoi war ahnungslos, ſtellte, angekommen, die Gewehre zuſammen und ließ ſich in demſelben Raume, in dem ſich auch die Sträflinge aufhielten, zum Kartenſpiel nieder. Nur vor der Thüre wurde eine Schildwache poſtiert. Der geheimen Abmachung nach ſollte ſich Narbjuta Marasgali zuerſt mit dem Schrei „Allah!“ auf die Schildwache ſtürzen und dieſe entwaffnen, die anderen ſich zugleich der abgelegten Gewehre verſichern und damit den Konvoi niederſchießen. Narbjuta machte wirklich den Anfang: mit dem Schrei „Allah“ rannte er die Schildwache über den Haufen und tötete ſie auch. Die übrigen neunzehn Mann aber, die zur Verſchwörung gehörten, waren anſcheinend im letzten Augenblick unſchlüſſig geworden. Ohne die Gewehre anzurühren, liefen ſie nach verſchiedenen Richtungen auseinander. Huſſanbei und Maraſil waren ebenfalls unter den Fliehenden. Sobald ſich der Konvoi vom erſten Schreck erholt hatte, ſtürzte er mit angeſchlagenem Gewehr ins Freie, hinter den Flüchtlingen dreinfeuernd. Narbjuta wurde gleich an der Schwelle des Hauſes von drei, vier Bajonettſtichen durchbohrt. Die Fliehenden, durch die ſchweren Fußfeſſeln am Entkommen gehindert, wurden ebenſo ſchnell von ihrem Schickſal ereilt. Nur dreien gelang es, ſpurlos zu verſchwinden, alle übrigen, im ganzen ſechzehn Mann, wurden teils erſchoſſen, teils niedergemacht. Huſſanbei, durch eine Kugel am Bein

verwundet, ſtürzte zu Boden; als aber der Soldat, der ihn aufs Korn genommen hatte, herzueilte, um ihm mit dem Bajonett den Reſt zu geben, raffte er ſich wieder auf und riß das Gewehr an ſich. Sie rangen Bruſt an Bruſt, bis Marasgali dem Soldaten ſo ſtark in die Hand biß, daß er lautſchreiend davonlief. Von ſeinen Kameraden, die von allen Seiten herbeiſprangen, wurde Huſſanbei alsdann mit den Flintenkolben zu Boden geſchlagen. Als er ſich nicht mehr rührte, nahmen ſie an, daß er tot ſei. Marasgali lag, nach ſeinen Worten, vierundzwanzig Stunden ohne Bewußtſein, als er aber in der zweiten Nacht wieder zu ſich kam, wurde es ihm klar, daß er ſich durch das geringſte Geräuſch, durch die kleinſte Bewegung der Schildwache verraten würde, die bei den Leichen der Getöteten zurückgeblieben war. Ein ſechzehnjähriger Knabe, ſchwer verwundet, von unerträglichem Durſt und raſenden Schmerzen gepeinigt, hatte die Geiſtesſtärke, nicht einen einzigen Wehelaut auszuſtoßen, ohne die geringſte Zuckung dazuliegen und das noch einmal vierundzwanzig Stunden lang, bis der Arzt aus der Stadt Werny kam, um die Toten zu beſichtigen. Dann erſt ſtöhnte Marasgali auf und bewegte ſich wieder. Die vertierten Soldaten ſtürzten ſich ſofort auf ihn und hätten ihn unfehlbar getötet, wenn nicht der Arzt ſie daran gehindert hätte. Man fand übrigens auch die zwölf Mann, die ſich nicht im geringſten an der Flucht beteiligt hatten und die ganze Zeit über ruhig in der Etappenſtation geblieben waren, in arg zerſchlagenem Zuſtand vor. Mit dieſen

zuſammen wurde Marasgali nach Werny transportiert und ins Lazarett untergebracht. In der Zeit bis zu ſeiner Geneſung hatte inzwiſchen auch eine militärgerichtliche Kommiſſion über ihn abgeurteilt und ihm in Erwägung ſeiner Unmündigkeit und des anſtedenden Beiſpiels, das der Vater und der ältere Bruder gegeben, weitere acht Jahre Zwangsarbeit auferlegt. Aus dem Lazarett entlaſſen, wurde er dem nächſten Gefangenentransport zugeteilt und marſchierte mit dieſem den alten Weg. Auf der dritten Station angelangt, wo jener Fluchtverſuch ſo unglücklich geendet hatte, Vater und Bruder ein ſo jähes Ende fanden, weinte Huſſanbei ſo bitterlich, daß er ſogar den Konvoi rührte. Der Unteroffizier (derſelbe, der auch damals ſchon zur Eskorte gehörte), trat auf ihn zu und meinte:

„Danke Gott, Marasgali, daß diesmal keiner von denen unter den Soldaten iſt, die damals dabei waren. Sie würden jetzt ohne Gnade über dich herfallen. Warum flohſt du eigentlich?“

„Ich weinte und konnte nicht reden“, erzählte Marasgali weiter. „Dem Unteroffizier that ich leid und er ſagte: komm, das Grab zu ſehen, Marasgali, wo Narbjuta und Maraſil liegen. Ich ging mit ihm. Ach, wie ich geweint habe! Ich nahm ein Stückchen Tuch, that Erde hinein . . . Erde, in der der Vater lag, und nun trage ich ſie ſtets bei mir.“

Damit zeigte er mir ein Säckchen, das unter dem Hemd auf der Bruſt hing und in dem die teure Erde eingenäht war.

Oft lag er auf der Pritſche, die Hände unter

dem Kopf verſchränkt, und ſang in traurigem Rezitativ, ganz in der Weiſe, wie die Mohamedaner überhaupt den Koran leſen, ein Klagegebet, das ein Sarten-Mullah und Mitgefangener gedichtet hatte. Leider entſinne ich mich des Liedes nicht mehr genau, obgleich mir Marasgali mehr als einmal dieſe ſchöne, wahrhaft poetiſche Dichtung überſetzt hatte. Und jedesmal, wenn ich die monotone bittere Weiſe hörte, preßte ſich mir das Herz in Wehmut und Traurigkeit zuſammen.

„Wir haben unſere Heimat, Frauen, Mütter, Kinder und Brüder verlaſſen", hieß es im Liede des Mullah, „wir haben unſere ſchönen Felder verlaſſen, wo Reis und Barbe wachſen, wo ſüße Pflaumen reifen. O, Gott! verlaß du uns nicht auch, vergiß uns nicht in der Fremde!"

„Unwirtlich iſt das fremde Land, wohin wir ziehen, wo erbarmungsloſe Feinde uns in Feſſeln ſchmieden, in düſtere Gewölbe einſchließen und ſchwere Arbeit zu verrichten zwingen ... Niemand wird zu uns kommen, niemand mit uns Mitleid haben ... Großer Gott! verlaß du uns wenigſtens nicht im fremden Lande, vergiß uns nicht!"

„Am ſchmerzensreichen Jahrestag der Trennung, wenn unſere Frauen und Mütter uns, gleich Toten, beweinen, ihre Haare raufen, das Geſicht blutig kratzen, und dich zum Zeugen ihres Kummers anrufen werden, — zähle ihre und unſere Thränen, erinnere dich unſerer in der Fremde, großer Vater!"

Marasgalis Erlösung.

Ich habe schon früher erwähnt, daß Marasgali von der Transportroute aus der Mutter geschrieben hatte, daß aber dieser Brief mit dem Bescheid zurückkam, das Schreiben müsse von irgend einem „Spitzbuben" erdichtet sein, Narbjuta und Marasil seien noch am Leben . . . Nach seiner Ankunft in Algatschi nun sandte Hussanbei der Mutter einen zweiten, diesmal schon in russischer Sprache verfaßten Brief, in dem er seine traurigen Nachrichten wiederholte, mit dem Zusatz, daß sie ihm wohl oder übel Glauben schenken müsse. Nach acht Monaten, als er schon im Schelaischen Gefängnis untergebracht war, erhielt er in meiner Gegenwart auch diesen zweiten Brief zurück, diesmal mit dem Vermerk des Margellanschen Postbureaus: „Zurückgesandt wegen Nichterscheinen des Adressaten." Diese beiden Umstände, die seltsame Ungläubigkeit der Mutter, ferner ihr „Nichterscheinen" beunruhigten und betrübten Marasgali auf das tiefste. Er frug mich oft:

„Warum glaubt mir die Mutter nicht? Warum geht sie nicht zur Post? ‚Wegen Nichterscheinen' — was ist das ‚Nichterscheinen'?"

Mir war das natürlich selbst unbegreiflich und ich suchte mir vergeblich nach Marasgalis unklaren und verworrenen Erzählungen irgend eine Vorstellung von den Posteinrichtungen im Ferghanschen Gebiete zu machen. Der Arme wußte rein gar nichts und mir war anderseits nur die eine Thatsache bekannt, daß keiner seiner Landsleute, für die ich Briefe

geschrieben hatte, je eine Antwort aus der Heimat bekam. Endlich tauchte in Hussanbei selbst der Gedanke auf, die Mutter könnte gestorben sein ... da machte ich ihm den Vorschlag, noch einen letzten Versuch zu wagen und zwar einen Brief an die Adresse seines Onkels, Pirmat, zu richten, der in demselben Dorfe lebte, aber in Geschäften oft nach Margellan fuhr, und dort zahlreiche Verbindungen hatte. Um mich des Erfolgs auf alle Fälle zu versichern, ließ ich mich im Bureau bei Lucjesarow selbst anmelden, legte ihm die tragische Lage Marasgalis dar, und bat ihn, in Anbetracht der Eigenart des Falles die Abfassung des Schreibens in tatarischer Sprache zu gestatten. Zu meinem Erstaunen erteilte mir Lucjesarow fast ohne Zögern die Erlaubnis: offenbar schmeichelte ihm dieser Appel an seine Menschlichkeit. Wie dem auch sei — wir beide, Marasgali und ich, freuten uns über die Erlaubnis außerordentlich. Am nächsten Sonntag mußte der Mullah Safarbajew nach unserem Diktat einen Brief in tatarischer Sprache schreiben; ich meinerseits brachte auf dem Umschlag so genau wie nur möglich die Adresse an und legte ein zweites Couvert mit Marasgalis ausführlicher Aufenthaltsangabe dem ganzen Schreiben bei. Mit einem Worte — wir hatten alles vorgesehen und konnten die Ankunft des Briefes in Marasgalis Heimat als gesichert ansehen. Wir sandten ihn außerdem noch unter „Eingeschrieben" ab und hoben die Quittung sorgfältig auf. Bis zum Eintreffen der Antwort wollten wir uns nun gedulden. Aber fast jeden Abend träumten wir davon,

wie der Oheim Pirmat den Brief erhalten, wie er unverzüglich die Mutter davon benachrichtigen, wie sie selbst sich freuen und beeilen würde, ihrem Liebling Antwort zu geben. Aber ach! Tage vergingen, Wochen, Monat auf Monat verstrich — die Antwort aber blieb aus. Marasgali verfiel in eine düstere Stimmung.

„Alle gestorben, alle!“ klagte er und rang die Hände: „die Mutter ist gestorben und der Onkel ist tot ... Niemand mehr am Leben!“

Zuweilen ging sein Schmerz in einer Erbitterung auf, die mich erschreckte.

„Warum glaubt mir die Mutter nicht, warum geht sie nicht zur Post, Nikolaitschik? Warum hat sie mich geboren? Totschlagen muß man die Mutter, totschlagen!“

„Was redest du, um Gotteswillen, Hussanbei!“

„Gottes Willen, Gottes Willen ... Was ist Gottes Willen? Wo ist Gott? Warum hat Gott die Zwangsarbeit eingerichtet??“

Ich wußte nicht, was ich auf seine Fragen erwidern sollte, und schwieg, Marasgali aber schnalzte nach seiner Gewohnheit traurig mit der Zunge, warf sich auf die Pritsche hin und überließ sich ‚Hapa‘. So nannte er seinen düsteren Spleen, in dem er sich zuweilen Tage lang befand, wobei ihn nichts zu zerstreuen, nichts zu interessieren vermochte. Er lag dann die ganze freie Zeit regungslos, mit seinem langen Rock bedeckt, auf der Pritsche, seufzte schwer und brütete fortwährend vor sich hin... Gontscharow bezeichnete diesen Zustand sehr gut mit dem russischen

Ausdruck ‚dumka' (ſtilles Brüten). Eines Abends war Marasgali beſonders traurig, und als ich deshalb mit Fragen in ihn drang, ſagte er:

„Ach, Nikolaitſchik! Heute weint die Mutter ... Heute iſt der Tag, wo ich zur Zwangsarbeit abgeführt wurde ... Der Vater, der Bruder ... Die Mutter ſchrie, weinte ... Ach!" Und plötzlich ſchlug er die Hände zuſammen und überſchüttete mich mit Fragen:

„Warum kommt der Menſch zur Welt, ſag, Nikolaitſchik? Warum giebt es Zwangsarbeit auf der Welt? Warum hatte der Ruſſe ſo ein ſchlechtes Geſetz? In unſerer Gegend iſt das Geſetz beſſer: haſt du einen Menſchen ermordet — beiß ſelbſt ins Gras! Man ſchlägt den Kopf ab und ſteckt ihn auf den Pfahl. Zwangsarbeit aber ... Man muß ſich quälen, weinen ... Ach! ... unſer Geſetz iſt doch beſſer. Sterben iſt beſſer, Nikolaitſchik!"

Er ſah mich mit Thränen in den Augen an, und ich erſchrak bei dem Gedanken, daß es für Marasgali thatſächlich keinen beſſeren Ausgang geben konnte. Aber ich tröſtete ihn, ſo gut ich konnte, verſuchte die düſteren Gedanken an den Tod zu verſcheuchen und ihn auf andere zu lenken.

„Hapa" aber dauerte fort, wurde immer düſterer und hartnäckiger, je mehr ſich der Sommer näherte, je lichter hinter den Gefängnismauern die Bergkuppen grünten und je ſtärker der Duft der aufgeblühten wilden Roſen und des Rosmarin zu uns herüberſtrömte. Die Geſundheit Marasgalis war vollſtändig zerrüttet: er huſtete den ganzen Sommer,

ſpuckte zuweilen ſogar Blut, hielt ſich die Seiten und klagte über Schmerzen.

„Marasgali“, ſagten ihm ſogar die Aufſeher: „warum gehſt du nicht zum Feldſcheer? So gehſt du doch zu Grunde, du Dummkopf.“

„Ich gehe nicht“, antwortete er und lächelte traurig: „man wird mich auslachen! Ich will nicht.“

Nicht ſelten mußte ich gegen ſeinen Willen und Wunſch den Feldſcheer bitten, ihn auf einige Tage von der Arbeit zu befreien. Dann lag er tagelang irgendwo auf dem Hofe, in ſeinen langen Rock gehüllt und ſeinen düſteren Gedanken hingegeben. Gegen Ende des Sommers jedoch wurde es mit ihm beſſer. Er lebte wieder auf, zeigte die alte Fröhlichkeit, und wurde ſo eine Zeitlang aufs Neue die Seele der Zelle und des ganzen Gefängniſſes. Er tollte, rang, ſcherzte mit den Arreſtanten und ging wieder wie früher übereifrig an die Arbeit. Auch die Hoffnung, einen Brief aus der Heimat zu erhalten, kehrte ihm zurück.

„Sing uns mal was vor, Uſanka“, ermunterten ihn ſcherzweiſe die Arreſtanten, und er begann alsbald im ſingenden Tone ſein Lieblingslied herzuſagen.

„Ich hatte ein Weibchen,
Ich hatte ein Liebchen ...
Ich fuhr in den Wald nach Holz,
Täubchen, liebes Täubchen mein ...“

Weiter kannte er das Lied nicht, begriff ſelbſt nicht den Sinn des erſten Verſes; aber deſto lieblicher klangen alle dieſe ungereimten Worte in ſeinem

Munde, desto größer war der Heiterkeitsausbruch, den er damit hervorrief.

„Nein, nun sing mal das von ‚der Alten'; sing aber richtig und tanze dazu!"

Marasgali lehnte es jedoch errötend ab. Einer von den Uebermütigen trat alsbald in die Mitte der Zelle, die anderen umringten ihn, worauf er zu singen und zu tanzen anhub:

„Die Alte ist schon vierzig Jahr,
Die Kleine frisch und jung ..."

Wenn Marasgali das bekannte Lieblingsmotiv der tanzlustigen Jugend hörte, hielt er es nicht aus; er stimmte munter ein und fing an, sich mit einer netten Bewegung in den Hüften zu wiegen, dazu bewegte er die Füße auf seinem Platz, ähnlich, wie die jungen Mädchen den Reigen tanzen, zur Vervollständigung der Aehnlichkeit ein Tüchlein schwenkend.

„Die Alte ist zu nichts mehr nutz,
Die Kleine sprüht vor Lust und Trutz ..."

Ein dritter klatschte dazu im Takt mit den Händen.

Sobald Marasgali aber mich oder einen der Aufseher als Zuschauer in der Nähe bemerkte, wurde er ganz verschämt, brach das Lied mitten im Worte ab und eilte in seine Zelle, begleitet von einem allgemeinen Gelächter.

Er war in steter Bewegung: bald sah man ihn im Corridor, wie er mit einem der Sträflinge rang oder lustig sein „Ich hatte ein Weibchen, ich hatte ein Liebchen" sang, bald konnte man ihn hinter einem Buche finden oder damit beschäftigt, sich aus meinen

abgelegten wollenen Strümpfen einen tatariſchen Fez zu ſtricken. Dann wieder ging er auf dem Hofe umher, neugierig die Schwalben beobachtend, die ihre Neſter umſchwirrten. Plötzlich wird ſeine Aufmerkſamkeit durch eine junge Taube in Anſpruch genommen, die ſich auf der Gefängnistreppe niedergelaſſen hat und den näherkommenden Menſchen hinter einer hölzernen Säule nicht ſehen kann. Sofort iſt Marasgali wie umgewandelt: geduckt wie eine Katze, mit vorgeſtrecktem Kopf, die eine Hand erhoben, die andere ſonderbar nach hinten geſtreckt, ſchleicht er ſich mit vorſichtigen leiſen Schritten über den Sand des Hofes an die Treppe heran. Sein Geſicht hat einen gierigen Ausdruck angenommen, die Augen funkeln, wie bei einem wilden Tiere, in dem der Jagdinſtinkt erwacht — aus dem zartfühlenden und weichherzigen Marasgali, den ich kenne und liebgewonnen habe, iſt plötzlich ein anderer geworden, ein wilder, ein blutgieriger und gefährlicher Sohn der freien Steppe. Einen Augenblick ſpäter zappelt das nichtsahnende Täubchen in ſeiner geſchmeidigen Hand, heftig mit den Flügeln ſchlagend, wobei ein paar Daunen ausgehen und über den Hof flattern. Die müßig herumſchlendernden Sträflinge kommen, von dieſem Schauſpiel angelockt, neugierig herzu und bewundern lachend und mit lautem Beifall Huſſanbeis Gewandtheit. Ich trete auch hinzu, unzufrieden mit dem grauſamen Spiele, das mein Schüler ſich da erdacht hat, und bereit, ihm eine Moralpredigt zu halten. Die Moralpredigt erweiſt ſich als überflüſſig — Marasgali iſt plötzlich abermals wie um-

gewandelt: er drückt das erschreckte Tierchen zärtlich an seine Brust, glättet ihm die Federn mit einer vorsichtig liebkosenden Bewegung und auf seinem Gesicht liegt ein so rührender Ausdruck von Weichheit und Liebe, daß sich meine Augenbrauen unwillkürlich glätten. Und bevor ich mich genähert habe, hebt Marasgali das Täubchen in die Höhe und öffnet seine Hand: der kleine Gefangene scheint sich einige Augenblicke zu besinnen, dann aber erhebt er sich wie ein Pfeil zum Himmel und flattert frei und freudig umher, begleitet vom frohlockenden Gelächter der „Kobylka" und den aufmerksamen, leuchtenden Blicken Marasgalis . . .

Diese scheinbare Besserung Marasgalis erfüllte mich nichtsdestoweniger mit geheimer Unruhe, und ich konnte mich zeitweilig der Befürchtung nicht erwehren, daß sie nur eine vorübergehende sei. Und wirklich: im Monat Oktober, der uns den trüben und stürmischen Herbst des Nordens, bald Regen, bald Schnee und Frost brachte, erkältete er sich infolge Unvorsichtigkeit bei den Arbeiten im Freien, von denen ich ihn nicht befreien konnte und erkrankte bald darauf mit allen Anzeichen einer schweren Lungenentzündung. Der Trunkenbold von Feldscheer wollte ihn anfangs nicht einmal ins Lazarett aufnehmen und frug mich verwundert, weshalb ich um dieses „wilde Tier" so besorgt sei? Ich drohte ihm aber mit einer Beschwerde beim Gefängnisdirektor, worauf er sofort alle meine Wünsche erfüllte, da er den übertriebenen Gerüchten von meinem Einfluß auf Luczesarow zu glauben schien. Wenn Marasgali übrigens diese

Krankheit glücklich überstand, hatte er das einzig seiner kräftigen Konstitution zu verdanken, keineswegs aber der Sorgfalt oder der Heilkunst dieses obskuren Aeskulaps. Ich meinerseits that alles für Marasgali, was in meinen Kräften stand, teilte mit ihm, was ich selbst hatte, und saß während meiner ganzen freien Zeit an seinem Krankenlager. Er durfte nicht viel sprechen, aber er sah mich mit warmen dankbaren Augen an und lächelte freundlich. Einmal fragte er mich flüsternd:

„Ich werde doch nicht sterben, Nikolaitschik, nein?"

Ich beeilte mich, ihm verneinend zu antworten und lachte sogar gezwungen, obgleich ich im Innersten durchaus nicht von der Gefahrlosigkeit seiner Krankheit überzeugt war. Er glaubte mir und drückte mir warm die Hand. Er überstand denn auch glücklich diese schwere Krankheit, und sagte mir später oft, daß er sich sehr vor dem Tode gefürchtet habe und nur das Eine leidenschaftlich wünschte: am Leben zu bleiben . . . Unterdessen war in meinem Kopfe der Plan gereift, Marasgali aus der Zwangsarbeit zu befreien und ihm zur Rückkehr in die Heimat zu verhelfen. Ich baute diesen Plan auf die Eingabe einer Bittschrift an Allerhöchster Stelle, die als von Hussanbei verfaßt, eine wahrheitsgetreue Darstellung seiner ganzen traurigen Geschichte, Angabe aller Thatsachen und Ursachen, die ihn zu Grunde gerichtet hatten, enthalten sollte. Mir schien es sonnenklar, daß, wenn nur die Bittschrift nach Petersburg gelangen und dort gelesen würde, der Erfolg und Maras-

galis Freiheit gesichert sei. Einmal zu dieser Ueberzeugung gelangt, beschloß ich wiederum an die Humanität des braven Stabskapitäns zu appellieren und bat ihn denn auch um die Erlaubnis, für Marasgali den Entwurf der Bittschrift zu schreiben. Diesmal freilich zeigte sich Luczesarow über meine Bitte erstaunt und gab zunächst dem Zweifel Ausdruck, daß das Begnadigungsgesuch kaum beachtet werden würde.

„Solche Bittschriften werden zu tausenden geschrieben", — sagte er, „und von tausend beachtet man höchstens eine. Ich erwiderte, daß aber gerade diese Bittschrift eine unter tausenden sein würde, da man sich der Anerkennung ihrer Berechtigung und Gesetzlichkeit nicht verschließen könne." Luczesarow zuckte jedoch die Achseln.

„Ja, was wird es ihm nützen?" suchte er mich zu beschwichtigen: „er wird so wie so sterben?"

„Alle Menschen seien sterblich", gab ich zur Antwort; „dennoch hoffe jeder auf eine bessere Zukunft."

„Nun, gut", entschloß sich Luczesarow endlich: „schreiben Sie, meinetwegen . . . Ich werde meinem Schreiber sagen, daß er die Bittschrift umschreiben soll."

Ins Gefängnis zurückgekehrt, brachte ich sofort den Entwurf zu Papier und hatte das Gefühl, den besten Teil meines Selbst darin niedergelegt zu haben . . . Luczesarow äußerte nach der Durchsicht seinen vollen Beifall:

„Sie haben eine starke Feder, eine starke Feder!"

Er wiederholte sein Versprechen, dem Schreiber

die Bittſchrift zum Umſchreiben zu übergeben und ſie dahin zu ſenden, wohin ſie gelangen ſolle. Die Träume, denen ich mich alsbald im Verein mit Marasgali hingab, waren noch roſiger als jene, die dem Schreiben an den Oheim Pirmat gefolgt waren. Wir meinten, daß die Antwort aus Petersburg längſtens in Jahresfriſt, alſo gerade wieder im Herbſt eintreffen müſſe ... Daran, daß ſie günſtig ſei, zweifelte ich keinen Augenblick und verſuchte, auch meinen Freund davon zu überzeugen. Einmal freilich gerieten wir ernſtlich in Streit. Als ich ihn nämlich (wahrſcheinlich zum hundertſtenmal ſchon) veranlaßte, die Geſchichte von der Ermordung des Kirgiſen nochmals zu erzählen, geriet ich zum erſtenmal auf einen zweifelhaften Punkt und zwar auf den Umſtand, daß er dem Vater den Säbel gereicht. Mir ſchien, als ob er früher dieſen wichtigen Umſtand überhaupt nicht erwähnt habe.

„Warum haſt du mir denn das nicht früher geſagt?“ frug ich ärgerlich: „ich habe in der Bittſchrift nichts davon erwähnt, und der Zar wird denken, du haſt wiſſentlich falſch ausgeſagt, weil ſich in den Akten eine andere Darſtellung finden wird.“

Marasgali war ſehr betrübt ...

„Ich habe es doch geſagt, ich habe es doch geſagt, Nikolaitſchik“, beteuerte er leidenſchaftlich und mich mit flehenden Augen anſehend: „du haſt es gewiß vergeſſen ...“

„Nein, du haſt es verſchwiegen, du haſt es verheimlicht, Huſſan, und dadurch deiner Sache ſehr geſchadet.“

Gontſcharow, der ja die Erzählung auch unzähligemal gehört hatte, trat indeſſen lebhaft für Marasgali ein und beſtätigte, daß er wirklich den Säbel erwähnt habe, ich ihn alſo ohne Berechtigung der Lüge beſchuldigte.

Marasgali blickte mich vorwurfsvoll an.

„Siehſt du, ſiehſt du", rief er freudig erregt: „Marasgali lügt nicht, Marasgali hat die Wahrheit geſagt . . . Er hat nichts verheimlicht."

Ich war beſchämt und bat ihn um Verzeihung. Er verzieh ſofort und vergaß auch das Unrecht bald, das ihm durch mich geſchehen war. Statt deſſen ergriff ihn eine merkwürdige Unruhe, ob nun auch die Faſſung der Bittſchrift noch richtig ſei. Mit großer Mühe beruhigte ich ihn darüber und machte ihm, wie mir ſelber klar, daß die untergelaufene Ungenauigkeit eher als Verſehen, denn als falſche Darſtellung aufgefaßt werden, alſo auch auf den Ausgang keineswegs ungünſtig einwirken könne.

Unvergeßliche Abende voll Glauben und Glück! Lebhaft malten wir uns das Eintreffen der Begnadigungsakte aus, ſahen ihn ſchon auf dem Weg in die Heimat, in ſein freundliches und ſonniges Margellhan . . . Dort findet er die Mutter und alle Verwandten geſund und wohlauf . . . Er richtet ſich vortrefflich ein, legt eine Wirtſchaft im großen an und ſchreibt mir alsbald eigenhändig über alles ausführliche Briefe . . . Unſere Träume eilen zuweilen ſo weit voraus, daß ich, längſt zur Anſiedelung entlaſſen, zu ihm nach Margellhan reiſe, wo er mich willkommen heißt, und mit Aprikoſen, Reis und fettem Schaffleiſch bewirtet.

Und mir gefällt schließlich das Ferghangebiet so gut, daß ich den Entschluß fasse, mich dort für immer anzusiedeln ... Sogar mit einer Usbekin hat mich Marasgali im voraus glücklich verheiratet. Sich selbst sieht er tanzen auf meiner Hochzeit ... Naive goldene Träume! Was ist aus euch geworden?

Unterdessen wollte der brave Stabskapitän Marasgali auch seinerseits einen Beweis des Wohlwollens geben und teilte ihm am Neujahrstage die Entlassung ins freie Kommando mit, auf die er nach dem Gesetze eigentlich noch ziemlich ein Jahr zu warten gehabt hätte. Diese Eröffnung kam so unerwartet, daß Marasgali in den ersten Augenblicken ganz außer Fassung geriet, obschon er innerlich hocherfreut darüber sein mußte ... Ich freute mich mit ihm ... Es war ja immerhin auch Freiheit, dachte ich; vielleicht, daß er nun wieder aufblüht, gesund wird.

Als er sich aber darauf besann, daß wir uns ja nun trennen müßten, verdüsterte sich plötzlich sein Gesicht und er beeilte sich, mir zu versichern, daß er sich auf das freie Kommando gar nicht freue, daß es im Gefängnis viel schöner sei.

„Nein, Hussan", ermunterte ich ihn: „die Freiheit ist besser. Denke nur an alles, was ich dir gesagt habe: Nicht spielen, keinen Schnaps trinken und nicht entfliehen. Wenn du fliehst — dann ist alles verloren. Du siehst weder die Mutter noch die Heimat wieder. Man wird dich doch erwischen. Warte lieber auf die Antwort aus Petersburg."

„Gut, gut, Nikolaitschik. Danke. Bleibe gesund."

Und so trennten wir uns.

Leider gestaltete sich das Leben Marasgalis im freien Kommando im höchsten Grade unglücklich. Es fehlte die Hand, die ihn vor allem Bösen schützte. Von vornherein mißlich waren zunächst die Beziehungen zu den russischen Kameraden im freien Kommando. Viele hatten schon im Gefängnis mit Neid bemerkt, daß er durch meine Freundschaft in eine bessere materielle Lage geraten war und „wie ein Herr" lebte. Anderen mißfiel es, daß ich ihm die Bittschrift verfaßt hatte, nachdem ich einigen russischen Sträflingen zuvor meine Hilfe versagt hatte.

„Worin ist diese Tatarenschlange besser als wir? Andere wollen doch auch die Freiheit erlangen!"

Die Kunde von dieser Spannung drang auf dem gewöhnlichen Wege des Klatsches auch zu uns hinter die Gefängnismauern. Man meinte, daß es geradezu auffällig sei, wie Marasgali vom „Sechsäugigen" selbst protegiert werde, daß die Sache sich aber erklären lasse, wenn man bedenke, daß er wahrscheinlich mit der Zunge gut umzugehen wisse. Es kam zu Reiberein, offenen Angriffen und versteckten Verfolgungen. Ich stellte mir vor, wie die stolze Seele Hussanbeis unter diesen ungerechten Kränkungen und Beschuldigungen leiden müsse; ferner die wilden Ausbrüche seines echt orientalischen Zornes, während deren er auch im Gefängnis immer schrecklich gewesen war ... Ich entsinne mich z. B. eines Zusammenstoßes zwischen ihm und dem Tarakanje Oserdie wegen eines armseligen Sackes, der gerade aus der Wäsche kam: Tarakanje Oserdie nahm ihn als den seinigen in Be-

ſchlag, Marasgali aber wies auf ein Zeichen, das er mit den Zähnen in die Leinwand gebiſſen, um ſein Eigentum zu kennzeichnen. Zuerſt blieb es beim bloßen Wortwechſel, wobei die beiden Gegner den ſtrittigen Sack feſthielten; dann aber flammte Marasgali plötzlich gleich einem Feuer auf, gleich darauf wieder totenbleich werdend ... Die Hände bebten und ballten ſich krampfhaft ... Er war in dieſem Augenblick mit ſeinem ſtolz erhobenen Kopf und den ſchrecklich drohenden Augen geradezu maleriſch ... Tarakanje Oſerdie ließ auch ſofort den Sack fahren, brummte allerlei Schimpfworte in den Bart und trat dann ganz zurück. Ich konnte mir daher leicht vorſtellen, wie es kam, daß Marasgali ſich ein andermal im freien Kommando mit dem Meſſer auf einen Beleidiger ſtürzte, der ihn — für jeden Sträfling das ſchimpflichſte — als Spion bezeichnet hatte. Nur mit Mühe hatte man ihn zurückhalten und beruhigen können. Es war daher natürlich, daß er ſich unter dieſen Umſtänden von den Ruſſen fernhielt, und ſich enger an die wenigen Mohamedaner, ſeine Glaubensgenoſſen, anſchloß. Das Leben der Sträflinge im freien Kommando war überhaupt in mancher Beziehung ſchlechter, als das im Gefängnis: man konnte durch nichts und nirgends einen Groſchen verdienen, war ebenſo wie im Gefängnis ausſchließlich auf die Kronsbalanda angewieſen, ohne Möglichkeit, Thee und Zucker zu bekommen. Dazu ſtellte auch die Kronsarbeit ſchwerere und größere Anforderungen. Marasgali ſelbſt wurde als Nachtwächter bei den Vorratsſpeichern und Bekleidungsmagazinen angeſtellt. Nächte-

lang mußte er in der bitteren Kälte des Januar und Februar ausharren, auch am Tage nicht sicher, von den Aufsehern zu allerlei Handlangerdiensten herangezogen zu werden. Der Arme kam dabei ganz herunter, und auch der böse Husten stellte sich wieder ein. Zu guterletzt traf ihn noch zu Beginn der großen Fastenzeit schweres Ungemach. Die boshafte und rachsüchtige „Kobylka" hatte nämlich beschlossen, ihm einen Streich zu spielen und mit dessen Ausführung nicht gezögert, als man ihn eines Morgens schlafend auf seinem Posten fand: einer der Sträflinge stahl sofort einige Gewichte von der Kronswage. Er bemerkte natürlich beim Erwachen den Diebstahl und bat mehrmals, ihm doch die Gewichte wieder auszuliefern, aber nicht nur, daß die Schurken gegen alle Bitten taub waren, sie beeilten sich sogar, den Diebstahl beim Oekonomen zu melden. Dieser ordnete vor der definitiven Entscheidung des Direktors, der momentan noch schlief, Marasgalis Ueberführung in den Gefängniskarzer an.

Ich arbeitete im Bergwerk, als man ihn brachte und erfuhr bei der Rückkehr nur noch, daß ihm der „Sechsäugige" zur Strafe fünf mal vierundzwanzig Stunden Karzerhaft verordnet habe. Jeden Tag sandte ich dann dem Eingeschlossenen durch die „Paraschnik" Zucker und Tabak und hörte von ihnen, daß es sehr schlecht mit seiner Gesundheit bestellt sei, daß er darniederliege, ohne den Kopf zu heben und nur zeitweilig leise aufstöhne. Am vierten Tage seiner Inhaftur bewog ich endlich den Feldscheer, Marasgali zu besuchen, und dieser selbst sogar hielt es

für notwendig, bei Luczesarow ungesäumt die Aufnahme ins Lazarett zu beantragen. Ich sah Marasgali bei dieser Ueberführung und erkannte ihn kaum wieder.

„Mein armer junger Adler aus Ferghan, was ist aus dir geworden? . . ."

Er erschien mir zerzaust, fahl, gealtert und unbeschreiblich kläglich! Gelb, bleich und traurig lächelte er mir mit Mühe zu und nickte mit dem Kopf; er bewegte kaum die Füße; seine Haare waren wirr und feucht vom Fieberschweiß. Sogar seine Kleidung hatte ein klägliches Aussehen: die verknüllte Mütze, der zerrissene Rock und rötliche zerlöcherte Stiefeln ...

Im Lazarett brachte man ihn in einer Einzelzelle unter und ich verbrachte von neuem meine ganze freie Zeit mit ihm. Offen gesagt: jetzt wünschte ich sogar ab und zu seinen Tod ... Was konnte er thatsächlich vom Leben erwarten? Was konnte es ihm noch geben außer neuem Kummer, Kränkungen und Entbehrungen? Marasgali selbst war offenbar ganz ermattet und von der jungen Lebensfreudigkeit, dem endlosen Durste — auf jeden Fall weiter zu leben, den man bei ihm während seiner ersten Krankheit bemerkte, war jetzt keine Spur mehr da. Aber ich versuchte, diese düsteren Gedanken und schlechten Wünsche fortzujagen, versuchte dennoch mich und den Kranken zu überzeugen, daß er auch dieses Mal nicht sterben würde. Zuweilen flackerte, dank meinen Bemühungen, in ihm von neuem die Hoffnung auf, aber meistens schüttelte er traurig den Kopf als Antwort auf all meine Versicherungen und lächelte bitter.

Die ganze Zeit hörte er nicht auf, Blut zu ſpucken. Einmal traf ich ihn in einem außerordentlich erregten Zuſtande an. Er erwartete mich und wandte ſich zu mir mit leidenſchaftlichen Vorwürfen:

„Warum bin ich nicht geflohen, Nikolaitſchik? Warum habe ich auf dich gehört? Warum haſt du geſagt . . .“

Und die Thränen floſſen in Strömen . . . Bald darauf ſchien es ihm beſſer zu gehen. Als endlich der Gefängnisarzt ankam, den wir ſchon lange vergeblich erwartet hatten, lebte noch einmal in ihm die Hoffnung auf, er erhob ſich im Bette und ſchien mit flehentlichem Blick den Arzt anzuſehen. Aber der Doktor (ein wahrer Arzt für Zwangsarbeiter) blickte ihn kaum an, machte eine Handbewegung und ging fort. Ich hielt es nicht aus und trat zu ihm mit den Worten:

„Seien Sie ſo gütig und unterſuchen Sie dieſen Kranken ſorgfältiger . . . Vielleicht kann man noch etwas für ihn thun.“

Die Miene des Arztes verdüſterte ſich.

„Iſt es Ihr Bruder? Ihr Verwandter?“

„Nein, aber das Schickſal dieſes Jünglings geht mir zu Herzen . . .“

„Und wenn es zweimal und dreimal trauriger iſt, der Arzt kann hier nichts mehr thun. Wenn man ihn nach Italien oder auf die Inſel Madeira ſchicken könnte, ja dann könnte vielleicht . . . In der Zwangsarbeit aber . . .“

„Aber Sie haben ihn doch gar nicht unterſucht?“

„Was ſoll das heißen? Wollen Sie mich be-

lehren? Wärter, Krankenwärter! He, Feldscheer! Wer läßt müßiges Volk hier herein? Hier ist kein Theater, sondern ein Krankenhaus. Hier ist keine Schenke. Die Kranken bedürfen der Ruhe."

Ich zuckte mit den Achseln und ging hinaus.

Schon wieder zog der Frühling ins Land; seine ersten Boten kamen hergeflogen — die kleinen munteren Bachstelzen. Die Sonne wärmte täglich mehr. Auf den Dächern girrten die Tauben; überall trieben sich unter lebhaftem Gezwitscher die raufluſtigen Spatzen umher. Auf den Bergkuppen zeigte sich grünes Gras, und Marasgali begann auf den Hof hinauszugehen und in der Sonne sich zu wärmen. Die Träume von Heimat und Mutter kamen von neuem . . .

„Nikolaitschik, ich habe heute gesehen", sagte er mir einmal: „nachts habe ich gesehen . . . eine Sartin . . . eine schöne, schöne!"

Er schnalzte sogar mit der Zunge, um besser die Schönheit der im Traume gesehenen Sartin auszudrücken — und wurde plötzlich schamrot und bedeckte den Kopf mit dem gelben Krankenrock.

„Ich lasse mich bald ausschreiben, bei Gott, ich lasse mich bald ausschreiben, Nikolaitschik! Sieh mal: ich bin ganz gesund, ganz. Nur hier schmerzt es ein wenig hier . . . hier . . . gerade an dieser Stelle . . . Wie heißt diese Stelle! Weiß der Teufel, was dort schmerzt? Ist es das Herz, ist es die Leber? Weiß der Teufel!"

Die Ausbrüche der Lebensfreudigkeit vergingen und es bemächtigte sich seiner eine stumpfe interesse-

lose Apathie; da gelang es mir nicht, ihn zu überreden, das dumpfe Krankenhaus zu verlassen und in die frische Luft hinausgehen. Da schreckte ihn der leiseste Wind und weder die Vögel, noch die Sonne, noch die ersten Blumen — Schneeglöckchen, die ich ihm aus dem Bergwerk mitbrachte, — konnten seine Schwermut verjagen. Sein äußerlicher Zustand verschlechterte sich zusehends. Der Körper sah wie ein Skelett aus, im Gesichte war kein Blutstropfen mehr, die Lippen waren nur selten gerötet, die Augen brannten in einem auffallend hellen Feuer und waren ungewöhnlich erweitert. Er brannte wie ein Licht zu Ende.

Einmal traf ich ihn an, wie er vor einem zerbrochenen Spiegel seine Haare betrachtete. Als er mich erblickte, lachte er heiser.

„Sieh mal, Nikolaitschik: ich bin ergraut ... Hier sind weiße Haare und da ... Das ganze Haar — ich bin ein alter Mann! ..."

„Wie alt bist du, Marasgali?"

„Gott weiß wie alt. Als ich in Margellhan verurteilt wurde — war ich sechzehn ... In Werny wurde ich verurteilt — zwei Jahre waren vergangen ... Der Weg ein Jahr ... In Algatschi saß ich — noch ein Jahr ... Hier — bin ich anderthalb Jahre."

„Also, du bist zweiundzwanzig?"

„Ja, zweiundzwanzig. Wer weiß? Mutter weiß es."

Und bei den letzten Worten versank er in düsteres Brüten.

Ich empfand schon lange eine Abnahme meiner

eigenen Kräfte, und beſchloß dieſen Vorwand zu benutzen, und mich auch ins Krankenhaus einſchreiben zu laſſen, da ich das nahe Ende ahnte und die letzten Tage bei meinem Liebling verbringen wollte. Das Licht ging raſch zu Ende, das Oel nahm ab ...

In den letzten Tagen ſprach der Sterbende mit mir von Gott, fragte mich, wohin er kommen würde — in Begiſch — ins Paradies, oder in Dſchagenem — in die Hölle? Ob er Vater und Bruder wiederſehen wird? Ob er die Mutter ſehen wird? Ihretwegen war er beſonders beſorgt, da im Koran, nach ſeiner Erzählung, nichts von dem künftigen Schickſal der Frauen erwähnt iſt ... Am Morgen des letzten Tages lebte er noch einmal auf, erhob ſich von ſeiner Pritſche und begann in hellen Farben Margellhan zu ſchildern, begeiſterte ſich an den ſüßen Aprikoſen, Reis und dergleichen mehr, wobei er einigemal mit der Zunge ſchnalzte.

„Unſere Gegend hat auch ein Kraut: jede Krankheit kann man damit heilen, jede Krankheit, Nikolaitſchik! ... Ach! hier giebt es nicht ſolch ein Kraut ... Dieſe Arzneien aber ... Der Teufel weiß, nichts helfen ſie, nichts!“

Und er ſchnalzte wiederum mit der Zunge, um ſeinem traurigen Gefühle darüber mehr Ausdruck zu verleihen. Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte, und hielt es aus irgend einem Grunde für nötig, ihm eine kürzlich verbreitete Neuigkeit mitzuteilen, daß man beabſichtige, im Kaukaſus ein Gefängnis für die zu Zwangsarbeit verurteilten ſüdlichen Fremdvölker einzurichten, die nicht im ſtande ſind, das kalte ſibiriſche

Klima zu ertragen. Als er dies vernahm, ſchien er erfreut zu ſein.

„Das iſt gut“, ſagte er ernſt: „Kaukaſus iſt gut.“

Er legte ſich von neuem hin und hüllte ſich ganz in ſeine Decke. Ich ging fort. Um zwei Uhr mittags kam der Krankenwärter Doroſchkin lächelnd zu mir.

„Das iſt ein ſonderbarer Menſch der Huſſanbei! Er ruft mich ſoeben: ‚gieb mir zu eſſen,‘ ſagte er. ‚Ich werde jetzt viel eſſen . . . Bringe viel, viel zu eſſen her!‘ Ich brachte ihm Eier und Brot und er hat drei Eier und ein großes Stück Schwarzbrot aufgegeſſen. Jetzt hat er ſich ſchlafen gelegt.“

Ich war wütend über Doroſchkin.

„Sind Sie verrückt geworden? Was haben Sie gethan? Schwarzbrot kann ihm doch ſchaden.“

Doroſchkin lachte.

„Ihm ſchaden? Wie kommen Sie dazu? Sind Sie bei Sinnen? Einerlei, ob er heute ſtirbt oder morgen. Möge er auf den weiten Weg ſich mit Proviant verſehen.“

Ich erwiderte nichts darauf. Nach einer Stunde kam Doroſchkin von neuem zu mir.

„Jetzt iſt es bald . . . zu Ende.“

Ich erſchrak.

„Warum meinen Sie?“

„Weil er anfängt an der Decke zu zerren und irgend etwas mit den Händen aus der Luft greifen will. Das iſt ein untrügliches Zeichen, ich kenne das ſchon.“

Mit pochendem Herzen ging ich zu Marasgali hin und beobachtete ihn, ohne ins Zimmer zu treten. Er lag auf der Pritſche, das Geſicht nach der Wand zu und, wie es ſchien, mit offenen Augen; zuweilen griff er thatſächlich mit der linken Hand nach irgend etwas in der Luft ... Ich rief leiſe ſeinen Namen — er antwortete nicht. Zur Abendkontrolle war er noch am Leben, erhob ſich plötzlich und ſagte irgend etwas in ſeiner Sprache.

„Was iſt mit dir, Marasgali?“ fragte ihn der Aufſeher.

„Nichts, ſchon gut“, antwortete er und legte ſich von neuem hin. Das waren ſeine letzten Worte.

Wir blickten mit bangem Herzen ab und zu durch die Thüre und ſahen noch lange, daß er atmete. Da ich müde von dem langen, bangen Warten geworden, war ich auf meiner Pritſche eingeſchlummert. Um Mitternacht weckte mich Doroſchkin.

„Er iſt geſtorben!“

„Unmöglich? ...“ rief ich unwillkürlich aus, worauf Doroſchkin nichts antwortete. Ich folgte ihm ins Zimmer Marasgalis. Einige kranke Arreſtanten drängten ſich hin zum Leichnam und verſuchten vergeblich, die weit geöffneten, ſtaunenden Augen zuzudrücken. Ich empörte mich über dieſe Eile, jagte die ungebetenen Seelenſorger fort und nahm die wie ein Streichholz abgemagerte, bleiche, von der Pritſche herabhängende Hand — ſie war noch warm, wie mir ſchien. Ich blickte in die Augen, aber ſie ſchauten nicht mehr verſtändnisvoll und ſchienen gläſern zu

ſein ... Huſſanbei Marasgali hatte ſeine irdiſche Wanderung beendet.

Doroſchkin begann ſich mit dem Toten abzugeben. Ein Zug fiel mir bei dieſem alten „Brodiaga“ auf, der nichts Heiliges anerkannte und nichts in der Welt achtete: ziemlich grob und oft unerträglich ſtreng gegen die Kranken, zeigte er jetzt dem Toten gegenüber eine merkwürdige faſt mütterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt.

„Nun, Täubchen!“ ſagte er, indem er der Leiche ein reines Hemd anzog: „jetzt wirſt du dein Margellhan und die Mutter ſehen ... Niemand wird dir was zu Leide thun, niemand wird dich ins Gefängnis ſtecken.“

Da klirrte das Schloß und ins Krankenhaus kamen mit Lärm der Feldſcheer und einige Aufſeher hinein, die man ſchon vom Tode des Sträflings benachrichtigt hatte ...

Marasgali iſt auf dem Gefängnisfriedhof beerdigt, unweit von dem Wege, auf dem die Zwangsarbeiter in Schelai ins Bergwerk gehen. Sein Grab trägt kein Kreuz, im Winter iſt es ganz mit Schnee verweht, aber im Sommer iſt es dicht mit wildem Rosmarin und berauſchend duftenden wilden Roſen beſät. Welche Träume umſchweben dich, mein teurer, armer Junge? Haſt du wenigſtens hier, in dieſem Grabe, Ruhe vor deinem unheilbaren Heimweh nach deiner fernen Heimat gefunden? Iſt es denn nicht beſſer geweſen, daß du ſtarbſt, wo das Leben dich noch nicht erbittert und dein reines, ſchönes Bild beſchmutzt hat? ...

In der neuen Zelle. — Die Unschuldigen und die Grausame.

Meine Erzählung ist jedoch zu weit abgeschweift, und jetzt muß ich zu dem Augenblick zurückkehren, wo ich bei der neuen Verteilung der Sträflinge in die Zellen Nr. 1 gelangte. Die Repressalien, die durch den Vorgang mit Schach-Lamos hervorgerufen waren, dauerten nicht länger als einen Monat; dann traten wieder allmählich Erleichterungen des Regimes ein. Man gab die Kessel zurück, deren Wegnahme den Nikifor so aufregte, man begann die Zellen wieder sorgloser zu schließen; es tauchten, wer weiß woher, Karten auf; der Starost Juchorew und andere „Iwans" verstanden es sogar, ab und zu Branntwein einzuschmuggeln . . . Die einzige Erinnerung an ein verunglücktes Menschenleben waren die Fesseln an allen Füßen und die mir weggenommenen Bücher, um deren Rückgabe ich nicht den Mut hatte, Luczesarow zu bitten. Uebrigens wurden die Sträflinge, die im Bergwerk arbeiteten, späterhin von den Fesseln befreit: in Anbetracht der oft vorkommenden Unglücksfälle bei den gefesselten Sträflingen, die in den Bergwerken arbeiteten, stellte die Administration des Bergressorts, die im allgemeinen zu den Sträflingen sich humaner verhält und die oft bei Konflikten mit der Gefängnisverwaltung die Sträflinge in Schutz nimmt, als notwendige Bedingung, daß die Zwangsarbeiter ins Bergwerk ohne Fesseln gesandt werden. Das Fehlen des Vorlesens an den langen Winterabenden wurde stark empfunden: die mit nichts be-

ſchäftigte Phantaſie der Sträflinge wurde natürlicherweiſe auf die Erinnerungen an das freie Leben gelenkt und ich mußte nolens-volens die ſchrecklichſten, blutigſten und cyniſchſten Geſchichten anhören. Entweder infolge des ſchweren innerlichen Zuſtandes, der die ganze liebe Welt für mich mit einem Trauerflor bedeckte und mich veranlaßte, an den Menſchen gerade ihre ſchlechten Seiten deutlicher zu ſehen, oder aus irgend einem anderen Grunde, aber aus dieſer Zeit ſtammen die düſterſten Erinnerungen an meine unfreiwilligen Zellengenoſſen: die ſchrecklichſten Erzählungen haben ſich gerade in dieſem Zeitraum meinem Gedächtnis eingeprägt. Insbeſondere ſchreckte mich ein Umſtand bei dieſen Erzählungen: die bei den meiſten bemerkbare Zufriedenheit mit der eigenen Vergangenheit und dem eigenen Verbrechen, das ungewöhnliche leichtfertige Verhalten gegenüber vergoſſenem Menſchenblute, gegenüber zerrüttetem fremden Leben und das lediglich Bedauern, daß es einem nicht gelungen iſt, die Spuren des Verbrechens zu verbergen, daß es „nicht geglückt iſt", aus den Händen der Gerechtigkeit zu entſchlüpfen. Sogar bei den am wenigſten Verdorbenen bemerkte ich ſtets das Streben, auf jeden Fall ſich zu rechtfertigen und ſich als unſchuldig Leidenden hinzuſtellen. Ich war oft geneigt anzunehmen, daß die Reue in dem höheren Sinne, in welchem ſie die gebildete Welt verſteht, ein den einfachen Sträflingen völlig unbekanntes Gefühl ſei. Jeder Keim der Reue wird in ihrer Seele durch das Bewußtſein vernichtet, daß ſie eine Strafe erdulden, daß man ſie für eine vollbrachte Sünde quält und martert.

Im Anfange der Bekanntſchaft verſuchte faſt jeder Zwangsarbeiter, ſogar die verſtockteſten, aus irgend einem Grunde mich zu überzeugen, daß er ſchuldlos aus Bosheit des von ihm beleidigten Unterſuchungsrichters oder irgend eines Zeugen (meiſtens irgend einer Zeugin) verurteilt ſei. Ich hatte mich ſo an dieſe Beteuerungen gewöhnt, daß ich mich ſpäter auch den Erzählungen derer gegenüber, die vielleicht thatſächlich für ein fremdes Vergehen in die Zwangsarbeit geraten ſind, ſkeptiſch verhielt. Mir gefiel es viel mehr, wenn die Arreſtanten ſich ungeniert als „Räuber, Schufte und Gauner" bezeichneten. Uebrigens kann man auch die letzteren in mehrere ſeltſame Kategorien einteilen. Die einen, die verſtockteſten, ſchienen mit den erwähnten „Eigenſchaften" ſich zu brüſten und zu prahlen; das waren entweder thatſächlich bis aufs äußerſte erbitterte, in ihrer Art ungewöhnliche Menſchen, oder umgekehrt, die gemeinſten Menſchen, Prahlhänſe und Schreihälſe, freche Kerle und zuweilen Lügenmäuler, die von den eigenen Leidensgenoſſen nicht geachtet wurden, die ein Menſchenleben dem Leben einer Fliege gleichſtellten, die bereit waren, wegen eines Groſchens oder eines Glaſes Schnaps das gemeinſte Verbrechen und jede andere Gemeinheit zu begehen. Außerdem waren es — die größten Feiglinge. Indem ſie den großen Böſewichten nachzuahmen verſuchten, um denſelben Ruhm als „Zerſtörer" zu erreichen, gingen ſie in ihren radikalen Anſichten noch viel weiter: ſie verneinten nicht nur alles Heilige auf Erden, ſondern läſterten und verſpotteten nebenbei Gott und Religion; ſie töteten nicht

einfach, ſondern tranken noch dabei ein Glas Menſchenblut aus; ihnen gefiel es, auf Schritt und Tritt mit ihrer vollſtändigen und vor nichts zurückſchreckenden Verworfenheit und Verdorbenheit zu prahlen. Dieſe Kategorie von Arreſtanten, von denen ich dem Leſer ſeinerzeit ein Exemplar anſchaulich vorführen werde, iſt am antipathiſchſten und direkt ſchädlich. Niedrige Seelen und ohne Verſtand, ſind ſie zu keiner höheren Erregung der Seele, deren Leute vom Schlage Semenows oft fähig ſind, im ſtande.

Selbſtverſtändlich weiſt auch dieſer Hauptzug ſeinerſeits einige Abſtufungen auf, von der ungezwungenſten aufrichtigen Dreiſtigkeit und Cynismus bis zu der widerwärtigſten Heuchelei und Kriecherei. Was die anbetrifft, die hartnäckig von ihrer Unſchuld reden, ſo muß man ſtets, wiederhole ich, ähnlichen Beteuerungen gegenüber cum magno grano salis ſich verhalten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß vor vierzig Jahren, zu Doſtojewskys Zeiten, als Rußland ein „tief unglückliches, unterdrücktes, ſklaviſch rechtloſes Land“ war, als außer der Leibeigenſchaft noch ein fünfundzwanzigjähriger Militärdienſt exiſtierte, und als, nach den Worten des Dichters (Nekraſſow): „der Schrecken des Volkes beim Worte Rekrutierung gleich dem Schrecken vor der Todesſtrafe war“ — zu jener Zeit in die Zwangsarbeit ein großer Prozentſatz völlig unſchuldiger Menſchen und beſonders zu ſtreng Verurteilter gelangen mußte. Die ſchrecklichſten Verbrechen konnten damals von vollſtändig normalen und ſittlich unverdorbenen Menſchen vollbracht werden, denen nur durch die ungerechte und

anormale Ordnung des Lebens selbst die Geduld ausgegangen war.

Daher hatte Dostojewsky einiges Recht, die Bewohner seines toten Hauses, die fast zur Hälfte aus dem Heere (fast alle des Lesens unkundig) stammten und dem seelischen Zustande nach dem Volke sehr nahe standen, zu idealisieren; aber solch ein Recht würde ein heutiger Beobachter nicht haben, der sich vornimmt, ein Bild der gegenwärtigen russischen Zwangsarbeit zu entwerfen.

Man kann doch wahrlich nicht daran zweifeln, daß im Laufe von vierzig Jahren die russische Gesetzgebung und die russischen Gerichte ebenso, wie auch das Leben selbst und die Sitten, große Schritte auf dem Wege der Humanität und Gerechtigkeit gethan haben. A priori kann man daher annehmen, daß in die gegenwärtige Zwangsarbeit die Menschen mehr nach Verdienst, als in früheren Zeiten, gelangen, und daß die Bewohnerschaft der gegenwärtigen Zwangsarbeit in ihren Hauptteilen den Bodensatz der Volksmasse, keineswegs aber das russische Volk selbst darstellen ... Und thatsächlich, trotzdem die meisten der Sträflinge, die ich gesehen habe, behaupteten, daß sie für ein fremdes Verbrechen leiden, und alle ohne Ausnahme sich über die Strenge des „ungerechten" Urteils beklagten, konnte ich bei näherer Bekanntschaft mit ihrem Charakter, ihrer Vergangenheit und der über ihnen schwebenden Anklage selten einen völlig unschuldig Verurteilten finden. In den meisten Fällen, wenn man auch ein Versehen oder Parteilichkeit der Richter im gegebenen Falle an-

nehmen konnte, so sagte der Sträfling selbst aus, wie Gontscharow, daß er in diesem Falle unschuldig sei, aber früher eine Menge von Verbrechen vollführt habe, die die Zwangsarbeit verdienen, aber unaufgedeckt geblieben sind. Und indem er das eingestand, klagte er gleichwohl das Schicksal an, fluchte allen Richtern und Gesetzen in der Welt und behauptete, daß man ihn ungerechterweise in die Zwangsarbeit geschickt habe ...

Jedoch, bedeutet dies alles, daß ich ein grausames Verfahren den gegenwärtigen Zwangsarbeitern gegenüber predige, daß ich sie „Bodensatz der Volksmasse" nenne und dadurch ihnen gegenüber meine völlige Verachtung, als „Auswürfen", die auch nur verdienen, daß man sie hinauswirft und nach Möglichkeit vernichtet, ausspreche? Ich erlaube mir zu hoffen, daß alles, was ich bis jetzt von dem Lande der unglücklichen Ausgestoßenen geschrieben habe, den Leser von solch einer ungerechten und falschen Auffassung meiner Worte zurückhalten wird. Giebt es denn nicht auf dem Meeresgrunde Perlen? Wenn man sagt, daß das Wasser oben in einem Gefäß besser ist, behauptet man etwa damit, daß es auf dem Boden untauglich zum Trinken sei? Und beruht etwa die Hauptaufgabe meiner Skizzen nicht gerade darin, zu zeigen, wie die Bewohner dieses schrecklichen Landes, diese verkrüppelten, ungebildeten und zuweilen wahnsinnigen Menschen gleich uns allen fähig sind, zu lieben und zu hassen, zu fallen und sich zu erheben, nach Licht, Wahrheit, Freiheit zu dürsten und nicht weniger wie wir unter alledem zu

leiden, was den Weg zum menſchlichen Glück verſperrt?

Aber kehren wir zu unſerer Analyſe zurück.

Giebt es dennoch in der Zwangsarbeit Unſchuldige — Opfer unglücklicher Mißverſtändniſſe oder Gerichtsverſehen?

Theoretiſch muß man ſagen, ja, es giebt zweifellos ſolche, obgleich ich perſönlich keine angetroffen habe, für deren Unſchuld ich garantieren könnte. Was kann ich z. B. von dem Vatermörder Daſchkin ſagen, einem ungeſchlachten Burſchen von ungeheurem Wuchſe, mit einem unangenehm tieriſchen Ausdrucke des roten Geſichtes und ſinnlos ſchläfrigen Augen — von einem Menſchen, deſſen Geiſtesfähigkeiten auf der niedrigſten Kulturſtufe ſtanden? Er mußte in der Zwangsarbeit, ohne die Feſſeln abzulegen und ohne in das freie Kommando zu gelangen, genau ſiebzehn Jahre verbringen, nach Beendigung dieſes Termins aber, wie alle Vatermörder, nach dem Centralgefängnis in Werchneudinsk zur lebenslänglichen Einzelhaft gehen . . . Jeder andere Sträfling an ſeiner Stelle würde, da er keine Hoffnung auf eine Zukunft hat, nur an eins denken, wie er „loskommen", fliehen oder wenigſtens in ein anderes Gefängnis hinkommen könnte, wo das Leben ein wenig freier iſt; endlich, wenn er auch im Schelaiſchen Gefängnis bliebe, würde er wenigſtens für die Verwaltung ein Dorn im Auge geweſen ſein, er würde ſich frech benehmen, nichts thun und nichts fürchten. Unterdeſſen arbeitete Daſchkin wie ein Pferd, war ſtill und gehorſam wie ein Lamm. Einem Neuling, der ihn nicht kannte, könnte vielleicht in den

Sinn kommen, daß ihn die Reue quält, daß er die Seelenqualen durch die Schwere des auf sich genommenen Kreuzes erdrücken will. Das war keineswegs der Fall! Diesem Stück Fleisch mit einem Menschengesichte waren solche Feinheiten unbekannt und unverständlich. Außerdem behauptete er kategorisch, daß er den Vater nicht getötet habe oder daß er wenigstens sich dessen nicht erinnere, da er zur Zeit der Ermordung sinnlos betrunken gewesen war.

„Nichts kann ich sagen, ich weiß selbst nichts", sagte er wie im Traume, „habe ich getötet oder nicht, ich besinne mich auf nichts. Man muß aber eher annehmen, daß ich ihn nicht getötet, sondern der Schwager, denn ich hatte keinen Grund, den Vater zu ermorden!"

Nach der Aussage Daschkins hatte er auch bei der Untersuchung nicht eingestanden; später aber hat ihn der Schwager, den er damals des Mordes wegen nicht im Verdacht hatte, überredet, alles einzugestehen, weil das Gericht dann ihm mildernde Umstände bewilligen würde. Der dumme Daschkin glaubte das und kam fürs ganze Leben ins Gefängnis. Selbstverständlich ist es möglich, daß die Verurteilung Daschkins thatsächlich ein schreckliches, wahrhaft tragisches Versehen gewesen war; aber es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Daschkin log, da er wußte, wie feindselig sich die Sträflinge gegen Vatermörder verhalten.

Viel öfter trifft man Fälle an, wo der Mensch nur von dem formellen Standpunkt gesetzlich und gerecht verurteilt ist, aber dem Wesen nach unmenschlich grausam. Als das beste Beispiel dieser Art kann

der Fall Marasgalis dienen, von dem ich soeben erzählt habe. Unser Strafkodex ist überhaupt zu streng gegen Fluchtversuche, und nur in der letzteren Zeit ist die Administration selbst auf die schreckliche Thatsache aufmerksam geworden, daß in der Zwangsarbeit sich bis jetzt Menschen befinden, die, nach der gegenwärtigen Ansicht vollständig unschuldig, noch zur Zeit der Leibeigenschaft also vor circa vierzig Jahren) und außerdem zu kleinen Straffristen verurteilt sind, die aber späterhin infolge öfterer Fluchtversuche, ohne jedoch dabei ein Verbrechen verübt zu haben, sich eine lebenslängliche und sogar mehr als lebenslängliche Zwangsarbeit zugezogen haben!..

Aber was soll das Gesetz z. B. mit solch einem Menschen wie einem gewissen Schemelin machen, der zu zwanzig Jahren wegen Ermordung des leiblichen Bruders, die er thatsächlich auf dem Gewissen hatte, verurteilt war? Das Gesetz und selbst die Volkssitte strafen mit gerechter Strenge ähnliche Verbrechen. Die schlechtesten Arrestanten riefen ihm nicht selten bald im Scherz, bald im Ernst zu:

„Du bist schlechter als irgend einer von uns! Du hast den leiblichen Bruder ermordet, Kain! Du verdienst den Galgen!"

Und der Alte, der scheinbar mit diesen Zurufen unzufrieden war und der sich im Herzen unendlich besser und erhabener als die bis ins Mark verdorbene „Schpanka" hielt, hörte sie geduldig an und schwieg. Wenn man indessen der Sache auf den Grund ging, konnte man den Schemelin nicht streng verurteilen. Ein russischer Bauer aus der entferntesten

und von Gott vergessenen Gegend, aufgewachsen wie ein Baumstumpf im Walde, zwischen ebensolchen Menschen wie er selbst, ungebildet und von niedriger Kultur und Verstand, fromm, fleißig, eingeschüchtert, reich an Geduld und Ausdauer, zum Schlusse in seiner Art im höchsten Grade ehrlich, war er von dem älteren Bruder benachteiligt worden, der ihm ein Stück Land weggenommen hatte und die Rückgabe hartnäckig verweigerte. Der Streit wegen der Grenze dauerte volle sieben Jahre, bald erlosch er, bald loderte er von neuem auf, wie ein im Erlöschen begriffenes Feuer, in das ein neuer Holzspan hineinfällt, und hielt fortwährend zwischen den Brüdern die Feindschaft aufrecht. Der ältere Bruder war offenbar dreister und kühner. Abgesehen davon, daß er de facto vom Lande Besitz genommen hatte, erlaubte er sich noch in Gegenwart aller den jüngeren Bruder zu verspotten. Schemelin sagte selbst, daß es ihm einigemal in den Sinn kam, den Feind zu ermorden, aber Gott hielt jedesmal seine Hand von der Sünde fort. Schließlich aber ging auch ihm die Geduld aus; als an einem Sonntage der Bruder festlich gekleidet an seinem Hause vorüber in die Kirche ging, schoß er ihn mit seinem Gewehre tot.

Schemelin verteidigte nie seine Handlung, er sagte nie, daß ein anderer auch in diesem Falle so gehandelt hätte; aber andererseits erkannte er auch nicht die ganze sittliche Schwere dieses Verbrechens an und betrachtete es nicht als eine Sünde, die man mit den Qualen der Zwangsarbeit sühnen muß, sondern sah darin ein Unglück, das man auf jeden Fall auskosten

muß. Er war ſchweigſam, entzog ſich meiſtens jeglicher Streitigkeit und jedem Wortwechſel mit den anderen Sträflingen, hielt ſich im Herzen für einen guten Menſchen und hatte in ſeiner Art einen Stolz der Ehrlichkeit. Er erzählte z. B. gern, wie er unterwegs in einer Etappe einer Händlerin, die ihm zu viel herausgegeben, zwanzig Kopeken zurückgegeben hatte und wie die ganze „Kobylka" ihn darob ausgelacht hätte. Dieſer unkultivierte Charakter zeigte ſich mir am deutlichſten bei einer Unterhaltung, die in der Zelle über direkte und indirekte Steuern geführt wurde. Unter den Zwangsarbeitern gab es ſcharfſinnige Köpfe, für die die Theorie und die Praxis der Staatsfinanzen Kleinigkeiten waren. Einer von ihnen ſchimpfte tüchtig auf die Regierung und warf nur ſo um ſich mit Thatſachen und Ziffern. Die übrigen hörten ihm aufmerkſam zu und pflichteten bei. Endlich hielt es der ſchweigſame Schemelin nicht aus und ſagte gedehnt:

„Na, da lügſt du."

„Was lüge ich? . . ."

„Ja, daß man ſo viel von uns nimmt. Ich habe z. B. in meinem Leben nicht ſo viel Geld gehabt, wie du in einem Jahre es aufzählſt."

„Wie! Haſt du denn keinen Kattun für dich zum Hemde oder deinem Weibe zu einem Sarafan gekauft?"

„Wir haben keinen Kattun gekauft . . . Wir haben ſelbſt gewebt, was wir nötig hatten. Jetzt iſt es auch bei uns in Dörfern Gebrauch geworden, ſich zu putzen."

„Gut. Na, du haſt aber Streichhölzer gekauft?“

„Auch Streichhölzer haben wir ſelbſt gemacht ... Zu meiner Zeit haben die Bauern alles für den eigenen Bedarf ſelbſt gemacht.“

„O, Teufelskopf! Ja, Tabak haſt du doch geraucht? Haſt doch Thee, Zucker gehabt?“

„Tabak habe ich nicht geraucht, Gott hat mich davor bewahrt; Thee, Zucker ... ja, von dieſen Sachen habe ich vor der Zwangsarbeit nur gehört, wußte aber nicht, wie und wozu man ſie gebraucht!“

„Das iſt mal ein verfluchter Holzklotz! Man redet mit ihm wie mit ſeinesgleichen, wie mit einem Gebildeten; ſchau mal dieſen Waldmenſchen an! ... Schnaps haſt du doch aber getrunken? Haſt doch für den Schnaps gezahlt?“

„Ich habe auch für Schnaps nichts gezahlt ...“

Nach dieſer Erklärung ſpie der Sprecher aus und ging, hoffnungslos mit der Hand winkend, von Schemelin fort; Schemelin verſtummte auch im ſeligen Bewußtſein ſeines unüberwindlichen Rechtes und ſeiner Unübertrefflichkeit, vor denen alle Ränke der Feinde machtlos ſind. Und thatſächlich konnte man gerührt werden von dieſer rührenden Schlichtheit der phyſiſchen Bedürfniſſe und geiſtigen Intereſſen, die von den Intereſſen und Bedürfniſſen, die das Gras im Felde, der Vogel im Himmel, der Baum im Walde hat, nicht weit entfernt ſind. Verdankt er auch nicht dieſer phyſiſchen Einfachheit ſeine ſittliche Reinheit und Unverdorbenheit, die ſogar in der Zwangsarbeit unter dem Einfluſſe von hundert verderblichen Beiſpielen und Thatſachen, unter dem Drucke der

hartnäckigsten Propaganda aller möglichen Gaunerei und Spitzbüberei standgehalten hat? Uebrigens, Schemelin hatte ihnen schon einige Konzessionen gemacht. So z. B. als er erfahren hatte, daß in der Zwangsarbeit alle überflüssigen Kronssachen weggenommen werden und da er unterwegs gleichzeitig dank der Sparsamkeit und Pünktlichkeit einige Paar Fußlappen und andere Lappen angesammelt hatte, nähte er sie vor der Ankunft ins Bergwerk in die Bettunterlage in der Hoffnung, daß man sie dort nicht finden würde. Aber im Schelaischen Gefängnis fand man nicht nur die Lappen, sondern nahm die Unterlage selbst mit den Ersparnissen weg und verbrannte sie. Der Alte wurde dadurch sehr betrübt und klagte mir mehr als einmal, daß er sie unterwegs für einen guten Preis hätte verkaufen können.

„Ja, da kam mir aber solch eine Dummheit in den Sinn — sie auf jeden Fall in die Zwangsarbeit mitzunehmen!"

Wie unschuldig und einfach war diese mißglückte List im Vergleiche mit den Streichen und Geschichten der echten Zwangs-„Künstler"!

Schemelin war der Ehrlichste unter den Ehrlichen im Schelaischen Gefängnis; er war so ehrlich, daß alle Kameraden ihn verspotteten und ihn als Mißgeburt in ihrer Familie betrachteten. Er war auch thatsächlich eine seltene Ausnahme. Was konnte solch einem Menschen die Zwangsarbeit bringen? Etwa irgend etwas Nützliches, der Seele Heilbringendes? Und wäre es nicht besser, nicht gerechter sogar — solch einen Menschen in Freiheit zu setzen und seine

Strafe auf Ausweisung aus der Heimat zu beschränken? Ich meine, es wäre besser, aber das Gesetz läßt sich nicht, bedauerlicherweise, von Erwägungen einer anderen Gerechtigkeit, außer der rein formalen und äußerlichen, leiten, und daher mußte Schemelin, der zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt war, von dieser Zeit sieben Jahre im Gefängnis (vier Jahre mit Fesseln an den Füßen und volle sieben Jahre mit dem rasierten Kopfe) verbringen und außerdem elf Jahre im freien Kommando, wo man dieselben Zwangsarbeiten erfüllen und sich demselben rechtlosen Regime unterwerfen muß. Das Leben eines Menschen war endgültig und hoffnungslos zerschlagen ...

Ich habe mehr als einmal erwähnt, daß die Sträflinge in einigen Beziehungen mich an die Kinder erinnerten: dieselbe starke Empfänglichkeit ohne Vertiefung und Festigkeit der Eindrücke; dasselbe Unvermögen, die geistigen Bewegungen zu verbergen; dasselbe Schwanken des Willens, die raschen Uebergänge von einem Gedanken zum anderen, der oft ganz entgegengesetzt war, und — was noch schlimmer ist — der zu rasche Uebergang vom Motiv zur Handlung. Dieses Schwanken des Willens scheint mir die Hauptursache der meisten Verbrechen zu sein. Jedoch bin ich weit davon entfernt, den Vergleich der Sträflinge mit den Kindern, selbst wenn diese schlecht geleitet, sogar bereits von Grund aus verdorben sind, in vollem Umfange aufrecht zu erhalten. Man trifft in der Welt der Verworfenen viele Subjekte mit thatsächlich verbrecherischen Anlagen; noch mehr

aber ſolche, die nicht weniger normal und geſund ſind, als tauſend andere Menſchen, die völlig ruhig in Freiheit leben und den Ruf einer makelloſen Lebensführung genießen; ſie haben der angeborenen Schlichtheit und Einfachheit ihrer pſychiſchen Anlagen den Leichtſinn und die Verdorbenheit der Sitten der Verbannten zugefügt und ſich an den Anblick des Blutes und aller möglichen Gewaltthätigkeit gewöhnt. Man muß ſich übrigens erinnern, daß auch Kinder ebenfalls fremdem Leid gegenüber furchtbar grauſam und gleichgültig ſind. Schon Krylow hat geſagt, „dieſes Alter kennt kein Erbarmen“. Ich ſelbſt entſinne mich aus meiner früheſten Kindheit, wie ich zuweilen grauſam gegen die Vögel, die Inſekten und andere nutzloſe Weſen war und oft aus Neugier Scenen von empörender Gewaltthätigkeit beiwohnte (ſelbſtverſtändlich nur dann, wenn ich ſelbſt nicht bedroht war); nach zwanzig Jahren jedoch, als ich ſchon erwachſen und gebildet war, konnte ich nicht Blut ſehen, ſogar von einer ſchrecklichen Wunde, ohne unwillkürlich zuſammen zu ſchauern und einen rein phyſiſchen Schmerz zu empfinden. So groß war der Unterſchied zwiſchen dem Seelenleben eines Kindes und eines intelligenten erwachſenen Menſchen! Viele der Sträflinge gleichen den Kindern in der Hinſicht, daß ſie ebenſo wie dieſe, nicht verſtehen mit Hilfe der Phantaſie fremden Schmerz und fremde Leiden ſich vorzuſtellen und wie eigene zu empfinden. Bei den mehr Entwickelten und Verdorbenen, die aus eigener Erfahrung ausgezeichnet wiſſen, was Schläge und überhaupt phyſiſche Qualen bedeuten,

iſt die Urſache der Grauſamkeit, gewiß, eine völlig andere: zur Schwäche der Phantaſie und zu dem angeborenen Leichtſinn kommt noch eine beſondere Wolluſt hinzu, ein Cynismus der Grauſamkeit. Es giebt Subjekte, die ihren Opfern gegenüber eine verfeinerte, ſicher krankhafte Grauſamkeit zeigen . . .

Vor der Zwangsarbeit hätte ich z. B. niemandem geglaubt, daß es in Rußland noch jetzt Menſchenfreſſer giebt; aber mir haben nicht nur die Sträflinge, ſondern auch die Vertreter der Gefängnisverwaltung als eine Thatſache erzählt, daß im Bergwerke zu Algatſchi einige Ruſſen und Tataren geſeſſen haben, die wegen Handels mit Menſchenfleiſch im Laufe von etlichen Jahren verurteilt waren! Auf der Inſel Sachalin ſoll es viele Mörder geben, die das Fleiſch der von ihnen ermordeten Feinde gegeſſen haben. Sogar im Schelaiſchen Gefängnis gab es einen „Brodiaga", der behauptete, daß er ſelbſt Piroggen mit Füllung aus Menſchenfleiſch verſucht und ſie als ſehr ſchmackhaft gefunden habe . . . Wenn dieſe Erzählung auch eine Lüge iſt, ſo iſt ſie trotzdem ſehr charakteriſtiſch. Ein anderer Sträfling erzählte vollſtändig kaltblütig eine ganz wahrheitsgetreue, obgleich nicht weniger empörende Geſchichte. Er war auf der Walze mit einem Kameraden, einem Kirgiſen. Unterwegs trafen ſie ein junges Weib und bevor ſie ſie töteten und beraubten, ſchnitt der Kirgiſe der Unglücklichen die rechte Bruſt ab und trank eine Taſſe friſchen Blutes aus.

„Wie erlaubten Sie ihm denn, ſolch eine Scheußlichkeit zu thun?" fragte ich den Erzähler.

„Ja, was hatte ich für ein Recht, es ihm zu verbieten?“ war die kaltblütige Antwort: „er war doch mein Kamerad.“

„Ja, weiß Gott was das ist! Man hätte Gewalt gegen ihn gebrauchen müssen.“

„Ha! Gewalt ... Und warum sollte er mich nicht unterkriegen?“

„Warum haben Sie denn diese Frau ermordet?“

„Es kam so. Die Not zwang uns. Wir hatten drei Tage nichts gegessen, sie aber hatte Geld. Sollten wir denn zu Grunde gehen? Hier habe ich zum erstenmal gesehen, wie man Menschenblut trinkt, Brüder. Früher meinte ich, daß das nur wilde Tiere thun; hier aber sah ich, daß unsereiner es auch thut ...“

„Und noch dazu, wie thut man es!“ bestätigte einer von den Zuhörern.

Nie habe ich gesehen und gehört, daß eine Erzählung von irgend einer Ermordung oder Vergewaltigung mit allen gemeinen Einzelnheiten jemand von den Zuhörern veranlaßt hätte, zusammenzuschauern, aufzuschreien, dem Thäter eine direkte Mißbilligung zu äußern. Im Gegenteil, das Publikum war scheinbar stets auf der Seite des Mörders, nie aber des Opfers, und für den ersten fand sich stets in ihren Augen irgend eine Rechtfertigung. Dafür war ich aber oft Zeuge, wie die ganze Zelle in ein lustiges lautes Gelächter ausbrach bei solchen Erzählungen, bei denen mir die Haare zu Berge standen und eine Gänsehaut mich überlief ... Einmal erzählte ein kleiner und gewöhnlich stiller Sträfling,

namens Andrjuſchka Powar, in meiner Gegenwart, wie er ſeine Geliebte ermordet hatte. Dieſe Geſchichte erinnerte mich in einigen äußerlichen Zügen ſtark an die Geſchichte Paramons, aber dem Weſen nach beſtand zwiſchen ihnen keine Aehnlichkeit.

Andrjuſchka lebte mit ſeiner Uljana drei Jahre zuſammen, wobei er nach ſeinen eigenen Worten ununterbrochen trank. Endlich hatte ſich Uljana wegen irgend etwas mit ihm entzweit, ſie nahm ihre Kleidung und ging von Andrjuſchka fort zu einem anderen. Um die Geliebte ſelbſt that es ihm nicht leid, aber die Kleidung hielt er für ſein Eigentum, und daher erſchien er nach einigen Tagen bei ſeiner früheren Geliebten, um ſeine Sachen zurück zu verlangen. Er erhielt eine grobe Weigerung.

„Früher kam mir derartiges gar nicht in den Sinn", erzählte Andrjuſchka, „aber da ergriff es mich! Wie, denke ich, für mein Geld wagt das Luder mich zu verſpotten? Ich ſehe mich um. In der Ecke auf der Bank ſitzt der Bauer, ihr neuer Liebhaber, auf dem Tiſche aber liegt ein großes Meſſer. Ich ergreife das Meſſer: ‚Ah! ſo biſt du?' ſage ich. ‚Na, da haſt du's, Scheuſal!' und ſtoße ihr das Meſſer in den Bauch . . . Sie rollte die Augen hervor . . . Ich ſehe: ſie hat die Hände auseinandergeſtreckt und fällt, fällt auf mich hin . . . So war es . . . Ha—ha—ha—ha!"

„Ho—ho—ho—ho—! . . ." antwortete die ganze Zelle beim Anblick Andrjuſchkas, der es vormachte, wie die Ermordete mit ausgeſpreizten Händen und hervorquellenden Augen auf ihn fiel.

„Wohin kriechst du, Luder?“ sage ich ihr. Ich stieß sie von mir ... Sie zappelte mit den Beinen und fiel hin ... Ha—ha—ha—ha!“

„Ho—ho—ho—ho!“

Am ganzen Körper zitternd sah ich mit Schrecken diese Menschen an und war bestürzt, wie sie über solche Dinge lachen konnten. Ich entsinne mich deutlich, daß es mir in dem Augenblick war, als sei ich in einer Irrenanstalt, und ich dachte unwillkürlich an eine Kriminaltheorie, die mich einst stark empörte, weil sie alle „Verbrecher“ als Menschen mit anormalen geistigen Fähigkeiten ansieht.

„Da sprang ihr Liebhaber von der Bank auf! Ergriff irgendwoher ein Beil und schleuderte es auf mich! Genau am Ohr sauste das Beil vorbei und blieb zu einem Viertel in der Thüre stecken. Ich kam zu mir und stürzte mich auf ihn mit dem Messer. ‚Ah! du willst auch nicht weiterleben? Geh ihr nach!‘ Ich schlitzte ihm auch den Bauch auf ... Er rollte auch die Augen hervor und fiel auf die Erde ... Ha—ha—ha—ha!“

„Warum lachen Sie denn, Andrei?“ brachte ich endlich hervor, noch immer am ganzen Körper zitternd und erschauernd: „ist es denn so angenehm und leicht, Menschen zu morden?“

Die Zelle verstummte einen Augenblick.

„Ja, was ist dabei denn schweres?“ fragte seinerseits Andrjuschka und blickte mich verwundert an: „ich dachte auch früher: ‚möge Gott mich davor behüten, einen Menschen zu töten‘. Aber in der Wirklichkeit sah ich, daß es einerlei ist, ob man ein Schaf

oder einen Menſchen erſchlägt. Dieſelbe Geſchichte. Man ſtößt mit dem Meſſer in den Bauch und hört nichts anderes, als wenn das Meſſer in etwas Weiches, wie ins Brot, hineinſtößt."

In der Zelle lachten einige von neuem, dieſes Mal — ich weiß nicht aus welchem Grunde: wunderten ſie ſich etwa über die Dummheit der Reden Andrjuſchkas oder äußerten ſie ihm ihre Teilnahme? In dieſem Lachen ſchien mir ein wenig von dem erſteren und ein wenig von dem zweiten zu ſein.

„Jetzt, wenn ich aus der Zwangsarbeit herauskomme", fuhr der aufgeräumte Andrjuſchka fort: „werde ich jeden Tag einen abmurkſen."

„Wen denn?"

„Ja, wer mir in den Weg kommen wird. Wer es verdienen wird. Ob ein Schaf ſchwarz oder weiß iſt, bleibt ſich doch gleich. Ob es ein Pope oder eine Popenfrau oder ein Kirchendiener iſt, — iſt doch der Stand ein und derſelbe. Am meiſten aber werde ich die Weiber morden, denn an ihnen habe ich mehr Geſchmack gefunden, Brüder. Ha—ha—ha—ha!"

„Nun, und was geſchah nach der Ermordung, Andrei?"

„Was geſchah? Daß ich mich als ein echter Dummkopf gezeigt habe. Ich konnte ſehr leicht fortlaufen, ich aber ging zu dem Dorfſtaroſt hin und ſagte: ſo und ſo, ich habe, ſagte ich, zwei Teufel erſchlagen, nimm mich. Na, da band man mir die Hände feſt. Es war früh morgens. Gegen Abend aber kamen ſo viele Vorgeſetzte an, daß man den

ganzen Tag vollauf zu thun gehabt hätte, um ſie alle aufzuhängen. In den Eiskeller aber, wo die Leichen lagen, hatten ſie nicht die Courage zu gehen! Keiner wollte hineinkriechen . . . ‚Geh' du, Andrei', ſagten ſie, ‚ſchleppe ſie hierher.' Mir kam es darauf nicht an, ich kroch hinein. Ich ſehe: ſie liegen da, bewegen ſich nicht. Die eine nahm ich an den Haaren, den anderen am Beine und ſchleppte ſie beide hinaus: na, da habt ihr ſie! Alle wichen vor ihnen zurück . . . ‚Das ſind ſie, das ſind dieſelben, die du ermordet haſt?' — fragte mich der Amtsrichter . . . Die meinigen ſind es, Ew. Gnaden. Seien Sie ruhig, ich habe ſie gut bearbeitet. . . . Ha—ha—ha—ha! Dann war ich ſechs Wochen am Typhus krank: ſie erſchienen mir immer, die Verfluchten . . ."

„Wer?"

„Dieſe Toten . . . . Sie kriechen nur ſo, ſie kriechen! Ich habe ihnen immer mit dem Meſſer eins in den Bauch verſetzt: fort, ihr Verfluchten, laßt mich in Ruhe."

Andrjuſchka Powar kam wegen dieſes Mordes auf elf Jahre in die Zwangsarbeit. Jedesmal wenn er ſeinen Kameraden die Geſchichte erzählte (ich habe ſie wenigſtens dreimal von ihm gehört) ergriff ihn ſtets aus irgend einem Grund eine unbezwingbare Ausgelaſſenheit und oft wälzte er ſich beinahe vor Lachen. Sonſt aber war er kein ſchlechter Arreſtant, ſtill und arbeitsſam, der das Gewiſſen nicht endgültig eingebüßt hatte und auf ſeine Ehrlichkeit noch etwas hielt. Uebrigens machte er den Eindruck eines

beschränkten Burschen. Für gewöhnlich still und in der Menge unbemerkbar, war er gegen Spöttereien außerordentlich empfindlich, konnte sehr jähzornig werden. Außerdem schwindelte und prahlte er gern ein wenig in seinen Erzählungen von seinem vergangenen Leben: wenn er z. B. erzählte, daß er getrunken habe, hieß es unbedingt: ein ganzes Jahr, ununterbrochen; wenn er auf der Jagd ein Rentier erlegt hatte, so war es wie ein Haus groß; hatte er eine furchtbare Schlange gesehen, so hatte sie Flügel gehabt. Die Kobylka verhielt sich aus diesem Grund gegen Andrjuschka herablassend und traute seinen Erzählungen nicht besonders.

Ich entsinne mich auch anderer Erzählungen, die mir Schauer einflößten, meinen Zellengenossen aber anscheinend ein namenloses Vergnügen bereiteten. Einmal kam die Rede auf Tote und den mit ihnen verbundenen Aberglauben. Ein gewisser Sokolzew, einer der erfahrensten Sträflinge im Schelaischen Gefängnisse, begann mit einer verhältnismäßig unschuldigen Geschichte.

„Es war am Flusse Lena. Ich war zum erstenmal in Sibirien. Ich hatte mit meinem Kameraden furchtbar Geld oder Vorräte nötig. Wir kommen nachts in ein großes Dorf; wir sehen, am Ende des Dorfes steht ein unbewohntes Häuschen, es ist aber verschlossen. Na, denken wir, das ist eine Vorratskammer, hier giebt es was zu holen. Wir nehmen das Schloß ab und gehen hinein. In dem Vorbau ist nichts. ‚Warte, sage ich zu meinem Kameraden, halte mal Wache, ich will hineingehen und

werde dort nachſehen.' Ich gehe in den anderen Raum hinein, zünde ein Streichholz an. Sieh: da liegen geſchlachtete Schafe . . . Das war eine Freude! Ich wollte gerade eins an der Fratze erwiſchen, — ach, hol der Teufel: ein Toter iſt es! . . . Zehn Stück lagen dort. Plötzlich verſtorbene, alſo ermordete und andere warten auf den Arzt. Es war im Winter. Aha! denke ich: ich werde dir mal einen Streich ſpielen, dich auf die Probe ſtellen . . . Ich gehe zu meinem Kameraden in den Vorbau hinaus. ‚Na', ſage ich, ‚Bruder, die Sache iſt gethan. Zehn abgeſchlachtete Schafe habe ich gefunden. Geh hin und ſchleppe mal eins oder zwei heraus. Gehe aber ohne Licht, damit uns niemand ſieht.' ‚Nein', ſagt er, ‚ohne Licht zerſchlägt man ſich noch die Stirne, gieb wenigſtens ein paar Streichhölzer!' — ‚Da haſt du welche', ſage ich. Und er ging hinein, während ich Wache hielt. Plötzlich ſtürzt er heraus, wie ein Irrſinniger . . . Wohin? wohin? ſchreie ich ihm nach. Er antwortet nichts, ſchießt wie ein Pfeil an mir vorbei und durch die Thüre hinaus! Am anderen Tage traf ich ihn erſt gegen Mittag. Ich blieb allein, durchſuchte alle Ecken, nahm den Toten die Hemden ab und ging fort."

„Was, hat man euch nicht erwiſcht?"

„Man hat uns wohl erwiſcht. Ich war noch dumm — man überführte mich. Uebrigens geſchah nichts beſonderes. Man behielt mich cirka einen Monat im Arreſtlokal und entließ mich dann. Nun, ſelbſtverſtändlich erhielt ich noch an die dreißig Schläge."

„Ich aber bin anders: ich fürchte mich vor den

Toten!“ ſagte Wodjanin, alias der Eiſerne Kater, der bekannte Witzbold im Gefängnis. „Ich habe thatſächlich Angſt, obgleich ich ein geriebener Kerl bin. Ich wundere mich ſelbſt darüber: wie ich meinen Tataren ermordet und beerdigt habe.“

„Ja, biſt du denn wegen des Tataren hier?“ fragte ihn jemand.

„O! ich bin wegen eines großen Herrn hier, Bruder“, antwortete der Schmied: „ich habe auch etwas Anſtändiges geleiſtet. Fein war die Sache gemacht. Wenn das verfluchte Weib nicht geweſen wäre, nie hätte jemand was davon gemerkt.“

„Was für ein Weib?“

„Ja, meine eigene Kröte.“

„Deine Frau? Das iſt aber ein Luder! warum hat ſie es denn gethan?“

„Sie hat mich ſo hineingelegt, Bruder, daß ich bis zu meinem Lebensende daran denken werde. Sie hat mich hierher in dieſen Steinbruch gebracht.“

„Erzähle doch richtig, Eiſerner Kater.“

„Meinetwegen. In unſerer Gegend hauſierte ein Tatare, ein Kleinkrämer. Zweihundert Rubel führte er bei ſich und für ebenſoviel Ware. Da ſagte ich einmal meiner Frau: ‚Mach mal bei ihm größere Einkäufe, das wird mir zu ſtatten kommen.‘ Ich rufe den Tataren in den Hof: komm mal, lieber Mann, hierher, werde bei dir einkaufen. Meine Frau kommt heraus, bleibt bei ihm mitten im Hofe ſtehen und läßt eine ganze Menge Waren auspacken. Ich beginne zu reden: ‚Wieſo willſt du ſo viel einkaufen? Ich habe kein Kleingeld, er kann nicht wechſeln.‘

Als ob mich dies beunruhigte . . . ‚He!‘ lacht mein Tatar: ‚ich kann dir ſogar hundert Rubel wechſeln.‘ Aha! denke ich: wenn dem ſo iſt, iſt es gut. Ich werde dir ſchon bezahlen. Ich bringe aus der Schmiede eine Stange, ungefähr zehn Pfund ſchwer, und ſtelle mich hinter ihm auf. Die Frau fing noch heftiger zu handeln und zu ſtreiten an. Jetzt, merke ich, iſt die richtige Zeit. Ich haue ihm mit der Stange auf den Kopf! Er legte ſich in zwei Sekunden auf die Seite. Da band ich ihm einen Strick um den Hals und ſchleppte ihn in den Stall. Dann verwiſchte ich mit der Frau alle Spuren mit Sand; die Waren legten wir in die Kiſte und verbargen ſie. Wir beſchloſſen: wenn die Nacht hereinbricht, ſchleppen wir den Tataren in den Sumpf und verſenken ihn dort. Der Abend kam. Ich ſehe, der Mond ſcheint. Man kann den Toten nicht forttragen — man wird es merken. Ich lege mich von neuem ſchlafen. Ich wache auf — es iſt noch heller auf dem Hofe. Da hat mir Gott eins ausgewiſcht! Ich ſpie vor Wut aus und legte mich von neuem hin. Endlich erwache ich — dunkel iſt es. Na, jetzt haben wir es. Bring mal, ſage ich zur Frau, die Tragbahre, wir wollen ihn fortbringen. Sie aber, das Luder, fängt an ſich zu ſträuben: ‚wie kann ich das Kind allein laſſen? Es wird zu heulen anfangen, Lärm machen, alle werden es hören und herbeikommen. Trage du ihn nur allein.‘ Ich wurde ärgerlich, ſpie ihr auf den Zopf: gut, ich werde ihn allein fortſchleppen! Ich gehe in den Stall. Bisher hatte ich furchtbare Angſt vor Toten. Jetzt aber nehme

ich mich ſtark zuſammen. Ich komme, faſſe ihn an. Ich zog mit dem Strick die Beine zum Rücken hinauf und ſetzte ihn auf den Karren . . . ſo machte ich es . . .“

Der Eiſerne Kater ließ ſich auf die Kniee nieder und zeigte, wie der Tote im Karren geſeſſen habe.

„Ich fuhr ihn zum Thor hinaus und zum Sumpfe hin. Es war ſchwer, am Sumpfe entlang zu fahren. Kaum ſtößt er auf einen Holper, fällt mein Karren mit dem Leichnam um. So.“

Der Eiſerne Kater fiel ſelbſt zur Seite hin.

„Wenn aber der Stoß ſtärker war, da ſprang mein Toter ganz aus dem Karren. Was war zu machen? Ich hebe den Karren auf und lege ihn wieder hinein.“

Der Erzähler kniet wieder hin, die ganze Zelle lacht dabei und ſchaut der Vorführung zu.

„Na, ſchau mal einer den Eiſernen Kater an! Der bringt einen wirklich zum Lachen!“

„Ich fahre weiter, Brüder. Ich mache ein paar Schritte — mein Tatar kippt wieder um.“

Der Eiſerne Kater legt ſich von neuem auf die Seite, und die Zuſchauer brechen in eine ſtürmiſche Lachſalve aus.

„Lange habe ich mich ſo gequält, bis ich ihn über den Sumpf zum Teich brachte. Nun, denke ich, Gott ſei Dank. Ich ſchmeiße ihn in den Teich und dann vorwärts nach Hauſe. Ich werfe ihn in den Teich. Die Fabrik arbeitete aber nicht in der Nacht (die Sache vollzieht ſich im Gouvernement Perm. Anm. d. Verf.), im Teiche war wenig Waſſer. Mein Tatare

ertrinkt nicht, mach' mit ihm, was du willst. Ich lege ihn auf die eine Seite, auf die andere — er ragt hervor. Nichts kann man mit ihm anfangen. Ich mußte ihn von neuem herausziehen, ihn durchnäßt in den Karren stecken und von neuem schleppen. Ich bringe ihn endlich in die Goldwaschgrube. Die Grube wird so groß wie unsere Zelle sein; auf dem Grund ist Wasser. Ich wollte ihn dort hineinwerfen, aber die Wandungen waren ungleich. Mein Toter rollte hinunter, blieb aber irgendwo an der Seite hängen. Ich wollte ihm nicht nachkriechen. Ich wurde ärgerlich, pfiff auf die ganze Sache und ging nach Hause. Am anderen Morgen ging ich zu Agapow, einem Hehler, und verabredete mit ihm, wann und wo ich die Waren hinbringen soll. Zum Unglück hatte uns sein Weib belauscht. Als mein Tatare in der Grube aufgefunden wurde, wurde unter anderem auch bei Agapow Hausuchung gemacht, und man fand ein halbes Stück Kattun. Man nahm ihn gleich fest; schleppte ihn ins Gefängnis. Sein Weib erschrickt und zeigt mich an, sagt, daß sie das Gespräch zwischen dem Manne und dem Schmied wegen der Ware gehört habe. Ich wurde auch eingewickelt. Meine Frau kommt zu mir zu Besuch, erzählt, wen man noch arretiert habe. Erzählt, daß man Kljukin auch arretiert habe, man hat bei ihm ein Arschin Kattun gefunden, und die Zeugen sagen aus, daß der Tatare an diesem Tage bei ihm gewesen sei; er aber, der Dummkopf, leugnet es. Ich denke: dieser Arschin ist für uns von Nutzen. Du, bring ihm noch Sachen hin. Außerdem hatten Agapow und ich noch eine

seine Sache eingebrockt. Ein Soldat, der auf kurze Frist im Gefängnis saß, war bereit, als Tauschgänger zu gehen und den Mord auf sich zu nehmen. Wir hatten schon verabredet, wie und was: fünfundsiebzig Rubel an barem Gelde, Stiefel, Plüschhosen, zwei seidene Hemden, ein rotes und ein blaues, sollte er bekommen. Wenn meine Frau nicht so dumm gewesen wäre — ich würde heute frei sein. Ich erwarte sie zum Besuch. Es vergehen ein, zwei Tage, eine ganze Woche. Meine Frau kommt nicht. Der Untersuchungsrichter läßt mich rufen. ‚Deine Frau', sagt er, ‚hat alles eingestanden.' Er liest mir ihr Geständnis vor: alles, wie es war, hatte sie genau erzählt. Beim Weibe ist, wie bekannt, das Maul nicht zugeklebt."

„Das ist aber ein Luder! Wie ist die nur darauf gekommen? Wahrscheinlich hat ihr jemand zugeredet?"

„Selbstverständlich hat man ihr zugeredet. Später hat sie selbst laut geheult und zu meinen Füßen sich gewälzt. Sie dachte, für mich wäre es besser, wenn ich alles bekennen würde. Was sollte ich thun? Ich schimpfte, schimpfte auf sie, stieß ihr ein wenig an die Zähne, erleichterte meine Seele und verzieh ihr. Mögen, sage ich, die Kinder nicht zu Grunde gehen, mich späterhin nicht anklagen, ich werde dich von der Sünde freisprechen und alles auf mich nehmen. Und thatsächlich: ich habe ein solches Geständnis abgelegt, daß das Gericht sie vollständig freisprach und mir allein zwanzig Jahre aufbrummte. Aber das Weib war ein Schelm. Ich dachte, sie würde mir ewig dankbar sein, und mir in die Zwangsarbeit folgen.

Solange ſich der Prozeß in die Länge zog, ließ ſie mich wirklich nicht im Stich, tröſtete mich mit Verſprechungen; als ich ſie aber aus dem Feuer herauszog, kam ſie nicht mal Abſchied zu nehmen. Brumm mal jetzt hübſch, lieber Freund, ich habe dich in einen guten Sack geſteckt!"

„Ha—ha—ha—ha!"

„He, Mikolaitſch", wandte ſich plötzlich der Eiſerne Kater zu mir, „kann ich das Scheuſal zu mir mit Gewalt herholen?"

„Wieſo mit Gewalt?" fragte ich verwundert.

„Ja, ſo. Giebt es nicht ſolch ein Geſetz, daß der Mann auch in der Zwangsarbeit per Etappe ſeine Frau verlangen kann?"

„Nein, es giebt kein ſolches Geſetz. Ja, und wozu haben Sie ſie nötig, da ſie doch gegen Sie ſo ſchlecht gehandelt hat? Es lohnt ſich nicht, ſie zu bedauern!"

„Ja, mir thut etwas anderes leid. Wenn ſie hierher käme — mein Stock würde auf ihrem Buckel tanzen! Er würde ſo gut tanzen, daß ſie ſich gleich erinnern würde, wer der Eiſerne Kater ſei. Kann man nicht ſolch einen Brief herſtellen, ſich anſtellen, als ob ich mich ſtark nach ihr ſehne, mit Betrug ſie hierher locken, Mikolaitſch?"

„Solche Briefe ſchreibe ich nicht, Wodjanin. Wenden Sie ſich nicht an mich mit derartigen Bitten."

„Ha! Ja warum denn nicht? Was iſt denn dabei?"

„Ich will mich nicht an einem Betruge beteiligen."

„Ja, der Betrug iſt doch nicht bös gemeint. Ich würde ſie doch nicht totſchlagen? Ich würde ihr nur mal was beibringen zur Auffriſchung des Gedächtniſſes. Dann würden wir wieder gut zuſammenleben. Die Kinder thun mir am meiſten leid. Jetzt iſt ſchon Zeit, den Aelteſten ein Handwerk lernen zu laſſen. Und ich ſelbſt würde früher in das freie Kommando gelangen, würde wieder ein Menſch werden. Ich hätte dann einen Zweck. Was bin ich aber jetzt? Eine verlorene Seele — mit einem Worte. Wenn ich frei werde — werde ich entweder Landſtreicher oder gerate in ein neues Unglück. Ohne Weib aber — wie bekomme ich die Kinder hierher?“

Späterhin überzeugte ich mich, daß Wodjanin teilweiſe recht hatte. Hätte er ein Ziel im Leben gehabt, er konnte noch den ehrlichen Weg betreten. Sein Charakter wies einige gute Seiten auf. Auf das Wort, das er einem Kameraden gegeben hatte, konnte man feſt bauen; von Heuchelei war bei ihm keine Spur; ſeine Kinder hatte er ſehr gern; er erinnerte ſich ihrer zuweilen mit Thränen, und da er der Frau nicht ſchreiben wollte, erkundigte er ſich bei dem Schwiegervater und ſandte den Kindern Geſchenke. Der Mangel an Habgier bei dieſem Menſchen machte auch einen angenehmen Eindruck. Da er als Schmied ein gutes Stück Geld für einen Sträfling verdiente, teilte er es mit dem Zuſchläger Jefimow, was eigentlich gar nicht Sitte unter den Handwerkern war.

Jefimow. Sokolzew.

Da ich von dem Eisernen Kater gesprochen habe, werde ich auch kurz von seinem Zuschläger Jefimow reden. Das war ein ganz anderer Typus. Wodjanin trat zu ihm in nähere Beziehungen, weil er sein Landsmann war, und außerdem vereinigte sie ihr Handwerk. Zufällig hatten die Aufseher sie zusammen für die Schmiede bestimmt und dann trennte man sie aus Gewohnheit nicht mehr während der folgenden Jahre. Es würde sogar allen sonderbar erschienen sein, wenn Wodjanin und Jefimow verschiedene Stellen hätten einnehmen sollen. Sogar bei den neuen Verteilungen in den Zellen brachte man sie stets zusammen unter. Sie aßen Mittag aus einem Topf, tranken zusammen Thee, teilten ihren Verdienst zu gleichen Teilen. Mit einem Wort, man hätte denken können, sie seien Busenfreunde. Indessen war es in Wirklichkeit anders. Jefimow benahm sich trotz seiner Eigenliebe Wodjanin gegenüber vorsichtig, er widersprach ihm nie und gab in allem nach; der bloße Vorteil ließ ihn so handeln ... Der Eiserne Kater gab ihm die Hälfte des ganzen Verdienstes, von dem gewöhnlich die Schmiede den Zuschlägern nur einen geringen Teil abgeben, außerdem hätte er ein Dutzend anderer Zuschläger finden können, die nicht schlechter gearbeitet hätten.

Dafür legte sich Wodjanin, der sonst sehr nachgiebig und weich war, keinen Zwang auf, Jefimow solche derbe Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, wie sie dieser bei seiner Eigenliebe von keinem anderen

ſich hätte ſagen laſſen. Ich habe ſchon bemerkt, daß dies eine ganz andere Natur war. Er ſtammte auch aus dem Gouvernement Perm, obgleich aus einer weiter entlegenen Gegend, wo es keine Fabriken gab, ſondern der Ackerbau noch getrieben wurde, die aber trotzdem ſchon verdorben war. In die Zwangsarbeit war er wegen der Ermordung zweier reiſender Händler gekommen.

Der Gedanke an Ermordung tauchte, nach der Erzählung Jeſimows, in ihm plötzlich auf, als er ſich im tiefen Walde befand, in dem er ſeine Opfer angetroffen hatte. Bei ſeinem koloſſalen Wuchſe und ſeiner Kraft wurde er mit ihnen ſehr ſchnell fertig und hatte alle Spuren auf das ſorgfältigſte verwiſcht. Der Verdacht wäre nie auf ihn gefallen, wenn er nicht infolge eines faſt wahnſinnigen Zufalls — einer falſchen Ausſage und eines falſchen Beweiſes — erwiſcht worden wäre. Eine Frau, die am Tage der Ermordung die Kaufleute geſehen hatte, ſagte aus, daß ſie auch Jeſimow geſehen hätte, wie er vorſichtig aus dem Walde herausgekommen ſei; indeſſen hatte ſie thatſächlich einen anderen, der nur von ähnlichem Wuchſe war, geſehen. Außerdem fand man bei der Hausſuchung bei Jeſimow ein Hemd mit friſchen Blutflecken, die thatſächlich nicht von Menſchenblut, ſondern von Kälbern herrührten. Noch einige ſolche falſche Beweiſe vereinigten ſich in verhängnisvoller Weiſe, und Jeſimow, der bis zuletzt die Ermordung leugnete, wurde zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Darüber war er ſehr erſtaunt. Er ſagte mir oft, daß er es recht wohl em-

pfunden hat, wie unvorteilhaft es sei, Spitzbube zu sein, und daß er künftig nur von ehrlicher Arbeit leben wollte.

„Ich habe doch alle Spuren verwischt, habe alles glatt abgemacht, nichts konnte mich verraten, bin nun aber doch in der Zwangsarbeit! Und wie ich gemerkt habe, bleibt sehr selten ein Mord unentdeckt!"

„Haben Sie früher irgend welche Spitzbübereien getrieben, Jefimow?"

„Fiel mir gar nicht ein! Unsere ganze Familie ist ehrlich."

„Warum lügst du denn?" unterbrach ihn Tschirok, „warum ist denn dein Bruder ins Jakutskische verschickt?"

„Aha! Tschirok hat dich doch am Kragen erwischt", brüllte freudig die ganze Zelle auf, die aus irgend einem Grunde Jefimow feindlich gesinnt war.

„Mein Bruder ist wegen einer ganz anderen Sache verschickt", antwortete Jefimow verwirrt, „nicht wegen Spitzbüberei."

„Wegen einer heiligen Sache wahrscheinlich!" meinte Tschirok höhnisch.

Jefimow schwieg; alle lächelten verschmitzt und tauschten Blicke aus. Mir wurde es klar, daß nur Tschirok und ich nicht begriffen, was los sei.

„Ja, sie sind doch Skopzy" (Entmannte — eine Sekte in Rußland. Anm. d. Uebers.), platzte der Eiserne Kater plötzlich los. „Ihr ganzes Dorf gehört dieser Sekte an ... Sein Bruder ist auch deshalb verschickt ... Unser Jefimow ist zufällig nicht entmannt ..."

„Pfui! Pfui!“ spie Tschirok aus, „ich hasse diese Menschen . . . Ganz widerliche Menschen! Ich soll meinen Körper verstümmeln? Lieber gleich ganz tot. Warum soll man denn leben, wenn man dies . . . abschneidet? Ich bin fast ein alter Mann, habe aber doch die Hoffnung, wenn ich die Freiheit erlangt habe, wieder ein Mensch zu werden.“

„Du denkst, Tschirok, wie alle weltlichen Menschen“, trat für die „Skopzy“ zaghaft der wie ein Krebs rotgewordene Jefimow ein, „sie sind Menschen von einer besonderen Art . . . Sie denken ans Jenseits, denn in der Schrift steht geschrieben . . .“

„Ihr verfluchten, gemeinen Kerle!“ unterbrach ihn Tschirok, der von allen beifällig unterstützt wurde, „ans Jenseits denkt ihr? Solche Scheusale wie ihr Skopzy hat die Welt noch nicht gesehen. Das heuchlerischste Volk. Und habgierig sind sie, sage ich euch! An den Himmel denken sie . . . Pfui! Warum bist du denn heil geblieben?“

„Es kam nicht dazu. Ich habe früh geheiratet. Man zwingt doch einen nicht, man nimmt doch freiwillig das Siegel auf sich. (Die Skopzy-Entmannten unterscheiden zwei Arten der Entmannung — das große und das kleine Siegel. Anm. d. Uebers.) Ich hatte auch den Wunsch, aber der Teufel siegte in mir, die Welt hatte mich gefangen genommen.“

„Sieh mal den Dummkopf! Der Teufel, sagt er, hat gesiegt. Ja, wo findet man sonst die Teufel, wenn nicht in eurer Sekte? Ich kenne sie gut. Was ihr da thut, wenn ihr zum heimlichen Gebet zusammenkommt!“

„Nichts Schlechtes thut man dort, das ſind alles Lügen. Ich habe auch zugehört.“

„Du trittſt ſelbſtverſtändlich für die Deinigen ein. Mich aber betrügt man nicht. Ich ſtamme auch aus der Gegend. Die gemeinſten Menſchen ſind die Skopzy!“

„Was wahr iſt, bleibt wahr“, fing der Eiſerne Kater wieder an, „und ob ſie entmannt ſind oder nicht, ſie ſind doch gekennzeichnet! Habgierig, heuchleriſch ſind ſie! Sehen Sie mal Jefimow an. Einen größeren Juden findet man nicht. Wegen jedes Kopeken zittert er wie Eſpenlaub, er liegt auf dem Gelde wie ein Kettenhund beim Speicher!“

Bei den letzten Worten ſcheint Jefimow ſchwer beleidigt zu ſein, aber er will keinen Streit mit dem Eiſernen Kater anfangen, macht eine heftige Handbewegung und ſtürzt voller Wut aus der Zelle hinaus. Hinter ſeinem Rücken ſchimpfte man noch weiter über ihn.

Jefimow war thatſächlich ſehr geizig. Unterwegs hielt er den Maidan; jetzt, wo er ein wenig leſen und ſchreiben konnte, führte er Buch über das mit dem Eiſernen Kater verausgabte Geld und hielt krampfhaft jeden Groſchen feſt. Wenn er heimlich vor der Obrigkeit Milch oder Fleiſch kaufte, lud er nie die Kameraden zu ſeinem Mahle ein und brachte mit ſeinem Geize den Schmied, der einen freigebigen Charakter beſaß, oft, wie es ſchien, in Verlegenheit. Mir ſcheint, nur die Charakterſchwäche hinderte ihn, mit dem Jefimow zu brechen; er liebte ihn nicht, oft hielt er es nicht aus und ſagte ihm derbe Wahrheiten ins Geſicht.

Jefimows Frau hatte sich entschlossen, in die Zwangsarbeit zu ihm zu kommen, und nachdem sie schon den Etappenweg angetreten hatte, sandte sie dem Manne zur Aufbewahrung einiges Geld, das sie von dem Verkaufe des Eigentums gelöst hatte. Ich gab Jefimow den Rat, ihr nach Krasnojarsk, Nischneudinsk und Irkutsk, die auf ihrem Wege lagen, eingeschriebene Briefe hinzusenden. Jefimow sann nach.

„Gewiß, es würde nichts schaden", sagte er, „ich denke aber, einfache Briefe würden auch ankommen."

„Selbstverständlich, besser einfache", meinte der Eiserne Kater auch in einem Tone, daß ich zuerst gar nicht den beißenden Hohn merkte, „drei eingeschriebene Briefe — das machen doch einundzwanzig Kopeken mehr aus . . . Für einundzwanzig Kopeken kann man doch eine Familie zwei Tage ernähren."

Ganz harmlos begann ich mit dem Eisernen Kater zu streiten und bewies ihm, daß es sich nicht lohnt, so sparsam zu sein, wo es sich um die Ruhe einer alleinstehenden Frau mit drei kleinen Kindern dreht, die in ein fremdes Land reist und den beschwerlichen Etappenweg benutzt."

„Immerhin ist es besser, einfache Briefe abzusenden, Mikolaitsch", erwiderte der Eiserne Kater ernsthaft, „meiner Meinung nach sind einfache Briefe besser."

Und plötzlich brach er in ein lautes, spöttisches Lachen aus, wobei ihn die ganze Zelle unterstützte, und brachte Jefimow dadurch in große Verwirrung.

Jefimow war ſtets ſolid und er hielt ſich für einen unverdorbenen, ehrlichen Menſchen, der viel höher ſtände als alle anderen Sträflinge. Er war immer ſchwer beleidigt, wenn man ihn daran erinnerte, daß er auch zwei Seelen ins Jenſeits befördert habe. Seine That hielt er aus irgend einem Grunde für ein nicht wichtiges Vergehen, für eine Art mißglücktes Experiment, das bei jedem vorkommen kann, und verſicherte beſtimmt, daß er kein zweites Mal ſich Zwangsarbeit zuziehen würde. Ich bin auch geneigt anzunehmen, daß Jefimow es ſich erſt reiflich überlegen wird, bevor er jemand den Kopf abſchneidet: „einen Vorteil" hat er bei dieſem Handwerk nicht gefunden . . .

Jedoch würde ich nie behaupten, daß Jefimow der Verſuchung ſtandhalten werde, wenn er ganz ſicher wäre, daß das Verbrechen nicht entdeckt und ihm einen großen Vorteil bringen würde.

Von den neuen Zellengenoſſen lenkte ſchon lange ein Sträfling meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er hieß Sokolzew. Zunächſt fiel er durch ſein Aeußeres auf: ſtämmig, von kleinem Wuchſe, brünett, vierzig Jahre alt, beſaß er eine derartige Schönheit, wie ſie dem Typus der ruſſiſchen Bauern völlig fremd iſt. In den feinen Geſichtszügen, dem regelmäßigen, faſt anmutigen Schnitte der ſinnlichen Lippen, in der zarten, blaſſen Haut, dem weichen Ausdruck der großen ſchwarzen Augen, dem marmornen Halſe und in allen ſeinen Bewegungen lag etwas wahrhaft Ariſtokratiſches, das nur durch Dutzende gepflegter Generationen, die ſich nicht mit phyſiſchen Arbeiten abgeben,

entstehen kann. Indessen war Sokolzew ein einfacher Bauer aus einem Gouvernement Mittelrußlands, der nicht lesen und schreiben konnte und schon früh vom richtigen Wege abgekommen und nach Sibirien verschickt war. Uebrigens stammte er, nach seiner Erzählung, von dem Hofgesinde eines reichen Grafen, und dieser Umstand ließ unwillkürlich Vermutungen über seine wahre Herkunft aufkommen . . .

Unter den Bewohnern des Gefängnisses stand Sokolzew im Rufe, einer der klügsten Sträflinge zu sein, keineswegs „von der billigen Sorte", und galt als einer, der in seinem Leben viel durchgemacht hat. Seine Frist in der Zwangsarbeit betrug vierundvierzig Jahre, und die Sache, wodurch er seine Zwangsarbeit sich zugezogen hatte, das war eine der schrecklichsten Geschichten, die ich je gehört habe. Wenn ich dieses hübsche, kluge Gesicht anblickte, diese weiche Stimme hörte, die stets so leise und schmelzend sprach, glaubte ich zuweilen kaum, daß vor mir derselbe Sokolzew stehe, der die gräßlichsten Dinge verrichten kann; jedoch waren seine schrecklichen Räuberthaten eine Thatsache.

Sokolzew lebte in der Ansiedlung im Gouvernement Irkutsk als Arbeiter bei einem reichen Kaufmann. Der letztere beschäftigte sich mit Ankauf von Gold bei den „Jägern" und den Arbeitern in den Goldwäschereien. Als er einmal erfuhr, daß sein Herr im Hause ungefähr anderthalb Pud Gold angesammelt hatte, überredete Sokolzew einen anderen Ansiedler, ließ ihn nachts in das Haus hinein und erwürgte mit ihm zusammen den Herrn, dessen Frau

und fünf kleine Kinder. Dann nahmen ſie das Gold und bares Geld, das auch genügend vorhanden war, und verbargen es im Walde an einer vorher ausgeſuchten Stelle. Der Kamerad ging darauf nach Hauſe, Sokolzew kehrte auch zurück, verſchloß das Haus von innen, zündete es an allen vier Ecken an, kroch zum Fenſter hinaus, legte ſich im Korridor hin und gab ſich den Schein, als ob er ſchliefe. Als die Menſchen zuſammenliefen, war das Feuer ſo weit vorgeſchritten, daß es nicht nur nicht möglich war, es zu löſchen, ſondern auch in das Haus einzudringen. Mit knapper Not gelang es, in den Korridor hineinzudringen, der auch bereits vom Feuer ergriffen und mit Rauch erfüllt war, und dort den bewußtloſen und ſchon ſtark angeſengten Sokolzew hinauszuſchleppen. Das gräßliche Verbrechen war ſo raffiniert ausgeführt, daß kein Schatten von Verdacht auf den Knecht fallen konnte, der ſelbſt als Opfer erſchien. Die Leichen der Ermordeten waren außerdem ganz verbrannt. Man hatte Verdacht, ſuchte aber ganz anderswo. Zum Unglück Sokolzews war ſein Kamerad viel unvorſichtiger und gab einem Anſiedler einen Hundertrubelſchein zum Wechſeln. Auf den letzteren fiel der Verdacht und man verhaftete ihn. Er aber zeigte den an, der ihm das Geld gegeben hatte. Bei dieſem fand man einige Sachen der Ermordeten vor. Eine Ausſage folgte der anderen, und der Unterſuchungsrichter ſtieß auf Sokolzew. Er und ſein Kamerad wurden zur Zwangsarbeit ohne Friſt verurteilt; nur das Gold konnte man nicht finden. Es blieb irgendwo im Walde vergraben und hielt in den Verurteilten

die Hoffnung auf einen Fluchtverſuch wach. Der Kamerad Sokolzews kam übrigens auf die Inſel Sachalin, von wo man nicht ſo leicht entkommen kann; Sokolzew aber gelang es, unterwegs einen Tauſchgänger zu finden, der zur Anſiedelung ging; Sokolzew kam in die für den Tauſchgänger beſtimmte Gemeinde und von dort aus ging er unverzüglich auf die Suche nach dem Schatze.

„Aber die Kobylka iſt ungeduldig", erzählte Sokolzew von ſich ſelbſt, „ſie will ſtets mit einem Male zwei oder drei Haſen fangen."

Zuerſt ſteckte er ein Haus in Brand, in dem ein Zeuge lebte, der durch ſeine Ausſagen ihm geſchadet hatte; dann wollte er Geld „für den erſten Anfang" haben, vollführte einen neuen Raub mit Totſchlag und wurde von neuem verhaftet. Im Gefängnis in Irkutsk wurde er ſelbſtverſtändlich überführt und ging von neuem unter ſeinem alten Namen in die Zwangsarbeit, dieſes Mal aber auf vierundvierzig Jahre. Das iſt die Hauptangelegenheit, die Sokolzew in das Schelaiſche Bergwerk gebracht hatte, und ſeine Ausſagen konnte man nicht bezweifeln. Aber wenn man den Erzählungen der Sträflinge über Sokolzew und ihm ſelbſt glauben wollte, ſo war dies nur ein geringer Teil ſeiner Thaten in Rußland und Sibirien; er war mehr als vierzig Jahre alt und in ſeinen Haaren ſchimmerte es weiß. Bedauerlicherweiſe war es ſchwer feſtzuſtellen, was Wahrheit und was Dichtung in den Erzählungen Sokolzews war, wo es Ernſt und wo es nur ein feiner Spott über den Zuhörer war. Das war ein ſonder-

barer Menſch. Er gehörte keineswegs zu den Sträflingen, von denen man ſich ſagte, daß es „Prahlhänſe“ und „Lügenmäuler“ ſind, und trotzdem wußten alle, daß man keiner ſeiner Erzählungen vollſtändig Glauben ſchenken durfte. Außerordentlich klug, ſchien Sokolzew Freude an ſeiner Klugheit und ſeiner Ueberlegenheit über die ihn umgebende Schpanka zu haben; ihm ſchien es offenbar ſehr viel Vergnügen zu bereiten, heute das eine, morgen das gerade Gegenteil mit nicht geringerem Erfolge vor ſeinen Zellengenoſſen zu verteidigen. Das war ein Gefängnisſophiſt und Mephiſto in ſeiner Art. Er ſchien mit ſeinen Partnern zu ſpielen wie die Katze mit einer Maus; oft begann er ein ernſtes Geſpräch, das mit der allgemeinen Meinung übereinſtimmte, und führte es, ohne daß die anderen etwas davon merkten, ſo geſchickt bis zu einem Punkte, wo der offenbare Unſinn anfängt, daß die Partner nur den Mund aufſperrten, ihn blöde anblickten und nicht wußten, ob ſie lachen oder ſich ärgern ſollten.

So z. B. erzählte er einmal ganz ernſthaft, wie während der Ernte zweiunddreißig Weiber wegen einer Beleidigung über ihn hergefallen ſeien und ihn tüchtig verprügelt hätten, wie er ihnen aber dann entwiſcht ſei, einen Holzſpaten ergriffen hätte, zehn von den Weibern totgeſchlagen, zehn anderen die Augen ausgeſtochen, einige andere auf andere Weiſe verſtümmelt hätte und nur ſehr wenige mit heiler Haut davongekommen ſeien. Dieſe Geſchichte erzählte er mit ſolchen realen Details, mit ſo lebendigem und zugleich ſchrecklichem Humor, daß es wirklich ſchwer fiel

(wenigstens unter dem ersten Eindrucke) zu entscheiden, ob die Geschichte von A bis Z erlogen sei oder ob sie einen Funken Wahrheit enthielt. Wenn man über Sokolzew anfing zu lachen und ihm sagte, er habe sich wieder „überschüttet", war er keineswegs gekränkt und begann selbst schelmisch zu lachen — freilich ohne zu verraten über wen; über sich selbst oder über die Zuhörer. Mag man es der innerlichen Kraft, die man aus diesem Menschen herausfühlte, oder seinem großen Ruhm oder etwas anderem zuschreiben, ich wiederhole, Sokolzew wurde trotz seines zweifellosen „Ueberschüttens" und trotz seiner Prahlerei als einer der gesetztesten Sträflinge angesehen, als einer, der vor nichts zurückweicht und sich nicht erst lange besinnt.

Ich habe einmal selbst die Erzählung Sokolzews gehört, wie er beim Wandern, hungrig wie ein Wolf und ohne einen Groschen Geld, eine alte Pilgerin, der er begegnet war, erwürgt und bei ihr vierzig Kopeken gefunden hatte.

„Na, du bist wahrscheinlich auch jetzt hungrig wie ein Hund, wenn du solche Räubergeschichten erzählst", bemerkte darauf einer seiner Freunde, auch ein ernster Sträfling, „man muß dir Thee anbieten, wirst dann hoffentlich weniger lügen!"

Sokolzew lachte wie gewöhnlich auf; doch blieb ich im Unklaren: hat er thatsächlich die Pilgerin ermordet oder hat er den Mord im Augenblick des Spaßes halber erfunden?

Dafür habe ich auch andere Dinge von ihm gehört. Er schien in der That entrüstet zu sein, daß

ſich Brodiagen finden, die für einen Groſchen bereit ſind, das gräßlichſte Verbrechen auszuführen, z. B. eine ganze Familie umzubringen.

„Ich bin ein Barbar", ſagte er gewöhnlich in ſolchen Fällen, „ein Barbar, wie man ihn vielleicht ſelten in der Welt findet, aber ich bin eher bereit, Hungers zu ſterben, als einen Menſchen wegen der Kleider oder wegen fünf Rubel umzubringen. Etwas anderes iſt es, wenn man es aus Rache oder eines großen Kapitals wegen thut, das einem die Möglichkeit giebt, ſich aufzuraffen."

Solch einen Ruf genoß er auch unter den Kameraden ungeachtet alles ſeines „Ueberſchüttens" und ſeiner Schwindeleien über ſein vergangenes Leben. Es war ſtets intereſſant, Sokolzew zuzuhören; doch ſtieß mich ein Zug an ihm ab: er war ein ſcheußlich feiner Cyniker, und ſeine loſe Zunge hatte im ganzen Gefängnis keine Konkurrenten. Darin liebte er bis zum äußerſten zu gehen; oft begann er irgend etwas ganz vernünftig und anſtändig zu erzählen, plötzlich aber langte er ſolche Gemeinheiten heraus, daß er ſogar die Hälfte ſeiner Zuhörer erſchreckte, die doch gewiß anſpruchslos und für jeden Cynismus zu haben waren.

Für jeden war es klar, daß ſolch ein Mann nicht gewillt war, ruhig im Gefängnis zu Schelai ſeine endloſe Friſt abzuſitzen und daß ihm unabläſſig der Gedanke an eine Flucht oder wenigſtens an die Ueberſiedelung in ein anderes, freieres Gefängnis im Kopfe herumging.

Einmal fragte ich Sokolzew, ob er das Recht auf

das freie Kommando habe und wann es in seiner „Quittung“ (so nennen die Sträflinge den Schein, wo die Frist eingeteilt ist) bestimmt sei. Sokolzew lachte und sagte, er habe sofort die „Quittung“ zerrissen, als er sie erhalten habe, und es habe ihn nicht interessiert, zu wissen, was darin stehe.

„Warum denn?“

„Wozu habe ich das freie Kommando nötig?“

„Wozu? Von dort kann man entfliehen, aus dem Gefängnis aber entkommt man nicht so leicht. Ja, wissen Sie was: wenn Ihre Strafzeit thatsächlich vom Tage des ersten Urteils an gerechnet wird, das Urteil ist aber, wie Sie sagen, schon vor zwölf Jahren verkündet, dann ist ja die Zeit nicht weit, wo Sie in das freie Kommando kommen können.“

„Nein, ich brauche es nicht“, antwortete nach einigem Nachdenken Sokolzew, „nach meiner Meinung ist es einem klugen Menschen sogar leichter, aus dem Gefängnis zu entkommen. Hier verläßt man sich nur auf sich selbst, ist vorsichtig. Wer aber einen leichten Weg sich sucht, das freie Kommando erwartet, taugt nichts. Nichts taugt solch ein Mensch.“

Die Antwort war hübsch und rätselhaft, aber wahrscheinlich konnte man sie nicht so leicht durch die That beweisen. Aus dem freien Kommando flohen oft Sträflinge dutzendweise jeden Sommer, aus dem Gefängnis aber war bis jetzt kein einziger ernster Fluchtversuch unternommen worden. Die Bewachung des Gefängnisses war thatsächlich streng, und die meisten ernsten Sträflinge mit hoffnungslos langen Strafzeiten träumten mehr von einer vorherigen

Ueberſiedelung nach einem anderen Gefängniſſe, als von einer Flucht aus dem Schelaiſchen Gefängnis. Späterhin werde ich dieſem Gegenſtand ein beſonderes Kapitel widmen, jetzt ſage ich nur ſo viel über Sokolzew, daß trotz ſeines Verſtandes und ſeiner Verſchloſſenheit eine Sache herauskam, die allen zeigte, daß er an eine Flucht in der That gedacht hat. Sokolzew war ein ausgezeichneter Tiſchler und arbeitete beſtändig in der Werkſtatt, die hinter der Gefängnismauer ſich befand; außer ihm arbeiteten dort noch der Schloſſer Sabotin aus dem freien Kommando und der Böttcher Kalinczuck, der noch im Gefängnis ſaß. Als er einmal in die Werkſtatt kam, war Sokolzew ſtark aufgeregt.

„Weißt du nicht, wohin meine Feilen gekommen ſind?“ fragte er leiſe den jungen Böttcher.

„Was für Feilen?“ fragte der verwundert.

„Meine ... geheimen Feilen ... Alles iſt alſo entdeckt. Irgend ein Hund hat mich angezeigt.“

„Ich wußte gar nichts. Woher ſollte ich auch?“

„Von dir ſpreche ich auch nicht. Das konnte nur einer beſorgen. Er allein wußte es außer mir. Und wie gut ich ſie verſteckt hatte! Er hat mich unbedingt angezeigt.“

„Wer denn? Iſt es etwa Sabotin?“

Sokolzew zuckte mit den Schultern und ſagte nichts.

„Was fällt dir ein? Solch ein Mann! Ja, er iſt doch dein Kamerad, dein Buſenfreund?“

„Da haſt du den Kameraden. Jetzt kann man niemand mehr trauen. Wenn du es wiſſen willſt,

ich hatte lange schon einen Verdacht, daß er ein Hund ist."

„Das ist aber ein Schuft! Das ist ein Gauner!" rief Kalinczuk empört aus, und bald erfuhr das ganze Gefängnis, daß man bei Sokolzew in der Werkstatt Feilen gefunden und daß Sabotin die Anzeige gemacht hat. Die Feilen waren thatsächlich in den Händen der Obrigkeit. Im Gefängnis wurde bald darauf eine Haussuchung vorgenommen, und bei Sokolzew in der Bettunterlage fand man noch zwei kleine Feilen eingenäht. Als die Aufseher in die Zelle hineinkamen, gingen sie sofort auf Sokolzews Bettunterlage zu. Eine Anzeige war zweifellos gemacht worden. Man schimpfte tüchtig auf Sabotin und schwur, wenn er zufällig wieder ins Gefängnis käme, würde man ihm die Rippen einschlagen. Sokolzew sagte nichts, aber er war anscheinend auch erbost. Man meinte, daß der Sechsäugige ihn einer strengen Strafe unterwerfen würde; aber dieser beschränkte sich während der Haussuchung nur darauf, die Festigkeit der Gefängnisgitter zu kontrollieren und die Nachtwachen unter den Fenstern zu verstärken. Nach diesem Ereignis verging ein halbes Jahr und man sperrte Sabotin wegen allerhand Streichen ins Gefängnis. Alle beobachteten mit Neugier, wie ihn Sokolzew, der am meisten ein Recht hatte, sich zu rächen, begrüßen würde. Aber wie groß war das Erstaunen aller, als man sah, daß er dem Sabotin nicht nur verziehen habe, sondern sich von neuem befreundete und mit ihm zusammen aß und trank. Da wurde es allen, sogar den am wenigsten scharfsinnigen, klar,

daß, wenn eine Anzeige ſtattgefunden habe, ſo war ſie auf die Bitten von Sokolzew ſelbſt hin gemacht worden, der den Sechsäugigen erſchrecken und ihn veranlaſſen wollte, ihn in ein anderes Gefängnis zu verſetzen; aber die Liſt war nicht gelungen; man ließ ihn im Schelaiſchen Bergwerk und unterwarf ihn einer ſtrengeren Aufſicht. Der junge und hitzige Kalinczuck ſprach offen ſeine furchtbare Entrüſtung Sokolzew gegenüber wegen ſolch eines frechen Betruges aus; was die übrige Schpanka anbelangt, ſo würden, wenn ein anderer, weniger berühmter und geachteter Sträfling einen ähnlichen Streich geſpielt hätte, alle auf ihn rieſig wütend geweſen ſein. Aber Sokolzew war Sokolzew, und niemand wagte ihm auch nur den leiſeſten Vorwurf zu machen.

Alle ſuchten dieſe Geſchichte zu vergeſſen, in den Augen vieler aber wurde Sokolzew ſogar noch angeſehener durch dieſe Geſchichte. Mir perſönlich bewies ſie nochmals, daß dieſer Menſch zu ſeiner Rettung oder des Vorteiles wegen vor nichts zurückſcheuen, weder auf Freund noch Feind Rückſicht nehmen würde.

Die Dämonen des Böſen und der Zerſtörung.

Dadurch, daß ich mich allmählich mit der Vergangenheit der Sträflinge, mit ihrer ſcheinbar einfachen und zu gleicher Zeit rätſelhaften Pſychologie vertraut machte, verging mein Leben in der neuen Zelle, zogen ſich die langen Abende ohne Bücher und Vorleſen hin, das ſonſt immer eine ſinnige und an-

genehme Belebung hineingebracht hatte. Des Erzählens wurde man zeitweilig völlig überdrüssig, und dann erdachten gewöhnlich meine Mitbewohner irgend ein Spiel, bei dem man sich die Knochen ausrecken und gehörig lärmen konnte. Eines der beliebtesten Spiele in dieser Art war das „Blindekuh-Spiel", ein Spiel, das übrigens durchaus nichts mit dem unschuldigen Vergnügen gemein hat, an dem wir uns alle in der Kindheit so ergötzen. Nachdem man dem Unglücklichen, auf den das Los gefallen war, die Augen fest verbunden hatte, bewaffneten sich die Sträflinge mit Handtüchern und peitschten ihn damit, von allen Seiten heranschleichend, unbarmherzig auf den Rücken und wohin sie gerade trafen (das Gesicht übrigens ausgeschlossen), und zwar so lange, bis es ihm gelang, einen der Schlagenden zu ergreifen, festzuhalten und an seinen Platz zu stellen. Nach Beendigung des Spiels zeigten sich gewöhnlich bei den meisten rote Schwielen und blutunterlaufene Stellen am ganzen Körper, vom Gliederreißen und den zerfetzten Hemden noch ganz abgesehen; aber alles dieses verminderte nicht im geringsten das Vergnügen an diesem Spiele.

„Es bringt das Blut in Bewegung, ganz wie die Badestube", pflegten die Sträflinge zu sagen.

Die Dazwischenkunft der Aufseher, die meist auf den fürchterlichen Lärm hin, der das Spiel begleitete, sofort herbeigelaufen kamen und mit Karzer und Bericht an die Obrigkeit drohten, erschien ihnen als weit größeres Hindernis. Allmählich legte sich dann der Lärm und das „Blindekuh-Spiel" wurde durch

ein anderes, weniger geräuſchvolles Spiel erſetzt, bei dem man ſicher war, dem Dazwiſchentreten der Aufſeher zu entgehen. So gab es recht gewandte Akrobaten unter uns, die derartige Kunſtſtücke ausführten, daß manchem vor Bewunderung der Mund offen ſtand und andere ſich vergebens bemühten, das alles nachzumachen.

Marasgali legte ſich z. B. lang auf der Diele nieder mit dem Geſicht nach oben; oberhalb ſeines Kopfes wurde ein Löffel oder ein Zwanzigkopekenſtück hingelegt, vorausgeſetzt, daß derartige Dinge überhaupt in unſerer Zelle vorhanden waren, und nun bog er den Rücken allmählich ſo weit, bis er den betreffenden Gegenſtand, ohne die Diele mit den Händen berührt zu haben, mit den Lippen erfaßte. Sobald es ihm gelungen war, ſprang er auf und rief, triumphierend um ſich blickend:

„So! . . . Möge das ein anderer auch machen!“

Von den anderen aber brachte es zum allgemeinen Erſtaunen und trotz ſeiner ſcheinbaren Ungeſchicklichkeit nur Tſchirok fertig, und zwar kaum weniger gewandt wie der ſchnelle und graziöſe Marasgali. Marasgali ſprang übrigens mit Leichtigkeit und ohne Anlauf zu nehmen von einer der in einer Entfernung von drei Arſchin aufgeſtellten Pritſchen zur anderen, was ihm — ohne Anlauf wenigſtens — niemand nachthat.

Tſchirok allerdings brüſtete ſich damit, aber ehe er die zweite Pritſche erreichte, hätte er ſich beinahe die Naſe zerſchlagen. Das Genick hätte ebenſo gut einer brechen können, und ſchwer, ſehr ſchwer war es, die Kobylka von derartigen halsbrecheriſchen Exercitien

abzuhalten, bis dann wieder etwas Neues erſonnen war.

„Brüder, wollen wir nicht dem Tſchirok Schröpfköpfe aufſetzen?“ ſchlug einmal plötzlich der Eiſerne Kater vor.

„O du ſchamloſer Geſell, wofür denn?“ ſchrie Tſchirok, auf den ſich genau wie auf den armen Makar gewöhnlich die allgemeinen Hänſeleien bezogen.

„Nun, für gar nichts.“

„Es wird gemacht!“ unterſtützte die ganze Zelle den Eiſernen Kater.

„Nein“, miſchte ſich Sokolzew ein, „weshalb denn für nichts und wieder nichts? Wir wollen ein Vergehen erdenken, das wollen wir mit voller Gerechtigkeit beurteilen, genau nach dem Geſetze. Dann wird er gerichtet.“

„Richten, richten!“ ſchrieen alle.

„Aber ſeid ihr denn verrückt, Brüder? Ich bin doch ſchon ohnedies gerichtet, von Gott und den Menſchen beſtraft. Wofür wollt ihr mich Alten denn ſo quälen?“

„Schweig ſtill! Der Präſes entzieht dir das Wort. Angeklagter, du wirſt beſchuldigt, eine von Nikolaitſchs Seelen verſteckt zu haben.“

Ich beeilte mich, jegliche Forderung an den armen Tſchirok abzuleugnen, weil ich genau wußte, welch ein Greuel die „Schröpfköpfe“ der Sträflinge ſind.

„Was hat das zu ſagen, wenn ihm doch aber die Zelle nicht verzeiht!“ ſchrie der Eiſerne Kater und lief bereits, zugleich mit Nikfor, um Tſchirok herum.

„Halt, Teufel! Was für eine Seele soll ich denn versteckt haben?“

„Die Tante . . . die Tante, von der du mir in der Nacht erzähltest.“

„Liebes Katerchen! Darf man denn die Geheimnisse des Kameraden so verraten?“

„Aha! ‚Geheimnisse‘. Eine neue Schuld! Nikolaitsch, hören Sie, was er gesagt hat, ‚Geheimnisse‘?“

„Schröpfköpfe! Schröpfköpfe! Fünf Schröpfköpfe her!“

„Ich bin kein Schüler . . . Hilfe!“

„Stopft ihm den Schnabel zu! Mikischka, halte die Hände! Marasgali, ziehe das Hemd heraus! Halt' seinen Kopf, er beißt, der Teufel!“

„Gieb her, gieb her!“ schrie Marasgali, mit Vergnügen zu diesem brutalen Zeitvertreib bereit; aber ich hielt ihn rechtzeitig zurück.

„Laß ab, Marasgali. Es ist abscheulich.“

„Es thut ja nichts, Nikolaitschik“, beschwichtigte er, indem er mich dabei fast bittend ansah; fünf sind nicht schlimm . . .“

„Und doch sind sie schlimm, Marasgali, sehr schlimm sogar. Laß sein; es ist nicht nötig.“

Marasgali folgte mir und trat betrübt zurück. Nachdem er sich mit mir auf die Pritsche gelegt hatte, konnte er aber doch nicht, ohne von Herzen mitzulachen, das Auge von der furchtbaren Quälerei wenden, die sich auf den gegenüberliegenden Pritschen vollzog, von wo aus die Töne der platzenden Schröpf-

köpfe und das furchtbare Geschrei des unglückseligen Tschirok herüberschallten. Die Schröpfköpfe bestanden darin, daß der „Henker" mit einer Hand die Haut am Leibe des zu Bestrafenden zusammenzog und diesen Hautknoten durch einen schnellen und kräftigen Schlag mit der anderen in die frühere Lage zurücktrieb, die „Schröpfköpfe" also sozusagen abschlug. Schon bei den allerleichtesten Schlägen wurde die Haut von einigen dieser Schröpfköpfe rot; im Falle einer ernsten Bestrafung aber floß schon nach zwei Schröpfköpfen Blut.

„Eins! zwei! drei!" zählte der Eiserne Kater seine Schläge auf Tschiroks Körper auf, „vier! fünf! sechs!"

„Halt, ihr Verfluchten, ihr habt mir einen zu viel gegeben! Fünf nur soll ich bekommen, und er hat sechs geschlagen!"

„Dafür bekommt der Kater Schröpfköpfe. Es war nicht recht von ihm", bestätigte Sokolzew, der zwar nicht aktiv am „Spiele" beteiligt war, dasselbe jedoch während seiner ganzen Dauer von der Pritsche aus leitete.

„Nein, nicht Schröpfköpfe, sondern Löffel!" schrie der in Wut geratene Tschirok.

„Meinetwegen Löffel. Einen wenigstens muß man ihm geben."

„Nicht einen, sondern sechs, so wie mir!"

„Ah, welch ein Schlaukopf du bist!" protestierte der eiserne Kater. „Du bekommst nach dem Gesetz fünf vom Gericht zugesprochen, ich habe dir einen zu viel gegeben; na gut, den kannst du mir jetzt

zurückgeben, wenn die Zelle es ſo haben will. Gegen den Willen der Zelle will ich mich nicht auflehnen."

Und der Eiſerne Kater legte ſich ruhig auf die Pritſche und hob ſelbſt das Hemd auf. Tſchirok aber lief ſchon in der Zelle umher und ſuchte nach einem Löffel. Sein Geſicht leuchtete wie mit Fett beſchmiert. So lebhaft empfand er die Befriedigung der Rache. Er wählte den allerſchwerſten hölzernen Löffel, den er fand, beugte ſich über den nackten Körper des Schmiedes, ſpuckte darauf und zerrieb den Speichel mit der Hand. Dann holte er aus und ſchlug mit dem Ruf: „Halte dich feſt, jetzt brenne ich auf!" die hohle Seite des Löffels, ſo ſtark er konnte, dem Schmied ins Fleiſch. Der Eiſerne Kater ächzte vor Schmerz und erhob ſich: von dieſem einen Schlag war der Leib blau geworden und an der getroffenen Stelle bildete ſich eine große Blaſe. Alle brachen in ein lautes Gelächter aus. Der am Fenſterchen erſchienene Aufſeher aber ſchrie zornig:

„In den Karzer wollt ihr wohl? Bei Gott, ich werde dem Chef Anzeige machen. Morgen wird er euch in beſondere Nummern verſetzen. Es giebt hier keine einzige Nummer, die ſo ausgelaſſen iſt wie die eurige."

Darauf verſtummten alle und begannen, ſich zum Schlafe bereit zu machen. Geſpräche im Flüſterton entſpannen ſich. Der dicke Nogaitzew erzählte:

„Nun habe ich mich doch heute einmal ſatt gegeſſen. Mindeſtens drei Pfund geſalzenes Schweinefleiſch und eine halbe Tonne geſäuerter Gurken."

„Wo?" frug man ihn ſtaunend.

„Im Stollen, ich war beim Abrollen. Und Monachow hat sich dort eine ganze Vorratskammer eingerichtet. Dort ist es gut kühl — ein prächtiger Keller. Ich bin auch mal hineingeklettert. Jetzt dreht sich alles bei mir im Leibe."

„Nun, das war nicht klug", belehrte ihn Sokolzew. „Denn ich verstehe es so: wenn du ein gefälliger Mensch wärst und dich für ihn bemüht hättest, so wäre es eine andere Sache. So aber ist er dir mit nichts verpflichtet. Seht ihr, so geht's. Durch euch Halunken ist es dahin gekommen, daß man zu unsereinem kein Zutrauen hat."

„Selbstverständlich, nur durch solche Halunken", ließen sich auch andere Stimmen vernehmen.

„Er wird schon nichts merken", rechtfertigte sich Nogaitzew. „Es ist so gut verspeist, daß man nichts davon merken kann . . . Es war doch nicht umsonst!"

„Nun, wenn du denkst, dann mag es gehen", meinte Efimow.

Ein anderer begann von seinem vergangenen Leben zu erzählen, von seinen Verbrechen, von den verschiedenen Gefängnissen, in denen er saß. Schließlich gab es Streit. Die Gedanken der Streitenden aber sprangen von einem Gegenstand zum anderen, so daß sie oftmals ganz vergaßen, wovon sie eigentlich ausgegangen waren. Eben schildert der Erzähler, wie einem Menschen der Kopf abgeschnitten wird, indem er noch flüstert: „Grischa! was hast du gethan!" und im gleichen Augenblick erinnert er sich daran, daß im Gefängnis zu Tarsk die Grütze vorzüglich war.

Eine einigermaßen abstrakte Unterhaltung konnte

man mit dieſen Menſchen überhaupt nicht führen. Die unbedeutendſte Thatſache, die von ihnen oder der übrigen Geſellſchaft als Beiſpiel angeführt wurde, genügte, ſie weit abſchweifen, den Geſprächsgegenſtand ſogar ganz vergeſſen zu laſſen. Dann trat eben die nackte Wirklichkeit in ihr Recht mit ihren konkreten Details und Intereſſen. So war einmal davon die Rede, wer in den Feſtungen wohl am meiſten getötet würde: die Aufſeher oder die eigenen Brüder, die Sträflinge? Eine Zeit lang wogte der Streit heftig hin und her, dann machte plötzlich einer der Hauptſtimmführer, der von der Seite zufällig eine Mordgeſchichte aus der Feſtung zu Tomsk vernommen hatte, eine Bemerkung in dem Sinne, daß die Lage der Zellen nicht ganz ſo ſei, wie der Gegner behaupte. Der letztere verwahrte ſich dagegen, und ſo war die Grundfrage ſchnell vergeſſen und aufgegeben. Da mir die Fortſetzung des Geſprächs unintereſſant erſchien, zog ich es vor, einzuſchlafen. Ein andres Mal kam die Rede auf Hunde, wie weit ſie als Freund oder Feind des Menſchen gelten könnten. Die Mehrzahl ſprach ſich für ein freundſchaftliches Verhältnis aus. Gleich darauf begann aber einer der Sträflinge zu erzählen, daß er einſt mit ſeinem Gefährten in ein Haus eingeſchlichen ſei, den Wirt und die Wirtin, zwei alte Leute, mit der Forderung um Geld erſchreckt, dem Mann dann den Mund aufgeriſſen und ihn auf eine ſpitze Keule geſetzt hätte; ferner erzählte er davon, wie er das erſtemal in die Feſtung gekommen und mit den Sitten der Sträflinge bekannt geworden ſei, und wie er in Sibirien gelebt habe ...

Diese furchtbare Erzählung währte ungefähr eine Stunde, so daß schließlich der Hund vergessen war und die meisten sich schlafen gelegt hatten. Endlich frug ich ihn:

„Was hat denn nun eigentlich der Hund mit dieser Erzählung zu thun?"

„Welcher Hund?"

„Wir haben ja mit der Frage begonnen, ob er Freund oder Feind des Menschen sei."

„Nun, davon sprach ich doch auch."

„Wieso?"

„Also! Ich habe eben nur vergessen zu sagen, daß der Hund bellte und uns dadurch verriet ... Was ist das also für ein Menschenfreund? Wenn er mein Freund wäre, würde er mich doch nicht unglücklich gemacht haben. Wir, der Gefährte und ich, machten den Alten kalt und die Frau, da fängt das Vieh zu bellen an. Unser eigener Hund! Und richtig, man hat uns ertappt. Was ist das also für ein Freund? Nein, der schlimmste Feind ist er."

So vollzieht sich die Association der Ideen in den finster umfangenen Gehirnen, und das ist die Logik der von den Leidenschaften hingerissenen Herzen ...

Manchmal wurden auch allgemeine Unterhaltungen über breitere, soziale Themata angeknüpft. Auch in diesem Falle mußte ich über die rohen Anschauungen und die geistige Verhärtung meiner Zufallsgenossen staunen. Nebenbei bemerkt, trugen sich fast alle mit einem unauslöschlichen Haß gegen die „eisernen Nasen": so wurden die regierenden Klassen, die Klassen

des Adels, der Kaufleute und Beamten genannt (die Prieſter hießen in dieſem komiſchen Jargon „Molotſagi"). Die unerhörteſten und blutigſten Projekte eines ſozialen Umbaues wurden vorgeſchlagen, Theorien mit einer derartig zerſtörungsſüchtigen Tendenz, wie ſie vielleicht noch keinem Anarchiſten der Welt im Traume gekommen ſind!

„Ich würde folgendes thun", ſchrie der ungeduldige Nikifor, „ich würde die Bauern an die Stelle der Herrſchaften ſetzen, mögen ſie nun ſchlemmen und Feſte ausrichten; die Adeligen aber und die Pfaffen würde ich zwingen, das Land zu bebauen und uns zu ernähren, wie wir ſie jetzt ernähren . . ."

„Dabei, Bruder, wird nicht viel herauskommen", antwortete der ſcharfſinnige Sokolzew, „die Adeligen ſind im Vergleich mit uns nur gering an Zahl, vielleicht der hundertſte Teil des Volkes. Würden ſie alſo viel zu ſtande bringen, beſonders da ſie das arbeiten nicht gewohnt ſind? Wenn unſere Bauern die Stelle der Herrſchaft einnehmen ſollten, müßten ſie verhungern. Nein, hier giebt's nur ein Mittel, Bruder: allen einen Deckel machen — und Schluß! So wie es Pugatſchow bei Puſchkin haben wollte . . ."

„Selbſtverſtändlich, einen Deckel für ſie alle, für dieſe Schlangen!" ereiferte ſich Tſchirok, durch dieſen Vorſchlag hingeriſſen, während er energiſch ſeinen Leib kratzte, „und unſer Volk iſt doch wirklich ſcheußlich dumm! Wir ſind zahllos wie Sand am Meere; ihrer aber giebt's höchſtens tauſend oder zwei, nicht mehr — und wir unterwerfen uns!"

(Ich bemerke in Klammern, daß keinem von

dieſen Träumern jemals auch nur der geringſte Zweifel aufſtieg, daß „das Volk“ und ſie, die Zuchthausinſaſſen, ganz ein und dasſelbe ſei.)

„Was würde das wohl für eine Strafe ſein, einen Deckel machen!“ meinte Nogaitzew nähertretend. Wie viel der beſten Kraft haben uns dieſe Blutſauger entzogen, wie ſehr ſich von uns tragen laſſen, und dafür nichts als einen Deckel? Ich würde es anders machen. Ich würde das ganze Volk hinrichten, das ganze, bis auf einen Menſchen, bloß die ‚eiſernen Naſen‘ müßten am Leben bleiben. So, nun mögen ſie's verſuchen, ſich ſelbſt zu ernähren. O, wie ſie dann ſingen lernten! . . .“

Dieſer unerwartete und originelle Vorſchlag verſetzte alle ſekundenlang in Beſtürzung. Niemand fand ſich, der etwas dagegen zu ſagen wußte. Zuerſt fing Sokolzew zu kichern an, nach ihm alle.

„Das war fein ausgedacht, ohne Widerrede! Ein kluger Kopf, der Nogaitzew!“

„Und ich würde . . .“ brummte plötzlich das Bärenohr dazwiſchen, „ich würde die Reichen und Vornehmen umbringen, alle in einer Nacht und überall . . . Ja, in einer Nacht alle! Dann würden ſie ſchon ſingen!“

„Nun, was würde das für Zweck haben?“ Mit dieſen Worten gab ich meine Neutralität auf, weil mich das blutgierige Projekt des ſtets ſo beſcheidenen Poeten zu intereſſieren begann. „Nehmen wir an, Sie haben alle Reichen getötet . . . Am nächſten Morgen würden ja die Söhne der Getöteten an der Spitze ſtehen . . .“

„Dann kämen auch die Söhne an die Reihe!“ brüllte das Bärenohr.

„Nun, und dann?“

„Dann würde ich einen großen Raub in ganz Rußland veranstalten!“ antwortete Tschirok an Wladimirows Stelle, „sämtliche Zuchthäuser öffnen und alle Reichen lynchen.“

„So. Und was weiter?“

„Weiter? . . . Wie heißt, was weiter? Das arme Volk würde dann reich sein, es würde aufhören, Not zu leiden.“

„Aber Sie sagen doch selbst, es gäbe jetzt der Reichen höchstens tausend oder zwei, aber nicht mehr? Wie könnte dann das ganze Volk reich werden?“

„Eh, Mikolaitsch! Was soll man mit dir darüber reden . . . Du bist ein guter Mensch, zweifellos — ein sehr guter, aber auch dir würde man einen Deckel machen müssen. Du redest eben den ‚eisernen Nasen‘ das Wort. Ihr Blut spricht aus dir.“

Alle lachten bei diesem plötzlichen Ausfall Tschiroks gegen mich.

„Woraus schließen Sie denn das, Tschirok?“

„Ich schließe das in meiner Art. Mich machst du nicht irre!“

Mit dieser Ansicht Tschiroks waren, soweit sie mich betraf, scheinbar auch die Uebrigen einverstanden. Umsonst entwickelte ich nun meine eigene Meinung über den allgemeinen Fortschritt, umsonst sprach ich von der Kraft und Macht der Volksaufklärung, über die Nutzlosigkeit und den Schaden eines Blutgerichts;

umſonſt wies ich auf die Exiſtenz gebildeter Leute hin, die aus eben jenem Kreis der „eiſernen Naſen“ hervorgegangen und trotzdem bereit ſind, für das Wohl des Volkes ihr eigenes Glück, ihre Freiheit und ſogar ihr Leben zu opfern ... Meine Worte waren jedenfalls wie die Stimme des Predigers in der Wüſte. Die Bedeutung jedes anderen Kampfes mit der Schwere und den Unvollkommenheiten des modernen Lebens, eines Kampfes mit ganz anderen Mitteln, als Blutvergießen und allgemeiner Zerſtörung, war dieſen mit einer Kruſte von Erbitterung, Unwiſſenheit und Verderbtheit umgebenen Herzen völlig fremd und unbegreiflich. Traurige Gedanken ſtiegen daher nach jedem derartigen Geſpräche in mir auf; traurig und erſchreckend breitete ſich vor mir die Zukunft meines Vaterlandes ...

Die neuen Schüler. — Lunjkow.

In der neuen Zelle fanden ſich bei mir außer den Gebrüdern Burenkowy auch noch andere Schüler ein: Marasgali, Petin, Nogaitzew und Lunjkow. Es bildete ſich ſo eine ganze Schule, der ich freilich zeitweiſe gar nicht froh war. Die letzten drei waren eigens aus einer anderen Nummer herübergekommen, ſcheinbar von einer dauernden Luſt zum Lernen getrieben. Petin verſtand übrigens, ſchon vor dem Eintritt in die Gefangenſchaft, ziemlich gut zu leſen und zu ſchreiben; er ſchrieb ſogar Gedichte und träumte jetzt nur noch von der „höheren Bildung“. Leider

entſprachen dieſer großen Eigenliebe weder ſeine Faſſungskraft, noch ſeine Fähigkeiten.

Gleich dem Sokolzew hatte Petin dreißig Jahre Zwangsarbeit auf dem Nacken, jetzt erſt angetreten, und bei allen, die ihn weniger gut kannten, ſtand er in dem Rufe, ein großer „Ruheſtörer" zu ſein. Der Straßenname „Sochaty", der ihm ſeines hohen Wuchſes und ſeiner ſchnellen Beine wegen gegeben war, konnte faſt in ganz Sibirien als bekannt gelten. Jedoch war dieſer Ruhm ein übertriebener und gänzlich unverdienter. Vor allen Dingen beſaß Petin überhaupt keine Selbſtändigkeit des Charakters. In der Regel unter dem Einfluſſe irgend eines „Poddubwala" ſtehend, erdreiſtete er ſich, in Geſellſchaft der Kameraden, wirklich oft der allerfrechſten Thaten, wie zum Beiſpiel, mitten am hellen Tage unter der ſtrengſten Bewachung zu fliehen; aber, alsbald nur noch auf ſich ſelbſt angewieſen, benahm er ſich draußen auf die dummſte Manier, er ging ſofort nach Hauſe, („zur Mutter nach Garn" — machten ſich die Sträflinge über ihn luſtig) wo man ihn natürlich zuerſt ſuchte, und geriet ſo ſelbſtredend wieder in die Hände der Polizei. Trotzdem er über einen wahren Stiernacken und eine kräftige Fauſt verfügte, dabei leidenſchaftlich auf die Rolle des echten Iwans und Rädelsführers brannte, beſaß er in Wirklichkeit den Charakter eines Kalbes: ziemlich beſchränkt, träge und ſchläfrig, folgte er ſtets und in allem nur dem Beiſpiel der anderen. Die „Sträflingshäupter", denen er ſich gern an die Seite ſtellte, ſchätzten ihn deshalb nicht hoch und nannten ihn ſogar vor allen:

„Deſchowka“. Beim Lernen benahm ſich Petin ganz ſo wie im Leben. Er wollte alles auf einmal faſſen; gegen Ausdauer aber, gegen langſames Vorwärtskommen, Schritt für Schritt, hatte er einen direkten Widerwillen. Ein einigermaßen dickes Buch durchzuleſen, war in ſeinen Augen eine wahre Heldenthat. Aller dieſer Eigenſchaften ungeachtet, beſaß er von ſich ſelbſt eine hohe Meinung, ſah ſogar mit Verachtung auf die anderen Schüler herab, die beim ABC anfingen, ihn aber, dank ihrer Fähigkeiten, ihrer Beharrlichkeit, bald einholen, wenn nicht überholen mußten. Mit Lunjkow, einem anderen meiner Schüler, lag er ſtets im Streit; ich glaube, ihre Nebenbuhlerſchaft hatte ſchon auf dem Transportweg begonnen. Lunjkow war ein ziemlich junger Menſch, dem Aeußeren nach ungefähr 23 Jahre, klein, ohne Schnurrbart, etwas vornübergebeugt, aber hübſch wie ein Mädchen, dabei flink in den Bewegungen und gewandt im Reden. Eine eigenartige Erſcheinung mit einem Wort, die von einem ſolchen „Iwan“, wie Petin, naturgemäß ſtark gehaßt werden mußte. Dazu kam, daß Lunjkow, ebenſo wie Michajla Burenkow die Sträflinge und alle Gebräuche des Kerkerlebens, ſobald ſie ſeinen Anſichten und ſeinem perſönlichen Vorteil zuwiderliefen, unbedingt verachtete. Michajla aber war nachgiebig und ſetzte nur in den ſeltenſten Fällen ſeine Individualität durch, indem er offen mit ſeiner Anſicht über die Dinge hervortrat; Lunjkow dagegen zeichnete ſich, trotz ſeiner ſchwächlichen Figur und der geringen Körperkraft, durch Aufrichtigkeit und eine für ihn ſogar ſchädliche Beredſamkeit aus. Furchtlos

ſagte er jedem ins Geſicht, was er von ihm dachte, weder Bedrohungen, noch Ohrfeigen hielten ihn davon zurück, und ſollte es auf ein Handgemenge mit den ſtärkſten und gefährlichſten Sträflingen ankommen. Dieſe für das Einzelweſen recht unvorteilhafte Tapferkeit verband ſich bei ihm in ganz eigenartiger Weiſe mit Nüchternheit und einem praktiſch kühlen Verſtand, zweifellos der Grundzug ſeines ganzen Weſens. In vieler Beziehung war Lunjkow das, was man einen Frühreifen nennt.

In anderen Feſtungen würde man ihn jedenfalls fortwährend geprügelt haben, und ihm wäre nichts übrig geblieben, als ſich damit abzufinden. In Schelai jedoch wurden alle über einen Kamm geſchoren— die Rieſen, wie die Zwerge, die Dummen wie die Klugen; der letzte Kloakenreiniger hatte hier dasſelbe Stimmrecht wie der ſchlimmſte Würger und Schreier, was ſelbſtverſtändlich als Vorzug des ſchelaiſchen Regimes anzuſehen war. Mit geheimer Wut blickte Petin auf dieſen Nebenbuhler, der im Lernen ſo rapide Fortſchritte machte, und ſtolz behauptete, daß er ihn bald weit hinter ſich laſſen würde. Petin, der ſich und den Michajla Burenkow als „die älteren Schüler" bezeichnete, alle übrigen aber als „die jüngeren", wollte dies auf keinen Fall zulaſſen. Lächerlich waren beider Zuſammenſtöße beim Lernen abends.

„Geh weg, du Klotz, jetzt wird der ältere Schüler lernen!" brüllte Sochaty und ſeine Kalbsaugen funkelten.

„Ich fürchte mich nicht vor dir, Bruder, was

brüllst du?" eiferte der kleine Lunskow, indem er aber doch ein wenig beiseite rückte: „Platz genug ist für alle da; setz' dich doch. Aber leider wird dir die Wissenschaft wenig von Nutzen sein."

„Wieso ohne Nutzen? Weißt du denn, du Dummkopf, was ein Hauptwort ist?"

„Das werde ich wissen, wenn die Zeit für mich da ist. Ah, wie kommt es denn, daß du, der ältere Schüler, gestern ‚swetly' mit einem ‚e' statt ‚jatj' geschrieben hast?"

„Esel! das war ein Versehen. Du Kerkergreuel, du Hanfbrecher, du Taugenichts."

„Petin, weshalb schimpfen Sie so?" mischte ich mich ein. „Wozu soll das wohl gut sein?!"

„Thut nichts, Iwan Nikolajewitsch", antwortete Lunskow ruhig, „mag er doch schimpfen! Seine Schimpfworte bleiben nicht an meinem Kragen hängen. Um so mehr, weil ich weiß, daß er ein „Ewiger" ist, und solche kann ich nicht achten. Nur bei den Dummen hat sein Name Klang: So—cha—ty! Ich weiß auch, womit er atmet, dieser Sochaty."

„Womit atme ich, sag's, du Teufel."

„Umsonst atmest du, damit . . ."

„Wie umsonst?"

„Nun, ich weiß ganz gut, was du gethan hast, als du noch frei warst, warum du auf die Zwangsarbeit kamst."

„Und weshalb bist du da? Was hast du gethan? Du warst ein Schinder. In Krasnojarsk hast du krepierten Pferden das Fell abgezogen."

„Es kam vor, daß ich das that; ich verheim-

liche es durchaus nicht. Aber Mädchen habe ich nicht vergewaltigt, einfach gepackt und in den Busch geschleppt. Auch fremdes Geld habe ich unterwegs nicht verspielt, wie manche andere."

So erhitzten sich die Streitenden immer mehr, und das ganze endete schließlich in einer Schlägerei. Der schnell überwundene Lunjkow weinte gewöhnlich vor Wut, wollte sich aber dem frechen Petin nicht unterwerfen. Uebrigens fehlte es dem letzteren selbst bei diesen Anlässen meist an der nötigen Energie und Kraftentfaltung. Er verfiel gleich darauf in die gewöhnliche Apathie, schlief tagelang und ließ auf lange Zeit vom Lernen und den Träumen der Eigenliebe ab. Dieser Zustand stellte sich jedesmal nach einer größeren Zänkerei ein. Ruhe und Frieden herrschten alsbald in der Zelle. Nikifor hatte sich schon längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der Bruder ihn überholt habe, und die früheren Eifersuchtsscenen unterblieben schließlich ganz. Er beschränkte sich fortan ganz aufs Lesen. Von Marasgalis Fortschritten und davon, daß er schließlich an der Unkenntnis der russischen Sprache scheiterte und sein Eifer völlig erkaltete, erzählte ich schon früher. Was Nogaitzew betraf, so erwies er sich als ein beschränkter Kopf, der es nicht weiter als bis zum Buchstabieren brachte. Dieses verschlafene und verfettete Gehirn raffte sich aber doch zeitweilig zu einer sonderbaren Wißbegierde auf.

„Sagen Sie mal, Iwan Nikolajewitsch, giebt es unter den Kleinrussen (Chochols) Staatsanwälte?" wandte er sich plötzlich an mich, nachdem er im Augenblick vorher auf einem irgendwo gefundenen Fetzen

gedruckten Papiers das Wort „Chochol“ geleſen hatte. Oder aber:

„Iwan Nikolajewitſch! hier wird geſagt, daß zur Zeit als in Rußland Alexei regierte, in China gleichzeitig eine andere Dynaſtie herrſchte . . . Iſt dieſer Name Dynaſtie ein rechtgläubiger oder nicht?“ Aehnlich dem Gogolſchen Petruſchka las er mit dem gleichen Entzücken alle Bücher und Papierſtücke, wo immer ſie ihm in die Hände fielen. Es iſt faſt ſelbſtverſtändlich, daß ich bei derartig beſchaffenen Schülern meinen ganzen Eifer auf Michajla Burenkow und den ſtrebſamen und fähigen Lunjkow verwandte. Namentlich auf die Vergangenheit und das innere Leben des letzteren war ich neugierig, und wirklich verwandelten ſich infolge ſeiner Redſeligkeit unſere Lernabende alsbald in regelrechte Gerichtsverhandlungen. Ich fungierte als Unterſuchungsrichter, Tſchirok als mein Gehilfe, Sokolzew, ein Landsmann Lunjkows (ebenfalls aus dem Gouvernement Woroneſch) war Zeuge, Petin Staatsanwalt und die ganze übrige Zelle ein geſpannt zuhörendes Auditorium, das ſich für alle, auch die kleinſten Details der Debatten lebhaft intereſſierte. Es ſtellte ſich bald heraus, daß Lunjkow trotz ſeiner Jugend ſchon Recidiviſt war.“

„Das zweitemal, Iwan Nikolajewitſch, fiel ich in der dümmſten Weiſe herein“, erzählte Lunjkow mit ſchwermütigem Bedauern.

„Wieſo dumm?“

„Wegen einer elenden Bagatelle, die gar kein Intereſſe für mich hatte.“

„Wirklich nur wegen einer Bagatelle? Man

erzählt doch, daß Sie einen Menſchen umgebracht haben?"

„Was bedeutet das, daß ich ihn getötet habe! Ich muß mich durch dieſen überflüſſigen Lumpen wenigſtens dreizehn Jahre in der Zwangsarbeit ſchinden, Probezeit ſchon allein ſieben Jahre; er aber ſchläft jetzt und ihm iſt wohl . . ."

„Erzählen Sie, Lunjkow, wie das kam."

„Ich will nicht ſagen, Iwan Nikolajewitſch, daß ich das erſte Mal unſchuldig nach Sibirien kam. Damals hatte ich mich wirklich durch eigene Schuld vom Vater losgemacht und mit ſolchen Leuten eingelaſſen . . . Nun, aber diesmal bin ich für nichts und wieder nichts da, ich verſichere Sie! Das liegt ſo in meiner Natur. Mein Herz iſt ungeduldig, wie Sie wiſſen, und ich werde nicht dulden, daß irgend ein Schandmaul (ein vielſagender Blick auf Petin begleitete dieſe Worte) ſich ſein Leben lang vor mir wichtig macht. Lieber ſoll er mich töten, oder ich ihn! . . . Gut alſo! Als ich damals im Gouvernement Eniſſei als Verbannter lebte, handelte ich mit kleinen Waren. Ich kaufte verſchiedene billige Sachen, wiſſen Sie, Kattun, Glasperlen, Stecknadeln, Ohrgehänge, Ringe, und damit hauſierte ich in den Dörfern, verdiente bei den Weibern mein Brot. Und ſiehe da! Eines Tages kommt zu mir der ... Getötete: ‚Erlaube mir, bitte, Kolja, daß ich mit dir zuſammen gehe, um handeln zu lernen. Wenn ich auch ein alter erfahrener Mann bin, von dieſen Geſchäften verſtehe ich gar nichts.'"

„Und ich, Sie können es glauben, kannte ihn

kaum bis dahin und, ich muß geſtehen, er gefiel mir auch nicht beſonders: ſo ein böſer mürriſcher Blick ... Dennoch dachte ich im Stillen: was geht das mich an? Die Straße iſt allen frei."

„‚In Gottes Namen, komm!' ſage ich, ‚wenn du willſt. Montag gehe ich auf den Handel.' Und das war am Sonnabend. Montag, ganz früh am Morgen, kommt er zu mir und hatte auch einen Packen auf der Schulter. Wir gingen alſo los und marſchierten eine ganze Woche zuſammen. Er immer hinter mir und meiſtens ſchweigend. Manchmal nur fing er an zu brummen, daß wir nicht richtig gingen, nicht den Weg, den wir ſollten. Ich beachtete ſeine Worte kaum und ſagte höchſtens: ‚Wir ſind ja nicht gebunden, Onkelchen; wenn es dir nicht gefällt, ſo kannſt du deine eigenen Wege gehen.' Darauf ſchwieg er gewöhnlich. Ich hatte übrigens ſtets einen Revolver bei mir. Ohne den ging ich niemals aus. Am Vorabend des Mordes übernachteten wir zuſammen bei einer bekannten Witwe. Am Morgen nach dem Aufſtehen beſtellte ich mir ein Frühſtück, ſetzte mich nieder und lud ihn ein, mit zu eſſen. Er ſchlug es ab: — ‚Ich will nicht', ſagte er. — ‚Weshalb biſt du ſo übelgelaunt, Großväterchen?' frug ich. — ‚Nichts', meinte er, ‚nur ſo. Ich habe einen komiſchen Traum gehabt, als ob ein ſtarker Schnee gefallen wäre und auf der Straße, auf der ich ging, Bretter lägen.' — ‚Ja', — meinte auch die Wirtin, — ‚der Traum iſt keiner von den ganz angenehmen.' Wie konnte ihm in dieſer Nacht nur ſo etwas träumen? Iſt es möglich, daß ſein Herz ſchon etwas ahnte?"

„Nun, erzählen Sie weiter."

„Wirklich war in der Nacht ein ſtarker Schnee gefallen, der faſt bis zu den Knieen reichte. Wir machten uns alsbald auf den Weg. Ich vornweg, wie gewöhnlich, er hinterdrein. Wir waren kaum bei den Wieſen vorbei, da fing er an zu ſtreiten."

„‚Wohin', frug er, ‚willſt du?'" Ich antwortete, ‚zum Dorfe Lesnoje'. — ‚Du Dummkopf, Lesnoje liegt ja nicht an dieſem Wege, ſondern dort an jenem', und er zeigte mir da einen kaum bemerkbaren, ſchmalen Pfad, auf dem die Bauern in den Wald nach Holz fuhren. — ‚Gut, gehe du dorthin', meinte ich, ‚ich werde meinen Weg gehen'. Da hielt er mich plötzlich am Packen feſt: ‚Sag' mal, warum biſt du immer ſo grob! Ich habe es ſatt.' Ich kehrte mich um: ‚Laß los', ſagte ich, ‚führe mich nicht in Verſuchung. Ich habe dich auch ſatt. Wir ſind überhaupt keine Kameraden. Verlaß mich!' Damit wollte ich weiter gehen. Aber er hatte ſchon ſein Bündel abgeworfen und vertrat mir den Weg. — ‚Du gehſt dahin', ſchrie er, ‚wohin dir der Aeltere befiehlt.' Ich nahm meinen Revolver heraus: ‚Weißt du nun, wer für mich der Aeltere iſt? Aus dem Wege, du Lump!' Er hob ſeinen Stock gegen mich, und ich drückte ab. Als ich hinſah, fiel er ſchon zur Erde: die Kugel war ihm in die linke Bruſtſeite gefahren. . . . Ich berührte ihn — er war tot. Da ſchleppte ich ihn ſeitwärts vom Wege, bedeckte ihn mit Schnee und ging weiter. Kaum war ich den Berg hinabgeſtiegen, begegnete mir ein bekannter Bauer."

„‚Was war das eben für ein Schuß, Lunjkow?'

— ‚Ich habe nichts gehört', sagte ich; ‚du wirst dich getäuscht haben . . .' Weiter unten begegneten mir noch mehr Bauern. In mir begann das Herz zu pochen und das Blut stieg mir ins Gesicht. Jetzt, dachte ich, jetzt bist du verloren! Nur schnell verstecken! — Ich verkaufte also meinen Packen, so gut es ging, nahm einen fremden Paß und lief von dem Orte weg, ungefähr hundert Werst, in eine andere Gegend. Aber der Paß hat mich verraten, den muß mir ein böser Mensch gegeben haben. Man verhaftete mich und brachte mich in den Amtsbezirk zurück. Man führte mich in das Zimmer, in dem die Leiche lag."

„‚Ist das derselbe', wurde ich gefragt, ‚den du getötet hast?' Ich sah hin und sah wieder hin . . . Er lag so lebendig da: hier der graue Bart, das Gesicht, und auf der Brust eine rote, ganz kleine Wunde. Da packte ich ihn beim Barte und hob ihn gegen das Licht. Immer noch sah ich ihn an . . . Wie ich aber den Fuß erhob und ihm den Stiefel unters Kinn rannte: ‚Ich komme ja so wie so durch dich ins Unglück!' — nun, da packte man mich am Kragen, führte mich hinaus und nahm ein Protokoll auf."

„Weshalb haben Sie so eine Schweinerei gemacht, Lunjkow? Erst töten Sie ihn für nichts und wieder nichts, und dann schänden Sie noch den Leichnam?!"

„Mit dem Herzen, Iwan Nikolajewitsch, kann man da nichts machen. Noch jetzt, wenn ich daran denke, zittere ich am ganzen Leibe. Einmal sah ich ihn im Traume . . . ein einziges Mal nur in den

zwei Jahren ... Er kam, ſtellte ſich vor mich hin und ſah mich an ... ‚Wozu biſt du gekommen?‘ frug ich ihn. Er ſchwieg, bloß den Bart ſchüttelte er ein wenig, als wollte er mir Vorwürfe machen.“

„‚Ah‘, ſage ich, ‚du Lumpenkerl, du willſt dich noch über mich luſtig machen?‘ Mit der Axt habe ich mich auf ihn geſtürzt. Er lief davon, verſchwand und kam auch nicht wieder ... Hauptſächlich wegen der Leichenſchändung wurde ich ſo ſtreng beſtraft, Iwan Nikolajewitſch, oder würde ich denn ſonſt zu dreizehn Jahren verurteilt worden ſein?“

„Nun, jetzt werde ich meine Meinung ſagen“, ließ ſich Tſchirok nach Beendigung der Erzählung vernehmen. „Das alles iſt gelogen. Nicht ſo haſt du den Alten ermordet, ſondern ſeines Packens wegen.“

„Ach, wieſo denn wegen des Packens! Als man ihn aufhob, fand man ja alles ſo, wie es war: den Packen mit der Ware und 4 Rubel 90 Kopeken an Geld.“

„Rede nur! Ich kenne dich ...“

„Du weißt gar nichts. Ich werde dir Zeugen nennen unter den Krasnojarskiſchen in Algatſchi und in der Alexandrowſchen Centrale. Wozu brauchen wir ſchließlich ſo weit zu gehen? Frage doch den Stjopka Tſcheldenczik hier!“

„Ich bin auch aus Krasnojarsk“, ſchrie plötzlich Petin auf, „ich kann auch Zeuge ſein. Natürlich haſt du ihn wegen des Packens ermordet.“

„Dich kann ich als Zeuge nicht anerkennen“, erwiderte Lunjkow ruhig, „du biſt mein Feind. Du

findeſt womöglich noch einen neuen Mord bei mir heraus."

Alles lachte laut auf. Petin konnte ſein falſches Zeugnis nicht aufrecht erhalten.

„Warum kamen Sie das erſte Mal nach Sibirien?" frug ich Lunſkow.

„Das erſte Mal, Iwan Nikolajewitſch, nun, für ein wichtiges Verbrechen", antwortete er mit einem tiefen Seufzer, „damals war ich der ſchuldige Teil, nicht das Schickſal."

„Nun, erzähle doch, Landsmännchen, aber vernünftig", meinte Sokolzew, „hier laſſe ich dich ſchon nicht lügen. Gerade zu jener Zeit entfloh ich aus Kara und wurde in das Gefängnis nach Woroneſch gebracht."

„Wozu ſoll ich denn lügen", ſagte Lunſkow traurig, „dann wäre es ſchon beſſer, gar nicht zu erzählen."

„Lunſkow, wurden Sie das erſte Mal auch wegen Mordes verurteilt?"

„Gar nicht, Iwan Nikolajewitſch! Nur wegen verſchiedener Unartigkeiten."

„Wie, du wagſt es zu leugnen, du Klotz?" brüllte Petin, ſich mit hervorſpringenden Augen und geballten Fäuſten gegen ihn erhebend, „haſt du denn nicht ſelbſt in der ſechſten Nummer und zwar in meiner Gegenwart erzählt, daß du ein Mädchen getötet haſt?"

„Das zählt nicht mit", erwiderte der Angeklagte, „das war ein Streich der Jugendjahre, es lohnt nicht, davon zu ſprechen. Dafür war ich auch gar nicht angeklagt."

„Aber getötet haben Sie sie doch, und wie haben Sie sie getötet?“

„Aus Unvorsichtigkeit — jawohl! Mit einem eisernen Theebrett habe ich sie am Kopfe getroffen, gerade in die Schläfe . . . Ach, wozu brauchen Sie denn die Dummheiten zu wissen, Iwan Nikolajewitsch?“

„Du Klotz, wie kannst du sagen aus Unvorsichtigkeit, nachdem du früher erzählt hast, daß es unter der Brücke geschah? Wie kam denn dort das Theebrett hin?“

„Mit dir spricht man nicht, du krasnojarskischer Schuft! Wenn du zuviel weißt, wirst du schnell alt.“

„Jetzt will ich's endlich sagen, weshalb er das Mädel getötet hat“, mischte sich wieder Tschirok ein: „er wollte sie nötigen, sie ließ sich aber nicht.“

„Wieso denn nicht!? Ich war im ganzen dreizehn Jahre alt und sie zehn. Du weißt nicht, was du sprichst.“ Da ich bemerkte, daß Lunjkow nicht mit der Sprache heraus wollte, beschränkte ich mich auf die Frage, weshalb er in dieser Sache nicht abgeurteilt worden sei, und erhielt zur Antwort, daß man das Verbrechen nicht entdeckte, weil die Leiche erst im darauffolgenden Winter aufgefunden wurde.

„Nun gut. So erzählen Sie mir, warum Sie das erste Mal verurteilt wurden.“

„Sehen Sie mal, Iwan Nikolajewitsch, ich beschäftigte mich viel mit geistlichen Dingen . . .“

„Wie ist das zu verstehen? Sie sagten doch, Ihr Vater sei Kutscher gewesen?“

Das Gelächter der ganzen Zelle gab Antwort auf meine Frage. Selbſt Lunjkow begann zu kichern.

„Das heißt, ich ging viel in die Kirche ...“

„Um Gott zu dienen“, fügte Sokolzew ſarkaſtiſch hinzu, „unſere Stadt, Woroneſch, iſt, wie Sie wiſſen, ſchon von alter Zeit her durch ihre Kirchen und Gottesfurcht bekannt.“

Abermals lachte alles. Endlich begriff ich, worum es ſich handelte.

„Man kann Ihnen eben ſo eine Lebensgeſchichte nur hintenherum erzählen, Iwan Nikolajewitſch“, fuhr Lunjkow fort, indem er ein ernſtes, faſt trauriges Geſicht machte. „Mein Vater beſchäftigte ſich eigentlich mit Getreideſchütten; hielt aber nebenbei auch Mietkutſchen. Anfangs fuhr immer nur der ältere Bruder mit den Fahrgäſten. Bis er anfing, dumme Streiche zu machen. Er ergab ſich dem Trunk und hielt es mit liederlichen Frauenzimmern. Aus Wut gegen ihn ſchnitt einmal jemand den Pferden die Schwänze ab. Der Vater prügelte ihn fürchterlich deshalb. Ein anderes Mal kamen bekannte Mädchen zu ihm und baten, ſpazieren gefahren zu werden. Den Pferden war aber eben Blut abgelaſſen worden. Der Bruder ſpannte ſie dennoch ein und fuhr los. Die Pferde erhitzten ſich, und das Blut begann wieder zu fließen. So fielen die beiden beſten Tiere meines Vaters. Ach, wie er dann geſchlagen wurde! Es iſt ſchrecklich, auch nur daran zu denken! Er feſſelte ihm die Hände mit einer Kette am Balken, befeſtigte an der Lage ein Brett und peitſchte ihn drei Stunden

lang hintereinander mit der Knute. Sobald er sich dann ein wenig erholte, schlug er von neuem los. Er würde ihn zu Tode geprügelt haben, wenn die Mutter nicht schließlich die Nachbarn zusammenrief. Nun, der Bruder hat sich trotzdem nicht gebessert. Mit einem anderen Kutscher beraubte er einst einen Herrn um hundert Rubel, sie nahmen ihm außerdem eine goldene Uhr, einen Pelz und seine Stiefeln ab, ließen ihn selbst aber ungeschoren. Am nächsten Tage bereits wurden sie ausgehoben; man konnte ihnen aber nichts nachweisen. Nur der Vater sah später an der Uhr, daß der Bruder doch daran beteiligt gewesen. Anfangs wollte er es bei der Polizei zur Anzeige bringen, allein die Mutter redete es ihm aus. Der Bruder wurde jedoch noch furchtbarer als das erste Mal geprügelt. Sobald er wieder hergestellt war, verließ er den Vater, und eröffnete mit seiner Geliebten eine Schankbude. Dabei verdarb er vollständig. Bald darauf kam er nach Sachalin ... Ich trat nun an seine Stelle und mußte die Kunden fahren. Zu eben dieser Zeit starb die Mutter und der Vater verheiratete sich wieder. Zu Hause war es schlecht zu leben. Ich fing auch an, böse Streiche zu machen. Das Halten von Mietskutschen ist eben, wie Sie wissen, Iwan Nikolajewitsch, das schlimmste von allen Handwerken. Fortwährend fährt man die Herrschaften nach den Bahnhöfen, Hotels, Vergnügungsorten. Man sieht, wie sie lustig sind, gut essen und trinken und immer Geld haben. Nun selbstredend sucht man sich auch welches zu verschaffen; man bestiehlt die Wirte, trinkt Schnaps und

hält es mit den Weibern ... Außerdem hat man es mit Menschen von allen Sorten zu thun. Einmal passierte in meinem Wagen sogar ein Mord."

„Ein wirklicher Mord?"

„Ja. Ich fuhr einen bekannten Bürger, namens Ulitin, zusammen mit einem Mädchen. Beide waren stark angeheitert. Auf einmal stritten sie sich. Es war tief in der Nacht. Plötzlich nimmt er meinen Schlüssel vom Kasten und schlägt ihr in die Schläfe. Gleich darauf starb sie."

„Und was thaten Sie? Haben Sie es der Polizei gemeldet?"

„Wem? Den Beamten? Nun, das sind die Rechten, Iwan Nikolajewitsch! Nein, ich habe edel gehandelt. Wir haben die Tote hinter einen Ziegelspeicher geschleppt und dort in eine Senkgrube fallen lassen ..."

„Ein schöner Edelmut! Das ist nun schon die dritte Seele, die Sie auf dem Gewissen haben."

„Was reden Sie, Iwan Nikolajewitsch! Was habe ich damit zu schaffen gehabt? Ich spielte doch nur eine ganz nebensächliche Rolle dabei."

„Ist viel Blut in deinem Wagen geflossen?" frug Tschirok neugierig.

„Nicht ein Tropfen. Nur der Schlüssel war etwas bespritzt."

„Nun siehst du, wie du lügst! Du widersprichst dir ja. Sobald der Schlüssel mit Blut bespritzt war, mußte auch der Wagen voll sein."

Die ganze Zelle fiel sofort über den Fall her. Die

Mehrzahl unterſtützte Tſchiroks Annahme; Lunjkow aber beſtand hartnäckig auf ſeiner Angabe und behauptete, daß das Mädchen mit einem Tuch bedeckt geweſen ſei, welches das Blut aufgeſogen habe. Nur mit Mühe gelang es mir, die Streitenden von einer ſo unerquicklichen Erörterung abzubringen und die Erzählung weiter anzuhören."

Lunjkows „Ungezogenheiten" nahmen ihren Fortgang. Auch ihn begann der Vater mit der Knute zu belehren, wie er es mit dem ältern Bruder gethan, bis eines ſchönen Tages der ſiebzehnjährige Burſche aus dem väterlichen Hauſe fortlief und unter die Bande des „Stephan Iwanowitſch" ging, eines berüchtigten Strolches aus Woroneſch, von dem Lunjkow noch jetzt entzückt war.

Dieſer Stephan Iwanowitſch beſchäftigte ſich hauptſächlich mit „geiſtlichen Dingen". Gleich in der erſten Nacht, als man Lunjkow kaum in die Arbeit eingeweiht hatte, mußte er ſchon Zeuge einer Mordthat ſein. Man hatte beim Aufbrechen eines Kirchenſchloſſes einem der Gefährten die Hand in die Thüre geklemmt, und als er vor Schmerz laut brüllte, ließ ihn Stephan Iwanowitſch auf ewig verſtummen, indem er ihm mit der Brechſtange einen Hieb auf den Kopf verſetzte und die Leiche dann in den nächſten Fluß warf. Schon nach wenigen Tagen verübte die Bande einen neuen Raub, diesmal einen Raubmord, indem ſie zwei vorüberreiſende Kaufleute hinter der Stadt anfielen. Stephan Iwanowitſch, ferner ein gewiſſer Theodor und noch ein Dritter ſchoſſen ſie mit dem Revolver nieder. Lunjkow ſah

als Kutscher alles mit an. Aus diesem Grunde hielt er sich jeder Mitschuld überhoben. Ich erklärte ihm das Gegenteil.

„Was fällt Ihnen ein, Iwan Nikolajewitsch! Erbarmen Sie sich! Was hab' ich denn da für ein Verbrechen begangen? Ich habe weder geschossen, noch jemand erwürgt ... Ich lenkte nur die Pferde ... Ich habe es nicht angezeigt, das ist wahr; aber das ist doch unter Brüdern keine Missethat, sondern eher ein Verdienst."

Wenn Lunjkow mit seiner dünnen singenden Stimme ernst, fast traurig sogar, derartige Geschichten erzählte, konnte man nicht mit Bestimmtheit sagen, ob das eine Art Naivität war oder der höchste Grad der Verrohung und Heuchelei. Den Paß, den Stephan Iwanowitsch einem der Getöteten abgenommen hatte, gab er Lunjkow, der ihn fortan als den seinigen führte und auch unter diesem Namen abgeurteilt wurde. Sein richtiger Name soll überhaupt nicht Lunjkow, sondern ein ganz anderer gewesen sein. Es würde auf die Dauer ermüden, all die Gaunereien und Schandthaten aufzuzählen, an denen sich Lunjkow im Laufe von fünf Monaten beteiligte. Eine ganz eigenartige Welt, recht sonderbare Ideale und Begriffe von Ehre und Kameradschaft thaten sich da vor meinen Augen auf. In einem Dorfe bei Eletz z. B. führte eine Witwe die Bande, die aus Stephan Iwanowitsch, Theodor und dem Lunjkow bestand, zu einem reichen Bauer, auf den sie böse war, und verriet ihnen, daß in einem der drei Speicher hinter dem Hause ein Koffer mit Geld verborgen

ſei. Sie fanden denn auch thatſächlich am bezeichneten Orte dreitauſend Rubel und liefen in einer Nacht 45 Werſt, um ihren Raub in Sicherheit zu bringen. Bei den Trümmern eines Kellers, in der Nähe der Stadt, machten ſie Halt. Lunjkow und Theodor blieben hier, um ſich zu erholen, Stephan Iwanowitſch aber betrat die Stadt, um Einkäufe zu machen. Nach geraumer Zeit kam er betrunken wieder und brachte noch vier Kameraden mit, von denen einer als Spion bekannt war. Alle ſieben begaben ſich dann in ein Ausſchweifungsneſt und verpraßten ſo in wenigen Tagen zweitauſend Rubel. Schließlich überlegte man, wie man ſich des Spiones entledigen könne. Zuerſt wollte man ihn ganz aus der Welt ſchaffen, zog es aber vor, ihm Geld zu geben und ihn mit Beſtellungen wegzuſchicken. Eine Zeitlang war man ihn wirklich los. Die Wirtin der Spelunke lenkte ſchließlich die Aufmerkſamkeit der Bande auf eine Kirche hin, bei der man etwas verdienen könnte! Man ſchlich ſich während der Nacht ein; fand aber, daß die Rechnung falſch war. Im ganzen fielen ihnen an Geld vierzig Rubel in die Hände, außerdem einige Wertgegenſtände im Betrage von etwa hundert Rubel. Am ſelben Morgen noch erſchien die Polizei. Man fand ‚Kirchenluft‘ in Theodors Taſchen und machte der Bande den Prozeß. Man ſtellte die Perſonalien feſt und ſiehe da! — bei Lunjkow, der den falſchen Paß vorlegte, ſtanden nicht weniger als vier vorausgegangene Verbrechen auf dem Conto, von denen er gar keine Ahnung hatte. Während ſeine Gefährten mit Gefängnishaft davon

kamen, mußte er fremde Sünden in der Verbannung büßen.

„Warum aber haſt du ſchon ein Jahr vorher im Gefängnis geſeſſen, Landsmännchen?“ frug ihn plötzlich Sokolzew, der während der ganzen Zeit über etwas nachgedacht hatte.

„Wann denn vorher?“ brauſte Lunjkow auf.

„Nun, in jener Zeit, von der du erzählſt, war ich ja gar nicht mehr in Woroneſch. Ich kam dann wieder auf Zwangsarbeit.“

„Wieſo denn? Nun jedenfalls . . . haſt du mich auch im Gefängnis nicht geſehen, oder du haſt dich verſehen. Ich habe vorher nicht geſeſſen.“

„Wirklich nicht? Du willſt noch leugnen. Ich habe mich aber nicht verſehen, du haſt mich doch zuerſt erkannt.“

„Ho—ho—ho—ho—ho! Drin geweſen, mein Liebchen!“ ſchrie laut die ganze Zelle und freute ſich, daß man Lunjkow endlich ertappt hatte.

„Nun ja, ich ſaß ja auch eine Zeitlang . . . ſo ungefähr anderthalb Monate . . . wegen einer Kleinigkeit“, ſagte Lunjkow ganz verwirrt.

„Alſo doch!“

„Raus mit der Sprache, du Rindvieh!“ brummte Sochaty.

„Erzähle, Landsmännchen, erzähle. Du haſt dich doch ſelbſt gelobt, daß es beſſer wäre, gar nicht zu reden, als zu lügen.“

„Ich ſaß damals wegen meines Bruders . . . Das heißt, nein, wegen Karl Iwanowitſch.“

„Aber Karl Iwanowitſch wurde doch wegen der Poſt eingezogen und dein Bruder wegen der Pfaffen. Ich weiß es zu genau.“

„Ja, ... hier ... Aber Karl Iwanowitſch wurde doch frei geſprochen.“

Endlich gelang es den gemeinſamen Bemühungen Sokolzews, Tſchiroks, Petins und meiner ſelbſt, Lunjkow ſo in die Enge zu treiben, daß er uns folgendes erzählte: Er lebte noch beim Vater, als ein frecher Verſuch gemacht wurde, die Poſt, die fünfundvierzigtauſend Rubel mit ſich führte, zu berauben. Zwei Poſtillone wurden auf der Stelle getötet; dem Kutſcher aber gelang es, mit der Poſt zu entkommen. Der Verdacht fiel auf den bald darauf wegen einer anderen Sache verhafteten „Karl Iwanowitſch“ und den älteren Lunjkow mitſamt ihrer Bande. Zwei Monate ſaß auch der jüngere Lunjkow in Unterſuchungshaft. Der Poſtkutſcher ſagte aus, daß der „Kleine“ während des Anfalles fortwährend geſchrien habe: „Bindet ſie nicht, ſchlagt ſie lieber tot!“ Die Prokuratur gewann die Ueberzeugung, daß mit dieſem „Kleinen“ der jüngere Lunjkow gemeint ſei. Aber während der eigentlichen Unterſuchung benahm er ſich wie ein völlig unſchuldiges Kind; außerdem ſoll der Gehilfe des Staatsanwaltes, nach der Ausſage des Erzählers, dadurch einen großen Fehler begangen haben, daß er dem Poſtkutſcher im voraus die Namen derer nannte, auf denen der Hauptverdacht ruhte. Kurz, die ganze Verhandlung mußte fallen gelaſſen werden, die Affaire blieb für die Beteiligten ohne Folgen. Während er das alles erzählte, dachte Lunjkow nicht

im geringsten daran, zu bekennen, daß er wirklich dieser „Kleine" war, trotzdem Tschirok ihm direkt sagte:

„Nun, natürlich er wars. Diese Schlange!"

„Sie haben schlecht gelebt", sagte ich einmal zu Lunjkow.

„Wieso denn schlecht, Iwan Nikolajewitsch?" erwiderte er: „Sehen Sie, wenn ich nackt und hungrig gewesen, wenn ich betteln gegangen wäre, dann könnte man sagen: schlecht. Aber ich lebte doch einigermaßen, Gott sei dank! . . ."

Mich ärgerte diese zynische Verteidigung.

„Und Sie erwähnen noch Gottes Namen?"

„Er wird mir verzeihen, Iwan Nikolajewitsch. In der Heiligen Schrift ist doch gesagt, wie ich unlängst las: ‚Ohne den Willen Gottes fällt kein Haar vom Haupte.' Mir gruben sich diese Worte tief ins Gedächtnis. Was ist es denn folglich für eine Sünde, daß ich gemordet habe? Der Herr hat es jedenfalls so gewollt. Seien Sie doch nicht böse auf mich, Iwan Nikolajewitsch. Ich sehe, Sie sind böse . . . Ich habe Ihnen doch die Wahrheit gesagt . . . Andere heucheln, verbergen vor Ihnen, was sie wirklich sind, und Sie lieben noch solche Heuchler . . . Aber, sehen Sie, ich bedaure nur das eine, Iwan Nikolajewitsch: Als ich vor dem Morde in Sibirien lebte, da machte mir ein Weibchen den Vorschlag: ‚Führe mich weg, Kolja! Wir nehmen dem Manne fünfhundert Rubel und gehen davon.' Hätte ich sie doch mitgenommen, bis Permj vielleicht, dort hätte ich sie einem anderen abgetreten und wäre selbst

weitergefahren ... Das, ſehen Sie, das bedauere ich wirklich."

„Sagen Sie mir noch, was würden Sie jetzt anfangen, wenn Sie frei kämen? würden Sie nach Hauſe gehen?"

„Gewiß würde ich nach Hauſe zurückkehren. Ich habe ja dort ein ganz unbeflecktes Andenken hinterlaſſen. Ich könnte dort wieder unter meinem wahren Namen leben."

„Beim Vater?"

„Nein, eher würde ich ... In Eletz aber ... dort würde ich jemand aufſuchen."

„Ich kann mir denken, wen Sie da beſuchen wollen."

„Und warum nicht, Iwan Nikolajewitſch?! Es wäre ja eine Schande, vor den Vater hinzutreten, ganz ohne Geld, mit leeren Händen. ‚Wo', wird er ſagen, ‚haſt du dich ſo viele Jahre herumgetrieben? Und kommſt als Bettler wieder? Soll ich dich jetzt füttern?' ..."

Lunjkow ſagte mir einmal geradezu, ohne ſich im geringſten zu ſchämen, — es ſchien im Gegenteil, als ob er noch ſtolz auf ſeine Aufrichtigkeit ſei, — daß er im Notfalle nicht zögern würde, um hundert oder zweihundert Rubel einen Menſchen zu ermorden.

„Sag' mal, wenn Mikolaitſch mit dir zuſammen auf die Walze ginge", frug ihn Tſchirok einſt, „würdeſt du ihn töten?"

„Nein, weshalb denn! Ich würde ganz einfach zu Iwan Nikolajewitſch hingehen und um Geld bitten. Er würde es mir gewiß nicht abſchlagen."

„Nun, wenn er es aber doch abschlägt?“

„Ich kann natürlich nichts versprechen . . . Aber, wenn er mich nur in den Wissenschaften unterrichtet, wofür soll ich ihn denn ermorden?“

Ich lachte zwar mit den übrigen, als ich diese Reden hörte, aber in der Tiefe meiner Seele erschrak ich und wußte nicht, was ich von diesem eigenartigen Menschen denken sollte, von diesem Knaben, könnte man sagen, der schon so hoffnungslos, so durch und durch verdorben und verkommen war. Das einzige, was mir eben immer noch an ihm gefiel, war die Unerschrockenheit, mit der dieser kleine und kindlich schwache Bursche den Athleten des Gefängnisses gegenübertrat, ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagte, und in so manche Kämpfe dadurch verwickelt wurde. Wenn man übrigens seinen Worten glauben soll, so muß er, als er noch auf freiem Fuße lebte, die Sträflinge stets in einem gewissen idealen Licht gesehen haben.

„Ich dachte, Iwan Nikolajewitsch, daß, sobald sie alle eine Religion haben, sie auch eine Seele besitzen, daß sie im Falle der Not fest zusammenstehen, einer für den anderen.“

„Welche Religion meinen Sie denn?“

„Solch eine, daß sie sich immer wieder sagen, wir sind doch alle Spitzbuben und zu ein und derselben Buße verurteilt. In Wirklichkeit aber sah ich, daß sie ein wahres Lumpenpack sind. Dem einen hast du heute Thee zu trinken gegeben, na, da bist du der erste, der das thut; am anderen Tage giebst du ihm keinen — und er schimpft auf dich, so viel er

nur kann! Das allergemeinſte, das elendeſte Volk — dieſe Hunde, Iwan Nikolajewitſch! Alle ihre Geſetze und Gebräuche ſind keinen Groſchen wert. Und von der Zeit an, wo ich das einſah, habe ich beſchloſſen, ſie nicht mehr zu achten, ihnen alles zum Trotz zu thun. Ich habe kein Mitleid mehr mit dieſem erbärmlichen Geſindel. Ich bin nur dem gut, der mir gut iſt, ich werde nur mit dem Mitleid haben, der auch mich bedauert. Und ich habe keine Angſt, Iwan Nikolajewitſch, daß mich das Geſetz einmal wegen meiner Unbeſonnenheit zu Grunde richtet, ſondern ich glaube, daß ich zuvor noch einem dieſer Schufte, die hier im Gefängnis meine Brüder ſind, die Därme herausreißen kann, oder daß ich ſelbſt durch ihre Hand ſterbe. Ich weiß, daß mich dieſe Säufer und Raufbolde auch haſſen, aber ich fürchte mich nicht vor ihnen. Mögen ſie mich niedermachen, — was liegt mir am Leben? Ich werde mich vielleicht ſogar freuen, wenn mir jemand ein Ende bereitet. Laſſen Sie doch! In Wut zu ſterben, iſt gar nicht ſo ſchwer. Vom Gericht die Schlinge zu verdienen, — ſehen Sie, das möchte ich nicht. Ich habe noch keine Luſt, mich von der lieben Welt zu trennen! Wenn ich nicht die Schlinge fürchtete, hätte ich dann vielleicht ſo lange zugeſehen? Längſt ſchon hätte ich einen oder zwei in die Ewigkeit befördert."

„Folglich wollen Sie alſo doch noch lange leben, Lunjkow?"

„Freilich will ich das, Iwan Nikolajewitſch. Habe ich denn überhaupt viel von Gottes Welt geſehen? Jedoch, wenn ich beſtimmt wüßte, daß es mir von Gott

beſchieden iſt, nach zwei Jahren zu ſterben, nun, dann würde ich gar nicht erſt ſo lange warten ... Dieſe zwei Jahre hätten keinen Wert für mich ... Ich würde etwas ausführen, daß man ſich meiner noch nach fünfzig, vielleicht noch nach hundert Jahren erinnert! Mein Name müßte berühmt werden!"

„Was würden Sie thun?"

„Es iſt zwecklos, blindes Zeug zu ſchwatzen, Iwan Nikolajewitſch. Eins nur will ich Ihnen ſagen: nicht auf jener Hälfte würde ich die That verrichten (Lunjkow deutete mit dem Kopf zum Thürfenſterchen), ſondern in dieſer, hier, ſehen Sie, (er klopfte rätſelhaft mit dem Finger auf den Tiſch). Denn jene Hälfte hat in meinen Augen keine Schuld. Dort ſehe ich überhaupt kein großes Uebel; aber hier ... hier finde ich Böſes genug!"

Alle Gründe, aus denen er die Maſſe der Sträflinge ſo haßte, wollte er mir nie angeben; nur aus einigen Andeutungen konnte ich entnehmen, daß er von den vielen Beleidigungen, die er erfuhr, eine ungerechte Beſchuldigung nie verzeihen konnte: Eines der Gefängnishäupter hatte ihm nämlich ein abſcheuliches Laſter vorgeworfen, das ihm in den Augen der Mitgefangenen ein unauslöſchliches Schandmal aufdrücken mußte. Zu ſeinem Unglück hatte nun Lunjkow, wie ich ſchon erwähnte, ein ſehr jugendliches, faſt mädchenhaftes Ausſehen, ſo daß die Beſchuldigung in der Auffaſſung dieſer Bande ſehr an Wahrſcheinlichkeit gewann. Im allgemeinen hatten die Sträflinge für die Opfer dieſer widerlichen Gewohnheit weder Mitleid, noch Schonung; nur diejenigen, die ihr Wohl-

wollen beſaßen, behandelten ſie auch in dieſem Falle milde und nicht ganz ohne Achtung.

„So muß ich nun hier im Zuchthaus leiden, Iwan Nikolajewitſch“, ſagte Lunjkow: „Ich bemühe mich ja, alles zu erdulden; aber wenn ich frei bin, dann räche ich mich, zwei, vielleicht auch drei müſſen leiden! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, — ich töte ſie! Erſt werde ich ſogar eine ganze Taſſe Blut vollaufen laſſen, die trinke ich aus, und dann, — dann mache ich dem Schuft den Garaus!“

Und doch legte Lunjkow gegen einige dieſer Sträflinge eine geradezu an Sentimentalität ſtreifende Zärtlichkeit an den Tag. Das waren natürlich diejenigen, die ſich ebenſo wie er vom Leben der Sträflinge unter ſich fernhielten, und ferner ein alter Landsmann von ihm. Dieſer war ſogar ſein beſter Freund. Was mir ſonſt noch lange Zeit außerordentlich komiſch und unbegreiflich erſchien, war der Umſtand, daß Lunjkow, trotz ſeiner feindlichen Haltung gegen Geſetz und Brauch in der Feſtung, für diejenigen, die im Karzer ſaßen, der zuverläſſigſte und aufopferungsfähigſte Pfleger war. Niemand ſorgte ſo unermüdlich und mit gleicher Dreiſtigkeit, wie er, dafür, daß es ihnen an nichts fehle, niemand konnte ihnen alles, was ſie nötig hatten, mit derſelben Geſchwindigkeit zuſtecken wie Lunjkow, und das bei der ſtrengſten Bewachung. Jaſchka Tarbagan kroch ſtets auf gut Glück, Lunjkow aber führte ſeine Sache meiſterhaft aus, als ob er ſich ſelbſt bewundern und mit ſeiner Kunſt ſpielen wollte . . .

Aber ich bemerkte endlich doch, daß ihn auch zu

dieſem Verhalten dasſelbe Gefühl der Verachtung, derſelbe Haß bewog, den er gegen alles empfand, was mit den Sträflingen zuſammenhing. Er ſorgte ausnahmslos für alle, die in den Karzer gerieten, wobei er keinen Unterſchied machte, ob der Betreffende beliebt war oder nicht. Als daher einmal einer, der allgemein als Spion galt, und dem infolgedeſſen nichts zugeſteckt werden ſollte, in Arreſt kam, ſorgte Lunjkow trotzdem für ihn, ſozuſagen demonſtrativ und eifriger als für jeden anderen.

„Ich thue es deshalb, Iwan Nikolajewitſch“, erklärte er mir ſein Benehmen, „weil ich nicht weiß, ob die ‚Kobylka‘ mit Recht oder mit Unrecht von ihm ſagt, er ſei ein Spion. Für mich ſind ſie ja alle gleich. Ich habe in den Gefängniſſen ſo manches erlebt, habe geſehen wie völlig unſchuldige Menſchen Gott weiß weſſen beſchuldigt und ſogar getötet wurden. Die Obrigkeit beſtraft ja ſchon den armen Teufel, warum alſo ſoll ich, der ich ebenſo ein Unglücklicher bin, ihn noch quälen? ....“ Bei allen Widerſprüchen und Gedankenſprüngen, die im Urteil, in der ganzen Anſchauungsweiſe Lunjkows hervortraten, war doch der Kern von etwas Guten in ihm, ein Reſt von Ehrenhaftigkeit und Selbſtändigkeit, kaum wahrnehmbar unter der rauhen Schale der Verdorbenheit und Unwiſſenheit. Eben das war es, was ihm immer noch einige ſympathiſche Züge verlieh, was ihn zu einer tröſtlichen Ausnahme unter der wirklich verrohten und hoffnungslos verkommenen Bande machte.

Die meiſten Sträflinge ſchimpften z. B. fürchterlich auf das Schelaiſche Bergwerk; Lunjkow dagegen

war einer der wenigen, die es lobten. Er war eben mit dem zufrieden, worüber die Petins, Sokolzews und die Semenows sich aufregten: daß es furchtbar streng war, daß jeder Insasse das gleiche Stimmrecht hatte und deshalb auch keine Diebstähle am gemeinschaftlichen Eigentum vorkamen, ferner daß das Essen besser war als in anderen Gefängnissen. Das Kartenspiel liebte er ebenfalls nicht und zog ihm stets die Lektüre eines Buches vor.

So war der zweite der Schüler, die ich liebte. Ob ihm das Lernen von Nutzen gewesen ist? Und wie wird er einmal enden? Ich werfe da Fragen auf, die ich leider selbst nicht zu beantworten im stande bin.

Aufregende Gerüchte über Sachalin.

Mit dem Herannahen des Frühlings begannen in allen Gefängnissen dunkle Gerüchte über den Umzug nach Sachalin zu kursieren. Die Sträflinge zeigten sich sehr erregt. Einige fürchteten schon allein den Namen dieser schrecklichen Insel, anderen dagegen erschien er als Symbol einer tröstlichen Hoffnung auf Auferstehung ... Man sagte, daß diesmal alle Vagabunden vom Umzug betroffen werden, die ihre Heimat nicht kennen, alle, die zum zweiten Male verurteilt sind, sämtliche, die Fluchtversuche gemacht, und endlich alle diejenigen, die während der Zwangsarbeit selbst irgend welche Verbrechen begangen haben. Diese Kategorien umfaßten

die Mehrzahl der Gefängnisinsassen, und deshalb erwarteten nun selbstverständlich alle mit der größten Aufregung die Wende ihres Schicksals.

Ueber Sachalin, diese berüchtigte Insel selbst, wußte niemand etwas Positives. Einige behaupteten, sie sei ein ungeheurer Sarg, in dem man lebendig begraben würde, und von den Arbeiten in den Steinkohlenminen, in denen man auf den Knieen bis zum Halse im Wasser herumkriechen müsse, wußten andere die schrecklichsten Dinge zu erzählen. Wieder andere lachten über derartige Befürchtungen und stellten sich Sachalin so vor, als ob es ein Eldorado auf Erden sei; nach ihren Worten sollten dort die Langjährigsten auf freien Fuß gesetzt werden, Kronsarbeiten fast gar nicht vorkommen und den Sträflingen alle Mittel zum Arbeiten, sogar Vieh und Geld zum Einrichten einer Wirtschaft gegeben werden. Noch nicht genug damit: jeder sollte auch das Recht haben, sich eine Frau aus den in einer Reihe aufgestellten zehn Zwangsarbeiterinnen zu wählen. Und für diejenigen endlich, denen auch diese Vorzüge nichts bedeuten sollten, gäbe es dort Möglichkeiten genug, spurlos zu verschwinden. Mehr als zehn Namen von Serentuischen, Algatschinischen und Karyschen Sträflingen, die aus Sachalin entkommen waren und diese Insel sehr gelobt hatten, wurden zur Bekräftigung genannt. Schließlich wußte niemand, was und wem er glauben sollte. Alle kurzfristigen Zwangsarbeiter aber, wie auch die Sabajkalischen Eingeborenen, die nach Schluß der Strafzeit in die Heimat zurückzukehren hofften, ängstigten sich natürlich mehr als alle und fielen bei

jeder Erneuerung der Gerüchte vom bevorſtehenden Umzug völlig der Mutloſigkeit anheim.

Die Langfriſtigen aber, die alle Hoffnung begraben, träumten nur davon, unter die Umziehenden zu geraten: ſie waren ſogar bereit, noch weiter als nach Sachalin zu gehen und ſei es bis ans Ende der Welt, aber nur fort aus den Wänden der Schelaiſchen Feſtung, die den meiſten verhaßter waren als der Tod. Das Schickſal zu ändern, wie es ſich auch geſtalten und enden möge, das war ihr erſter und letzter Wunſch, der ihnen auch im Schlaf nicht Ruhe ließ. An die Zukunft zu denken, das wollte und verſtand keiner von dieſen Träumern. Sachalin, wenn es ſich auch als das Schrecklichſte der Welt erweiſen ſollte, ſchien ihnen ebenſo entfernt wie das unterirdiſche Sein; der Transport aber, das freie Etappenleben dünkte ihnen das höchſte, und ſie malten ſich mit Vergnügen im voraus dieſes Leben aus, das Kartenſpiel, die verſchiedenen Gaunereien, die zahlloſen Gefängniſſe, die ſie paſſieren würden, die Volksmaſſen, das Zuſammentreffen mit alten Bekannten und Gefährten und — wer weiß! — vielleicht auch glückliche Zufälle, die den Abgeſtorbenen wieder in Gottes freie Welt hinausführen . . . Namentlich die Langfriſtigen, die ihre Frauen mit ſich hatten, verweilten mit Vorliebe bei derartigen Träumen. Unter den Sträflingen war überhaupt die Meinung ſtark verbreitet — ob mit oder ohne Recht, blieb mir unbekannt —, daß man nicht nur in Sachalin, ſondern auch in den meiſten Gefängniſſen die Verheirateten nicht internierte, ſondern ſogar ſchon während der Probezeit

zur freien Arbeit entließ, und zwar in Anbetracht deſſen, daß die Verheirateten ſelten entfliehen. In der Schelaiſchen Feſtung exiſtierte jedenfalls eine derartige Einrichtung nicht: der Sechsäugige verhielt ſich gegen die Verheirateten ebenſo ſtreng wie gegen die Ledigen. Eine Zuſammenkunft mit den Frauen wurde ihnen nur einmal in der Woche bei ſtrenger Bewachung durch den Aufſeher geſtattet; ſie durften keinerlei Speiſen annehmen (außer dem, was ſie während der Zuſammenkunft verzehren konnten), und niemand durfte die Hoffnung nähren, vor Beendigung der Probe- und Korrektionszeit loszukommen.

„Träumt überhaupt nicht davon", ſagte ihnen einmal der Stabskapitän Luczeſarow während der Abendkontrolle, „für mich ſeid ihr alle gleich, und ich werde niemanden vor dem geſetzlichen Termin fortlaſſen. Wenn ich euch aber nicht fortlaſſe, ſo kann auch Gott euch nicht helfen, aus dieſen Mauern herauszukommen!"

Dabei waren die Probezeiten der meiſten Schelaiſchen Sträflinge hoffnungslos lang, und man kann ſich denken, wie ſehr ſie aus der Zucht des Sechsäugigen loszukommen trachteten, da ſie wußten, daß die Obrigkeit in anderen Gefängniſſen mit den Verheirateten bedeutend milder verfuhr. Die Lage einiger dieſer Unglücklichen flößte in der That unwillkürlich Mitleid ein. So kam einſt ein junger Pole, mit Namen Muſſjal, auf zwanzig Jahre zur Zwangsarbeit, weil er den Stiefvater ſeiner Frau, der ihn durch jahrelang fortgeſetzte Ungerechtigkeiten, Beleidigungen und Betrügereien faſt um den Verſtand ge-

bracht hatte, ermordete. Muſſjal war ein einfacher polniſcher Bauer, der durch ſeine Einfalt und moraliſche Unverdorbenheit unſerem ruſſiſchen Schemelin ähnlich war. Wenn man der Erzählung Muſſjals glauben ſoll (das nicht zu thun, lagen keine Gründe vor — ſo einfach und aufrichtig war er), würden die meiſten ruſſiſchen Sträflinge ſicher auf der Stelle und ohne Zögern das thun, was er erſt nach mehrjährigen furchtbaren Leiden unternommen hat: ſo empörend waren die Handlungen ſeines Schwiegervaters. Selbſt Juſepha, ſeine Frau, hatte ihn mehrmals aufgefordert, ſich an ſeinem Beleidiger zu rächen.

Als der Mann wegen des Mordes verurteilt wurde, ließ ſie ihre Kinder bei Verwandten zurück und begleitete ihn in die Zwangsarbeit. Unterwegs gebar ſie noch eine Tochter, die ſchöne Kaſſja, die ich manchmal bei den Zuſammenkünften zu ſehen bekam. Einem Menſchen wie dieſem Muſſjal nun, der moraliſch vollſtändig feſt geblieben, ſeiner Frau und Familie wirklich treu zugethan war und teilweiſe auch aus Liebe zu ihnen das Verbrechen begangen hatte, konnte man von ganzem Herzen wünſchen, ſo bald als möglich in Freiheit geſetzt zu werden. Er hat viel gelitten, und in meiner Gegenwart ſpielte ſich zwiſchen ihm und ſeiner Frau manche leidenſchaftlich erregte Scene ab. Er war nicht ſehr klug und dabei ſehr eiferſüchtig; die ſchöne und geſunde Juſepha galt aber nicht nur unter den Sträflingen, ſondern auch unter den Koſaken, ſelbſt unter den Aufſehern als Leckerbiſſen, ſo daß das Glück des jungen Ehepaares durch eine Reihe der gemeinſten Intriguen bedroht wurde.

Unzählige schmutzige Anträge wurden der Jusepha gemacht, und nur ihre bäuerliche Unverdorbenheit und katholische Frömmigkeit ließen sie standhaft bleiben. Eine russische Frau hätte derartigen Versuchungen kaum widerstehen können. Ein böses Gerücht nach dem anderen drang hinter die Gefängnismauern, und durch die Niederträchtigkeit der Sträflinge, die sich immer gern am Kummer eines anderen ergötzen, wurde stets dafür gesorgt, daß sie auch zu Mussjals Ohren gelangten. Lange Zeit lachte er dazu, weil er seiner Frau wie einer Heiligen traute. Die Klatsch- und Lästermäuler wandten ihren Scharfsinn und ihre Beredsamkeit in der raffiniertesten Weise an: bald sagten sie, Jusepha lebe mit dem Polizeiaufseher, bald wieder mit dem Gefängnisaufseher, ein drittes Mal wiesen sie auf einen Kaufmann hin. Die realsten Einzelheiten wurden ihm hinterbracht, man erdachte die verfänglichsten Scenen und Unterhaltungen. Bis sich schließlich der Verdacht im Herzen Mussjals festsetzte. Um sein Unglück voll zu machen, griff einmal der Aufseher, der die Frau ihrer Unliebenswürdigkeit wegen schon lange haßte, einen ganz bedeutungslosen Zettel auf, der ihr von ihrem Manne zugesteckt worden sein sollte, und verbot ihnen nun die Zusammenkünfte auf die Dauer von fünf Monaten. Das kam ihren Widersachern recht gelegen. Die Verleumdung wurde immer unverschämter, und für den unglücklichen Jan gab es keine Möglichkeit mehr, sie zu kontrollieren. Seine Eifersucht stieg aufs höchste. Vergebens bemühten sich seine Freunde, ihn zu beruhigen und zu überzeugen, daß man die Gerüchte

und Erzählungen der Sträflinge nicht beachten darf: er wurde jetzt selbst zum Ankläger und beschimpfte den Namen seiner Frau mit Worten, für die er früher jedem den Kopf entzwei geschlagen haben würde, von dem er sie gehört hätte. Wenn er, von Soldaten begleitet, ihr manchmal hinter dem Gefängnis begegnete, warf er ihr gehässige Blicke zu und beschimpfte sie sogar. Die unschuldige Jusepha war tief bestürzt und weinte nur als Antwort auf die unverdiente Kränkung; aber bald wurde sie selbst wütend und beantwortete fortan seine Schimpfworte in derselben Weise. Die Sträflinge, die derartigen Scenen beiwohnten, kicherten fröhlich, als wollten sie damit ihren Triumph ausdrücken. Das Ende war, daß, nachdem die fünf Monate vergangen waren, Jusepha selbst von den Zusammenkünften nichts mehr wissen wollte. Der Familienfrieden und das Glück des Paares schienen auf ewig zerstört: Jusepha machte sich schon bereit, mit der kleinen Kassja nach Rußland zurückzukehren . . . Ein Zufall verhütete schließlich dieses unglückliche Vorhaben.

Der Generalaufseher der Nertschinskyschen Zwangsarbeiten besuchte nämlich auch einmal die Schelaische Mine. An diesen wandte sich Mussjal ganz unerwarteterweise und schilderte ihm seine traurige Lage. Trotz der lächerlich klingenden halbrussischen Sprache war die Schilderung so wirksam und rührend, daß der Generalaufseher, nachdem er sich bei Luczesarow über das Betragen Mussjals erkundigt und erfahren hatte, daß er schon nach einem Monat seine Probezeit beendet habe, befahl, ihn unverzüglich aus

der Festung zu entlassen. Die Sträflinge begleiteten seinen Austritt mit Hohn und schlimmen Prophezeiungen über den schlechten Verdienst, der ihm draußen bevorstehe . . . Aber glücklicherweise erwiesen sich alle Prophezeiungen als Unsinn; die Mißverständnisse klärten sich schon beim ersten Wiedersehen zur beiderseitigen Zufriedenheit auf, und das junge Paar begann wieder in Frieden und glücklich miteinander zu leben.

Der Schneider Bulanow, den eine große Familie begleitet hatte, erregte am wenigsten Mitleid. Er war eine wirklich gemeine und heuchlerische Natur, häßlich von Person, mit spitzen Ohren, schlauen Augen und einer ekelhaft süß-schmeichelnden Miene. Daheim hatte er ohne Mangel gelebt, trotzdem aber einen Raub begangen und dabei drei Menschen umgebracht, was ihn in die Zwangsarbeit brachte. Mit furchtbarem Cynismus erzählte er die Einzelheiten des Verbrechens, wobei er freilich seine Anteilnahme gänzlich verschwieg; aber an seinem höhnischen Lächeln und an dem bösen Glanz seiner scharfen Augen konnte man seine Mitschuld leicht erkennen.

„Ich bin eigentlich ganz unschuldig in die Zwangsarbeit gekommen", lispelte in solchen Fällen der durchtriebene Mensch, „ich wurde in ganz bewußtlosem Zustande auf ewig verurteilt."

Er war dabei ein Meister in seinem Fach, arbeitete für die gesamte Obrigkeit, sogar für Luczesarow, und hatte einen guten Verdienst. Auch seine Frau schien eine praktische Person zu sein und verstand ebenfalls, Geld zu verdienen. Trotz alledem wollte sich Bulanow

mit allen Kräften den Schelaiſchen Minen entziehen und träumte ſtets vom Verſetzen; er blieb in der Zwangsarbeit im ganzen bloß zwei Jahre, aber er hatte noch zehn weitere Jahre im Gefängnis abzubüßen! . . .

Allein keiner von den Verheirateten führte ſeine Sache ſo hartnäckig und folgerichtig wie Djudin, der allein fünfzehn Jahre Probezeit zu beſtehen hatte. Er war ein eigenartiger Menſch, dem die Natur die Fähigkeit gegeben, mit der Zunge bis zur eigenen Geiſtesverwirrung zu arbeiten. Verloren war derjenige, der nur die geringſte Luſt verriet, ſich mit ihm zu unterhalten: man konnte unmöglich ſein Geſchwätz bis zu Ende anhören! Djudin ſtand im vorgerückten Alter und zeichnete ſich durch ein ſolides und anſtändiges Aeußere aus. Der Zufall hatte ihn früher einmal nach Deutſchland geführt, wo er drei Jahre als Diener verbracht und ſich ein miſerables Deutſch angeeignet hatte. Er verſtand abſolut alle Handwerke, die es auf der Welt gab, und fand ſtets unendlich viel Stoff zum Reden. Dabei wandte er immer komiſche Ausdrücke und draſtiſche Redensarten an; man hatte den Eindruck, daß er Anſpruch auf Bildung und europäiſchen Schliff erheben wolle. So erzählte er, er habe einen „Attentatsverſuch auf den öſterreichiſchen Kavalier Baron Roſenwald" verübt. Alle Herrſchaften, bei denen er in Rußland und im Auslande gelebt, „ſeien zu ihm in ſympathiſche Beziehungen" getreten. Wenn einer von den Sträflingen im Streite Dummheiten zu reden anfing, ſagte ihm Djudin gewöhnlich:

„Nun, Brüderchen, du haſt nachgerade die ‚Apogäenſäulen des Blödſinns‘ erreicht!“

Die Namen der Barone, Fürſten und Grafen, mit denen er bekannt ſein wollte, warf er im Geſpräche mit den Sträflingen wie Glasperlen um ſich. Selbſtverſtändlich konnten ihn die Sträflinge nicht leiden, und es verging ſelten ein Tag, an dem es nicht zwiſchen Djubin und einem der anderen zu Streitigkeiten und ſogar zu Schlägereien gekommen wäre.

„Djubin hat ſchon wieder ein Abenteuer gefunden“, pflegten die Sträflinge zu ſagen, wenn ſie irgend ein Geräuſch vernahmen.

Während alle Verheirateten durchweg bemüht waren, ſich der Obrigkeit angenehm zu machen, verſtand es Djubin, der im Grunde durchaus nicht revolutionär geſinnt war, ſich in kurzer Zeit mit ihr zu verfeinden und durch ſein unaufhörliches Schwatzen und Zanken alle Aufſeher in Wut zu verſetzen.

Stets war er in irgend ein „Abenteuer“ verwickelt: bald brachte er von der Zuſammenkunft mit ſeiner Frau verſchiedene verbotene Sachen mit, ſobald nämlich am Thor der „gute“ Aufſeher ſtand, gleich darauf war er aber dem „böſen“ in die Hände gefallen, wodurch der erſtere in die Klemme geraten war, bald hatte er Streit und Schlägerei mit den Wäſcherinnen, bald verklatſchte er die Frauen der Aufſeher, was natürlich alsbald den letzteren zu Ohren kam und immer wieder neue Skandale innerhalb der Gefängnismauern zur Folge hatte... Keine Beſtrafung, auch nicht das Verbot der Zuſammenkünfte mit ſeiner Frau konnte dieſen widerlichen Menſchen beſſern.

Bei jeder Abendkontrolle begann er unbedingt mit dem „Sechsäugigen“ unendlich lange zu diskutieren, wandte ſich bald mit einer Frage, bald mit einer Beſchwerde, bald aber auch mit irgend einem handgreiflichen Blödſinn an ihn. Selbſt das martialiſche Ausſehen des braven Stabskapitäns konnte ihm keinen Reſpekt einflößen, bis dieſer ſelbſt ihn überaus läſtig fand und ſich wegkehrte, ſobald er Djudin ſchon von ferne ſah, auch wenn er den Mund noch gar nicht aufgethan hatte ... Es endete damit, daß Lucze-ſarow Vorkehrungen traf, den unausſtehlichen Schwätzer in ein anderes Gefängnis unterzubringen.

In einer weſentlich anderen Lage befanden ſich die Kurzfriſtigen: dieſen lag alles daran, die ganze Strafzeit in der ſtrengen Schelaiſchen Feſtung zu verbüßen, um ſpäter in das Sabajkalſche Gebiet, ſtatt nach dem gefürchteten Sachalin verbannt zu werden. Von den Landſtreichern, die ſich ihrer Heimat nicht erinnern konnten, war bei uns nur ein Sabajkalſcher Bauer, ein deſertierter Soldat, der wegen Verheimlichung ſeines Geburtsortes verurteilt worden war. Die Friſt ſeiner vierjährigen Zwangsarbeit endete zwar in eben dieſem Sommer; man konnte ihn aber doch noch mit nach Sachalin überführen. Selbſtverſtändlich zitterte er in Erwartung der Verſetzungsbeſchlüſſe. Man erzählte, daß aus Kara, aus den Serentuiſchen, Algatſchinſchen und anderen größeren Bergwerken durchweg nur die ganz geſunden Inſaſſen weggeſchafft worden ſeien und nur die Kranken und Krüppel zurückblieben; daß man ſogar ſolche nach Sachalin verſchickt habe, deren Zwangsarbeitsfriſt längſt abgelaufen war und

nur deshalb, weil die näheren Bestimmungen von den zuständigen Behörden nicht eingegangen seien. Einen aber gab es im Schelaischen Gefängnis, der die Versetzung wohl am meisten fürchtete; er wurde immer bleicher, magerer und hinfälliger, als ob er glaubte, so am wenigsten bemerkt und in Ruhe gelassen zu werden. Es war kein anderer als unser alter Bekannter und Freund Kusjma Tschirok. Er erinnerte sich genau seiner Hammelgeschichte, und obgleich er behauptete, daß seine Flucht nur als einfache Abwesenheit in der Liste vermerkt worden sei, war er selbst doch am wenigsten davon überzeugt. Der arme Tschirok konnte zuletzt kaum noch schlafen und essen. Die Witzbolde aber, die seine stumme Verzweiflung natürlich bald genug bemerkten, benutzten die Gelegenheit, um sich auf jede mögliche Weise über ihn lustig zu machen.

„Jetzt kommst du endlich zu deiner Lukeyka, ganz bestimmt, mein Lieber!“ brummte man ihm Tag und Nacht ins Ohr.

„Worüber trauerst du, mein Freund? Deine Schwester erwartet dich doch dort und dein Schwager.“

„Geh zum Teufel, du ekles Gewürm, du Natter!“

„Warum heulst du nur so, Kusjma Alexandritsch? Du glaubst vielleicht nicht an dein Glück. O, diese Angelegenheit kann man aufs beste ordnen. Hier giebt es ja zum Glück auch schriftkundige Leute. Nikischka, schreib' doch mal ein Gesuch, daß Kusjma Tschirok, der sich acht Jahr in strenger Entfernung von seiner Schwester, Lukerja Alexandrowna, befand, Euer Hochwohlgeboren oder wie es dort heißen muß, er-

gebenſt bittet, mit derſelben wieder vereint zu werden. Und eben deshalb will er gern auf die Inſel Sachalin kommen, wo ſie mit ihrem Manne, Semjon Pelevin, und ihren Kindern anſäſſig iſt. Setz' dich, Bruder, ich werde dir diktieren!"

„Ja! Nikiſchka wird das alles ſchon ſchreiben. . . . Da haſt du ja den rechten Gelehrten gefunden", brummte Tſchirok voller Verachtung und verfolgte doch mit geſpannten Blicken den kaum des Schreibens kundigen Burenkow, der ſich wichtig am Tiſche niederließ, ein Blatt Papier vor ſich ausbreitete und ſein kleines Stückchen Bleiſtift anſpitzte.

„Du wirſt ſchon ſehen, ich werde gleich ſchreiben!" neckte ihn auch Nikifor, indem er verſchiedene bewunderungswürdige Hieroglyphen aufs Papier malte. „Alſo: Bittſchrift. Dem folgen Punkte. Die Schweſter Lukerja. Die Inſel Sachalin. Unterſchrieben Kuſſma Tſchirok. Fertig!"

Und er begann quaſi die Bittſchrift zuſammenzulegen. Da konnte Tſchirok ſich nicht mehr zurückhalten.

„O, die Schlangen!" ſchrie er auf, „ſie wollen mich wirklich unter die Peitſche bringen!"

Er ſprang empor und warf ſich wuchtig auf Nikifor, um ihm das Geſuch zu entreißen. Der aber riß ſich los, ſprang über die Pritſchen, wobei er weder die Füße, noch die Köpfe der liegenden Sträflinge berückſichtigte, ſtürzte zur Thür und auf den Hof hinaus, überall von Tſchirok verfolgt. Ein paarmal umkreiſten ſie ſo das Gefängnis. Der leichtfüßige Nikiſchka, der zudem barfuß und im Hemde war,

obſchon noch tiefer Schnee den Hof bedeckte, flog wie der Wind; aber der ſcheinbar ſo ungeſchickte Tſchirok, der außerdem ſchwere Stiefel und Ketten trug, erwies ſich ebenfalls als merkwürdig gewandter Läufer. Eins, zwei, drei ... beinahe hätte er ihn erreicht; Nikifor aber wußte ſich ihm durch eine ſchnelle Seitwärtsdrehung zu entziehen und ließ ſo den ächzenden und ermatteten Tſchirok weit zurück. Nach zwei Minuten kehrte endlich Burenkow ſelbſt zu ihm zurück.

„Wo haſt du die Bittſchrift gelaſſen, du Natter? Her damit!“ ſchrie der immer noch ſchwer atmende Tſchirok, wobei er abwechſelnd huſtete, ſchimpfte und ſpuckte.

„Ich habe ſie beim Thore hingeworfen“, antwortete Nikifor, „dort mögen ſie die Aufſeher aufheben.“

„Du lügſt!“ ſchrie Tſchirok erſchreckt auf, drang ſchimpfend auf den lachenden Nikifor ein und wollte ihn ſchlagen.

Dieſe Späße und die lächerliche Angſt Tſchiroks vor Sachalin wurden bald auch den Aufſehern bekannt. Einmal trat einer von ihnen in unſere Zelle und las mit ernſter Amtsmiene ein angeblich ſoeben erſchienenes Verzeichnis der nach Sachalin beſtimmten Sträflinge vor, unter denen auch Kuſſma Tſchirok figurierte. Er erblaßte ſogleich, zitterte am ganzen Körper und blieb mit offenem Munde ſtehen. Offenbar ging diesmal der Spaß zu weit. Einer der Sträflinge erbarmte ſich denn auch ſeiner, lachte laut auf und erzählte ihm, wie ſich alle gegen ihn verſchworen hätten. Alsbald gab es für ſeine Entrüſtung

keine Grenzen, wie auch für die erneuerte Heiterkeit der Sträflinge. Eines schönen Tages im Monat März schien es dann wirklich, als habe ein elektrischer Schlag das ganze Gefängnis durchzuckt: es verbreitete sich das Gerücht, ein Verzeichnis von dreizehn Personen, die nach Sachalin überführt würden, sei eben eingegangen. Alles verstummte mit einem Male, jeder schien in Gedanken versunken, und nur ab und zu hörte man, wie irgendwo einer dem anderen ganz leise seine Vermutung äußerte, wer diese dreizehn Personen — nach der Meinung einiger: die Glücklichen, anderer: die Unglücklichen — sein könnten.

An diesem Tage konnte man kaum die Abendkontrolle erwarten. Man hätte das Summen der Fliegen gehört: so still war es, als Luczesarow eintrat und nach dem Gebete laut verkündete, daß genau nach einer Woche alle Eingeborenen des Sabajkalschen Gebietes, dreizehn an der Zahl, darunter auch die Gebrüder Burenkow, nach Sachalin verschickt würden. Djudin war auch dabei, obgleich er gar nicht zu dieser Kategorie gehörte. Diese Mitteilung wirkte auf alle wie ein Donnerschlag bei heiterem Himmel. Manchen entrang sich ein tiefer Seufzer der Erleichterung, bei anderen — ein Schrei des Entsetzens, bei dritten — ein Fluch des Zornes und der Enttäuschung.

„Herr Direktor, wir sind doch verheiratet", begann Nikifor mit einer jämmerlichen Stimme zu reden, „unsere Frauen, die kleinen Kinder . . . Außerdem haben wir sie doch nicht bei uns . . . Unsere Strafzeit ist ja auch bald abgelaufen."

„Warum sind wir nicht unter den Versetzten?

Wir baten doch selbst darum!“ schrieen die Langfristigen.

„Schweigt! Was ist das für eine Art, wenn alle auf einmal reden? Wartet, bis der Chef alles selbst erklären wird. In diesem Jahre wird niemand aus den anderen Kategorien nach Sachalin verlangt. Glaubt mir, daß ich selbst froh wäre, wenn ich diesen oder jenen von der Bande loswerden könnte. Ich habe ein Verzeichnis von all den Vagabunden, für die unser Gefängnis nicht der geeignete Ort ist, aber leider nimmt man uns vorläufig nur den Djubin ab. Was die Kurzfristigen und Verheirateten, sowie die Gebrüder Burenkow betrifft, so ist ihre Lage in der That traurig. Da läßt sich aber nichts ändern: das Gesetz gebietet — man muß sich fügen. Ich kann nichts dafür. Ich rate euch nur das: telegraphiert sofort euren Frauen, sie sollen sich auf den Weg machen. In Ustj-Kara werdet ihr wahrscheinlich lange warten müssen, und dort können sie euch einholen.“

„Aber wenn man bitten dürfte, Herr Direktor“, fragten ängstlich die Kurzfristigen, „wenn man dem Herrn Gouverneur ein Telegramm schicken dürfte? Die kleinen Kinder, die kranken Frauen ... Vielleicht erbarmt er sich unser und läßt uns zurück.“

„Da gebt ihr nur umsonst Geld aus. Was Gesetz ist, kann nicht geändert werden: die Eingeborenen des Sabajkalschen Gebietes sind nach Sachalin zu schicken — fertig, basta!“

„Wir wollen es dennoch probieren, Herr Direktor.“

Lucjesarow zuckte die Achseln.

„Meinetwegen. Aufseher, führt die Gefangenen in die Zellen!“

In unserer Nummer fand an diesem Abend bis Mitternacht keiner Schlaf. Tschirok war wahnsinnig froh, bändelte mit jedem an und lachte alle diejenigen aus, die ihm eine Grube graben wollten, Gesuche schrieben, Briefe warfen und schließlich selbst hereinfielen. Nikifor und Michaila waren still wie die Leichen. Petin, Nogaitzew und Sokolzew, die von Sachalin geträumt hatten, trösteten sich früher als die anderen und begannen aufs neue Pläne zu schmieden, wie man sich am besten vom Sechsäugigen und seinem Gefängnis losmachen könnte.

Am anderen Tage sandten die Gebrüder Burenkow ein Telegramm nach Troizkossawsk an ihre Frauen. Zwei andere, die zur Verbannung bestimmt waren, richteten telegraphisch ein Gesuch an den Gouverneur. Ich weiß nicht, ob Lucjesarow das letztere wirklich weiterbefördert hat, nach vier Tagen machte er ihnen jedenfalls die Mitteilung, daß ihr Gesuch nicht berücksichtigt worden sei und daß sie sich zur Abreise bereit halten sollten.

Die Burenkows zeigten sich schließlich sehr aufgeregt, da sie von zu Hause lange keine Antwort bekamen. Nikifor erklärte offen, daß, wenn seine Frau sich aus irgend einem Grunde weigern würde, ihm zu folgen, sein Schicksal besiegelt sei.

„Unterwegs entflieh' ich ganz gewiß und eile zu ihr. Ah! werde ich sagen, du Niederträchtige, du glaubtest, daß ich nach Sachalin verschickt sei und

du mich los wärst? Jetzt wolltest du frei leben? Ha, Unsinn! Hier bin ich. Mich konnten auch die Ketten nicht zurückhalten ... Ich bin ein Mann der That, Brüder! Wenn ich mich zu etwas entschließe, dann habe ich den Teufel im Leibe! Dann fürchte ich nichts — weder Menschen, noch Gott. Wenn ich hinkomme und sehe, daß sie mir untreu war, oder sonst irgend etwas ähnliches, dann werde ich nicht viel Worte machen: flugs haue ich der Elenden den Kopf von den Schultern! Nun weißt du, Aas, wen du vor dir hast! Gewiß, ich töte sie und dann auch die Kinder. Eurem Vater hat Gott kein Glück gegeben, so bleibt auch ihr nicht umsonst auf Gottes Erde. Werdet ihr nicht auch solche Unglücksvögel wie der Vater."

„Genug der Dummheiten, Nikifor!" erwiderte ich, „Sie glauben doch selbst nicht an das, was Sie da reden. Sie wissen selbst am besten, daß Ihre Frau Ihnen treu bleibt und mit Ihnen durch Feuer und Wasser geht."

„Das ist wahr, nehmen wir an ... Man muß daran glauben, Mikolaitsch, daß es so sein kann ... Aber dennoch packt mich manchmal der Zweifel. Morgen ist ja schon der fünfte Tag, seit ich telegraphiert habe, und noch immer ist keine Antwort da."

„Thut nichts, sie wird schon noch kommen. Erzählen Sie mir lieber, wie Sie sich verheiratet haben. Haben euch auch die Väter verheiratet, oder wie?"

„Wir sind davongelaufen, Mikolaitsch ... Bei uns kommt das oft vor. Natürlich geben sonst immer die Väter ihren Segen, aber es muß auch manchmal

ohne den gehen, ganz ohne ihre Einwilligung überhaupt. Zum Beiſpiel — wir ... Kannſt du dich erinnern, was du uns oft aus den Romanen vorgeleſen und erzählt haſt? Ja? Du glaubſt vielleicht, daß es nur in den Büchern ſo was giebt, Liebe und dergleichen, und daß wir Bauern wie die Tiere leben? Nein, auch bei uns, Bruder, kommt das alles vor. Von mir ſelbſt wenn du willſt, kannſt du es hören."

Nikifors Roman. — Die Abreiſe.

„Unſere beiden Familien, die meines Vaters und Naſtjkins, meiner Frau, waren vollſtändig verfeindet", ſo begann Nikifor ſeinen Roman. „Unſere Väter und Mütter konnten ſich gegenſeitig nicht anſehen. Ich kann nicht genau erzählen, woher das eigentlich kam, da ich zu jener Zeit ganz klein war. Natürlich ahmten ſchon wir Kleinen den Großen nach. Ich muß geſtehen, daß ich die Naſtja mehr als einmal geſchlagen habe. Wenn ich ſie zu faſſen kriegte, riß ich ſie gleich an den Haaren oder bewarf ſie mit Sand. Sie aber weinte nie darüber, höchſtens einmal aus Wut, wenn ſie keine Kraft mehr hatte, ſich zu verteidigen ... Sie verſuchte ſtets ſich zu wehren, aber zuletzt bekam ſie doch ihre Hiebe und mußte ausreißen. Sich darüber zu beklagen, fiel ihr nicht ein; nie hat ſie meinem Vater ein Wort davon geſagt, daß ich ſie ſchlug, denn meine Eltern würden es mir trotz der Feindſchaft nicht verziehen haben. O, wie ſie mich fürchtete! Wenn ſie mich von ferne erblickte,

ſprang ſie ſchon davon. Sie lief, lief, fiel hin, ſtand auf und lief weiter, was ſie nur konnte ... Und ich war ſo ein richtiger kleiner Barbar, fragen Sie nur den Michaila. Er kann ſich deſſen ſehr gut erinnern. Er nahm mich manchmal deshalb bei den Ohren. Nun, ſelbſtverſtändlich, als wir erwachſen waren, hörten wir mit dieſen Dummheiten auf, es wäre ja eine Schande geweſen ... Naſtjka lief auch nicht mehr bei meinem Anblick davon, ſie ging nur mit geſenkten Augen an mir vorüber und ſah wo anders hin, als ob wir einander fremd wären. Wie eine Königin ſo ſtolz ging ſie vorbei. Mit den anderen Burſchen, meinen Kameraden, ſpielte ſie oft und viel und war liebenswürdig gegen ſie, mich aber ſah ſie nicht, als ob ich für ſie nicht exiſtierte. Manchmal ſprach ich ſie an ... Sie antwortete aber kein Wort. Bloß daß ſie mir einen Blick voll Verachtung zuwarf. Da wurde ich jedoch böſe, denn mein Ehrgefühl erwachte. Einmal im Frühling (ich war ſechzehn Jahre alt) wollte ich auf meinem Pferde nach dem nächſten Dorfe reiten; da traf ich Naſtjka mit ihrer Mutter, die auch zu Beſuch hinwollten. Es war gerade ein Feiertag; ſie hatten ſich feiertägig gekleidet, die beſten Kleider hatten ſie an ... Auf dem Wege gab es Schmutz, daß Gott bewahre!, rein zum Ertrinken! Mich packte der alte Zorn! Ich peitſchte das Pferd und ſprengte vorbei: ſie wurden vom Scheitel bis zur Sohle mit Kot beſpritzt! Die Kinder, die Mädchen und Burſchen ringsum fingen an zu lachen. Naſtjkas Mutter aber ſchrie: ‚Halt, packt ihn, den Räuber!‘ Aber wo? Ich war ja längſt

über alle Berge. Nach dieſer Zeit trafen wir uns lange nicht. Ich ſchämte mich: wenn ich ſie nur von weitem erblickte, kehrte ich mich zur Seite. Wenn wir uns aber doch irgendwo ſahen, auf der Wieſe etwa beim Spielen mit anderen Burſchen und Mädchen, dann bemühte ich mich, wegzuſehen oder unterhielt mich mit anderen Mädchen. Aber ſie war mir doch ſeit jener Zeit ans Herz gewachſen! . . . Es war eben ein braves Mädchen, dagegen gab's kein Wort zu ſagen. Michaila weiß alles; er weiß, daß ich nicht lüge . . . Es iſt lächerlich zu erzählen: ſogar im Traume kam ſie zu mir, ich umfaßte ſie und unterhielt mich ſo angenehm . . . Bei Gott, ich lüge nicht! . . . Am Morgen, wenn ich aufſtand, war ich jedesmal böſe, ich konnte die ganze Welt nicht anſehen. Nun, mit einem Wort, mir ging es ganz ebenſo, wie in den Romanen, die du uns vorgeleſen haſt, Mikolaitſch . . . Das nennt man die Liebe! Ich ſehnte mich ſchrecklich nach ihr, ich dachte, es iſt das beſte, ſich zu ergeben, ſie um Verzeihung zu bitten; vielleicht willigt ſie ein, mich zu heiraten. Dann erfaßte mich wieder der Zweifel: ſie muß doch ſehr böſe ſein, ſie wird es nicht vergeſſen können, daß ich ſie als Kind geſchlagen und fortwährend beleidigt, ſogar mit Kot beſpritzt habe. Sie hat ein gutes Gedächtnis, nicht umſonſt war ſie ſo ſtolz gegen mich. Sie hat ſich niemals beklagt, wie klein ſie auch war, weinte ſogar ſelten . . . Einſt kehrte ich von der Jagd zurück. Ich ſchlenderte am Flußufer entlang, da ſah ich plötzlich Naſtja, die ihre Wäſche ſpülte. Mein Herz begann zu pochen, ich muß es geſtehen . . . Ich

drehte meinen Schnurrbart, legte die Flinte zurecht und ging direkt zu ihr. ‚Guten Morgen, Nastja!‘ sagte ich. Das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich so an sie wandte. Sie erschrak sehr (sie hat mich wahrscheinlich gar nicht kommen sehen) und ließ sogar das Wäschbrett fallen.

‚O‘, sagte sie, ‚wie du mich erschreckt hast, Nikifor!‘

Und sie biß sich sogleich auf die Lippen, weil sie ganz unwillkürlich meinen Namen genannt hatte. Dann wurde sie still und beschäftigte sich wieder mit der Wäsche. Ich trat ganz an ihre Seite.

‚Bist du sehr böse, Nastja?‘

Sie antwortet mit keiner Silbe.

‚Gott ist mein Zeuge‘, fuhr ich fort, ‚ich bereu' es, verzeihe mir, Nastjuschka!‘

Sie sah mich immer noch nicht an und hatte nur Augen für ihre Wäsche.

‚Warum soll ich denn böse sein? Unsere Wege sind verschieden. Wir haben nichts miteinander zu schaffen!‘

‚Haben wir wirklich nichts?‘ frug ich. ‚Du sagst, du wärst nicht böse und siehst mich gar nicht an.‘

Da erhob sie die Augen und fing an zu lachen, ganz wenig. Aber sie lachte so, daß auch in mir alles zu lachen anfing, gerad' als ob die Sonne in mir aufgegangen sei — so hell wurde es mir.

‚Auf dein Gesicht‘ sagte sie, ‚ist nichts gemalt, warum soll ich da hinsehen?‘

Ich faßte Mut und kam noch näher.

‚Eins wollte ich dir sagen, Nastja, — ich kann ohne dich nicht leben. Willst du mich heiraten?‘

Darauf lachte ſie noch mehr.

‚Sieh mal, was er ſich ausgedacht hat! Als ich klein war, da ſchlug er mich, unlängſt noch hat er mich in Gegenwart aller beleidigt, und jetzt auf einmal will er mich heiraten! Würdeſt du mich denn lieb haben können?‘

Sie kreuzte die Hände und ſah mich groß an. Mir war, als ob ein Feuer mich brennen würde. Mir wurde es dunkel vor den Augen, ich ergriff ihre Hand und wollte ſie an mich ziehen . . . Aber ſie ſtieß mich von ſich, wurde böſe und machte ein finſteres Geſicht.

‚Was haſt du dir eigentlich über mich für Gedanken in den Kopf geſetzt?‘ ſprach ſie weiter. ‚Du glaubſt, ich wäre eine . . . eine . . .? Merke dir das, Mikiſchka: du wirſt mich nie mehr ſehen, ſo wie du deine Ohren nicht zu ſehen bekommſt! Du wirſt mich auch nicht zur Frau bekommen! Für nichts in der Welt laß ich mich betrügen!‘

‚Aber fürchteſt du nicht‘, frug ich, ‚daß ich dich töten kann? Daß ich dich ſofort töte und mich zugleich?‘

Ich wollte ſchon die Flinte von der Schulter nehmen.

‚Schieß!‘ ſagte ſie, ‚ich fürchte mich nicht, meinetwegen ſchieße gleich!‘

Sie legte die Hände an die Bruſt und ſtand ſtill. Da fing ich an zu weinen, ich konnte es nicht aushalten und lief nach Hauſe. Daraufhin begab ich mich auf die Goldſuche. Den ganzen Sommer über arbeitete ich in den Minen und muß mich wundern, daß

mir der Rücken nicht gebrochen ist. Ich hatte Glück mitsamt den Kameraden: wir fanden viel Gold. Im Laufe von anderthalb Monaten kamen auf meinen Teil allein mehr als tausend Rubel.

Da fing ich an zu bummeln. Ich trank mehr, als ich vertragen konnte, lärmte, führte ein liederliches Leben, schleuderte Geld nach allen Seiten wie Papierstücke. Die Gerüchte von meinem Lebenswandel drangen bis in die Heimat. ‚Mitischka', hieß es, ‚ist vollständig verkommen!'

Und ich bat mit Absicht alle Kameraden, die nach Hause gingen: Grüßt die Eltern und alle Bekannten; meine Freunde und Kameraden, sie alle mögen mir verzeihen, falls sie etwas Böses von mir hören. Sie werden mich nie mehr sehen. Für mich ist Gottes Erde nicht geschaffen. Ich will nur noch mein letztes Geld verthun.

In der That, Brüder, mir kamen zu jener Zeit böse Gedanken in den Kopf. Eines Morgens erwachte ich mitten auf der Straße, meine Kleider waren zerrissen, schmutzig, mit Blut befleckt, ich sah aus wie der gestäupte Teufel . . . Die Taschen waren leer, der Beutel verschwunden. Barfuß war ich und mein Kopf schmerzte zum Verrücktwerden. Nun, dachte ich, jetzt ist es Zeit: einen Stein um deinen Hals und in den Fluß mit dir! . . . Ich saß also mitten auf der Straße und dachte nach. Es war ganz in der Frühe. Keine Seele auf der Straße. Die Sonne ging eben auf. Es war so schön, so hell auf Gottes Erde . . . Da dachte ich an Nastja . . . Als ob ich ihre Stimme hörte: ‚Wie du mich erschreckt hast,

Nikifor!' Als ob ich ſähe, wie ſie die Augen zu mir erhebt und zu lachen anfängt.

Ach ja! denke ich. Bevor ich ſterbe, gehe ich noch einmal zu ihr hin und ſage ihr Lebewohl.

Wie ich war, ſo machte ich mich auf den Weg; mehr als ſechzig Werſt habe ich an dieſem Tage zurückgelegt. Ich kam ins Dorf, als es ſchon Abend war; die meiſten legten ſich ſchlafen. Da kletterte ich über den Zaun von ihrem Gemüſegarten und trat an ihr Fenſter. Ich ſah hinein, das Fenſter war offen. Sie ſelbſt ſaß im Hemde da. Und ich — wie ein Geſpenſt, wie der Teufel, ſchmutzig, die Füße mit Blut beſchmiert, ſo trat ich ihr unter die Augen ... Sie wollte aufſchreien und davonlaufen, aber ich ergriff ihre Hand.

‚Schreie nicht, mein Liebchen', bat ich ſie, ‚fürchte nichts, ich will mich nur verabſchieden. Du kannſt mich, den Mordgeſellen, nicht anſehen, und ich kann ohne dich nicht leben ... Wollte dich zum letzten Male ſehen ... Dann einen Stein an den Hals — und ins Waſſer! Lebe wohl!'

Ich will gehen. Aber ſie läßt mich nicht fort...

‚Halt', flüſterte ſie, ‚ich will dir die ganze Wahrheit ſagen. Ohne dich gehe ich ſelbſt zu Grunde ... Ich glaubte, daß du dir meinetwegen das Leben genommen und wollte dasſelbe thun.'

‚Iſt es wahr? Du willſt mich alſo heiraten?'

‚Ich gehe mit dir, wohin du willſt, und ſei's bis ans Ende der Welt. Seit du mich geprügelt haſt als kleines Mädchen, denke ich an dich, Mikiſchka.'

Da beſchloſſen wir, uns heimlich zu vermählen.

Unſere Eltern würden ja doch auf keinen Fall ihre Einwilligung geben. So haben wir's auch gemacht, Michaila wird ſich deſſen erinnern. Und nachher, als es geſchehen war, hatten auch die Eltern nichts dagegen. Damit wurde auch der Feindſchaft ein Ende gemacht, durch mich und Naſtſka kamen alle wieder zuſammen. Das war eine glückliche Zeit, Mikolaitſch! Deshalb wollte ich auch ſchreiben lernen, um ſpäter einmal mein Leben zu beſchreiben!"

Nikifor erzählte alles dies in ſtarker Erregung, indem er mit großen Schritten und glänzenden Augen die Zelle durchmaß. Eine ſchöne Wallung tauchte ſein Geſicht in Glut und ließ ihn den ſchlanken Körper ſtraff und gerade erheben.

„Ach, du Schlange! Wie er ſich in das Weib verliebt hat!" bemerkte Tſchirok höhniſch, nachdem er aufmerkſam Burenkows Erzählung angehört hatte, „beſchreiben will er's auch noch! . . . Was iſt da zu beſchreiben? Du warſt ein Narr — und das iſt alles: eines Mädchens wegen wollte er ins Waſſer gehen! Du wußteſt ja nicht einmal, was ſie wert ſind, dieſe verdammten Geſchöpfe!"

Sokolzew, der Eiſerne Kater und andere griffen Tſchiroks Worte auf und ſpannen ſie weiter aus, wodurch ſie allmählich den Eindruck, den Nikifor mit der einfachen und zugleich rührenden Erzählung ſeines Romans erzielt hatte, zerſtreuten. Dieſer ſelbſt jedoch ſchien die cyniſchen Bemerkungen ſeiner Gefährten nicht zu beachten und ging immer noch ganz vertieft im Zimmer umher. Und mit ſchwerem Herzen dachte ich darüber nach, wie unglücklich ſich

das Schicksal dieses von Natur aufrichtigen und sympathischen Menschen gestaltet hatte.

„Sehen Sie, Nikifor", suchte ich ihn zu trösten, „es war eine Sünde, so von Ihrer Frau zu denken. Ist es denn möglich, daran zu zweifeln, daß so eine Frau ihrem Manne die Treue hält?"

„Natürlich schwatzt Mikischka Blödsinn von seiner Frau", bestätigte auch Michaila, „Nastasja ist eine ausgezeichnete Frau. Aber mein Weib, sehen Sie, das ist wirklich eine ekelhafte Schlange. Ich weiß bestimmt, sie wird sich weigern, mir zu folgen. Ich war dumm, daß ich das Geld fürs Telegramm so unnütz hinausgeworfen habe. Sie ist gewiß froh jetzt, daß man mich nach Sachalin verschickt: von dort, denkt sie, wird er nicht gleich wiederkommen! . . . Nun, ich werde mich darüber nicht grämen, ich werde ihr auch keine guten Worte mehr geben."

„Haben Sie sich nicht auch so verheiratet wie Nikifor, Michaila?"

Michaila lachte leise vor sich hin. Nikifor antwortete statt seiner.

„Den hat die Mutter mit Gewalt verheiratet. Er lebte früher mit einer anderen. Ihm liefen ja auch alle Mädchen nach, weil er ein forscher Bursche war und gut zu leben verstand."

„Weshalb glaubt er denn, daß seine Frau sich weigern wird, ihm zu folgen? Sie hat ihn doch nicht gezwungen geheiratet?"

„Wenn sie mich früher nicht begleitet hat", antwortete nun Michaila selbst, „so wird sie es jetzt erst recht nicht thun. Sachalin! Ein unbekanntes

Land! Dort leben ja Menſchen mit Hundeköpfen, werden ihr da verſchiedene alte Weiber vormachen: warum willſt du mit ihm gehen, mit dem Räuber? Dort ſcheint ja nicht einmal Gottes Sonne. Beſtändige Nacht iſt dort. Sie ſagen, ſie hat mich nicht gezwungen geheiratet? Ho—ho! Freilich! Damals hatte ich ja Geld, meine Hände waren nicht gefeſſelt, und dann hatte ich auch eine hübſche Fratze . . . Und jetzt ſehe ich ſchon wie ein alter Mann aus; ſie wird wohl mehr Luſt haben, im Freien zu tanzen und von meinem Gelde zu leben . . .“

„Michaila ſpricht die Wahrheit“, beſtätigte Nikifor, „Sie wiſſen doch, was für ein Volk die Weiber ſind? Aus den Augen, aus dem Sinn. Und da werden nun die alten Hexen zuſammenkommen und abreden, was ſie können. Du kennſt ja unſere alten Weiber nicht, Mikolaitſch. Wahre Hexen, bloß daß der Schweif fehlt . . . Deshalb habe ich auch wegen meiner Naſtja ſolche Angſt. Nehmen wir z. B. Michailas Frau: kommt ſie nicht, ſo wird ſie auch meiner Frau abreden, bloß damit ſie ſich nicht vor den Menſchen zu ſchämen braucht.“

Ich lenkte das Geſpräch auf andere Dinge, ſprach davon, wie die beiden Burenkows den Weg zurücklegen und wie ſie in Sachalin leben würden. Nikifor im voraus danach zu fragen, war freilich völlig überflüſſig: Er war ein Menſch des Augenblicks, den Umſtänden und nebenſächlichen Einflüſſen unterworfen, und wenn er mir geſchworen hätte, nie wieder zu ſtehlen, ich würde dieſem Schwur keine Bedeutung beigelegt haben. Aufrichtig wünſchte ich ihm nur

das eine: daß die neuen Lebensbedingungen so günstig wären, um ein völlig ehrliches Leben führen zu können. Zu diesen Bedingungen gehörte nach meiner Ansicht an erster Stelle die Sorge um die Familie und ihre Erhaltung. Nikifor war sich übrigens selbst darüber klar, daß er ein Mensch des Augenblickes sei, und noch in denselben Tagen seines Aufenthalts in Schelai erzählte er von sich eine komische und sehr zutreffende Anekdote.

„Einmal kam ich mit Michaila aus den Erzwerken und dann ans Ufer des Flusses, durch den trotz seiner Breite eine Furt geht. Ich zog als erster die Stiefeln aus, entkleidete mich ganz und sage dabei zu Michaila: ‚Du wirst dich gar nicht erst ausziehen, ich werde dich hinübertragen.' Sage ihm das ganz ernst und denke selbst, daß ich ihn werde hinübertragen. In seiner Dummheit traut er mir und macht sich's auch auf meinen Schultern bequem. Ich ging dreißig Schritte vom Ufer, erreichte die tiefste Stelle und besann mich da.

‚Weißt du was', sagte ich, ‚ich bin müde.'

‚Schadet nichts', meinte er, ‚du wirst mich schon noch hinüberbringen.'

‚Nein', sagte ich, ‚ich bin wirklich müde, ich kann dich nicht weitertragen. Ich muß mich jetzt hinsetzen.'

Und ich tauchte wirklich ins Wasser hinab.

‚Bist du verrückt, Mikischka, was?' schrie er laut.

Da setzte ich mich ganz. Nachher schleuderte ich ihn von den Schultern herab und lief davon. Wie ein Teufel kam er aus dem Fluß heraus: das Wasser floß in Strömen aus den Kleidern. Am Ufer lachten

ihn alle aus. Von da an ſagte Michaila von mir, daß meine Gedanken nicht weiter als dreißig Schritte reichten."

Michailas Worte waren wirklich nicht ganz bedeutungslos, und es erſchien mir durchaus nicht als Prahlerei, wenn er z. B. von ſich erzählte, daß er mehr aus Bosheit als aus Habſucht zu betrügen angefangen. Seinen Worten nach war er ſchon verheiratet, als die eigene Mutter den ihm feindlich geſinnten Onkel antrieb, ihn öffentlich durch die Bauernſchaft auspeitſchen zu laſſen. Irgendwelche Schuld konnte ihm damals nicht zugeſchrieben werden, aber dem Onkel redete die dumme Alte ein, der Sohn könne am Ende verderben, wenn man ihm die Zügel völlig überlaſſe.

Mit einer Entrüſtung, die ſich volle fünfzehn Jahre in unverminderter Stärke erhalten hatte, erzählte Michaila wie ſchändlich er vor dem ganzen Dorfe gepeitſcht worden ſei und wie er dafür den Onkel und die Mutter hätte töten wollen. Die letztere hätte freilich ſpäter die That ſehr bereut, aber es wäre zu ſpät geweſen; er wäre mit allen zerfallen . . . Der Zorn gegen ſeine Landsleute, die ihm auch nachher nicht wenig zuſetzten, war in Michaila ſo ſtark, daß er beſchloß, im Falle einer Verſchlechterung der Verhältniſſe in Sachalin unbedingt zu fliehen und ſich in ſeiner Art an ihnen zu rächen.

„Jetzt ſpalten ſich aber in meinem Kopfe die Gedanken", antwortete er wie gewöhnlich auf meine Fragen, „am Betruge habe ich keinen Geſchmack gefunden. Das ſage ich offen, und es wird mir gar

nicht ſchwer fallen, mir dieſe Dummheiten abzugewöhnen. Mikiſchka kennt mich darin: was ich beſchließe, das führe ich aus. Leute, Freunde — nichts kann mich davon abhalten. Aber doch kommt mir der Gedanke, daß ich alt werde und, wenn ich ganz allein bin, für wen ich dann leben ſoll? Beſonders wenn dazu das Leben ſich ungünſtig geſtaltet! Alſo etwas Beſtimmtes verſprechen kann ich nicht. Werde ſchon ſehen — etwas werde ich ſchon vornehmen und dann ſchreibe ich Ihnen."

In Bezug auf unſere Korreſpondenz hatten wir uns einen ſchlauen Plan erdacht. Burenkows direkt an mich adreſſierte Briefe würde mir Luzeſarow auf keinen Fall aushändigen: der Inſtruktion nach können ja die Sträflinge nur mit den nächſten Verwandten korreſpondieren. Deshalb beſchloſſen wir unſeren Briefwechſel folgendermaßen einzurichten: Michaila ſollte ganz einfach meiner Mutter ſchreiben, deren Adreſſe ich ihm in das Evangelium geſchrieben hatte.

Erſt nach fünftägigem Warten traf die Antwort der Frauen ein. Michaila war wegen Unwohlſein im Gefängniſſe zurückgeblieben, und als ich mit Nikifor aus den Erzwerken zurückkehrte, fanden wir ihn vielleicht zum zehnten Male eine Depeſche durchleſend. Giftig lächelnd überreichte er mir das Papier, und ich las folgendes:

„Meine Teuren, erzürnet nicht, ſchade um die Kinder, kommen nicht."

Traurig preßte ſich mir das Herz zuſammen, und im erſten Augenblicke fand ich kein Wort des Troſtes.

Nikifor verlor vollständig den Mut und verfiel in die übelste Laune. Am anderen Tage aber wechselte seine Mutlosigkeit mit einem Ausbruch wilder Lustigkeit. Er drehte beständig den langen Schnurrbart, ging aufrecht umher und sprach immer wieder die Worte: „Wir, Sachaliner . . .“

Von seiner Frau vermied er zu reden, und über die Weiber überhaupt äußerte er sich mit unendlicher Mißachtung. Ich sagte mir jedoch, daß diese Laune nur eine Stimmung des Augenblicks sei, und am Vorabende der Abreise noch suchte ich ihn zu überzeugen, daß in dem Telegramm eigentlich nichts enthalten sei, was gegen die Treue seiner Frau spräche. Ihre Lage als Mutter war wirklich sehr schwer: Jedenfalls sei das eine ungeheure Aufgabe für eine Frau, sich sofort mit den Kindern auf die Reise zu machen, und das nur auf Grund eines Telegrammes. Ich bedeutete Nikifor, daß ein ausführlicher Brief, den ich seiner Frau dieser Tage schreiben würde, ihr Anlaß geben würde, sich ein anderes, besseres Urteil über die Reise zu bilden, und versicherte ihm, daß er in Ussj-Kara sicher eine günstigere Nachricht vorfinden werde. Meine Worte waren erquickender Balsam für sein gekränktes Herz und heiterten ihn auf. Michaila dagegen verhielt sich ausgesprochen skeptisch, doch widersprach er mir nicht. Der eine wie der andere gaben mir ihr Ehrenwort, nicht zu fliehen und in Ruhe die völlige Klärung ihrer Familienangelegenheiten abzuwarten. · Was die Beziehungen der Brüder unter sich betraf, so schien es, als ob der leichtsinnige Nikifor, durch beider Unglück erweicht,

von der früheren Feindſeligkeit ganz abgekommen war. Er hörte nicht auf, Michailas Namen zu nennen; in jedem Wort, in jedem Blicke offenbarte ſich eine ſo brüderlich warme Zärtlichkeit, daß ein fremder Zuſchauer unmöglich hätte glauben mögen, daß zwiſchen beiden jemals eine ſchwarze Katze durchgelaufen, daß ihre Freundſchaft nicht immer ebenſo unzertrennlich geweſen ſei. Es ſchien, als zweifle Nikifor keinen Augenblick daran, daß ſie als Brüder den Weg zuſammen zurücklegen würden. Er bereitete zu dieſem Zwecke denn auch verſchiedene Beutel, Täſchchen, Querſäcke und lief die ganze Zeit herum, als hätte er für eine ganze Familie mit einer komplizierten Wirtſchaft zu ſorgen. Michaila dachte jedenfalls ganz anderes, und auch die expanſiven und ſentimentalen Anwandlungen Nikifors ließ er ſtillſchweigend über ſich ergehen. Als ich das bemerkte, führte ich ihn einmal auf die Seite und frug ihn, ob er denn wirklich auf Nikifor böſe ſei?

„Ich bin ihm gar nicht böſe, Iwan Mikolaitſch", antwortete Michaila, „aber ich habe mir feſt vorgenommen: ich werde nicht mit Mikiſchka zuſammengehen."

„Warum denn nicht?"

„Nun, ſehen Sie, ich kenne mich und ihn ſehr genau. Für zwei Tage reicht ſeine Güte, aber nicht länger. Dann wird er ſich wieder mit allerhand Leuten einlaſſen, Karten ſpielen, und dann iſt die Feindſchaft wieder da. Ich ſtreite aber nicht gern. Beſſer iſt es, viel beſſer, wir machen es von vornherein unmöglich, uns zu hintergehen, und wählen verſchiedene Wege."

Lange, ſehr lange drang ich in Michaila, alle

Streitigkeiten und Kränkungen der Vergessenheit preiszugeben und, dem allgemeinen Unglücke Rechnung tragend, doch lieber zu versuchen, noch einmal gemeinsam mit Nikifor zu leben. Augenscheinlich nur mir zu Gefallen — jedenfalls weil er glaubte, bei mir in unbezahlbarer Schuld zu stehen — gab er nach mit dem Versprechen, Nikifor noch einmal zu prüfen. Der letztere sollte von unserer Unterhaltung nichts erfahren.

Endlich, am 25. März, am Tage des Verkündigungsfestes, an einem klaren, sonnigen Morgen, machten sich die Sachaliner auf den Weg, vom ganzen Gefängnis bis zum Thore begleitet und gezwungen, im letzten Augenblick noch allerlei erbauliche Lehren für die Reise anzuhören. Herzlich küßte ich zum Abschied die beiden Burenkows . . .

Zu meinem Leidwesen habe ich von ihrem ferneren Schicksale nie etwas in Erfahrung bringen können. Meine Mutter hat nie von Michaila einen Brief bekommen. Die Sträflinge erklärten es damit, daß er jedenfalls beim Transport geflohen sei. Einige behaupteten sogar, daß sie mehr davon gehört hätten. Man erzählte Details von einem umfangreichen Fluchtversuch in der Sachaliner Abteilung, dessen erstes Opfer unter anderen Nikifor Burenkow geworden sei, während Michaila entkam . . .

Ob das Erfindung oder Thatsache war, wie sollte man es erkennen und prüfen? Meiner Gewohnheit getreu, sich allen Sträflingsgerüchten gegenüber skeptisch zu verhalten, werde ich mich damit begnügen müssen, hier einen Punkt zu machen.

Flucht und erstes Blut.

Anfangs Mai verbreitete sich über die Pokrover Bergwerke bis zum Schelaischen freien Kommando das sensationelle Gerücht von der Flucht eines Arrestanten durch die Erzstollen. Das Gerücht drang bald auch ins Gefängnis durch und regte dessen Insassen heftig auf. Man hörte nur noch von Krasotkin sprechen (so war der Name des Flüchtlings). Viele wunderten sich darüber, daß eigentlich noch niemand bisher auf den Gedanken gekommen sei, über die Berge zu fliehen.

„Ich habe schon früher gehört", erzählte jetzt fast jeder, mit dem ich mich über die Sache unterhielt, „daß an der anderen Seite, wo keine Wache steht, ein Ausgang vorhanden ist. Dort soll auf fünfzig Werst Weite der Berg eingebaut sein. Man kann sich in den Gängen sogar verlaufen . . . So wie im Wald: da gehst du gerade aus, dort biegst du rechts ab, dort links, hier mußt du in die Tiefe steigen, dort wieder nach oben kriechen . . . Kreuz und quer dehnen sich zahllose Stollen aus . . . Nur eins: allzu weit vorzudringen ist sehr gefahrvoll. Manche Schächte sind längst schon verlassen. Es ist streng verboten, hineinzugehen; die Zimmerung ist verfault, an anderen Stellen stößt man auf Wasser, Eis."

Mit einem Worte, die Mehrzahl behauptete, daß auf der anderen Seite ein Ausgang vorhanden sein müsse und ein Mensch dort bequem entweichen könne.

Der Poet Wladimiroff, der auch einige dieser

Behauptungen gehört hatte, erhob sich plötzlich von der Pritsche und sagte mit Nachdruck im tiefsten Baß:

„Früher flüchtete man auch!"

„Wann flüchtete man? Wer flüchtete?"

„Nun, man flüchtete eben. Alle konnten jedoch nicht weggehen, es waren einige, die ihre Familien bei sich hatten. Den Ausgang aber fanden sie. Da war der Pole Nijas und der Kleinrusse Egosa, die haben ihn einmal gefunden. Sie gerieten in einen Gang und verirrten sich. Was sie da für Schrecken ausgestanden, das erzählten sie später. Ueber befrorene Treppen sind sie gekrochen . . . mehr tot als lebendig, erstarrt und durchnäßt . . . Und plötzlich kamen sie zum Ausgang . . . sie treten hinaus — ringsum Wald, die Kette aber weit — weit hinter ihnen! Sie hätten fliehen können, wenn sie wollten. Aber sie wollten nicht, weil sie verheiratet waren, und gingen den Kosaken entgegen. Diese wollten sie anfangs gar nicht in die Kette zurücklassen, und als sich nachher die Sache herausstellte, wunderte sich die Wache sehr."

„Vielleicht hast du davon geträumt, Bärenohrchen?" frug spöttisch Sokolzew.

„Wieso geträumt? Frage doch den Kleinrussen Egosa und Nijas!"

„Wie kann ich sie fragen, wenn sie schon längst wieder in ihrem Amtsbezirk sind? Und dir haben sie es selber erzählt?"

„Wenn auch nicht mir selbst . . . Aber die anderen haben es doch auch gehört . . . Weggehen

konnten sie, wenn sie nur wollten! Sie wollten aber nicht, weil . . ."

„Das ist es eben, wenn man nur wollte! Nein, besser, wir warten, bis wir erfahren, auf welche Weise Krasotkin entfloh, und dann erst werden wir dir glauben. Nein, Freundchen, wenn es Ausgänge an den Bergen gäbe, dann würde die Obrigkeit gewiß mehr als wir beide davon wissen und sie während der Arbeit nicht ohne Bewachung lassen. So denke ich."

Gontscharow, Juchorew und andere erfahrene Leute teilten Sokolzews Skeptizismus. Bestärkt wurden sie darin, daß nach kurzer Zeit eine andere, genauere Nachricht kam, daß nämlich Krasotkin gar nicht geflohen war, sondern sich nur in den Berg versteckt hatte und nach zwanzig Tagen infolge seiner Dummheit gezwungen war, sich selbst der Obrigkeit wieder zu stellen. Sokolzew brachte diese Nachricht aus der Werkstatt mit und erzählte sie folgendermaßen:

„Flüchten konnte er, Krasotkin, wenn nur ein anderer Kerl an seiner Stelle gewesen wäre. Ich kenne ihn gut, und schon damals bei der ersten Nachricht dachte ich, ob das Krasotkin wirklich durchführen kann? Und richtig: er selbst hat es gar nicht unternommen; die Kameraden haben es vorgeschlagen, ihn fast mit Gewalt dazu überredet. Schade um den Burschen! Noch ganz jung und fast fünfundvierzig Jahre Arbeit auf dem Nacken. So wurde es gemacht: Man versteckte ihn während der Arbeit in alten Schächten, an einem feinen Plätzchen, von dem nur zwei oder drei Menschen wußten. Im voraus

wurde dort Proviant zusammengeschleppt, um davon drei oder auch vier Tage leben zu können. Das Ganze wurde mit Steinen belegt, und dann gingen die Kameraden fort. Die Arbeitszeit war zu Ende; es ging wieder ins Gefängnis. Die Kosaken revidierten die Sträflinge, einmal, zweimal — zum Teufel! Da fehlt ja einer! Es wurde Alarm geblasen. Die Kosaken durchsuchten den ganzen Berg und konnten nichts finden. Man schloß um den Berg eine Kette von Wachtposten. Wo er sich auch versteckt haben mochte — früher oder später mußte er doch wieder zum Vorschein kommen. Die Wache schwur, es würde keiner aus der Kette herausgelassen. Die Kameraden kalkulierten so, daß man ihn drei bis vier Tage suchen würde. Innerhalb dieser Zeit müßte man sehr vorsichtig zu Werke gehen und ruhig sitzen bleiben. Hundert Kosaken mit Laternen sind in der ersten Nacht auf den Berg geschickt worden, um ihn zu suchen. Aber umsonst, sie haben nichts gefunden. Noch zwei Tage dauerte das Suchen, und dann erst wurde die Kette aufgehoben. Man beschuldigte nun den Wächter, er habe nicht aufgepaßt und ihn durch die Kette laufen lassen. Jetzt sollte Krasotkin fliehen — die unserigen hatten Zeit genug, ihm zu sagen, daß das Suchen zu Ende und der Durchgang frei sei. Civilkleider, Geld — alles hatte er schon. Und er, der dumme Teufel, bekommt plötzlich Angst. Drei Tage sind so umsonst gewesen. Und dabei sind auch die Lebensmittel ausgegangen. Man suchte jeden Tag etwas aus dem Gefängnis zu schleppen. Frühmorgens, als man auf die Arbeit kam, dachte jeder, nun wird er wahr-

ſcheinlich auf und davon ſein. Man ſah nach — aber er lag immer noch da.

‚Was ſoll das heißen? Du willſt dich wohl zu Grunde richten?‘

‚Bei Gott, Brüderchen, heute Nacht werde ich fliehen.‘

Das war aber mal eine furchtſame Krähe! Und ein ſo junger Kerl und fünfundvierzig Jahre Zwangsarbeit vor ſich! Die ‚Kobylka‘ fing ſchon an allerlei zu menkeln. Zuerſt wußten nur vier treue Menſchen davon; und die meiſten, wie auch die Obrigkeit, glaubten nicht anders, als daß Kraſotkin ſchon lange im Freien ſei. Aber dann bemerkte mal einer, daß ihm aus dem Gefängnis Eſſen zugetragen wurde, oder irgend ſonſt was — und bald war es im ganzen Gefängnis ruchbar, daß Kraſotkin in den alten Schächten ſtecke. Und was das Gefängnis weiß — das erfahren auch die Aufſeher, und von denen die Wache. Man ſchlug wieder Lärm, die Kette wurde wieder aufgeſtellt und jeder ſtreng durchſucht, der in den Verdacht kam, ihm Brot zu bringen . . . Das war noch nicht alles! Es waren ſchlaue Schelme: in allen Gängen und Stollen wurde Aſche ausgeſtreut. Sie meinten, wenn er nachts geht, am Fluſſe Waſſer trinken oder um zu fliehen — ſeine Spuren werden nun bleiben. Tag und Nacht wurde jetzt auf dem Berge geſucht. Und was machten ſie einmal? Die Sträflinge wurden diesmal nicht auf die Arbeit geführt, ſtatt deſſen mußten die Koſaken den Hammer zur Hand nehmen. Sie machten einen Heidenlärm im Bergwerke. Kraſotkin aber war glücklicherweiſe an dieſem Tage nicht

aus dem Verſteck hervorgekommen. Und gerade in dieſen Tagen hatte er furchtbar zu leiden. Einmal (ſo erzählte er ſpäter den Kameraden) waren zwei Koſaken auf der Suche der Stelle ganz nahe gekommen, wo er unter Steinen verſteckt lag. Sie fingen an, die Steine auseinanderzulegen. Einer ſagt dabei:

‚Ich durchſteche den Hund, wenn ich ihn hier finde!‘

Vor Schreck wagte er kaum zu atmen: nun war er verloren! . . . Da hörten die Koſaken plötzlich ſchreien: ‚Hier, hier iſt er!‘ und liefen nach der Stelle hin. So war er der Entdeckung diesmal noch entgangen. Aber mit ihm ſelbſt ſtand es ſchlimm. Brot konnte man ihm nur in ganz kleinen Mengen ſchaffen und auch nicht jeden Tag. Er wurde ganz abgezehrt. Dazu noch die Dumpfheit, die ſchlechte Luft . . . Die Füße ſchwollen auf, es zeigte ſich Skorbut . . . Ein anderer hätte ſich immer noch aufraffen können. Kein Teufel konnte ihn zurückhalten. Direkt auf die Wache müßte er ſich geſtürzt haben, aufpaſſen und jetzt — dem Kerl auf der Stelle den Garaus gemacht! Kraſotkin aber konnte ſich zu nichts entſchließen. Nur einmal erkühnte er ſich und ging aus . . . aber ſo unvorſichtig, daß die Wache ihn erblickte und Feuer gab. Die Koſaken liefen herbei . . . Kaum daß er unterkriechen konnte. Nun verlor er den Mut vollſtändig und kam nicht mehr aus ſeiner Grube hervor. Er wurde krank, elend.

‚Jetzt bleibt mir nichts als der Tod‘, dachte er.

Da hörte er, wie jemand ſich zwiſchen den Steinen

durchſchlich. Kleine Steinchen fielen herunter. Plötzlich ſtand ein Menſch vor ihm — nicht groß und nicht klein, mit einem grauen Bart im Geſicht.

‚Biſt du da?‘ frug er.

‚Hier!‘ antwortete Kraſotkin.

‚Willſt du eſſen?‘

‚Ja‘, bat er, ‚ſehr!‘

‚Frierſt du?‘

‚Bin ganz erfroren.‘

‚Nun, wart' ein wenig, bald wird dir leichter werden.‘

Sprach's und verſchwand und ließ ſich auch nicht wieder ſehen. Ihm wurde ſofort viel leichter: der Hunger ließ nach und es ſchien ihm auch wärmer zu werden.

Am nächſten Tage (es war der neunzehnte) erklärte Kraſotkin den Kameraden, daß er länger nicht im ſtande ſei, in ſeiner Grube auszuhalten, und wenn ſie kein Mittel wüßten, ihn lebend herauszuführen, ſo würde er ſelber gehen und ſollte er niedergeknallt werden. Was ſollten ſie machen? Man ſagte ſchließlich einem der Aufſeher (gegen unſere Brüder ein ſelten guter Menſch) ſo und ſo, dem armen Teufel ſteht der Tod bevor, wenn die Koſaken ihn nur erblicken, ſo wütend ſind ſie auf ihn. Nehmt ihn doch in Euren Schutz! Am anderen Morgen nun ging er mit ihnen zum Berg, ſteckte Kraſotkin in Civilkleider und führte ihn, von den Koſaken unbemerkt, heraus. Wer in Pokrow war, der weiß, daß die Erzwerke faſt neben dem Gefängniſſe liegen und die Kette gar nicht weit geſtellt zu werden braucht. Als ſie aber

ans Thor kamen, merkte die Wache, um was es sich handelt. Sie fingen an wie die Verrückten herumzurennen und wußten zuerst wirklich nicht, was sie machen sollten.

‚Wenn ihr' ihm nur ein Haar krümmt', schrie ihnen der Aufseher zu, ‚werdet ihr zur Verantwortung gezogen.'

Alle stürzten zum Wächterhaus und kamen mit ihren Flinten wieder. Krasotkin wäre unbedingt erschossen worden, wenn nicht der Diensthabende in diesem Augenblick das Thor geöffnet hätte und man gerade noch so viel Zeit hatte, ihn hineinzustoßen. So blieben die Kosaken die Genarrten, drohten mit dem Gewehr durchs Gitter und hielten sich am Schimpfen schadlos, diese dummen Tiere!"

„Jeden einzelnen von ihnen müßte man erwürgen", riefen die Zuhörer aufgeregt nach Sokolzews Erzählung.

Aber auch auf Krasotkin wurde weidlich geschimpft. Im allgemeinen gab es eine große Enttäuschung.

Obgleich die Fluchtidee durch die alten Schächte für das kleine Schelaische Erzwerk gar keinen Sinn hatte, da sie von den jetzigen weit entfernt lagen, so waren doch in der Seele der Sträflinge durch diesen Vorfall die heiligsten Gefühle erwacht. Auch der Frühling stand in voller Blüte; hinter der hohen Mauer grünten die Bäume, die Blumen dufteten . . . Alles erinnerte an die Freiheit, an Leben und Glück, und jedes Herz schlug wehmütig beklommen . . . Aber aus dem Schelaischen Gefängnis flüchten, das der

Sechsäugige so scharf bewachte, das war nicht so leicht, und selbst die kühnsten zogen es vor, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten und träumten inzwischen von Versetzungen in andere Erzwerke. Dafür begannen im Anfang des Sommers die Sträflinge der freien Kolonie, die fast gar nicht bewacht wurde, dutzendweise zu fliehen.

Zuerst verschwanden der Koch und die Köchin Lucjesarows. Er sandte einige Aufseher und Kosaken hinterher, um sie zu fangen; aber man suchte drei Tage vergeblich, und die Verfolger mußten schließlich mit leeren Händen zurückkehren. Kaum hatte sich die Erregung etwas gelegt, welche die erste Flucht im ganzen Gefängnis hervorrief, floh wieder einer, diesmal Lucjesarows Liebling, ein Sträfling, der in seinem Kontor den Posten eines Schreibers versah. Mit ihm verschwand gleichzeitig das vierzehnjährige Mädchen, Rakitins Schwägerin, die zur Schwester in die Zwangsarbeit gekommen war. Diesmal machte sich der brave Stabskapitän selbst an die Verfolgung der Flüchtlinge, nachdem er von einem der Sträflinge einen Fingerzeig erhalten, nach welcher Richtung sie geflohen. Man erzählte, daß er sich bei der Abfahrt gerühmt habe, den Schreiber lebendig oder tot zurückzubringen.

„Ist das also nicht eine wahre Natter!“ eiferten unter sich die Sträflinge, „warum schaut man in anderen Erzwerken gar nicht hin, wenn einer aus der freien Kolonie flieht? Die Obrigkeit ist doch dafür gar nicht verantwortlich. Es geht auf allen vier Seiten, seht zu, wie ihr davonkommt.“

„Weil er eben eine sechsäugige und sechsköpfige Schlange ist!“ schrie aus vollem Halse der halbverrückte und boshafte Schebreek, „er, dieses wandelnde, mit Gold behängte Gerippe schätzt eben unseresgleichen. Gleich den leiblichen Brüdern, so schätzt er uns! Kann ohne uns nicht ruhig schlafen, nicht essen, noch trinken. Nie möchte er sich von seinen Sträflingen trennen. Er wird krank, wenn einer die Zeit abgesessen hat; aber vor Freude wächst sein Bauch, wenn jemand eine Zugabe bekommt. Weshalb sind wir nicht nach Sachalin überführt worden? — Weil er nicht wollte. Ich weiß es bestimmt, daß er dagegen war. Und wo ist wohl so was vorgekommen, selbst hinter einem fliehenden Sträfling dreinzufahren und ihn zu suchen? Welcher großmütige Direktor wird auf solche Kleinigkeiten achten? Nun, mag er sich damit ergötzen, mag er unser Blut trinken! Seine Zeit wird auch noch kommen ... Ich weiß, daß sie kommen wird! Sie wird kommen!“

Und die Hand erhebend, streckte Schebreek feierlich seinen Zeigefinger gen Himmel.

Luczesarows Behauptung erwies sich als leere Prahlerei. Er flog mit den Kosaken auf dem Fahrweg hin, die Flüchtlinge aber konnten bequem nach der Seite abbiegen, sich im Buschwerk verstecken und ihn aus der Ferne auslachen. Sie hatten viele Wege vor sich. Schwierig wurde die Flucht erst da, wo dreißig bis fünfzig Werst von den Schelaischen Erzwerken entfernt, kahle Steppen anfingen, auf denen bis Czita einige Kosakendörfer verstreut lagen. Dort war das Fortkommen sehr erschwert, und von den

unzähligen Flüchtlingen, die jeden Sommer aus allen Nerczinser Erzwerken hier zusammenströmten, gelang es nur wenigen, die Zwangsarbeitsgrenze ungehindert zu passieren. Die meisten fielen gewöhnlich in die Hände der Behörden zurück. Für die Schelaischen Flüchtlinge konnte es schon als Glück angesehen werden, nach der Wiederergreifung in ein anderes Gefängnis zu kommen.

Finster und verdüstert wie die Nacht kehrte der Sechsäugige schließlich von seiner resultatlosen Reise zurück, worüber sich natürlich die „Kobylka" und die Leute in der freien Kolonie innerlich freuten. In der letzteren gehörten die Fluchtversuche alsbald zu den Tagesereignissen. Eigentlich nur die Familienväter und diejenigen Sträflinge, deren Strafzeit bald zu Ende war, hielten noch aus. Man erzählte, daß Lutzesarow gerade in dieser Zeit ein für ihn recht unangenehmes Schreiben bekam, in dem ihm Vorhaltungen über unnütze Ausgaben bei der Verwaltung des Schelaischen Erzwerkes gemacht wurden, daß ferner die eingereichten Kostenanschläge, auch wenn er die Ausgabe bereits teilweise aus seiner Tasche bestritten hatte, nicht genehmigt worden waren. Ich weiß nicht, ob es der Wahrheit entsprach oder erfunden war, jedenfalls versuchte man sich auf diese Weise die Veränderung zu erklären, die während des Frühlings in seinem Wesen vor sich ging. All der donnernden Strafreden ungeachtet, die er den Sträflingen bisher gehalten hatte, war er doch immer ein Mensch, der sich jederzeit streng im Rahmen des Gesetzes hielt. Selbst nach dem Attentat des Schach-Lamos schien

er sich dem Gefühle persönlicher Kränkung nicht hingeben zu wollen und begnügte sich höchstens mit Arreststrafen, Schließung der Thüren und mündlichen Androhungen; jetzt aber kam ein ganz neuer, früher verborgen gebliebener Charakterzug zum Vorschein: die echt russische Fähigkeit des Austobens.

In das Gefängnis selbst war er die letzte Zeit selten gekommen, von seinen Thaten im Freien hörten wir oft genug. Die Sträflinge, die einen Graben neben dem Gefängnis aushoben, bekamen seine Macht aus erster Hand zu fühlen: sie wurden mit unerhört schweren Arbeiten belastet, mußten pro Mann täglich bis zu einem Kubikmeter bewältigen, wobei er völlig vergaß, daß es Zwangs- und nicht Lohnarbeiter waren, welch letztere doch immer bessere Nahrung erhalten und auch über eine ganz andere Körperkraft und moralische Stärke verfügen. Nach einigen Tagen einer derartigen Beschäftigung wurden auch die stärksten von Schwäche ergriffen. Der kleine Lunjkow mußte z. B. einmal barfuß aus einer thonerdigen Lehmgrube herausgezogen und die steckengebliebenen Stiefel nachher mit Stahlschaufeln ausgehoben werden. Demjenigen nun, der die Aufgabe nicht voll bewältigt hatte, wurde am nächsten Tage die Fleisch- und Brotration verkleinert, aber deshalb doch die gleiche Leistung vorgeschrieben. In diesem Falle zeigte sich am deutlichsten die wahre Natur derjenigen Sträflinge, die gewöhnlich eine starke Stimme hatten und in Worten alles leisteten. Sobald es nun wirklich darauf ankam, waren sie stiller als das Wasser, bescheidener als das Gras und standen unbeweglich wie

Ochsen, nur um den gefürchteten Sechsäugigen nicht zu erzürnen. Lunjkow aber zeigte jetzt abermals, daß er wirklich kein Feigling war. Er blieb dem ihn beschimpfenden Aufseher die Antwort nicht schuldig und ging ruhig in den Karzer. Der Sechsäugige gab Befehl, ihn sechs Monate einzusperren und vor Gericht zu stellen. Demselben Schicksal mußte sich auch mein Freund, der dicke Nogaitzew, unterwerfen. Die Karzer standen in diesen Tagen nie leer.

Dem Gerüchte nach tobte Lucesarow auch bei sich zu Hause, sich „eigenhändig" mit den Dienstboten auseinandersetzend. Von den Aufsehern, die ihn überhaupt noch mehr als die Sträflinge fürchteten, wurden einige von ihren Posten entfernt, andere mit Vorwürfen überhäuft und beständig drangsaliert.

Im Gefängnis sah man seinem Erscheinen bei der Abendkontrolle mit Bangen entgegen. Man war überzeugt, daß einmal etwas Schreckliches geschehen müsse. Alle duckten sich unwillkürlich, das Gewitter spürend, das sich über ihren Häuptern zusammenzog.

Ein Gewitter ist in Wirklichkeit auch hereingebrochen, freilich kam es von einer ganz anderen Seite, als man erwartet hatte.

Bei der Rückkehr aus den Erzwerken hörten wir einmal eine Neuigkeit, von der uns fast allen die Füße wankten: in der freien Kolonie wurde Lucesarows Kutscher Salmanoff soeben einer schweren Exekution unterworfen, wobei das herzzerreißende Geschrei des Delinquenten deutlich zum Gefängnishof und sogar bis zum Hospital herüberscholl. Salmanoff, ein allen gut bekannter Kirgise, der einige Monate

im Schelaiſchen Gefängnis gelebt hatte, war ein plumper Bär von hohem Wuchs mit häßlichem Geſicht, welches von den Pocken ſehr entſtellt war. Seine Stimme glich dem Klange nach derjenigen eines Tieres; aber im großen und ganzen war Salmanoff ein ſehr ehrlicher und gutmütiger Burſche. Sogar die Sträflinge, die, wie bekannt, Kirgiſen im allgemeinen nicht leiden konnten, ſtaunten, als ſie hörten, daß ſich der Arme weiter nichts hatte zu ſchulden kommen laſſen, als das Stehlen einiger Krautköpfe. Und dann ſtellte ſich ſpäter noch dazu heraus, daß es ein ganz anderer Sträfling geweſen, einer, der ſeine Strafzeit verbüßt hatte und nur noch auf die Beſtimmung ſeiner Ortsbehörde wartete. Alles das hätte man ſich ſofort klar machen können, wenn man in ruhiger Weiſe die Unterſuchung durchgeführt; allein Luczeſarow ließ ſich vollſtändig durch ſeinen Jähzorn hinreißen: er befahl, Salmanoff ſofort vor den Fenſtern ſeiner Kanzlei mit Ruten zu beſtrafen. Die Koſaken ſchlugen wütend, ſchonungslos auf ihn ein. Nach dreißig Schlägen trat Luczeſarow auf die Treppe heraus und frug den Kutſcher, wo er die Köpfe verſteckt habe. Der unglückliche Kirgiſe fiel ihm zu Füßen, konnte aber keine Antwort geben, da er ja nichts davon wußte. Der brave Stabskapitän trat in die Kanzlei zurück, indem er die Exekution fortzuſetzen befahl. Nach weiteren dreißig Schlägen kam er wieder heraus, und als er wieder keine Antwort bekam, gab er den Koſaken zum drittenmal das Zeichen.

Dieſe fürchterliche Scene wiederholte ſich viermal hintereinander, und Salmanoff erzählte ſpäter,

daß er im ganzen hundertundvierunddreißig Schläge bekommen habe. Der „Instruktion" zufolge aber hatte die Schelaische Gefängnisadministration kein Recht, mehr als hundert Schläge zu verordnen. Blutend wurde Salmanoff dann in den Gefängniskarzer geführt, verurteilt und nach einem Monat in die allgemeine Zelle gebracht. Zum Glück stellte sich aber dann seine Unschuld heraus, was seine Rückkehr in die freie Kolonie zur Folge hatte. Der gutmütige und geängstigte Wilde hatte den Mut nicht, sich gegen dieses willkürliche Verfahren aufzulehnen, und so wurde schließlich die Sache der Vergessenheit anheim gegeben. Für Salmanoff selbst, so wie für die ganze „Kobylka" war der physische Schmerz, welcher mit der barbarischen Exekution verbunden war, das Hauptmoment: war der Schmerz überstanden, lohnte es sich nicht mehr, daran zu denken.

Ich fühlte ganz etwas anderes . . . Mir schien, als sei der beste Teil meiner Seele beschimpft worden; dieses Mal wurde ich mit beleidigt, auch mich traf diese Ungerechtigkeit. In Luczesarows früherem Benehmen, in seiner ganzen Verwaltung des Gefängnisses hatte ich eine völlig unrichtige Auffassung der wichtigsten Fragen entdeckt, eine ganz unwesentliche und formelle Auslegung der Gesetze u. s. f., jetzt aber ging mir in ganzer Schönheit und Machtentfaltung sein wahrer „Charakter", jener russische „Charakter" der Leibeigenschaft, auf, der noch lange nicht vor dem Glanz europäischer Kultur, auch vor dem feinsten der allerneuesten Systeme nicht geschwunden ist . . .

Noch lange nach diesem Vorfall konnte ich Lucze-

ſarows Figur nicht ſehen, ohne unwillkürlich am ganzen Leibe zu zittern; aber, o weh! der Menſch iſt ein Weſen, das ſich an alles gewöhnt ... Bald ſank auch in mir das edle Gefühl des Abſcheus in ſich ſelbſt zuſammen, wurde durch neue düſtere Eindrücke in den Hintergrund gedrängt und machte mich langſam fähig, Ereigniſſe zu überleben, die noch erſchütternder und empörender waren.

Die „Eſpenholzglocke" zerſtreut mich.

Wie die Sonne nicht ohne Schatten und wiederum die Nacht nicht ohne Morgenröte iſt, ſo ſteht auch im Leben faſt ſtets das Düſtere und Traurige neben dem Komiſchen und Ergötzlichen. Einige Tage nach der Geſchichte mit Salmanoff verbreitete ſich im Gefängnis das Gerücht, Rakitin habe in der Trunkenheit ſeine Frau halbtot gebiſſen: wenn nicht die Nachbarin ſofort zum älteſten Aufſeher gelaufen wäre, hätte er die Frau umgebracht ... Am Abend desſelben Tages nach der Kontrolle klirrte das Schloß in unſerer Zelle, die Thüre öffnete ſich und auf der Schwelle erſchien Rakitin mit ſeinem bekannten Lachen:

„Guten Abend!" wandte er ſich freundlich an uns.

Die Kobylka lachte laut und fröhlich auf.

„Haben ſie dich erwiſcht, Täubchen?! Iſt ſchnell gegangen! Nun, erzähle Bruder, wie und warum?"

Darauf erzählte Rakitin einen derartigen Unſinn, daß man faſt nichts verſtehen konnte. Er warf alles

bunt durcheinander, den heimlichen Branntweinhandel, wovon der Sechsäugige Wind bekommen habe, die Flucht der Schwägerin mit dem Schreiber, das Zusammenleben seiner Frau, Marfa, mit demselben Schreiber, und weiß der Teufel was noch alles.

„Ist es denn wahr, daß Sie Ihre Frau gebissen haben, Rakitin?"

„Ich habe sie ein wenig gezwickt. Was wahr ist, bleibt wahr, Iwan Nikolajewitsch. Und warum sollte ich auch die gemeine Kreatur nicht beißen? Sie haben mir völlig den Kopf verdreht! Sie wollten mich längst schon ins Gefängnis haben."

„Wer sie?"

„Eben dieselben, Marfa, meine Frau, und Domna, die Schwägerin, die mit dem Schreiber entflohen ist. Wenn Sie alles wüßten, was sie mir angethan, wie sie mein Herz gemartert haben . . . Das Blut haben sie mir ins Kochen gebracht."

„Was haben sie denn gethan?"

„Ach! die ganze Nacht könnte man reden, und hätte doch nicht alles erzählt. Domna ist erst dreizehn Jahre alt. Hat weder Vater noch Mutter, — eine Waise also. Ich habe mich ihrer angenommen, habe sie gekleidet und genährt. Und was ist der Dank, Iwan Nikolajewitsch? Eine Schlange habe ich an meinem Busen gewärmt! Wie viel List und Heuchelei in der gemeinen Seele steckte, das werden Sie gar nicht glauben. Als ich noch im Gefängnis saß, frug ich einmal Marfa, was Domna eigentlich treibe. ‚Domna beschäftigt sich meist mit Lesen', meinte sie. ‚Sie sitzt immer hinter dem Evangelium.'

Die Domna versteht thatsächlich zu lesen. Nun, das ist gut, denke ich. Als ich freigelassen wurde, sah ich, daß Domna thatsächlich hinter den Büchern saß. ‚Was liest du, Domnuschka?' frug ich sie. ‚Fromme Dinge, Bruder', gab sie zur Antwort. Hätte ich nur damals diese ‚frommen Dinge' etwas näher angeschaut und die Nase auch mal in das Buch gesteckt! Sie haben mir doch was beigebracht, Iwan Nikolajewitsch. Na, ich hatte eben immer keine Zeit dazu. Wissen Sie, so nach langer Zeit wieder in Freiheit — der Kopf schwindelte mir ein wenig davon — konnte ich also an die Wissenschaft denken? Nun, als sie aber mit diesem verfluchten Schreiber davonlief — möge man ihm die Gedärme dafür ausreißen — fiel es mir ein, mir auch mal ihre Bücher anzusehen. Und was meinen Sie, was das für Bücher waren, Iwan Nikolajewitsch? Alles von der Liebe, und nur von Liebe war die Rede ... Und alles war genau beschrieben, so wie es für ein Mädchen eigentlich gar nicht paßt! Der Schreiber hat ihr eben alle Romane gegeben, die er von den Aufsehern und dem Monachow zusammengeborgt hat. Und da hat sie mir weiß machen wollen, sie lese in den göttlichen Offenbarungen und in der Bibel! Da sehen Sie wieder, wie dumm wir sind! Das kommt davon, daß wir so wenig gelernt haben! Ich werde jetzt unbedingt bei Ihnen in die Schule gehen, Iwan Nikolajewitsch; ich will tiefer in die Wissenschaft eindringen!"

„Warum ist denn Domna eigentlich davongelaufen?"

„Ich beschuldige sie nicht so sehr, Iwan Nikolajewitsch — sie hat ja bloß den Verstand eines Kindes —, als diesen Judas, den Darmidoschka. Er ist ja mein Landsmann und wir waren sogar Busenfreunde, bis zur letzten Stunde fast unzertrennlich... Sie werden es nicht glauben wollen, Iwan Nikolajewitsch (hier senkte Rakitin die Stimme zum Flüstern), ich habe ihm doch ... ja, kein anderer als ich, Jegor Alexejew, habe alles zur Flucht vorbereitet! Ich habe ihm Brot für den Weg getrocknet, allerlei Vorräte mitgegeben ... Und wie lohnt er es mir? — Er entführt mir das Mädchen!"

Die Sträflinge lachten laut auf.

„Aber warum bedauerst du sie so?" frug Tschirok. „Hast du es etwa selbst auf sie abgesehen? Bist du nicht blos mit ihr verwandt? Sie ist eben weggegangen — mag sie der Teufel holen! Ein überflüssiger Mund weniger für dich! Noch dazu, da sie eine so heuchlerische Kreatur war!"

„Du bist ein komischer Mensch, Kusjma! Was würdest du wohl sagen, wenn dir das Luder ein Paar Prünellstiefel, einen Pelz und zwanzig Rubel gestohlen hätte ... Das thut einem doch leid! Mein schönes, sauerverdientes Geld!"

„Na, du, lüge nicht! Woher wirst du das Geld haben? Die Marfa hat es höchstens mit Schnaps verdient, aber nicht du."

„Einerlei, Bruder. Mann und Frau — 's ist ein Satan, steht in der Schrift. Warum soll ich dem Luder nicht wünschen, der Kopf werde ihm abgedreht?"

„Aber trotzdem begreife ich noch immer nicht, warum Sie Marfa gebissen haben, Rakitin?“

„Nun, weil dieser Satan jedenfalls genau wußte, was die Schwester vor hatte, Iwan Nikolajewitsch. So und nicht anders ist es gewesen. Ich bin ein Kronsmensch, bin von früh bis spät auf der Arbeit, und sie sitzt den ganzen Tag zu Hause.“

„Aber was erzählen Sie uns da, Rakitin! Es ist doch unmöglich, daß Marfa bei dem Diebstahl ihrer eigenen Sachen, ihres eigenen Geldes mitgewirkt hat! Wie konnte sie überhaupt einverstanden sein, daß die leibliche Schwester, dieses kleine Ding, mit einem Brodiaga davongeht, der sie beleidigen, vielleicht töten und berauben wird? Man sagt doch, Ihre Frau sei klug.“

„Ach, Iwan Nikolajewitsch! Sie verstehen eben nichts von dem Leben, das unsereiner führt. Sie wissen nicht ... Und es ist ja längst bekannt, daß Sie diese Schlangenbrut immer in Schutz nehmen.“

„Gut gesagt, Jegorka! Jetzt hast du mal dem Mikolaitsch tüchtig eins gegeben! ... Wenigstens einmal die reine Wahrheit von dir ... Ja, man muß sie alle erwürgen, diese Kanaillen, alle ohne Ausnahme!“

„Selbstverständlich, muß man das“, — stimmte Rakitin gehobenen Mutes ein und schlug die Faust auf den Tisch, daß es dröhnte.

Es freute ihn offenbar, daß die Anerkennung der Sträflinge, in deren Augen er sich noch vor kurzem lächerlich gemacht hatte, sich ihm langsam wieder zuwandte.

„Ich habe schon früher solche Kniffe bei ihr bemerkt, daß es eigentlich längst Zeit war, ihr den Kopf abzudrehen, Iwan Nikolajewitsch. Aber ich habe immer nachgegeben, entschuldigt. Habe ich etwa nicht bemerkt, daß sie sich auch mit diesem Schreiber eingelassen hat? Und fortwährend war die Rede von Dormidont Iwanytsch: ach, es geht nicht gut anders, man muß das dem Dormidont Iwanytsch schenken, man muß ihn damit bewirten . . . Ich, ihr leibhaftiger Mann, wurde nicht so gut verpflegt! Und kann sich etwa Dormidoschka mit Jegor Rakitin messen? Nein, sie will eben nicht nach dem Gesetz leben! Die verbotene Frucht dünkt ihr süßer zu sein!"

„Aber Sie sagten doch selbst, Rakitin, daß Sie dem Schreiber zur Flucht verholfen haben, daß Sie bis zur letzten Stunde gut mit ihm befreundet waren? Wenn Sie aber solche Dinge zwischen ihm und Ihrer Frau . . ."

„Ja, was denken Sie wohl von Jegor Rakitin, gestatten Sie mir, daß ich Sie frage? Ist er etwa ein dummer Junge? Nein, Iwan Nikolajewitsch! in diesem Kopfe steckt doch was drin. Wie lange kennen Sie mich nun schon, aber immer noch nicht ganz. Denken Sie, ich verstehe es nicht, mich zu verstellen? Ein Diplomat zu sein? Ich verstehe das sehr gut! Ich krieche dem Satan selbst ohne Oel in die Seele hinein, wenn ich nur will. Wie konnte ich ihm denn plötzlich sagen, daß ich sie beide durchschaue? Ich mußte mich scheinbar freuen, damit dieser Friedens- und Familienstörer endlich fortgeht, dieser Quälgeist meines Lebens."

„Nun, was iſt das nun wieder! Bald iſt er Ihr Buſenfreund, bald der Quälgeiſt Ihres Lebens. . . . Man verſteht Sie nicht, Rakitin. Alſo warum haben Sie Ihre Frau gebiſſen und nicht lieber geſchlagen?“

„Es liegt mehr Geſchmack darin, Iwan Nikolajewitſch.“

„Wieſo, Geſchmack?!“

„Nun ſo: Man beißt mit den Zähnen in lebendiges Fleiſch und wird ſtarr vor Entzücken! Eine feine Sache das! Sehen Sie mal, was ich für regelmäßige Zähnchen habe, wie ein Eichhörnchen, klein und ſcharf . . .“

Und unter dem brüllenden Gelächter der „Kobylka“ öffnete Rakitin ganz ernſthaft den Mund und zeigte mir zwei Reihen blitzend weißer und thatſächlich ſehr feiner, ſcharfer Zähne.

„Wenn man mich nicht weggezogen hätte, ich hätte dem Luder noch das Blut ausgetrunken, hätte ihr gezeigt, was es heißt, den Mann zu betrügen und ſein Eigentum zu verpraſſen.“

„Was gedenken Sie jetzt zu thun, Rakitin?“

„Jetzt bin ich ſelbſtverſtändlich ein verlorener Mann, Iwan Nikolajewitſch. Jetzt wird mich der Sechsäugige im Gefängnis verfaulen laſſen. Mir bleibt nur noch eins: ihr den Bauch aufſchlitzen, wenn ſie mich beſuchen kommt . . .“

„Was reden Sie da für Unſinn! Iſt es nicht beſſer, Sie bitten den Sechsäugigen und Ihre Frau um Verzeihung, damit Sie die Freiheit wieder er-

langen? Sie waren ſicher betrunken, als Sie das thaten?“

„Nur auf dem einen Auge, das andere war nüchtern ... Wie, ich ſoll nachgeben? Mich vor einem Weibe beugen? Erbarmen Sie ſich! Jegor Rakitin ſoll von neuem bitten, ins freie Kommando zu kommen? Um keinen Preis! Eher möge man mir lebend die Haut abziehen. Sie haben ſich doch ſelbſt überzeugt, Iwan Nikolajewitſch, daß ich kein Kriecher und kein ‚Heide‘ bin, ſondern im wahren Sinne ein guter Arreſtant. Sie werden ſehen: wie ein Klotz wird Jegoruſchka vor dem Sechsäugigen ſtehen, kein Wort wird er zu ſeiner Rechtfertigung ſagen. Nur den Kopf werde ich auf die Heldenbruſt ſinken laſſen, wenn der Herr Vorgeſetzte mich mit ſeiner Ungnade überſchüttet! Sein iſt die Macht!“

Und bei dieſen Worten ſtellte er mit einer ſolch komiſchen Naturtreue den Ritter von der traurigen Geſtalt dar, daß alle unwillkürlich in Lachen ausbrachen.

„Ach du, Eſpenholzglocke!“ quiekten die Sträflinge vor Vergnügen.

Und dieſe „Eſpenholzglocke“ ließ mich bis tief in die Nacht nicht ſchlafen; bald verfiel er in eine kriegeriſche und kampfbereite Stimmung, drohte, die Frau zu ermorden und feſt wie ein Baumſtamm unter den Hieben der ihn umringenden Feinde zu ſtehen, bald ſchlug er einen weinerlichen Ton an und flößte allen damit Trauer und tiefe Niedergeſchlagenheit ein ...

Zur Abendkontrolle am anderen Tage erſchien

der Sechsäugige ſelbſt im Gefängnis. Das gewitterſchwüle Schweigen, das er während der Kontrolle aufrecht erhielt, jagte allen noch mehr Angſt ein. Jedoch es ſchien alles gut abzulaufen. Als er die Zellen durchſchritt, trat niemand mit einem Anliegen hervor. Zu meinem größten Erſtaunen aber wandte ſich plötzlich Rakitin an den Geſtrengen, als er gerade unſere Zelle verlaſſen wollte, und fing mit einer ſüßlich-traurigen Stimme an:

„Herr Direktor!“

„Auf dem Platze ſtehen bleiben! Nicht heraustreten!“ ſchrieen die Aufſeher.

„Was willſt du?“ frug Lucjeſarow kühl und teilnahmlos.

„Herr Direktor, haben Sie Erbarmen! Ich bin Familienvater ... Und außerdem ſehr ſchwächlich.“

„Was willſt du?“ frug Lucjeſarow noch einmal mit erhobener Stimme.

„Man hat mich ins Gefängnis geſteckt.“

„Das weiß ich. Wollteſt du mir das mitteilen?“

„Bei Gott, ganz umſonſt, Herr Direktor! ... Bei Gott, ich weiß nicht warum!“

„Ich weiß es aber: du haſt deine Frau gepeinigt. Ich kann ſolche Greuelthaten unter den mir anvertrauten Sträflingen nicht ungeſtraft hingehen laſſen.“

„Das iſt eine Familienangelegenheit, Herr Direktor ... Sie wiſſen doch ſelbſt, daß der Mann zuweilen der Frau oder dem Kind eine Zurechtweiſung erteilen muß! Hauptſächlich, wenn ſie allzu ungezogen ſind ...“

„So erzieht man nicht, wie du in dieſem Falle.

Ich habe ſelbſt die blauen Flecke auf ihrem Körper geſehen, die von deinen Zähnen herrühren. Du wirſt mir dieſe Art Zurechtweiſung büßen müſſen, Bruder."

„Verzeihen Sie großmütig, Herr Direktor!"

Der Direktor aber ging mit zornig blitzenden Augen ſchnell hinaus. Die Thüre fiel hinter ihm und ſeinem Gefolge krachend ins Schloß. Rakitin ſtand faſſungslos und beſchämt da ... Die Sträflinge begannen ihn mit Spott zu überhäufen.

„Du haſt doch geſtern erſt Iwan Nikolajewitſch geſchworen, daß man dir eher die Haut abziehen kann, als daß du dem Sechsäugigen eine Bitte vorbringſt? Eigentlich müßte man dich jetzt tüchtig ſchröpfen, Eſpenholzglocke!"

„Ach, ihr lieben Brüder!" erwiderte das unverdroſſene Plappermaul, „was bin ich gegen den Sechsäugigen? Ein Wurm. Und dürfen wir denn ſtolz ſein und die Naſe hoch tragen, wir geſchlagenen Leute? Und dann bin ich auch Familienvater ... Die Frau, die mag der Teufel holen! Der weine ich keine Thräne nach ... Aber mein Söhnchen, mein lieber Keſchenka! Wenn ich jetzt an ihn denke, und denke, daß mein Täubchen allein iſt, glauben Sie, Iwan Nikolajewitſch, die Zähne knirſchen einem von ſelbſt. Bei Gott! Und was er für ein amüſanter Bengel iſt! Jetzt legt er ſich vielleicht mit der Mutter nieder, wird aber auf keinen Fall einſchlafen, er wartet auf ſeinen Vater. Ich habe da auf der Bruſt eine Warze. Er zupft, wiſſen Sie, ſtets mit den Händen an dieſer Warze. Zupft, zupft und ſchläft dabei ein."

Seit dieſem Abend verfiel Rakitin in eine düſtere

Stimmung. Seine Lieder, Witze und Scherze waren alle verflogen. Die ganze freie Zeit ſchlenderte er im Gefängnis umher; er wußte offenbar nicht, was er thun ſollte. Er kam um Schlaf und Appetit, ſprach von nichts anderem als von der bevorſtehenden Strafe und der Form, in der ſie vollzogen würde. Viele ſuchten ihn mit dem Hinweis auf die Friſterhöhung der Zwangsarbeit zu erſchrecken, mit Ruten und anderen Schreckmitteln. Bald darauf machte ich die Entdeckung, daß Rakitin durch Sokolzew und andere Sträflinge, die außerhalb der Umzäunung in der Nähe des freien Kommandos arbeiteten, ſeiner Frau allerlei geheimnisvolle Aufträge übermitteln ließ.

Ein Sonntag verging, und noch einer, dann kam Marfa, die ſich inzwiſchen von der „Zurechtweiſung" erholt zu haben ſchien, zur Zuſammenkunft ... Rakitin wurde gleichzeitig wieder luſtig. Schon am Abend desſelben Tages ſang er Loblieder auf die Frau, erging ſich in den bekannten Offenheiten und behauptete, daß ſie wie eine Katze in ſeine Jugend und Schönheit verliebt ſei, daß ſie ihm eine treue Frau und ein hingebendes Weib wäre, die eigentlich nur zwei Fehler aufzuweiſen habe: ihr Alter und ihre Dummheit. Seine ganze Entrüſtung ergoß ſich diesmal über Domnuſchka und den Spitzbuben von Schreiber. Marfa, die jedenfalls nicht zum erſtenmal die Zähne ihres lieben Mannes gekoſtet hatte, und dieſe Art Vergeltung vielleicht ebenſo in der Ordnung fand wie jede andere, begann ihrerſeits ſich ſehr um ſeine Entlaſſung zu bemühen.

Dieſes Familiendrama fand ſchließlich durch das operettenhafte Auftreten des braven Stabskapitäns ein unerwartetes Ende. Bei Gelegenheit einer Abendkontrolle, als Rakitin von neuem mit der Bitte um Begnadigung hervortrat, ſagte er plötzlich:

„Schade, Rakitin, daß du deine Frau nicht doch tot gebiſſen haſt, ſehr ſchade! Ich habe mich überzeugt, daß ſie wirklich eine ſchlechte Frau iſt: ſie handelt mit Branntwein? Iſt dir das bekannt?“

Rakitin war durch dieſe Worte des gefürchteten Direktors, der ihn ja nur wegen Mißhandlung eben dieſer Frau ins Gefängnis geſteckt hatte, ſo beſtürzt, daß er keine Antwort fand.

„Gut“, fuhr unterdeſſen Luczeſarow fort, „ich will dich entlaſſen, aber nur unter der Bedingung, daß du mir dein Wort giebſt, dieſen Handel ſofort aufzugeben.“

Der hocherfreute Zungendreſcher beeilte ſich, zu ſchwören und zu beteuern, daß er dieſe Bedingung hoch und heilig halten werde, daß er ſich nicht nur vom Handel, ſondern auch von dieſem verfluchten Trank ſelbſt für immer abkehren werde.

„Nun, ſieh dich vor!“ drohte der Sechsäugige mit dem Finger. „Pack deine Sachen und mach', daß du fortkommſt.“

Rakitin flog mehr aus der Zelle, als er ging, einer Bombe gleichend, und vergaß es ganz, von den Kameraden Abſchied zu nehmen.

Der Sechsäugige fuhr fort zu wüten. Die Entlaſſung Rakitins in die freie Kolonie war eine ſo zu ſagen glückliche Zufälligkeit, die ſeiner ganzen Politik in dieſem unſeligen Sommer widerſprach. Die Sträflinge, die Gefängniswärter, ſogar die Koſaken, welche ihm nicht direkt unterſtanden, alle befanden ſich jeden Tag in unſagbarer Angſt. Schebreek, der gerne vorausſagte und prophezeite, triumphierte und raiſonnierte diesmal zu meinem Erſtaunen nicht, ſondern wandelte die ganze Zeit traurig und ſchweigſam umher. Einmal fiel es mir ein, mit dieſem Halbverrückten ein Geſpräch über die ſchlimmen Zeiten, die für das Gefängnis angebrochen waren, anzuknüpfen. Statt zu antworten, ſah er mich nur traurig an, ſchüttelte ſein feuerrotes Ziegenbärtchen, murmelte: „Noch lange nicht, wir werden noch andere Dinge erleben!“ und entfernte ſich dann majeſtätiſch mit ſeinen kleinen, ungleichmäßigen Schritten ...

Einmal mußte ich krankheitshalber von der Arbeit dispenſiert werden. Plötzlich kam Tſchirok in die Kammer geſtürzt und erzählte, daß einer der am wenigſten beliebten Wärter, mit dem Beinamen „Schlangenkopf“, die unter dem Dach des Gefängniſſes befindlichen Neſter der „Sczuroks“ zerſtöre. Mit dem Namen „Sczurok“ wird in Sibirien eine Art Schwalben mit großen, dicken Köpfen und einem Stimmklang bezeichnet, der dem Zirpen der Grille ähnlich iſt. Dieſe harmloſen und lieben Geſchöpfe, welche ihre Neſter unter den Fenſtern der Häuſer anbauen und

jeden Frühling nach dem trüben und kalten Norden zurückkehrten, machten den Insassen des Gefängnisses mit ihrer rastlosen Besorgnis, dem unaufhörlichen frohen Zwitschern viel Freude. Alle Sträflinge liebten die Tiere und schützten sie, wo sie konnten. Gelang es jemandem, ein Stückchen Watte zu finden, so zerriß man es in kleine Stückchen, zerstreute es auf dem Hofe und verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit, wie die Schwalben sie aufhaschten und in ihre Nester trugen. Manchmal wickelte man ein Steinchen in die Watte ein und hatte seinen Spaß daran, wenn es der Schwalbe an Kraft gebrach, die willkommene Beute fortzuschaffen, wenn sie mit derselben aufflog und sie doch wieder fallen lassen mußte, um den Versuch doch immer zu wiederholen ... Wenn die dummen jungen Vögel mit ihren noch fast federlosen Flügeln allzu früh das Nest verließen, dann hob man sie vorsichtig auf und suchte sie, so gut es ging, in einer fremden Familie unterzubringen, da es schwer war, die richtige herauszufinden. Allein es kam vor, daß die Findlinge nicht aufgenommen und vertrieben wurden. Dann fand sich unter den Sträflingen immer noch eine mitleidige Seele, die die Sorgen einer Mutter auf sich nahm und die vergessenen Waisen mit Schaben und Fliegen ernährte.

Nach dem Gesagten ist es leicht zu begreifen, daß das ganze Gefängnis in Erregung geriet, als es von dem Unglück hörte, das über die armen Vögel hereinbrach. Mit den anderen zusammen, trat auch ich auf den Gefängnishof. Mit einer langen Stange in der Hand, streifte der „Schlangenkopf" wirklich

an den Gebäuden entlang und zerschlug damit alle Nester, die er erreichen konnte. Aus einigen fielen noch nicht ausgebrütete Eier zur Erde, aus anderen nackte junge Vögel, die beim Auffallen unten starben oder sich noch in schmerzlichen Zuckungen krümmten. Nur in wenigen Nestern fanden sich befiederte Junge, und auch die konnten in den seltensten Fällen fliegen. Die Mitleidigen unter den Sträflingen fingen sie im Fluge mit der Mütze auf und trugen sie fort, in der Hoffnung, sie auf irgend welche Weise zu ernähren und großzuziehen. Die kühneren wandten sich an den Wärter mit der Frage, zu welchem Zweck er die Tiere hinmorde.

„Der Direktor hat es angeordnet", antwortete „Schlangenkopf" und holte mit der Stange gegen ein anderes Nest aus: „Er bemerkte Unrat auf den Fundamentsockeln des Gefängnisses und befahl, daß so etwas nicht mehr vorkommen soll."

„Gegen Unrat kann man doch andere Maßregeln ergreifen", mischte ich mich in das Gespräch: „man kann die Fundamentsockel jeden Tag von den Paraschniks abfegen lassen."

„Das ist nicht meine Sache", bemerkte „Schlangenkopf"; „ich vollziehe nur das, was mir befohlen wird."

„Und wenn Ihnen befohlen würde, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen", bemerkte Juchorew, der Aelteste, „oder uns zu töten, — würden Sie das auch sofort vollziehen? In allem, Wassily Andreewitsch, gilt's doch zu überlegen."

„Für solche ungezogenen Worte könnte ich dich be-

ſtrafen, wenn ich das wollte, Juchorew. Der Direktor kann mir doch ſolche Befehle nicht erteilen. Er iſt doch ein Menſch."

„Iſt denn dieſer Befehl menſchlich?" frug ich. „Seht, das ſind doch auch lebendige Weſen: es thut ihnen ebenſo weh wie den Menſchen . . . Seht, wie viele ſchon erſchlagen ſind! Am ganzen Gefängnis werden ſich ſolche Neſter zu hunderten finden, mit mehr als tauſend Jungen vielleicht . . . Und Sie wollen alle töten?"

Die Kobylka begleitete meine Worte durch lautes Murren. Schlangenkopf wurde verwirrt.

„Was ſoll ich thun?" klagte er: „Iſt mir denn dieſe Beſchäftigung ein Vergnügen? Von mir jedoch wird ſie ſtreng gefordert."

„Melden Sie dem Direktor, daß in zwei Wochen die Jungen flügge ſind, und dann, wenn Sie wollen, können Sie ja die Neſter zerſtören."

„Nein, ich bedanke mich ſchön für das Melden. Uns ſchnauzt er noch mehr an, als die Sträflinge."

„Dann gehe ich gleich mit der Mittagsprobe zu ihm und melde es mit", bemerkte Juchorew.

„Schön, das iſt das beſte", pflichtete Schlangenkopf bei, „bis 11 Uhr kann ich warten. Mir iſt's gleich! Es würde mich ſogar ſehr freuen."

Juchorew begab ſich wirklich mit der Probe zum Sechsäugigen und hatte mit ihm in Betreff der Schwalben eine intereſſante Unterredung. Dieſer kluge und ehrbare Mörder verſtand es, ſehr pathetiſch zu reden. Luczeſarow hörte ihn ruhig und vollſtändig an, dann aber ſagte er ſpöttiſch:

„Nun, etwas spät besonnen! Im Zwangshaus also seid ihr mitleidig geworden? Als ihr frei waret, habt ihr ganze Familien getötet, kleine Kinder lebendig verbrannt: Ein solcher Hallunke ist unter euch... Und auch du, hast du nicht, wie ich mich erinnere, einen Menschen in Stücke geschnitten? ... Und jetzt bemitleidet ihr die jungen Vögel! Unsinn, Unsinn, Heuchelei! Sag dem Wärter, daß ich alle Nester bis zum Abend zu zerstören befehle. Zur Kontrolle werde ich mich selber von der Ausführung überzeugen."

Juchorew war zum Schweigen verurteilt, und gleich nach Mittag wurde das Töten der jungen Schwalben fortgesetzt. Die Kobylka beschränkte sich darauf, in Gegenwart des „Schlangenkopfs" mit Bosheit die Antwort des Sechsäugigen zu kritisieren.

„Das ist schon richtig, daß ich barbarisch war", meinte Sokolzew, der die Anspielung Luczesarows sofort auf sein Conto nahm: „Ein Barbare, wie es wenige giebt. Und doch brachte ich es noch nicht zu solcher Barbarei, wie ihr und eure Vorgesetzten. Ohne Not habe ich keine Fliege erschlagen, geschweige denn ein Vögelchen. Nach meiner Ansicht ist es eine geringere Sünde, einen schädlichen Menschen zu töten, als das unschuldige Geschöpf Gottes — die Schwalbe. Aus einem Kinde kann nachher der allergrößte Barbar herauswachsen, die Schwalbe aber kann keinem Schaden zufügen."

Diese Philosophie von Sokolzew wurde mit großem Beifall von der sich auf dem Hofe versammelnden Kobylka aufgenommen, nach verschiedenen

Seiten weitergesponnen und durch Beispiele erläutert; den Schwalben freilich wurde dadurch nicht geholfen; Nest um Nest fiel unter den eiligen Schlägen Schlangenkopfs herab. Die Mutterschwalben umkreisten mit aufgeregtem Gezwitscher zu ganzen Dutzenden ihre zerstörten Wohnungen, konnten aber nichts ausrichten. Erst nach Verlauf von etwa zwei Stunden erschien Luczesarow im Gefängnishof, und nachdem er sich mit eigenen Augen von der Vollstreckung seines Befehls überzeugt hatte, befahl er, das blutige Vernichtungswerk einzustellen. Gegen hundert Nester waren unberührt geblieben, das Hauptwerk aber schon vollbracht. Eine Menge kleiner Leichen lag noch lange Zeit im Hofe herum, traurige Erinnerungen weckend.

Um dieselbe Zeit ungefähr, trat noch ein zweites unangenehmes Ereignis ein. Als ich einmal aus der Grube zurückkehrte, erfuhr ich mit Staunen, daß die ganze Nummer 1 auf die Dauer eines Monats einer schweren Strafe unterworfen sei: Thürschließung, Handketten, des Tabaks, eigenen Thees, der Zusammenkünfte und Korrespondenz mit den Verwandten verlustig, der Kammerälteste außerdem noch eine Woche Dunkelarrest. Mit den anderen sollte auch ich in die Zellenordre eingeschlossen sein. Es stellte sich dann heraus, daß der Sechsäugige am Morgen desselben Tages unter seiner Leitung eine Haussuchung veranstaltete und dabei bemerkte, daß die Thürklammer unserer Zelle wackelte. Er befahl sofort einem der Sträflinge, ein Brecheisen zu holen und damit die Klammer herauszuziehen. Mehrere Sträflinge ver-

ſuchten es, einer nach dem anderen, und brachten es doch nicht fertig.

„Ihr macht es nicht richtig", miſchte ſich einer der Wärter ein, nahm das Brecheiſen und begann damit die Klammer zu drehen, wie es mit einer Schraube geſchieht. Auf dieſe Weiſe gelang es ihm wirklich, die Klammer herauszuziehen. Nachdem Luczeſarow die Klammer in die Schmiede zu bringen und umzuſchmieden befohlen hatte, entfernte er ſich, innerlich voll Zorn. Alle waren verblüfft. Die Sache klärte ſich erſt bei der Abendkontrolle auf: der älteſte Wärter las den Sträflingen eine Ordre für das Schelaiſche Gefängnis vor, worin geſagt war, daß es ſich während der Hausſuchung, die vom Vorſteher ſelbſt veranſtaltet worden ſei, herausgeſtellt habe, daß eine der Thürklammern herausgezogen war, was zweifellos auf einen geplanten Fluchtverſuch hindeute. Alle ſperrten die Mäuler auf, als die Ordre vorgeleſen war — ſo unerwartet und unglaublich klang dieſelbe! Nach vielem Hin und Her, halblautem Kritiſieren und Demonſtrieren fügte ſich die Kobylka wie gewöhnlich in ihr Schickſal und dachte nicht im geringſten daran, in irgend welcher Weiſe gegen dieſe klar zu Tage tretende Ungerechtigkeit zu proteſtieren; ich geſtehe aber, daß ich empört war. Ich empfand das zugefügte Unrecht um ſo ſchmerzlicher, weil eine der verhängten Strafen (Verluſt der Korreſpondenzberechtigung) mich direkt betraf und nur mich allein, da die Mehrzahl der Sträflinge höchſtens einmal im Jahre Briefe ſchrieb ... Als ich die verhängnisvolle Thürſtelle im Innern der Zelle ſorg-

fältig untersuchte, fand ich, daß sie ebenso gleichmäßig und unbeschädigt mit Farbe bedeckt war wie die ganze übrige Thürfläche, jedenfalls der klarste Beweis, daß ein umgebogenes Klammerende nie existiert und eine gewaltsame Beschädigung nie stattgefunden haben konnte. Außerdem war es allen Sträflingen und Aufsehern wohl bekannt (und das hätte sich leicht feststellen lassen), daß auch in allen übrigen Zellen die Thürklammern wackelten, daß dieselben jedenfalls schon beim Bau des Gefängnisses schlecht eingeschlagen sein mußten. Wie konnte also von einem Fluchtversuch die Rede sein? Da ferner die Thür auf einen von allen Seiten geschlossenen Korridor ausging, in dem sich stets ein Aufseher befand, wäre ein derartiger Fluchtversuch einfach heller Wahnsinn gewesen, und diesen für den Ernstfall auszubeuten, das konnte nur dem schadenfrohen Wunsch entspringen, einen Vorwand zu neuen Unterdrückungsmaßregeln und verschärften Repressalien zu haben. Uebrigens konnte dieser Vorwand gar nicht unglücklicher und durchsichtiger gewählt werden.

Erwägungen dieser Art tauchten immer wieder in mir auf und brachten schließlich mein Blut in Wallung. Am Sonntag darauf verlangte ich das Beschwerdebuch und trug eine Erklärung über das mir und der ganzen Zelle zugefügte Unrecht ein. Die unmittelbare Folge war, daß nach drei Tagen unser Aeltester, die im Sinne des Gesetzes verantwortlichste Person, aus dem Dunkelarrest direkt in die freie Kolonie entlassen wurde . . . Damit wurde noch ausdrücklicher die Widersinnigkeit unserer Bestrafung be-

tont. Es ſchien, als ob der Sechsäugige uns bedeuten wolle:

„Ich weiß ſelbſt, daß meine Anklage unſinnig und ungerecht iſt; aber ihr ſollt Tag und Nacht daran denken, daß in allem nur mein Wille geſchieht.“

Genau ein halbes Jahr nach dieſer Geſchichte — ſie war bei den meiſten längſt vergeſſen — wurde während einer Abendkontrolle feierlich bekannt gegeben, daß meine Beſchwerde über die angeblich ungeſetzliche Beſtrafung der Sträflinge wegen einer gelockerten Thürklammer vom Dirigierenden der Nertſchinskyſchen Zwangshäuſer abſchlägig beſchieden worden ſei . . .

Unſere Kammer befand ſich noch unter Arreſt, als von der Direktion die Urteile über Lunſkow und Nogaitzew wegen Arbeitsverweigerung und Beamtenbeleidigung eintrafen.

Der erſtere, als der am ſtärkſten belaſtete, wurde der „Vergünſtigung für gutes Benehmen“ verluſtig erklärt (was gleichbedeutend war mit der ſtillſchweigenden Erhöhung ſeiner Strafzeit um ein Jahr) und zu hundert Ruten verurteilt; der zweite erhielt einen Monat Dunkelarreſt und eine Körperſtrafe von fünfzig Ruten. (Aus der Direktion kamen gewöhnlich nur die Urteile beſtätigt zurück, die von den Gefängnisvorſtehern vorgeſchlagen worden waren.) Lunſkow wurde ſofort in einem der Kaſernenhöfe durchgeprügelt; Nogaitzew aber kam mit der Karzerſtrafe davon; denn als er dieſen verließ, hatte ſich das Gewitter bereits verzogen und Luczeſarow war wieder humanen

Regungen zugänglich. Seine Hiebe wurden schnell vergessen.

In eben diesen Tagen führte zudem der brave Stabskapitän einen hartnäckigen Kampf gegen die Zwangsarbeiterinnen, die sich in der freien Kolonie befanden. Ein Frauengefängnis gab es in Schelai nicht, aber zur Verrichtung der rein weiblichen Arbeiten wurden stets einige Zuchthäuslerinnen, meist von den zu ewigen Zeiten verurteilten, herangezogen, die in Ermangelung eines Frauengefängnisses in der freien Kolonie untergebracht waren.

Schon in meinen Erinnerungen an den Transport erzählte ich, daß die gewöhnliche Zwangsarbeiterin in den meisten Fällen aus der Prostitution hervorgegangen ist. Die Ansammlung einer gewaltigen Zahl von Männern, Sträflingen und Kosaken, brachte es bei der fast vollständigen Abwesenheit von Frauen dahin, daß diese fünf bis sechs Zwangsarbeiterinnen in der freien Kolonie zu Schelai in buchstäblichem Sinne des Wortes Kommunalbesitz waren . . . Die Sittenverderbnis erreichte den höchsten Grad. Die Unverschämtheit einiger dieser Megären, die fast immer betrunken waren und vor keinen Strafen zurückschreckten, artete in eine Art Kretinismus aus. Die abscheulichen Begleiterscheinungen der Sittenverderbnis in der Oeffentlichkeit zu unterdrücken, dazu gab es nur zwei Mittel: entweder die Zahl der Frauen wurde vergrößert oder sie wurden ein für allemal aus dem Schelaischen Bezirk entfernt. Luczesarow suchte ein drittes Mittel, eine Art Ausweg: er glaubte eben zu sehr an die Heilkraft der Repressalien und

verſchärften Strafen. Gerade in dieſem verhängnisvollen Sommer überwachte er beſonders ſtreng die Sittlichkeit der Sträflinge und ſchickte die Freikoloniſten nicht minder wie die Frauen ſelbſt haufenweiſe in den Gefängniskarzer. Sobald aber Frauen im Gefängnis waren, ſchlich die Kobylka, trotz der Warnungen und Drohungen der Aufſeher, den ganzen Tag um die Einzelhaftzellen herum. Galante Unterhaltungen wurden durch die Thür angeknüpft und manchmal Komplimente ausgetauſcht, die gewiß nicht dem „Guten Ton" von Hoppe entſtammten. Auch wurde heimlich Fleiſch, Thee, Zucker und Tabak in den Karzer eingeſchmuggelt. Dieſe anfänglich rein platoniſche Liebe befriedigte freilich die Gefängnis-Don Juans oder „Liebhaber", wie ſie im Sträflingsjargon hießen, auf die Dauer nicht, und bald wurde die ganze Frechheit und Durchtriebenheit der Zuchthausinſaſſen aufgeboten, um den Zuſammenkünften den gewünſchten Verlauf zu geben.

Im Falle einer Entdeckung an Ort und Stelle hatte der Betreffende die ſchwerſte Strafe zu erwarten, und es gehörte deshalb die größte Dreiſtigkeit im Verein mit eiſerner Entſchloſſenheit zu dieſem Wagnis.

Unter den Zwangshausmeſſalinen gab es ein Mädchen, das im Anfange noch wenig verdorben und unverſchämt war. Später freilich lenkte ſich Lutzeſarows Zorn vorzugsweiſe auf ihr mehr oder weniger ſchuldiges Haupt. Der brave Stabskapitän konnte nämlich nicht verſtehen, warum ſich die früher ſo ſanfte und ſchlichte Elenka plötzlich in ein freches Läſtermaul verwandelte, das ſelbſt durch eine faſt

täglich wiederholte Einsperrung in den Dunkelarrest weder gehorsamer, noch sittlicher gemacht werden konnte. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß in derselben Zeit, in der er durch verschärfte Maßregeln, Körperstrafen und Strafzeitverlängerungen, alles im Banne des Schreckens hielt, sein Gefängnis, sein „Mustergefängnis", in ein Nest der Ausschweifungen verwandelt wurde und das nur durch seine strengen Maßregeln! Was würde wohl der brave Stabskapitän empfunden, was gedacht oder gesagt haben, hätte er auch nur im Traume einmal gesehen, wie die verhaßten „Vagabunden", nachdem sie an den verschiedenen Stellen im Hofe Wachen aufgestellt hatten, über den Zaun des Karzerhofes kletterten, in den Einzelhaftkorridor eindrangen und durch die in geschickter Weise auseinandergenommene hölzerne Karzerwand zum Rendezvous mit Elenka Zonow eilten?

(Mit Ausnahme der Ummauerung bestand das ganze Gebäude des Schelaischen Gefängnisses aus Holz und war, um die Wahrheit zu sagen, trotz der enormen Kosten äußerst liederlich gebaut.

Eine hochstehende Persönlichkeit, die das Gefängnis einmal besuchte, meinte beim Betreten einer schwankenden Diele, vorwurfsvoll den Kopf schüttelnd: „Und jedes dieser Bretter kostet an hundert Rubel!" Anm. d. Verf.)

Wenn Luczesarow es erfahren hätte, würde ihn sicher der Schlag getroffen haben.

Während ihres Aufenthaltes im Karzer erwarb sich diese Sylphe einige Dutzend Rubel, die sie mit in die freie Kolonie hinausnahm. Die Frechheit der

„Liebhaber" ging schließlich so weit, einen Karzer mit dem anderen durch geheime Gänge zu verbinden, so daß die immer bereitwillige Elenka Tag und Nacht Beschäftigung fand. Die Sträflinge fanden es infolgedessen nicht mehr so schmerzlich, in den Karzer gesperrt zu werden; im Gegenteil, es war ihnen mitunter sehr erwünscht. Als späterhin die Aufseher die geheimen Gänge entdeckten, erschraken sie derartig, daß sie nicht den Mut fanden, beim Sechsäugigen Anzeige zu erstatten. Sie zwangen vielmehr die Sträflinge auf eigene Faust, die Gänge während der nächsten Remonte zu verschütten.

Ich selbst erfuhr erst viel später Näheres über diese verwegenen Abenteuer und verstand natürlich lange Zeit nicht, was das Flüstern und Huschen auf den Korridoren, all die rätselhaften Anspielungen auf Tschirok u. s. w. zu bedeuten hatten. Dem braven Stabskapitän blieben diese Dinge ebenfalls verborgen, und in dem Glauben, daß seine Zornesentladungen das einzig wirksame Besserungsmittel seien, die kräftigste Unterdrückung der Leidenschaften, fuhr er unverdrossen fort, gegen die Frauen zu wüten.

Eines schönen Tages verbreitete sich dann das Gerücht, der Sechsäugige habe die Zonow und den Freikolonisten Kalinkin wegen unzüchtiger Handlungen vor Gericht gestellt, begangen vor den Augen zweier Aufseherkinder, von denen das eine zwei, das andere drei Jahre zählte. Andere Zeugen waren nicht vorhanden, und die kleinen Denunzianten mußten jedenfalls, um solche Dinge zu verstehen, eine gute Erziehung genießen. Aus der Direktion kam der Be-

fehl: Kalinkin bis ans Ende der Strafzeit ins Gefängnis einzusperren, die Zonow aber mit hundert Ruten zu bestrafen.

Luczesarow zögerte lange, diesen Befehl öffentlich bekannt zu geben, und während Kalinkin ins Gefängnis wanderte, hielt er mit jeder Maßregel gegen die Zonow zurück, die nach wie vor im Karzer blieb. Unterdessen war der Endtermin ihrer Zwangsarbeit herangekommen. Die Wache erschien, um sie fortzuschaffen; man durfte also hoffen, daß der grausame Befehl nicht ausgeführt würde. Allein darin sollte man sich geirrt haben. Frühmorgens wurde die Zonow aus dem Karzer geführt und in der Nähe des Gefängnisses, aber außerhalb des Gefängnisthores, grausam durchgepeitscht. Als Henker fungierten ein paar Tatarensträflinge, die, wie man behauptete, sich an ihr mit Vergnügen rächten. Der älteste Aufseher aber, der bei der Exekution anwesend war und der ihnen wiederholt zurief, tüchtig aufzutreffen, soll damit wiederholt Scherze von so großem Cynismus verbunden haben, daß es unmöglich ist, sie hier zu wiederholen.

Ich wußte ganz gut, daß dieses Frauenzimmer auf der letzten Stufe sittlicher Verkommenheit stand und daß sie für gewöhnlich ebenso wenig Schamgefühl besaß, wie der niedrigste der Sträflinge; gewiß, ich wußte das — und doch konnte ich mich von dem Gedanken nicht freimachen, daß man eine Frau peitschte, daß man eines der teuersten Heiligtümer in den Schmutz trat und der Schande preisgab.

Und wer bürgt dafür, daß sich im Augenblick

dieſer furchtbaren Züchtigung nicht auch in dieſer verkommenen Seele ein Gefühl erhob, das bis dahin von Laſter und Unwiſſenheit niedergehalten war, die Seelenqual der Geſchändeten? . . . Daran mußte ich denken, als ich hörte, daß nach vollzogener Züchtigung die übrigen Zuchthäuslerinnen, Elenkas Freundinnen und gleich verlorene und unglückliche Geſchöpfe wie dieſe, ſich um ſie verſammelten und mit ihr weinten, lange und ſchweigend.

(Im Frühjahr 1893 wurde in Rußland endgültig durch Beſchluß des Reichsrats die Prügelſtrafe bei Frauen abgeſchafft.)

Eine intereſſante Unterhaltung.

Zwei Wochen nach dieſem Ereignis wurde ich ganz unerwartet in das Direktionszimmer gerufen. Am breiten Schreibtiſche ſaß Luczeſarow, ſein volles, friſches Geſicht glänzte, er ſchien an dieſem Morgen mit ſich ſelbſt und der ganzen Welt ſehr zufrieden zu ſein. Ich verbeugte mich ſchweigend.

„Es iſt für Sie wieder ein Paket angekommen", begann der brave Stabskapitän freundlich, „wollen Sie ſich ſelbſt bemühen, dasſelbe zu öffnen und unverſehrt in Empfang zu nehmen . . . Ich wollte Sie auch noch fragen . . . perſönlich fragen: wie ſteht es mit Ihrer Geſundheit?"

Ich wunderte mich darüber und frug völlig unbeirrt nach dem Grunde dieſer Aufmerkſamkeit.

„Sehen Sie mal", antwortete Luczeſarow ein

wenig verwirrt, „eine in Petersburg lebende Person hat bei mir angefragt."

„Eine Person in Petersburg?" Ich erstaunte noch mehr. „In Petersburg habe ich nur die Mutter, die sich für mein Schicksal interessieren könnte. Ich korrespondiere aber selbst mit ihr."

„Nun, es müssen folglich noch andere Personen da sein. Wenigstens eine Persönlichkeit, und — verstehen Sie! — eine hohe Persönlichkeit! Sie verlangt, ich solle telegraphisch über Ihre Gesundheit Auskunft geben."

„Das begreife ich nicht. Erklären Sie es mir, bitte."

Nach kurzem Schwanken überreichte mir Luczesarow eine Depesche. Ich las: „Telegraphieren Sie Gesundheit N. Verwandten sind unruhig." Es folgte eine nicht unbekannte Unterschrift.

In der größten Bestürzung warf ich Luczesarow einen durchdringenden Blick zu.

„Weshalb beunruhigen sich denn meine Verwandten? Weshalb haben sie mir nicht selbst telegraphiert, sondern erst einen fremden Menschen bemüht? Oder sollte vielleicht . . ."

Ein böser Verdacht stieg in mir auf. Ich erinnerte mich, daß vor drei Wochen mein Geburtstag war, der früher in der Familie stets gefeiert wurde, an dem ich aber diesmal die Gratulationsdepesche vermißte, obschon ich sie sehnlichst erwartet hatte. Im Drange der beständig wechselnden, meist so unangenehmen Ereignisse der letzten Zeit hatte ich das alles

wieder vergeſſen; jetzt aber verwandelte ſich mein Verdacht ſogleich in Ueberzeugung.

„Sie haben wahrſcheinlich die Depeſche meiner Mutter zurückgehalten?“ ſagte ich mit ziemlich erregter Stimme.

„Ja, ich muß geſtehen . . . in der That . . .“ ſagte er haſtig und ſich überſtürzend, „aber . . . ſehen Sie mal, beſchuldigen dürfen Sie mich nicht. Nur aus dienſtlichen Gründen (natürlich wie ich es verſtehe) konnte ich Ihnen die Depeſche nicht geben.“

„Aber warum denn?“

„Weil ſie mir verdächtig vorkam.“

„Verdächtig? Eine Depeſche von meiner Mutter?“

„Nun, jetzt ſehe ich natürlich ein, daß ich mich geirrt habe, aber damals . . .“

„Um Gotteswillen ſagen Sie mir ſchnell, was enthielt die Depeſche?“

„Man frug nach Ihrer Geſundheit und gratulierte Ihnen nebenbei.“

„Weiter nichts? Mein Gott! Die Gratulation war zu meinem Geburtstage . . . Was konnte denn daran verdächtig ſein?“

„Ja, weshalb erwähnte man denn nicht, auf welche Gelegenheit ſich die Glückwünſche bezogen? Nur zwei Worte mehr . . . Zwanzig Kopeken noch . . . und Sie hätten Ihre Depeſche bekommen.“

„War die Depeſche mit bezahlter Antwort?“

„Jawohl.“

„Und Sie haben auch nicht geantwortet?“

„Nein.“

„So konnten Sie mir doch wenigstens mitteilen, daß Sie eine Depesche für mich erhalten, die Sie mir jedoch nicht übergeben könnten! Ich weiß wirklich nicht, wie man Ihre Handlung bezeichnen soll. Welche Folgen hätte dieselbe haben können? Meine Mutter — die Arme! Was muß sie gedacht haben, als sie keine Antwort erhielt? Was denkt und fühlt sie jetzt noch nach drei Wochen vergeblichen Harrens! Sie konnte krank werden und vor Kummer sterben ... Und ich kann mir vorstellen, wie viel Beamte sie besuchen mußte, ehe sie eine mitleidige Seele fand."

„Das ist richtig, alles richtig. Die bittere Wahrheit. Ich habe aber damals nicht daran gedacht; ich habe wirklich eine Schuld auf mich geladen. Wir wollen uns jetzt beeilen, den Fehler wieder gutzumachen. Ich werde der hohen Persönlichkeit sofort telegraphieren ... Sagen Sie, was ich schreiben soll."

Ich erwiderte ungehalten, daß ich mit der hohen Persönlichkeit nichts zu schaffen habe, da sie sich nicht an mich gewandt, daß er ihr antworten könne, was ihm beliebt.

„Geschehen muß es aber doch. Soll ich schreiben: gesund, fühlt sich wohl?"

„Ich wiederhole, schreiben Sie, was Sie wollen. Ich werde nur an meine Mutter telegraphieren!"

„Sehr schön, ausgezeichnet! Hier ist Papier, setzen Sie sich und schreiben Sie gleich. Auch Depeschenformulare habe ich da. Schreiben Sie also, ich werde das Telegramm sofort zur Station schicken. Ich sehe, daß ich Ihnen großen Kummer bereitet habe. Heutzutage gehört eine solche Anhänglichkeit

an die Eltern zu den Seltenheiten; sie rührt mich sehr."

Diese ungezwungenen Worte, aus denen eine gefühllose Selbstzufriedenheit sprach, empörten mich wieder. Ich begann ihm abermals bittere Vorwürfe zu machen.

„Verfolgen Sie mich, beleidigen Sie mich", fuhr ich fort, während mich ein nervöses Zittern befiel und mir die Thränen in die Augen traten, „erniedrigen Sie, quälen Sie mich! Ich bin ein Mensch mit gebundenen Händen und ganz in Ihrer Macht ... Aber mit welchem Recht und warum quälen Sie ganz unschuldige Menschen — meine Mutter, meine Verwandten?"

Luczesarow schien wieder auf ein paar Minuten bestürzt; er wurde rot wie ein Krebs und wußte nicht, was er thun und reden sollte.

„Ich glaube, daß ich Sie weder gequält, noch beleidigt habe", murmelte er, „im Gegenteil!"

„Und Ihr Gewissen spricht nicht dagegen?" setzte ich meinen Angriff fort. „Haben Sie mich nicht bei dem Vorfall mit der Thürklammer beleidigt? Bei allen ungerechten Verfolgungen und Maßregeln, die Sie den Sträflingen und auch mir auferlegten? Und Sie glaubten, daß ich kaltblütig zusehen würde, wenn man in der Festung Blut vergießt und Frauen beschimpft?"

„Sie sind aufgeregt und wissen nicht, was Sie sprechen", sagte Luczesarow, indem er seine Stimme fast bis zu einem vertraulichen Geflüster sinken ließ. „Brüderchen, geh' mal hinaus!" wandte er sich laut

an den Soldaten, der mit der Flinte im Zimmer ſtand.

Er gehorchte augenblicklich.

„Ihre Ausſtellung in Bezug auf mein Verhalten zu den Sträflingen iſt übertrieben und überflüſſig“, begann er zu ſeiner Verteidigung. „Was Sie perſönlich betrifft, ſo kann ich doch mit Ihnen keine Ausnahme machen. Ich habe nicht einmal das Recht dazu. Bei der Geſchichte mit der Klammer z. B. ließ ich anfangs ſogar ganz außer acht, daß Sie ſich in derſelben Zelle befanden.“

„Aber ſind Sie denn wirklich auch jetzt noch überzeugt, daß Sie in dieſer Sache gerecht waren?“

„Erlauben Sie mal: Sie beurteilen die Sache als Privatperſon, die womöglich noch ihre Intereſſen dabei hat . . . Man kann ſagen als Perſon, die darunter mit leidet. Sie ſind aber nicht im ſtande, ſich in die Lage eines Menſchen zu verſetzen, der ſo eine . . . ſo eine komplizierte Inſtitution wie die Zwangsfeſtung zu verwalten hat. Ich zweifle auch, ob Sie ſchon Gelegenheit hatten, dieſe Vagabunden im Innerſten kennen zu lernen. Dazu ſind Sie viel zu unerfahren im Leben und . . . viel zu unverdorben! Um dieſe Leute in Zucht zu halten, muß man verſtehen, grauſam zu ſein und ab und zu die ſchärfſten Mittel in Anwendung zu bringen!“

„Aber dennoch Gerechtigkeit . . .“

„Gewiß, gewiß. Nach Möglichkeit . . . Wiſſen Sie z. B., daß ich im Frühlinge dieſes Jahres wirklich von der vorbereiteten Flucht benachrichtigt wurde

und zwar von einem dieser Halunken, der sich gerade in Ihrer Zelle befand?"

Ich erinnerte mich des Sokolzew, lächelte im stillen, schwieg aber. Luzesarow fuhr mit einem triumphierenden Blick fort:

„Die Fragen werden nicht so oberflächlich gelöst, wie es Ihnen scheint. Eine schärfere Strafe war unerläßlich. Ich kenne ja die Welt der Zwangsarbeiter, ich habe das Unglück, seit zehn Jahren schon ihre Bekanntschaft zu machen. Aber ich gestehe Ihnen: die Verwaltung der Schelaischen Bergwerke habe ich immer noch voll rosiger Träume angetreten, im guten Glauben, daß selbst diese Gebrandmarkten noch nicht ganz verloren, und in der Hoffnung, daß zu ihrer Besserung und Zähmung einige leichte Strafen und Verweise genügen würden ... Glauben Sie mir: ich sprach ernst und aus vollster Ueberzeugung, als ich damals vor der Front erklärte, die Prügelstrafe solle nicht mehr angewendet werden. Und ich würde sie auch nie angewendet haben!"

„Sie haben es dennoch gethan, Sie haben sogar eine Frau peitschen lassen, ein Akt der Brutalität, an den man nicht ohne inneres Beben denken kann!"

„Warum so gefühlvoll? Wissen Sie, um was für ein Weib es sich handelte?"

„Ganz gleich. Den Ausschlag giebt hier nicht, was für eine Frau sie war, sondern daß sie es war."

„Aber was sollte ich denn thun? Ich sah, daß alle übrigen Mittel, die mir das Gesetz an die Hand giebt, einfach wirkungslos waren, daß die Unver-

ſchämtheit und Verkommenheit dieſes Geſchöpfes ſich ins Unglaubliche ſteigerte und die Autorität entſchieden in dieſer oder jener Weiſe aufrecht erhalten werden mußte."

„Und Sie glauben, das mit Ruten erreicht zu haben? In weſſen Augen wohl? Iſt Ihnen denn nicht bekannt, wie ſich die Sträflinge ſelbſt zur Körperſtrafe verhalten?"

„Sie fürchten ſie ſchrecklich!"

„Ja, ſie fürchten die phyſiſche Qual, die ſittliche Seite dieſer Strafe exiſtiert für die Mehrzahl überhaupt nicht. Und glauben Sie nicht auch, daß jeder Sträfling eine kleine Anzahl Rutenſchläge einem Monat ſchweren Kerkers vorziehen wird? In weſſen Augen haben Sie alſo die Bedeutung der Macht unterſtützt? Vielleicht in den Augen der gebildeten Welt? Würden Sie es wollen, daß die ruſſiſche und ausländiſche Preſſe Ihren Namen in einem Atem mit der Beſchimpfung eines Weibes nennen ſoll? Gewiß nicht! Sie haben durch dieſe Thatſache nur das erreicht, daß Ihr Name nicht mehr zu den fleckenloſen gehört."

„Genug, genug. Laſſen Sie uns dieſes Geſpräch abbrechen. Den aber möchte ich ſehen, der es wagt, meinen Namen zu beflecken!"

„Ich hatte nicht die Abſicht, Sie zu beleidigen, ſondern Ihre Augen nur auf die gegenwärtige Lage der Dinge zu richten. Durch Körperſtrafe wird man nach meiner Anſicht unverdorbene Menſchen erſt ganz verderben, indem man das Gefühl des menſchlichen

Bewußtſeins in ihrer Bruſt unterdrückt und auch den letzten Reſt der Scham für immer erſtickt."

„Es iſt nicht unmöglich, daß Sie recht haben. Ich handelte eben im Ausbruch der Verzweiflung. Alle meine guten Abſichten waren eine nach der anderen geſcheitert, nichts als die ſchwärzeſte Undankbarkeit und Niedertracht ſah ich um mich. Da müßte ja ſelbſt der Herrgott an meiner Stelle die Geduld verlieren! Jedenfalls handelte ich nach dem Geſetze, und ſeine Grenzen habe ich nicht überſchritten. Was können wir dafür, daß unſere Geſetze noch lange nicht den letzten Grad der Vollkommenheit erreicht haben? Was mich übrigens am meiſten betrübt, das iſt der Kummer, den ich Ihrem Mütterchen bereitet habe. Kann ich vielleicht mit irgend etwas mein Verſehen wieder gut machen?"

Ich dankte mit einer ſtummen Verbeugung.

„Nun, nicht ſo. Denken Sie bitte nach . . . Soll ich ihr vielleicht meinerſeits eine Depeſche ſenden?"

„Das iſt nicht nötig. Haben Sie die Güte, nur dieſe Depeſche heute noch abzuſenden. Das wird genügen. Was geſchehen iſt, das läßt ſich nicht ändern. Es bleibt mir nichts als der Wunſch, derartige Mißverſtändniſſe möchten für die Zukunft ausgeſchloſſen ſein."

„Ja eben, Mißverſtändniſſe! Das iſt das richtige Wort dafür . . . Ja, ein ſehr trauriges Mißverſtändnis!"

Ich nahm mein Paket, verbeugte mich und eilte in meine Zelle zurück, voll trauriger Gefühle und Gedanken über meine Mutter und das, was ſie in

dieſen ſchrecklichen drei Wochen hatte ausſtehen müſſen. Später bekam ich von ihr einen Brief, in dem all dieſe Qualen geſchildert wurden, einen Brief, der mir das Herz zerriß . . . Ich weiß nicht, ob der brave Stabskapitän wirklich Gewiſſensbiſſe empfand, nach der geſchilderten Unterhaltung jedoch wurde es im Gefängnis erträglicher: das Sauſen der Ruten, die Arreſtſtrafen, das Aufheben aller Vergünſtigungen, alles dies hörte für eine Zeit lang auf. Was die Sträflinge betrifft, ſo wurden ſie freilich durch den neuen Kurs der Lutzeſarowſchen Politik weder ſchlechter, noch beſſer.

Die Flucht.

Der Sommer mit ſeinen kurzen Nächten und verlängerten Arbeitstagen war ſtets die ſchwerſte Zeit für die Bewohner der Schelaiſchen Bergwerke. Ganz beſonders ſchwer waren die Arbeiten in der Grube, von denen ich ſchon früher geſprochen habe. Ich perſönlich hatte das Vergnügen, im Gemüſegarten beſchäftigt zu werden. Mit dem Begriff „Gemüſegarten" verbindet man gewöhnlich die Vorſtellung einer verhältnismäßig leichten und hauptſächlich angenehmen Beſchäftigung in friſcher Luft, gleich ſtärkend für die phyſiſche Körperbeſchaffenheit, wie auch für den Appetit. Aber machen Sie ſich bitte mit Rückſicht auf Schelaiſche Verhältniſſe von dieſer Vorſtellung frei. Stellen Sie ſich vor, lieber Leſer, daß man Sie bereits morgens um drei auf die Beine

bringt, wenn Sie auch noch müde sind und lange nicht ausgeschlafen haben, Sie werden in die kalte Morgenluft hinausgejagt, sind von einem Kreis mit Bajonetts bewaffneter Soldaten umringt, und nun haben Sie die Aufgabe, mit einem stumpfen Spaten die harte, meist durchweg aus Steinen bestehende Erde umzugraben. Wenn Sie mit der unübersehbaren Länge der Ihnen angewiesenen Aufgabe unzufrieden sind, müssen Sie von „einer Glocke bis zur anderen" graben, d. h. bis sieben Uhr abends. Die Sträflinge möchten rauchen, müde setzen sie sich nieder, um sich ein wenig zu erholen. Kaum vergehen zwei Minuten, so schreit schon der „über der Seele stehende" Aufseher, es sei Zeit, sich wieder an die Arbeit zu begeben. Ein oder zwei Worte der Erwiderung — folgt sofort die Androhung des Arrests.

Unterdessen steigt die Sonne höher und höher. Die Sträflinge verfolgen mit wachsender Ungeduld ihren Lauf, sehnsüchtig hoffend, bald den erhebenden Klang der Mittagsglocke zu hören. Sie fragen endlich den Aufseher nach der Uhr und erhalten zur Antwort:

„Halb zehn!"

„Herrgott! Noch anderthalb Stunden!"

Die Sonne brennt heißer und heißer herab; der Schweiß rinnt stromweise über Gesicht und Hals; die Füße schmerzen vom Niederdrücken des stumpfen Spatens. Plötzlich ertönt das Kommando:

„Halt! Mützen abnehmen!"

Erschreckt hält man inne, die Sträflinge werfen die Spaten nieder und nehmen, wie es sich nach der

Instruktion geziemt, die Mützen in die Hand. Dann sieht man sich ängstlich um und erblickt den Sechsäugigen, der sich mit dem Stocke in der Hand nähert.

„Mützen aufsetzen! Weiterarbeiten!" hört man seine laute Stimme. Die Sträflinge bedecken schnell den Kopf und greifen wieder zum Spaten.

In Gegenwart des Chefs wird noch eifriger gearbeitet als vorher. Luczesarow kommt näher. Er versteht alles, ist Meister in jeder Arbeit. Wenn man seinen Worten trauen darf, so war er Gemüsegärtner, Feldarbeiter und Obstzüchter; versteht Schlosser-, Schmiede- und Zimmermannsarbeit ebensowohl, ferner Ofensetzen und Wegebauen. In Tschita ließ er einen Schrank eigener Arbeit zurück und einen Wagen mit äußerst kunstvoll angebrachten Rädern. Er fragt den Aufseher laut nach den Eigenschaften des Bodens, wobei er stets einige Fälle aus seinem Leben in den Goldminen zur Hand hat. Der Aufseher nickt zu allem mit dem Kopfe und staunt ehrfurchtsvoll. Allein auch während des Gesprächs ruhen die allsehenden Augen Luczesarows nicht, er versäumt weder, dem Petin die Bemerkung zu machen, daß man den Spaten tiefer in die Erde stoßen muß, noch dem Nogaitzew, daß er faul sei.

„Gieb mal deinen Spaten her, ich will dir zeigen, wie man graben muß."

Er nimmt wirklich den Spaten aus Nogaitzews Händen und setzt den elegant lackierten Stiefel darauf. Aber er stemmt sich umsonst mit der ganzen Wucht seiner großen Figur dagegen, drückt umsonst den Stiefel auf den oberen Spatenrand — das hartnäckige

Instrument dringt kaum ein paar Zoll in die Erde und will nicht „zeigen, wie man graben muß".

„Ein sehr steiniger Boden, Herr Direktor", erdreistet sich Nogaitzew zu bemerken, „wir haben eine schwere Aufgabe bekommen."

„Du sprichst Unsinn, Brüderchen!" erwidert böse der immer gefaßte Luczesarow, „der Grund ist einfach der, der Schmied hat den Spaten schlecht geschärft. So ist es; die Schneide ist stumpf wie ein Pfannkuchen. Er treibt sich wahrscheinlich auch herum, die Kanaille. Wer ist heute Schmied?" wendet er sich an den Aufseher.

„Wodjanin!" ruft Schlangenkopf herbeispringend und die Hand an die Mütze legend, „Hammerschläger Efimow."

„Aha! Ich kenne diese Vagabunden . . . Ich werde selbst mal zu ihnen hingehen, ich will doch sehen . . ."

Und Luczesarow entfernt sich, etwas unzufrieden und etwas verwirrt, in der Richtung nach der Schmiede. Alle atmen erleichtert auf.

„Man muß sich erholen, Wassilij Andrejewitsch", sagen die Arbeiter zum Aufseher, und ohne seine Erlaubnis abzuwarten, setzen sie sich auf die Erde und beginnen zu rauchen. Im gleichen Augenblicke aber ertönt die Mittagsglocke; die Sträflinge springen mit viel Lärm und Geschrei von der Erde auf, ordnen sich zu einer langen Reihe und kehren so ins Gefängnis zurück.

Im Sommer giebt es mittags eine Pause von drei Stunden. Das ist die Zeit der stärksten Sonnen-

glut, eine Zeit, in der die Erde wie eine eiserne Pfanne glüht, der Kopf brennt und zu springen droht und die ermatteten Füße sich kaum bewegen wollen. Wohl dem, der am Tage schlafen kann, bei dem die Nerven nicht ruhelos fiebern, das Blut nicht kocht und die Seele nicht manchmal zum Schreien schmerzt! Kann er schlafen, wirft er sich wie ein Toter auf die Pritsche und liegt drei Stunden bewegungslos, bewußtlos im Schlafe, und träumt auch nichts. Aber dieser Mittagsschlaf erquickt nicht. Man erwacht mit geschwollenen Augen und einem schmerzenden Druck in den Schläfen und kann das Licht kaum ertragen. Zwei Uhr mittags! Im Ohr des Sträflings ertönt noch die Glocke, die ihn geweckt hat. Die Sonne steht noch immer hoch am Himmel und brennt schonungslos mit ihren alles erreichenden Strahlen. Man muß wieder arbeiten, arbeiten und arbeiten bis sieben Uhr abends unter denselben Bajonetten, unter demselben Geschrei der Aufseher und Lutzesarows, arbeiten, um, nachdem man wie ein Toter die kurze Sommernacht verschlafen hat, früh am Morgen wieder aufzustehen und einen ebensolchen Zwangstag zu beginnen . . . Nein, ich kann nicht an die Arbeit in den Gemüsegärten des Schelaischen Gefängnisses denken, ohne wieder den fast unerträglichen Druck der langsam schleichenden Stunden zu empfinden.

Immer, wenn in der Mitte des Juni die Einpflanzung von Sauerkohl und anderer Gemüsesorten beendet war und eine Gruppe Bergarbeiter alsbald zu den Schachtarbeiten zurückkommandiert wurde, empfand ich eine gewisse freudige Erleichterung, un-

geachtet deſſen, daß auch die Sommerarbeiten in den Bergwerken ihre Dornen hatten. In den Schächten war es kalt wie in einem Eiskeller; von den befrorenen Treppen und Gängen floß überall Waſſer, das den Arbeitern auf den Hals und die Füße fiel. Um bohren zu können, mußte man Bretter unter die Füße legen; aber auch dieſe wurden bald von dem ſich ſtauenden Waſſer überſpült. Dann mußte man hinaufklettern, um einige Kübel Waſſer zu entleeren, nur um weiterbohren zu können, und das war auch nur bis zur nächſten Ueberſpülung möglich. Finſternis, Näſſe, Kälte, ſteife Hände, das Zittern des Froſtes im ganzen Leibe! O, verfluchte Welt der gezwungenen Arbeit! Wenn man aus der Schachttiefe ans Licht des Himmels trat, wo es ſo viel Glanz, Wärme und Sonnenſchein gab, wo gar nicht weit der Wald im Winde rauſchte und weiterhin die kleinen Hügel im Halbkreis ganz mit duftenden Veilchen bedeckt waren, ſah ſo die Herrlichkeit der Natur triumphierend vor ſich ausgebreitet, geſchah es nicht ſelten, daß plötzlich das Herz auflochte und eine wilde Empörung die Seele ſchwellte. Und mehr als einmal habe ich dieſe Schönheit, die ſich ſo ſeelenlos im Angeſicht des tiefſten menſchlichen Kummers ausbreitete, die weiter duftete und blühte, ob hier auch tauſend brennende Thränen tropften, Schweiß, Blut — mehr als einmal habe ich ſie verachtet und verflucht!

„Hinter den Bergen ſind wieder Berge,
Eingehüllt in dunklen Nebel,
Erleuchtet vom Kummer,
Mit Blut begoſſen . . .“

„Ach, wenn ich doch einmal wenigstens einen Tag bei freier Kost sitzen könnte!“ träumt laut einer der Sträflinge, in den Anblick der fetten Schweine des Monachows versunken, die ganz in der Nähe am Fuße des Berges frei umherliefen, „dann wäre es vielleicht ein leichtes, zehn Werschok in diesen Boden hineinzubohren. Wie ist uns das jetzt möglich? Haben wir denn doppelte Adern?“

„Ist das ein komischer Kauz, unser Herr! Mit leerem Magen soll man arbeiten können? Er soll mich doch lieber in den Karzer stecken, dieses dicke Schwein! Mehr als sechs Werschok bohre ich nicht. Mag ihm darüber vor Wut die Seele aus dem Leibe fahren! Und hier ein wenig an der Sonne liegen, das ist so hübsch warm.“

„Nein, es könnte wirklich nicht schaden, etwas besseres Essen zu sich zu nehmen“, fuhr der erste fort, „von der Bouillon des Sechsäugigen kann man ja die Schwindsucht kriegen. Für euch, sagt er, sind die Zwangsmaßregeln da... Dafür seid ihr im Zwangsgefängnis ... Mögen ihm doch die Glotzaugen entzweispringen ! Weshalb ist es in anderen Bergwerken nicht so? Weshalb läßt man dort auch anderes Essen passieren? Wenn man nur Geld hat, kaufen kann man sich, was man haben will: Milch, Schweinefleisch, Hammelfleisch, Früchte und was einem gerade einfällt. Was kann denn für eine Gefahr durch das Essen entstehen? Das Essen kann dem Menschen nur von Nutzen sein.“

„Natürlich, Brüderchen, Essen reinigt und bringt das Blut in Bewegung. Wenn ich jetzt z. B. so

auf einmal fünf Pfund guten Fleiſches aufeſſen könnte, o, was gäbe das für Kraft in die Knochen!“

„Haſt du auch gehört, was man erzählt? Der neue Gouverneur ſoll die Bergwerke inſpizieren! Wenn man ſich mal bei dem beſchwert?“

„Ich habe es auch gehört, aber es kann höchſtens ein Arreſtantenulk ſein. Irgend einem iſt es gerade eingefallen, und die anderen glauben es ihm. Sonſt müßte man ſich eigentlich beklagen.“

„Gar nicht erſt klagen, ſondern einfach um Verſetzung bitten! Und wenn er mich an den Rand der Welt ſchickt — nur fort von hier!“

Das waren ſo die regelmäßigen Träume der Sträflinge. Mehr als die Hälfte der Schelaiſchen Gefängnisinſaſſen würden jede ſich bietende Gelegenheit ergriffen haben, um ihren Wohnſitz mit Vergnügen gegen das unbekannte Sachalin, oder gegen Chabarowka, Kara, Sarentuj und Kadaj einzutauſchen, nur um vom Sechsäugigen und ſeiner Hungerkoſt loszukommen, von der ganzen, entſetzlich öden Ordnung ſeiner Feſtung, in der es keine Lieder und keine Spiele gab, an denen ſich auch ein nichts mehr hoffendes Sträflingsherz doch immer noch erfreuen konnte. Die meiſten murrten ſtill für ſich und verſchwiegen die Gedanken an Verſetzung und Veränderung. Und da dieſe Gedanken ja ſo fruchtlos waren, was hätte man ſonſt noch thun können?

Wirklich gab es in unſerer Mitte zehn Sträflinge, die ſich feſt entſchloſſen hatten, loszukommen, in welcher Weiſe das auch geſchähe. Sie hielten ſich an das Beiſpiel Djubins, der es verſtanden hatte,

dem Sechsäugigen läſtig zu werden und ſo ſeine Verſetzung nach Sachalin herbeizuführen. Man glaubte, um dasſelbe zu erreichen, brauche man ſich nur mit Lucʒeſarow zu überwerfen.

Die erſten, die dieſen Weg einſchlugen, waren Komlew und der ſchon bekannte Petin-Sochaty. Im Anfang ſuchten ſie noch ihr Ziel friedlich zu erreichen, indem ſie Lucʒeſarow jeden Abend bei der Kontrolle um Verſetzung baten. Lucʒeſarow gab mehrmals zur Antwort, daß er ihnen dabei nicht helfen könne, auf Sachalin erſtrecke ſich ſeine Machtbefugnis nicht mehr. Bald hörte er aber ganz auf, von dieſen Bitten überhaupt Notiz zu nehmen. Petin und Komlew verbanden ſich nun zu einem ſyſtematiſchen Vorgehen, indem ſie durch fortwährende Streitigkeiten mit den Aufſehern, durch abſichtliche Faulheit und Arbeitseinſtellung allmählich doch loszukommen trachteten. Hierin trat vom Standpunkt der Sträflinge beider Charakter und innerer Wert beſonders erhaben hervor. Lucʒeſarow beantwortete die erſten Schritte der Verbündeten in bekannter Weiſe mit Karzer. Sie ließen ſich aber nicht einſchüchtern und führten ihre Sache weiter. Darauf wurde zunächſt Komlew der Zwangsarbeitsverkürzung verluſtig erklärt.

„Das iſt was Rechtes", ſagte Komlew, „ich ſpucke auf ihre Vergünſtigungen . . . Ich bin jetzt zweiundvierzig Jahre alt und habe noch fünfunddreißig Jahre Zwangsarbeit auf dem Nacken. Kann ich denn ſolange leben und jung bleiben? Kann es mir nicht gleich ſein, wenn da noch fünf oder zehn Jährchen hinzu-

kommen? Meinetwegen kann man noch hundert zulegen, mir ganz egal! Unsereiner darf nicht auf die Gnade andrer rechnen, er muß sich auf seinen eigenen Kopf und seinen Willen verlassen können. Ich werde mir selbst ein Manifest verkünden!"

„Folglich werden Sie sich doch noch losmachen?" frug ich ihn einmal.

„Nun, wie denn sonst?" antwortete er verwundert.

„Wenn aber nun ... der Sechsäugige andere Maßregeln ergreift?"

„Sie meinen Ruten, Hiebe? Ich weiß ja ganz gut, daß ihm jetzt nur noch die Ruten übrig bleiben. Nun, meinetwegen! Prosit Mahlzeit! Was wäre ich für ein Sträfling, wenn ich Hiebe fürchtete? So einen könnte ich selbst nicht achten. Wenn du die Zwangsarbeit nicht fürchtest — dann hast du nichts mehr zu fürchten auf der Welt!"

Diese Worte wurden so offen und aufrichtig, so ohne jeden phrasenhaften Beigeschmack ausgesprochen — ein Vorzug, der Komlews Reden ja immer auszeichnete — dabei so viel innere Kraft und Entschlossenheit atmend, daß ich von ihm ganz begeistert war.

Auch im ferneren Verlauf seiner „Losmachung", hielt er sich im höchsten Grade einfach, ohne die herausfordernden Redomontaden, mit denen z. B. Petin, sein Freund und Verbündeter, gewöhnlich um sich warf. Der letztere hielt es für nötig, jedesmal bei der Arbeitsverweigerung zu brüllen und zu gestikulieren, daß alles in ihm in Bewegung war. Komlew dagegen lag ruhig auf der Pritsche, den Aufseher er-

wartend, bis er sich wie ein wildes Tier auf ihn stürzen und zur Arbeit auffordern würde.

„Komlew! Soll man noch lange auf dich warten? Alle sind schon aufgestellt am Thore, nur du fehlst noch. Mach' dich fertig, schnell!"

„Wozu?" frug Komlew ruhig, kaltblütig, ohne die Stimme zu erheben.

„Wozu? Zur Arbeit, weißt du doch."

„Ich werde heute nicht arbeiten."

„Du willst nicht arbeiten? Bist du unwohl?"

„Nein, ich bin gesund."

„Also, was ist los mit dir? Willst du Spaß machen oder in den Karzer gehen?"

„In den Karzer — meinetwegen. Gehen wir", sagte Komlew sich erhebend immer mit derselben ruhigen Stimme und folgte dem Aufseher in den Karzer.

Sochaty war anders. Ungeachtet seiner Prahlerei und der beständigen Kampfbereitschaft, war er lange nicht so entschieden und tapfer wie Komlew.

Das wußten die Sträflinge sowohl als auch die Aufseher. Selbst Petin versäumte nicht, seine innere Schwäche durch Thatsachen zu beweisen. Während Komlew ununterbrochen und unermüdlich sein Bestreben aufrecht erhielt, in ein anderes Gefängnis zu kommen, sich der Arbeit entzog, weder Karzer noch Hiebe fürchtete, und auf die Dauer den Vorgesetzten damit doch einen gewissen Respekt einflößte, konnte Petin seine Feigheit nicht verbergen, und jedesmal, wenn die Sache eine ernste Wendung nahm, trat er im kritischen Moment zurück und ergab sich, am meisten

aus Furcht vor der Rute. Ohne Spur von Konsequenz war er bald ein Aufsitzer und Grobian, bald wieder ein strebsamer, fleißiger Arbeiter und der ruhigsten Sträflinge einer. Die Obrigkeit sah ein, daß er im Grunde ungefährlich sei, und daß mit Drohungen bei ihm am meisten durchzusetzen war.

Unser alter Bekannter Semenow war ebenfalls unter denjenigen, die stets davon träumten, von der Schelaischen Zwangsarbeit loszukommen und der gleich dem Komlew weder die Drohung noch Maßregelung des Sechsäugigen fürchtete. Da ihm aber bis zur Freiheit überhaupt nur noch ein Jahr blieb, verhielt er sich meist ruhig und vernünftig. Trotzdem trat schließlich, uns allen und Semenow besonders höchst unerwartet ein Ereignis ein, das ihn in den Augen der Obrigkeit zu einem der gefährlichsten und unerwünschtesten Bewohner des Schelaischen Gefängnisses stempelte.

Die Sommernächte waren ungemein kurz. Um acht Uhr abends wurde Kontrolle abgehalten. War Luczesarow dabei zugegen, so dauerte sie länger als eine Stunde und zum Schlafen kam man nicht vor zehn Uhr. Früh halb vier ertönte schon wieder das Pfeifen der Aufseher und der Befehl, sich zur Revision fertig zu machen. Müde von schwerer Arbeit, durch die schlechte Nahrung wenig gestärkt, erhoben sich die Sträflinge wie die Wilden: die Augen verschwollen, unfähig das Licht zu ertragen, mit Schmerz in den Schläfen und einem fast unerträglichen Reißen in den Gliedern. Der Aufseher Besimjennych nun, der die Sträflinge aus der Seele haßte und ihnen an Un-

gemach zufügte, was er konnte, verkürzte in den Tagen, wo er diensthuend war, noch diese so knapp bemessene Schlafenszeit. Bei völliger Dunkelheit, noch um zwei oder um drei Uhr des Nachts, ging er längs der Zellenfenster hin, pochte mit den Fäusten oder mit den Schlüsseln aus aller Kraft und schrie mit einer Stimme, bei der alles erwachte:

„Aeltester! Die Lampen auslöschen!"

Zu der Zeit war Semenow gerade Aeltester in einer der Zellen und schlief einmal so fest, daß er selbst diesen Höllenlärm nicht hörte. Zwanzig Minuten später trat Besimjennych ans Guckloch, als er sah, daß die Lampe noch brannte, pochte er kräftig mit den Fingern an die Scheibe, Semenow laut beim Namen rufend. Dieser schlief ruhig weiter, wie ein zu Tode erschöpfter Held. Die anderen Sträflinge machten schon dumme Witze, stellten sich aber, als ob sie auch schliefen, und rührten sich nicht von der Stelle.

„Nun, gut, dir will ich's zeigen, du gemeiner Kerl!" knirschte Besimjennych, die Geduld verlierend, und ging weg.

Bei der Morgenkontrolle vergaßen die Sträflinge ganz, Semenow über das Vorgefallene zu unterrichten, bis Besimjennych herzutrat und ihn ohne jede Erklärung direkt in den Karzer führte. Der ahnungslose Semenow war im ersten Augenblick bestürzt und folgte schweigend. Sobald er aber im Karzer anlangte und erfuhr, um was es sich handelte, benutzte er die Gelegenheit, um sich in der Abwesenheit eines jeglichen Zeugen sofort mit furchtbaren

Drohungen und geballten Fäusten auf seinen Feind zu stürzen. Besimjennych entwand sich ihm jedoch, und fand gerade noch Zeit, die Korridorthüre zuzuwerfen. Er rannte schleunigst zum Aeltest-Diensthabenden und meldete ihm Semenows Attentat. Der Konvoi erschien im Karzer, Semenow wurde in Ketten gelegt und in eine separate Zelle geschlossen. Jeder war überzeugt, daß ihm diese Geschichte teuer zu stehen käme . . . Semenows Herzensfreund, der greise Gontscharow, ging betrübt und nachdenklich umher.

„Jetzt hat Petska die Freiheit verloren", sagte er mir einst ganz traurig, „und wenn die Freiheit verloren ist, ist auch sein Kopf verfallen! Sollte man ihm noch einige Jahre mehr geben, dann kann sich Besimjennych auf das Schlimmste gefaßt machen . . . Petska wird ihm die Antwort nicht schuldig bleiben."

Ueber einen Monat saß Semenow im Karzer und machte sich bereit, eine schlimme Wendung zu erleben.

Aber wie erstaunten wir alle, als eines schönen Tages von der Verwaltung eine Verfügung einging, Semenow den Monat strengen Karzers als Strafe anzurechnen und ihn zusammen mit Komlew in das Sarentuische Gefängnis zu überführen. Semenow bekreuzte sich, wahrscheinlich von ganzem Herzen dankbar, noch an demselben Tage die verhaßten Mauern der Schelaischen Festung verlassen zu können. Von denen, die in der Macht des Sechsäugigen blieben, wurde er sehr beneidet. Ueber Komlews Versetzung schwieg man, da er allen in einem ungewöhnlichen Lichte erschien. Er hatte ja einen langen

und ſchweren Kampf um das geführt, was ihm jetzt gewiſſermaßen in den Schoß fiel. Nichtsdeſtoweniger wäre er entſchloſſen geweſen, dieſen Kampf bis ans Ende durchzuführen und ſeine Entſchloſſenheit ſogar mit dem Blute zu beſiegeln. Am meiſten ſchämte ſich Sochaty. Er ging finſter und mißmutig umher, und ſuchte ſeinen Kummer durch wörtliche und thätliche Angriffe auf Lunjkow und andere zu beſchwichtigen, die auf ſeine händelſüchtigen Prahlereien eingingen.

Aber auch in anderen Köpfen lebte der Gedanke, ſich los zu machen. Ich erzählte ſchon, welch' künſtlichen Plan ſich z. B. Sokolzew erſonnen hatte und welchen Mißerfolg er zum erſtenmal damit erzielte. Jeder folgte eben den Eingebungen ſeines Temperamentes und ſeiner Fähigkeiten. So gab eine große Zahl Sträflinge vor, an einer unheilbaren Krankheit zu leiden, die ſie zu jeder körperlichen Arbeit untauglich mache. Sie glaubten dadurch die Freiheit eher wiederzuerlangen oder wenigſtens in ein Stift zu kommen. In jedem Gefängnis übrigens giebt es immer einige dieſer angeblichen Kranken: Lahme, Taube, Schwache und andere Breſthafte. Dennoch iſt es nicht ſo leicht, wie es auf den erſten Blick vielleicht erſcheint, Simulant zu ſein. Die Aufſeher und Aerzte ſind dieſen Kranken weit weniger im Wege, als die Sträflinge ſelbſt. Jeder chroniſch Kranke, der von der Arbeit befreit wird, hat ſeine Neider. Iſt unter dieſen der Verdacht aufgetaucht, der Kranke ſimuliere, ſo beginnt ein ſyſtematiſches Spionieren, um ſchließlich den unbeliebten Kollegen (unbeliebt ſind alle

untereinander), entlarven zu können. Sie bemerken plötzlich, daß er heute gar nicht mit dem Fuße lahmt, andere haben den scheinbaren Kranken in der Nacht aufstehen und wie einen Gesunden in der Zelle umhergehen sehen. Entweder hat er geglaubt unbeobachtet zu sein oder der Schlaf hat ihn selbst die angenommene Krankheit vergessen lassen. Schnell genug ist aus einzelnen, oft ganz unbegründeten Verdachtsmomenten die Ueberzeugung herangereift, und gerüchtweise auf unbekanntem Wege endlich auch der Obrigkeit zu Ohren gekommen. Mit den Uebelthätern, deren man nun habhaft zu werden sucht, trifft man freilich auch mitunter Unschuldige, und treibt Kranke zur Arbeit, die sich kaum aufrecht erhalten können . . . Schwer ist oft das Leben dieser wirklich Kranken, wenn sie unglücklicherweise keine sichtbaren Merkmale aufzuweisen haben. Die Füße und Hände sind heil, Wunden und Eiterungen auch nicht vorhanden, — wie kann so ein Mensch krank sein? Nicht nur die Sträflinge, auch die Feldschere halten sich nur an sichtbare Merkmale. Alles übrige, wie Husten, Fieber, Kopfweh, Schwäche, rheumatische Leiden und Herzleiden, findet keine Beachtung. Es kann ja auch simuliert sein?!

Infolge des kleinen Raumes des Gefängnisses und der verhältnismäßig geringen Sträflingszahl, wurden die Fleischportionen nicht, wie es in den anderen Bergwerken üblich ist, für Gesunde und Kranke bemessen, sondern alle erhielten gleiche Portionen. Andererseits war das Lazarett eng und klein und konnte infolgedessen nur einen geringen Krankenbestand führen. Aus diesen Gründen mußte der Sträfling, der

sich entschlossen hatte, auf solche Weise von der Arbeit loszukommen, über einen großen Vorrat an Tapferkeit und Geschicklichkeit verfügen. Einer dieser Dreisten und Gewandten war vor allem der greise Gontscharow.

Nachdem er einige Wochen einer ernsthaften Krankheit wegen im Lazarett gelegen, begann er bald darauf, sich über beständige Schmerzen in den Füßen zu beklagen, wurde lahm und blieb endlich ganz auf der Pritsche sitzen . . . Der letzte Umstand fiel gerade mit der Versetzung seines Freundes Semenow ins Sarentuische Bergwerk zusammen. Sichtbare Zeichen traten zwar in diesem Falle nicht hervor; allein der Arzt, der das Lazarett von Zeit zu Zeit besuchte, konnte doch nicht mit ruhigen Gewissen eine Simulation konstatieren, das Alter des Kranken, sein ehrwürdiger Löwenkopf, mit grauen Haaren dicht bewachsen, verfehlten natürlich auch ihren Eindruck nicht. Schließlich ließ man ihn sitzen, wo er saß, und schaffte sich so eine unbequeme Sache vom Halse. Anfangs glaubten ihm auch die Sträflinge. Mit der Zeit aber wurde auch er verdächtigt. Man sprach selbstverständlich nicht in seiner Gegenwart davon (so fürchteten alle seine physische Kraft und seine scharfe, böse Zunge); aber es kam doch vor, daß dieser Verdacht bei Streitigkeiten greifbar auftauchte und Gontscharow daraufhin einen weinerlichen Ton anschlug, der ihm sonst nicht eigen war. Mit Kummer gedachte er der guten alten Zeit, wo er noch seiner Füße mächtig war und die Kraft besaß, jede Beleidigung hundertfach heimzuzahlen, wo er

von seinen Feinden gefürchtet wurde und Geld, Freunde und Kameraden besaß ... Als ich solche Klagen und Vorwürfe an das Schicksal aus seinem Munde hörte, zog sich mir oft das Herz vor Mitleid zusammen und mein Verdacht schmolz, wie Butter in der Sonne. Ich erblickte in Gontscharow thatsächlich einen hilflosen und unglücklichen Greis, der leicht zu beleidigen war, weil er sich nicht verteidigen konnte. Oft mußte ich für ihn eintreten und die Angriffe, die (natürlich nur in seiner Abwesenheit) gegen ihn gerichtet wurden, zurückschlagen. Wie groß war aber meine Verwunderung, als Gontscharow einmal mit mir ein aufrichtiges freundschaftliches Gespräch über seine Krankheit anknüpfte.

„Wo mag doch jetzt mein Petjka sein?" begann er seufzend, „ach, Iwan Nikolajewitsch! wenn man mich doch auch fortließe! ... Ich würde sofort nach Sarentuj gehen und mich dort mit ihm wiedersehen."

„Wie können Sie mit Ihren Füßen diesen Marsch riskieren?" frug ich erstaunt.

„Nun, sie werden doch nicht ewig schmerzen?" meinte der Alte, „Gott wird helfen, sie wieder gesund zu machen. Noch dazu, wenn ich frei bin. Dann kann ich auch wieder etwas anfangen, ich verstehe mehrere Handwerke: Schusterarbeit, Schneiderei, Körbeflechten und Kohlenbrennen ... Dazu gutes Essen und Freiheit ... Höre mal, Nikolaitsch, was ich dir sagen wollte", fuhr er plötzlich leise zu sprechen fort, „vor dir brauche ich es doch nicht zu verheimlichen. Du bist ja nicht wie unser einer und wirst mir also nicht schaden. Du weißt, man sagt mir

nach, ich ſtelle mich krank, ich eſſe mit an ihren Arbeitsportionen ... Traurig war es mir freilich im Anfange, ſehr traurig, ſolche Vorwürfe zu hören, weil mir doch die Füße wirklich ſehr ſchmerzten ... Nun, jetzt iſt das aber anders! Die Füße ſind längſt beſſer geworden. Ich könnte nun auch hingehen und arbeiten, nicht beſſer und nicht ſchlechter als die anderen, aber ich denke ſo: wozu ſoll ich das? Brauch' ich denn mehr als die anderen? Was, ich ſoll mir den Unterhalt von der Obrigkeit erwerben? Mir eine Medaille um den Hals hängen laſſen, wie ein Pferd arbeiten und ziehen wie ein Stier? Als freier Arbeiter komme ich nicht mehr hinaus, Iwan Nikolajewitſch; einen Kranken wird man eher fortlaſſen. Ich bin doch im Gefängnis hier ein ganz überflüſſiger Menſch! Was kann ich aber draußen noch alles nützen: Speicher bewachen, Kohlen für die Schmiede brennen ... Nun weißt du, wovon ich träume, Iwan Nikolaitſch. Dann natürlich will ich von dieſer Gegend nichts mehr wiſſen, will das Schelaiſche Gefängnis nicht mehr ſehen! Petjka kommt als freier Arbeiter nach: wir thun uns zuſammen — und adieu, Mütterchen Zwangsarbeit, adieu Väterchen Baikal!"

Ich bewahrte ſelbſtverſtändlich Gontſcharows Geheimnis in tiefſter Bruſt und freute mich von ganzem Herzen, als ſein Traum ſich bald darauf verwirklichte und Lucjeſarow ihn im September, noch ehe ſeine Strafzeit abgelaufen war, als Speicherwächter in die freie Kolonie entließ. Nun dachte ich, er würde den Winter noch dableiben und zum Beginn des Frühlings in den Dienſt des Generals Kukuſchkin treten.

Aber so lange wollte er jedenfalls nicht einmal warten: er lief schon in den ersten Tagen des Oktober davon, kurz nachdem man den Sträflingen die Winterkleidung ausgegeben hatte: Pelz, Beinkleider und Fausthandschuhe ... Die Obrigkeit war natürlich wütend über den schlauen Alten, der es verstanden hatte, sie zu hintergehen: gestern noch auf den Knieen kriechend, war er heute schon entflohen. Die Aufseher freuten sich nur über die schlecht gewählte Jahreszeit, die ihn jedenfalls bald wieder in ihre Hände liefern würde.

„Dann werden wir's ihm schon zeigen! Und wenn er auch zehnmal krank sein wird — wir glauben ihm nicht mehr!"

„Der böse Geist muß doch in diesen Alten gefahren sein, bei solch einer Jahreszeit davonzulaufen", sagten auch die Sträflinge unter sich. „Der Wald überall kahl, nirgends ein Versteck, Nahrung ebenfalls schwer zu finden, der Winter vor der Thür ... Paßt auf, dieser Tage noch wird es schneien!"

Nur die alten, erfahrenen Sträflinge lachten im stillen, wenn sie solche Reden hörten.

„Gerade jetzt soll man gehen", meinten sie auf meine Frage, „und Gontscharow ist doch auch kein Esel ... außerdem selbst Sibirier ... Er wird schon nicht umsonst fortgelaufen sein! Auf den Feldern nirgends Menschen mehr, alles längst geerntet, der Weg wie eine Decke und niemand, der ihn aufhält. Jetzt kommen ja auch die Leute aus den Goldminen zurück — da ist gleich der Verdacht nicht so groß, wenn ein fremder Mensch kommt. Gerade, es sieht

aus, als käme er aus den Goldminen, der ehrwürdige Greis."

Aber was auch die erfahrenen Leute reden mochten, mir schien es doch komisch, daß so ein kluger Mann wie Gontscharow sich diese späte Jahreszeit zur Flucht gewählt hatte. August und vielleicht auch die erste Hälfte des September wäre immer noch angängiger gewesen, aber Oktober —? Mir schien, als läge etwas Unfreiwilliges, Gezwungenes in dieser Flucht.

Und thatsächlich drang bald darauf ein anfangs unklares Gerücht in das Gefängnis, daß sich in einem der großen Bergwerke ein Mord ereignet habe, nach welchem einige Sträflinge flohen. Endlich wurde unter den Fliehenden auch Semenow genannt ... Man erzählte, der Vorsteher des Serentujschen Gefängnisses, der mit Luczesarow auf gespanntem Fuße lebte, habe Semenow gleich nach seiner Versetzung, Luczesarow zum Trotz, in die freie Kolonie entlassen. Mit einem Tataren beim Kartenspiele in Streit geraten, schlitzte hier Semenow dem letzteren den Leib auf und entfloh, vom Convoi verfolgt. Lange Zeit konnte ich nicht begreifen, in welchem Zusammenhang dieses Gerücht mit Gontscharows Flucht stehen sollte; aber dann wurde mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, Semenow sei nach geschehener That in die Nähe der Schelaischen Bergwerke gekommen, wo er einige Tage von seinen Landsleuten und Freunden, Gontscharow und Rakitin, verborgen gehalten wurde. Nun freilich wurde mir alles klar. Beim Wiedersehen mit dem alten Freunde, der ihm lieb

wie ein Sohn war und der fliehen mußte, war dem alten Wolf das Blut aufgegangen. Ein unbändiges Verlangen nach Welt und Freiheit, von keiner Vernunftregung besiegt, hatte plötzlich seine Seele ergriffen. Blendend hell stand das Bild der Heimat, der Familie und vielleicht auch das der Rache vor seinen Augen, und da hat er denn trotz der alten Jahre und der heranrückenden Winterszeit sich mit dem jüngeren Gefährten auf den Weg gemacht, allen Gefahren und Zufällen eines Flüchtlingsschicksals entgegen.

Sind sie in die Hände der sabaikalischen Kosaken geraten, haben die Kugeln wilder Tunguſen ihre heißen Köpfe durchbohrt oder haben sie glücklich das „Heilige Meer" — den Baikal — passiert? — — Ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört. So viel jedenfalls steht fest, daß keiner von beiden Leben und Freiheit dem billig verkauft hat, der es wagte, sich ihnen in den Weg zu stellen.

Besuch in Schelai.

Das Gerücht über die Ankunft des neuen Gouverneurs hatte inzwischen seine Bestätigung gefunden. Im Gefängnisse wurden umfassende Vorbereitungen zum Empfang des hohen Gastes getroffen. Der brave Stabskapitän, der sich stets damit gebrüstet hatte, das ihm anvertraute Gefängnis sei immer in Bereitschaft, „selbst den Kaiser zu empfangen", zeigte deutliche Spuren innerer Unruhe. Er erinnerte sich augen-

ſcheinlich des alten Sprichwortes: Neue Beſen kehren gut, und dann, wer konnte wiſſen, welchen Charakter der neue Beherrſcher der Gegend hatte, welche Richtung er verfolgte? Und er erniedrigte ſich ſogar ſo weit, ſich perſönlich um die geringſten Details des inneren Gefängnislebens zu kümmern. Den Aufſehern wurden ſtrenge Inſtruktionen gegeben. Die ganzen Tage, von morgens bis ſpät abends, krochen ſie in allen Winkeln des Gebäudes herum, jedes Kehrichthäufchen entfernend und beſtändig die Sträflinge für die geringſte Nachläſſigkeit und Unſauberkeit heftig zur Rede ſetzend.

Der Fußboden, der früher nur zweimal in der Woche gewaſchen wurde, wurde jetzt abgehobelt, Tag für Tag gewaſchen und nach dem Waſchen mit Ocker geſtrichen, wodurch er ein gefälliges Ausſehen bekam. Sobald der Ocker freilich getrocknet war, verwandelte er ſich ſchnell in einen feinen Staub, der beim Auskehren in Wolken umherflog und jeden zum Huſten und Nieſen reizte . . . Und die Kammerälteſten fegten faſt jede halbe Stunde . . .

Einſt erſchien Luczeſarow bei der Abendkontrolle und wandte ſich mit folgender Rede an die Sträflinge:

„Sie haben jedenfalls davon gehört, daß dieſer Tage der neue Gouverneur zu uns kommt. Horchen Sie auf den Signalpfiff, der Ihnen vom dienſtthuenden Aufſeher gegeben wird, und halten Sie vor allem auf Reinlichkeit und Ordnung. Ferner ſollen Sie den Gouverneur nicht mit lächerlichen Bitten und Beſchwerden beläſtigen. Ich weiß, Sie können

es nicht laſſen, bei ſolchen Gelegenheiten an die Obrigkeit heranzutreten. Viel wird nicht dabei herauskommen; aber verſuchen können Sie es ja. Für abgeſchmackte Fragen werde ich Sie beſtrafen. Jeder, der etwas auf dem Herzen hat, ſoll mir heute, wenn ich die Kammern revidiere, davon vorläufig Meldung machen. Ich werde darüber entſcheiden, ob die Bitte vorgelegt werden kann oder nicht. Außerdem will morgen oder übermorgen noch ein Ausländer unſer Gefängnis beſuchen, der im Intereſſe der Miſſion kommt, ein Prediger. Auch was dieſen Herrn betrifft, ſollt ihr euch anſtändig verhalten und ihn nicht mit Fragen beläſtigen. Das kann ich von euch erwarten. Er iſt durchaus Privatperſon und ohne Machtbefugnis. Und noch eins: In den Zellen iſt immer ſchlechte Luft. Es iſt auch kein Wunder. Während des Gebetes konnte ich z. B. jetzt unmöglich hinter Nogaitzew ſtehen ... Könnt ihr euch denn nicht beherrſchen? Daß Brot oder Kraut den Bauch auftreibt, iſt Unſinn! Ich eſſe ſelber Schwarzbrot und habe auch das Kraut gern ... Ihr müßt euch von jetzt an mehr zuſammennehmen."

Nach Beendigung dieſer Rede, die die Sträflinge einſchüchtern ſollte, trat er ſeinen Rundgang durch die Zellen an. Faſt überall erhielt er die Meldung, daß man mit dem Gouverneur ſprechen wolle. In unſerer Nummer traten zuerſt Petin und Sokolzew hervor.

„Worüber wollt ihr ſprechen?" frug Lucjeſarow.

„Wir möchten ihn bitten, nach Sachalin geſchickt zu werden, Herr Direktor."

„Weshalb?“

„Es ist unmöglich, Herr Direktor, unsere Strafzeit in diesem Gefängnis abzusitzen, es ist zu streng. Und noch dreißig und vierzig Jahre Zwangsarbeit im Nacken —!“

„Und ihr denkt, in Sachalin wird sich die Frist verringern? Unsinn habt ihr gesprochen. Mit solchen dummen Bitten darf der Gouverneur nicht belästigt werden. Und gesetzt den Fall, er hätte sie erfüllt, ihr selbst würdet es am meisten bereuen. Sachalin ist zehnmal schlechter als unser Gefängnis: dorthin kommen außer den aus Sabaikalje Gebürtigen nur ganz schwere Verbrecher.“

„Gestatten Sie dennoch, Herr Direktor, unsere Bitte vorzutragen.“

„Meinetwegen. Aber ich sage euch im voraus, daß sie keine Berücksichtigung findet. Lunjkow, was hast du?“

„Ich, Herr Direktor . . . da meine Strafe nicht gerecht bemessen wurde, so . . . erlauben Sie zu fragen . . .“

„Sie wollen sich beschweren?“

„Hm . . . ja.“

„Das sollst du nicht. Man hätte dich ungerecht bestraft? Durchaus nicht, deine Strafe ist gerecht.“

Mit diesen Worten ging Lutzesarow in die andere Zelle. Mehr als eine Stunde dauerte so der Rundgang. Ueberall sprach man den Wunsch aus, nach Sachalin oder in andere Erzwerke zu kommen, und überall schlug Lutzesarow den Vortrag dieser Bitte ab. Dennoch reifte bei vielen der Entschluß, mit dem

Gouverneur zu sprechen, auch wenn sie sich dadurch die Ungnade des Sechsäugigen zuziehen sollten.

Am nächsten Tage, uns allen unerwartet, erschien abends im Gefängnis der ausländische Prediger mit seinem Dolmetscher, vom ältesten Aufseher begleitet. Luczesarow war nirgends anzutreffen. Es war ein hochgewachsener, aber gebückter Greis, in schwarzem Rock, mit einem langen, grauen Bart, der alsbald mit einer Menge Bibeln unterm Arm die einzelnen Zellen betrat. Er hielt den Sträflingen eine Predigt in deutscher Sprache, die der Dolmetscher Wort für Wort in die russische Sprache übersetzte.

„Dieses Buch", sagte er, auf die Bibel zeigend, „ist ein erhabenes Buch, gleich notwendig für den Bauer, wie für den Kaiser. Die Lehre, die dieses Buch enthält, ist durch und durch wahr. Sie ist nicht nur wahr, sondern auch in hohem Grade praktisch und nützlich. Man muß nur aufrichtig glauben und Gott bitten — und er wird alle unsere Bitten und Wünsche erfüllen."

Kaum hatte der Prediger in unserer Zelle diese Worte gesprochen, als das heftige Kommando „Stillgestanden!" erscholl und Luczesarow, atemlos und stark gerötet, mit den Aufsehern hereinhastete. Der fremde Prediger geriet dadurch in Verwirrung und hielt inne.

„Direktor des Schelaischen Gefängnisses, Stabskapitän Luczesarow!" stellte sich ihm Luczesarow vor.

Der Alte nannte seinen Namen, verbeugte sich, reichte ihm die Hand und zog ein Papier aus seiner Tasche, welches das Ziel seiner Reise und die Er-

laubnis erhielt, alle Zwangsarbeitsgefängnisse zu besuchen.

Die Sträflinge beobachteten das alles mit naivem Scharfblick und bemerkten, daß der Sechsäugige dem Ausländer sofort auch den Paß abverlangte.

„Das ist ein Hauptkerl!“ erzählte man später von ihm, manchmal spöttisch, manchmal mit wirklicher Begeisterung.

„Auf niemanden nimmt er Rücksicht! Er wird selbst dem Gouverneur nichts nachgeben!“

„Nun“, sagte Luczesarow nach einer Pause unangenehmen Schweigens, indem er dem Prediger den Paß zurückgab, „haben Sie schon mit ihnen gesprochen?“

Der alte Herr, dem der Dolmetscher die Frage wiederholte, neigte den Kopf als Zeichen der Zustimmung und verteilte dann die Bibeln unter den Sträflingen, jeden vorher fragend, ob er des Lesens kundig sei oder nicht. Da stellte sich denn heraus, daß alle lesen konnten, sogar diejenigen, die kaum das Alphabet kannten.

Später begab sich der Besucher in die übrigen Zellen, wobei jedesmal beim Eintritt ein donnerndes „Stillgestanden!“ zu uns herüberdröhnte. Der fremde Prediger hatte unter diesen Umständen eine schwere Aufgabe mit seiner Predigt. Er beeilte sich denn auch und verließ das Gefängnis bald darauf. Die Sträflinge kritisierten ihn später von allen Seiten. Von Bedauern habe ich bei dieser Beurteilung kein einziges Wort gehört, auch darüber nicht, was ihn trieb, die Gefängnisse aufzusuchen und darin zu pre-

digen. Man ſprach nur von ſeinem Aeußeren und von ſeiner Kleidung.

„Einen ſolchen Schwarzrock möchte ich einmal unterwegs treffen", meinte Andruſchka, der Koch, „habe keine Angſt, ſchon bei einem Worte würde der alles hergeben, was er hat, Uhr, Rock und Geld!"

„Es ſcheint jedenfalls, daß er Geld hat", pflichteten die anderen bei.

„Was würde es ihm ausmachen, wenn er uns ein oder zwei Zehnrubelſcheine geſchenkt hätte? Da, Kinder, habt ihr was, laßt euch dafür ein Mittageſſen anrichten zu meinem Wohle. — Jedenfalls ein Geizhals."

Es war ſchmerzlich, ſolche Geſpräche anzuhören, noch ſchmerzlicher, daran zu denken, daß der einzige Erfolg dieſes würdigen Greiſes war, der zu uns kam, vielleicht aufrichtig glaubend an die Heiligkeit und die Bedeutung ſeiner Miſſion, dieſe Armen von ganzem Herzen liebend und von dem Wunſche getragen, in die Dunkelheit ihrer Seelen einen Funken jenes göttlichen Lichtes fallen zu laſſen, von dem ſein eigenes Herz flammend hell war . . . Aber andererſeits, wen ſollte man beſchuldigen? Worüber ungehalten und entrüſtet ſein?

Die verteilten Bibeln wurden größtenteils gar nicht geleſen, noch fanden ſie die Beachtung, die der Prediger gewünſcht hatte. Es wurden Cigaretten daraus gedreht und die Blätter zu noch niedrigeren Zwecken verwendet . . .

Dann kam auch der Tag, an dem man die Ankunft des Gouverneurs erwartete. Vom frühen Mor-

gen an liefen die Aufseher, die ihre Feldmützen, Feiertagsuniformen und weiße Handschuhe angelegt hatten, in ungewöhnlicher Aufregung im Gefängnis umher und gaben den Sträflingen ihre letzten Anordnungen. Zunächst mußte der Fußboden, der am Vorabend erst gereinigt worden war, abermals gescheuert und mit Ocker gefärbt werden. Sobald das geschehen war, trat eine neue Sorge heran: werden sie nicht etwa schon vor der Ankunft austrocknen? Man öffnete Fenster und Thüren, in den Kammern wie auf den Korridoren ... Und dennoch konnten sie sich nicht beruhigen, kamen jeden Augenblick wieder, um zu sehen, wie weit das Trocknen vorschreitet. Es war ein windiger und düsterer Tag. Man hatte zu Mittag gegessen und ruhte aus. Vom Gouverneur war keine Spur zu sehen. Alle zeigten sich abgespannt von der ungewöhnlichen Aufregung. Endlich, als die Bergarbeiter gerade aus den Schächten zurückkehrten, erfuhr man, daß ein Bote von der Station gekommen sei ...

„Er kommt! ..."

Alles setzte sich wieder in Positur. Der Gouverneur kam aber erst nach etwa anderthalb Stunden ins Gefängnis. Dann wurde den Sträflingen endlich befohlen, sich in den Zellen zu sammeln, die Schlafröcke anzuziehen und sich aufzustellen ...

Vom Thore tönte ein gellender Pfiff; wir stellten uns auf. Nur die Kühnsten blieben im Korridor und blickten in den Hof, wo der Gouverneur mit Gefolge erscheinen sollte. Die Kundschafter unserer Zelle waren Lunjkow und Petin. Von nun an kam

ein „Telegramm“ nach dem anderen. Die erſte Nachricht war, daß der Gouverneur ein Mann von hohem Wuchſe mit einem roten Bart und einem böſen Blicke ſei; nach der zweiten war er klein, dick und ſchwarz ... Ebenſo widerſpruchsvoll waren auch die Nachrichten über das Aeußere des Sechsäugigen. Lunjkow erzählte, daß er bleich ſei, ſich vor dem Gouverneur verbeuge und fortwährend die Hand an die Mütze lege, daß es den Anſchein habe, als bekomme er eine tüchtige Naſe! Sochaty, der von der ſtraffen Haltung Luczeſarows entzückt war, behauptete gerade das Gegenteil.

„Du ekliger Kerl! Was lügſt du? Der Sechsäugige ſieht wie ein Held aus. Hat man ſchon irgendwo einen ſolchen Teufelskerl geſehen! Und der iſt bloß Stabskapitän? Er könnte ſelbſt Feldmarſchall ſein!“

„Bei deinem Sechsäugigen ſind ja die Ohren noch nicht trocken. Bei uns in Woroneſch haben wir einen Stadtteilaufſeher: der ſteckt ſie alle hinter den Gürtel! Einen Schnurrbart, ſchwarz wie Pech, im Auftreten ein Held! Der aber hier erſtickt doch bald im Fett!“

„Dummkopf, was verſtehſt du? Die Hauptſache iſt der Verſtand und nicht das Geſicht.“

„Womit beweiſt denn dein Sechsäugiger, daß er ſo klug iſt?“

„Damit, daß er die Brüder in Furcht hält, ſie einſperrt, prügelt ... Den Herrgott ſelbſt fürchtet er nicht!“

„Lache nicht zu früh! Den Furchtſamen, ja,

denen kann er Schrecken einjagen; wir fürchten ihn nicht. Ich beklage mich beim Gouverneur, aber wir wollen wetten, daß du mehr tot als lebendig dastehst."

„Dummkopf!"

„Still, ihr Zankteufel! . . . Was reibt ihr euch denn schon wieder! Gleich werden sie da sein."

„Sie kommen! Sie kommen!" schrieen die Kundschafter, aus dem Korridor in die Zellen stürzend.

Die Sträflinge stellten sich auf, räusperten sich noch einmal und standen in Reih und Glied, als hätten sie sämtlich Ellen verschluckt.

„Stillgestanden!" kommandierte der Aufseher, und sie traten alle in die Zelle: der Gouverneur, sein Adjutant, der Zwangsarbeitdirigierende, Luczesarow, der Bezirksvogt, der Staatsanwalt und viele andere Personen höheren und niederen Standes . . .

Der Gouverneur erwies sich als ein Mann von mittlerem Wuchse, bejahrt, mit grauem Vollbart. Er schritt die Reihe der Sträflinge ab, jedem einzelnen scharf ins Gesicht blickend, und dann sich umdrehend, frug er, ob jemand eine Bitte oder Beschwerde habe. Luczesarow deutete auf Petin und Sokolzew.

„Was willst du?" frug der Gouverneur, sich zu Sochaty wendend.

„Eure Excellenz, erweisen Sie mir die Gnade —"

„Nun?"

„Schicken Sie mich nach Sachalin."

„Weshalb denn?"

Petin schwieg.

„Seine Strafzeit ist sehr lang, Eure Excellenz", mischte sich Luczesarow ein, „da hofft er, sich auf die Sträflingsgerüchte beziehend, daß er dort eher entlassen wird."

„Du irrst dich sehr, mein Lieber", sagte der Gouverneur, „das Gesetz ist überall gleich. Und außerdem kenne ich die hiesigen Einrichtungen noch nicht. Wie soll ich es also machen?" wendete er sich zum Zwangsarbeitdirigenten: „Wie wird es bei Ihnen gemacht?"

„Man bekommt von Zeit zu Zeit Aufforderung, und dann wird zum Frühjahr eine Auswahl von Gesunden und Arbeitstüchtigen vorgenommen. Gewöhnlich werden die in Sabaikalien Geborenen hingeschickt."

„Da siehst du, mein Lieber", wandte sich der Gouverneur wieder zu Petin, „es wird schwer gehen. Wenn übrigens eine Aufforderung kommt . . ."

„Eure Excellenz", fing plötzlich Nogaitzew an, welcher jedoch den Wunsch, mit dem Gouverneur zu sprechen, Luczesarow vorher nicht angezeigt hatte. Der brave Stabskapitän fuhr zusammen, und die Augenbrauen zusammenziehend, machte er ein finster fragendes Gesicht.

„Eure Excellenz", fuhr Nogaitzew mutig fort, „schicken Sie mich auch nach Sachalin . . . Seien Sie so gütig . . . Erweisen Sie mir diese Liebenswürdigkeit . . ."

„Dir eine Liebenswürdigkeit erweisen? Hören Sie, was er von mir will?" frug der Gouverneur, sich lächelnd zum Gefolge wendend. „Nun, warum

willſt du nach Sachalin? Weshalb iſt es dir ſo teuer?"

„Eure Excellenz, ich möchte an einem Ufer landen."

„Was heißt das, an einem Ufer landen?"

„Nun, ringsum iſt nichts wie Waſſer, und man weiß nicht, wohin man ſoll. Dort würde ich aufhören, weiter durch die Welt zu irren."

„Nun, wenn du hierbleibſt, brauchſt du auch nicht weiterzuirren. Hat noch jemand was?"

Lutzeſarow zeigte auf Sokolzew.

„Dieſer will auch nach Sachalin ... Die Hälfte des Gefängniſſes will nach Sachalin ... Sie lieben das Reiſen!"

„Aha! Und wie iſt ihr Betragen?"

„Bis jetzt nicht beſonders zu klagen", heuchelte Lutzeſarow, den Sträflingen einen ſchiefen Blick zuwerfend.

„Hat jemand noch was vorzubringen?"

„Eure Excellenz", fing die kindiſch-winſelnde Stimme Lunjkows an.

„Was willſt du?"

„Man verteilt die Arbeit ungerecht, nicht nach der Kraft bemeſſen ... Man legt uns ungerechte Forderungen auf ..."

„Erzähle das ausführlicher."

„Wir haben einen Graben ausgeworfen ... zu ſchwere Leiſtungen für jeden ... Ich konnte nicht fertig werden ... Da wurde mir die Vergünſtigung entzogen und ich bekam hundert Rutenhiebe ..."

„Iſt das wahr?" wandte ſich der Gouverneur

zum Zwangsarbeitdirigenten, seine Hand unterdeß auf Lunjkows Schulter legend. Etwas Weiches, Mitempfindendes huschte beim Anblick dieses hübschen Sträflings, der fast noch ein Knabe war, über das Gesicht des alten Generals.

„Er lügt, Eure Excellenz", sprang der brave Stabskapitän hinzu, „dem Herrn Dirigenten ist sehr gut bekannt, daß er nicht wegen ungenügender Arbeit, sondern wegen Beleidigung des Aufsehers bestraft wurde."

Der Zwangsarbeitdirigent bestätigte das. Der Gouverneur nahm seine Hand von Lunjkows Schulter weg und frug streng:

„Weshalb lügst du denn? Das war nicht gut."

Der bestürzte Lunjkow schwieg. Der Gouverneur ging scheinbar unzufrieden hinaus, um sich in die anderen Zellen zu begeben.

Wir traten zu einer Gruppe zusammen und besprachen das Geschehene flüsternd. Lunjkow und Petin gerieten sofort aneinander, indem einer den anderen heftig kritisierte. Petin beschimpfte Lunjkow, weil er sich nicht rechtfertigen konnte.

„Wie es zur Sache kam, da hat er Wasser im Munde gehabt. Gerade wie mit dem Brett vor den Kopf geschlagen! Uh! Dummkopf, Prahlhans! . . . Das wird man dir anstreichen, du Esel!"

„Wenn ich ein Esel bin, bist du der Herkules, der Riese. So—chaty ist dein Beiname, und konntest doch nicht fertig reden! Konntest nicht erklären, weshalb du nach Sachalin willst."

„Esel, Idiot! Warum soll ich denn erklären,

wenn der Vorgesetzte selbst für mich alles erklärt hat? Bist du jetzt damit einverstanden, daß der Stabskapitän Luczesarow ein Held gegen uns alle ist? Und was ist das für ein Gouverneur? Keine Beleibtheit, keine Haltung, gar nichts ... Bei Luczesarow ist alles dick und voll, und die Röte im Gesicht! ... Die Ungezwungenheit, die er besitzt!"

Der Streit wurde immer heftiger, und als sich endlich das Gerücht verbreitete, der Gouverneur habe das Gefängnis verlassen, ging es vom Flüstern zum Schreien über. Alles stürzte aus der Kammer in den Korridor, wo sich das ganze Gefängnis versammelte und die Neuigkeiten untereinander besprach. Es erwies sich, daß fast in jeder Zelle zwei oder drei Personen sich nach Sachalin gemeldet hatten, bis schließlich der Gouverneur zum Dirigenten sagte:

„Gut, zum Frühjahr versetzen Sie diejenigen, die es wünschen."

Es herrschte allgemeiner Jubel.

„Und ich habe was anderes gehört", erklärte plötzlich der Schuhmacher Swonarenko, mit dem Beinamen Ledernagel, das Haupt der Gefängnisträger. „Ich hörte, wie der Dirigent dem Gouverneur im Korridor sagte: ‚Es wird aber wohl kaum im nächsten Frühjahr eine Einforderung kommen.' Worauf dieser antwortete: ‚Lassen wir sie bei der Hoffnung! Es ist gleich, womit das Kind spielt — wenn es nur nicht weint.' So, nun könnt ihr weiterhoffen, daß man euch nach Sachalin schickt."

Diese Mitteilung wirkte auf die erhitzten Gemüter im ersten Augenblick wie ein Eimer kalten Wassers;

aber man wollte demjenigen glauben, der Hoffnungen gab, und nicht demjenigen, der die bittere Wahrheit ſagte. So entlud ſich denn gleich darauf der allgemeine Unwille auf „Ledernagel“, der gar nicht ſo viel Zeit fand, alle Beſchimpfungen zu erwidern, die von allen Seiten auf ihn niederpraſſelten.

Die Sache würde ſchließlich mit einer Prügelei geendet haben, wenn nicht eine Nachricht kam, die alle zum Schweigen brachte: Lunjkow und Rogaitzew wurden in den Karzer abgeführt.

„Wie? Warum? Wer hat es befohlen?“

„Der Sechsäugige. Wegen falſcher und unangemeldeter Beſchwerde.“

„Nun, jetzt wird ihnen der Sechsäugige ſchon das Streiten abgewöhnen“, dachte jeder bei ſich, „jetzt werden ſie es gedenken! . . .“

Nacht.

Es iſt Nacht. Es iſt ſchon mehr als eine Stunde nach dem Trommelwirbel in den Kaſernen der Koſaken vergangen; alle Geſpräche ſind längſt verſtummt, meine Zellengenoſſen liegen in einem Haufen beiſammen, überall auf den Pritſchen, auf der Diele, und haben ſich und die Welt im Schlaf vergeſſen. Totenſtille herrſcht in der Zelle und in den Korridoren des Gefängniſſes; ab und zu nur ſchleicht katzenartig der Aufſeher ans Fenſterchen der Thüre, klirrt mit den Schlüſſeln und geht weiter. Hier ſchnarcht einer, dort dreht ſich jemand auf die andere Seite, brummt

oder ſtöhnt im Schlafe, klirrt mit den Feſſeln — und dann iſt wieder alles ſtill wie im Grabe ... Die Lampe, die an der Wand hängt, ſingt zuweilen mit einem feinen, mückenartigen Ton und verſtummt dann auch, als ob ſie ſelbſt über ihren falſchen Geſang erſchreckt ſei. Nur ich bin noch immer wach, allein unter den Haufen lebender und lang ausgeſtreckter Körper. Eine quälende Schwermut überflutet allmählich die Seele, breitet ſich aus, uferlos wie das Meer, Welle auf Welle bildend, mit einem leiſen, immer ſtärker zitternden Summen und Branden ...

„Guten Abend, bekannter Gaſt, Kind meiner ſchlafloſen Gefängnisnächte. Ich weiß, du wirſt mich heute wieder bis zur Morgendämmerung quälen, du wirſt wieder meine Nerven, Leib und Seele martern! ... Mythiſcher Proteus! Wie viel trügeriſche Formen und Geſtalten du haſt, wie viel Folterwerkzeuge! Da — die fürchterliche Langeweile, ein Ungeheuer, deſſen Umarmung tötet, das ſchwarze, unergründliche Höhlungen ſtatt der Augen hat. Da — das Gefühl der Einſamkeit, das zum Weinen zwingt, zum Schreien, laut, verzweifelt, ohne Hoffnung auf Erhörung. Und endlich die Angſt, die das Haar auf dem Haupte ſträubt und ihr Froſtbeben durch den ganzen Körper jagt ..."

Düſtere Gedanken ſteigen einer nach dem anderen auf, unbekannt aus welchen Tiefen der Seele, und wie ein langer Trauerzug ziehen Bilder aus der fernliegenden lieben, teuren Vergangenheit vorüber, die man, ach! nie wieder zum Leben erwecken kann. Die düſtere, ſchuldbeladene, tauſendmal verfluchte Ver-

gangenheit aber, die ewig lebendig ist, steht ohne Wanken am Kopfende, alle Fehler, Enttäuschungen, Kränkungen in schwarzen Tüchern schleppend.

Jedoch ... welch seltsame Hallucination ist das? Wo bin ich? Was für Leichen liegen neben mir — rechts, links und dort unten zu meinen Füßen? Bin ich denn allein am Leben unter diesen Toten? O, Freude! Dort rührt sich jemand ... Gott sei Dank! ich bin nicht allein am Leben? ... Ja, ja, ich entsinne mich ... Ich brauche ja nur zu rufen, wenn ich des schweren, schrecklichen Traumes nicht Herr würde — und diese Leichen springen auf, klirren mit den Fesseln, reden, bewegen sich, und alle guten Geister müssen uns verlassen ... Aber wozu? Sie sind doch auch lebendig tot für mich. Wozu die Augen der bitteren Wahrheit verschließen? Ich bin allein. Allein wie ein winziges Boot im Ozean, wie ein Grashalm in der Wüste, allein, ganz allein. Ich habe keinen Kameraden unter ihnen, unter diesen Armen, die ich nicht bedauere und die auch nicht teil haben sollen am Reichtum meines Geistes. Es giebt kein Herz, das mit mir zusammenschlägt, keine Hand, auf die ich mich vertrauensvoll „im Augenblick des Herzeleids" stützen könnte!

„O Unglück! Bei wem bin ich? Wie bin ich in diese verpestete Höhle geraten, über die der Atem der Verderbnis und des Verbrechens schwebt? ... Was habe ich, der zu den klaren Himmelshöhen hinaufstrebte, mit einer Welt von Mördern gemein? Blut, Blut ringsum, zerschmetterte Schädel, aufgeschnittene Kehlen, erdrosselte Hälse, durchschossene

Brüſte . . . Und über allen ſchweben die Schatten der Ermordeten, ſuchen ihre Mörder und durchweben ihre Träume mit ſchwarzen Bildern . . .

O, wie ſich mir das Herz zuſammenpreßt! Wie müde ich es bin, das Ausſehen des gleichgültigen Philoſophen zu wahren! Wie leidenſchaftlich ich mich danach ſehne, an einer teuren, lieben Bruſt zu ruhen! Einen Kameraden zu beſitzen hier in meiner Einſamkeit, der eins mit mir im Fühlen und Denken! . . . O, wie viel würden wir „Von Schiller, von Ruhm und Liebe“ reden.

Zwei Jahre ſind erſt dahin, aber wie lange, ſcheint es mir, bin ich von allem losgeriſſen, worin die Gebildeten aller Nationen leben und ſtreben. Was iſt da draußen in dieſen zwei Jahren geſchehen? Vielleicht hat ſich die Phyſiognomie der ganzen politiſchen Welt verändert; vielleicht iſt jene Frage, die ſich damals noch ſchüchtern und unzeitig verbarg, inzwiſchen emporgeſtiegen und zu der brennenden Säule geworden, auf die ſich aller Blicke richten? . . . Vielleicht daß ein neues Licht ſeine Strahlen über das mächtig flutende Leben gießt . . . O, dorthin, dorthin möchte ich eilen, alle Freuden, Mühen und Sorgen meiner Brüder teilen, in die Reihen der ſchlichten, beſcheidenen Arbeiter treten und, wenn Not am Manne iſt, mit ihnen für die Sache des Fortſchrittes und für das Wohl des Volkes ringen! . . .

Vielleicht iſt es auch anders draußen . . . über Europa hängt vielleicht die drohende Wolke der Reaktion . . . Die beſten Kämpfer haben ihren Platz verlaſſen, und kleine, gewinnſüchtige Geiſter ſind an

ihre Stelle getreten. O, dennoch dorthin! Dort, zur Freiheit mit ihrem ewigen Auf und Nieder!

Wonach ſtrebt jetzt die Wiſſenſchaft, die Litteratur, — die Litteratur der Heimat, Poeſie und Kunſt? Ich habe ſie in jener bangen Zeit verlaſſen, wo die letzten Träger einer großen Epoche vom Schauplatz ſchwanden und „im Tempel der Wahrheit, im heiligen Tempel des Geiſtes" die kraftloſe Litteratur-„Schpanka" lallend ihre Stimme erhob. O, herrſcht auch da jetzt der Schrecken des Zerfalls? Nein, nein, das iſt unmöglich! Es ſind neue helle Sterne aufgegangen, friſche Ströme von Kraft haben ſich ergoſſen, Fackelträger des Lichtes und der Wahrheit treten auf, die die Errungenſchaften ſo vieler Geſchlechter, neue Werte, neue Größen hoch und heilig halten. Ja! Ein großer Dichter iſt erſchienen, der die Herzen mit wunderbarer Kraft bewegt, ein Künſtler, der in einem großen Roman alles wiedergegeben hat, was . . .

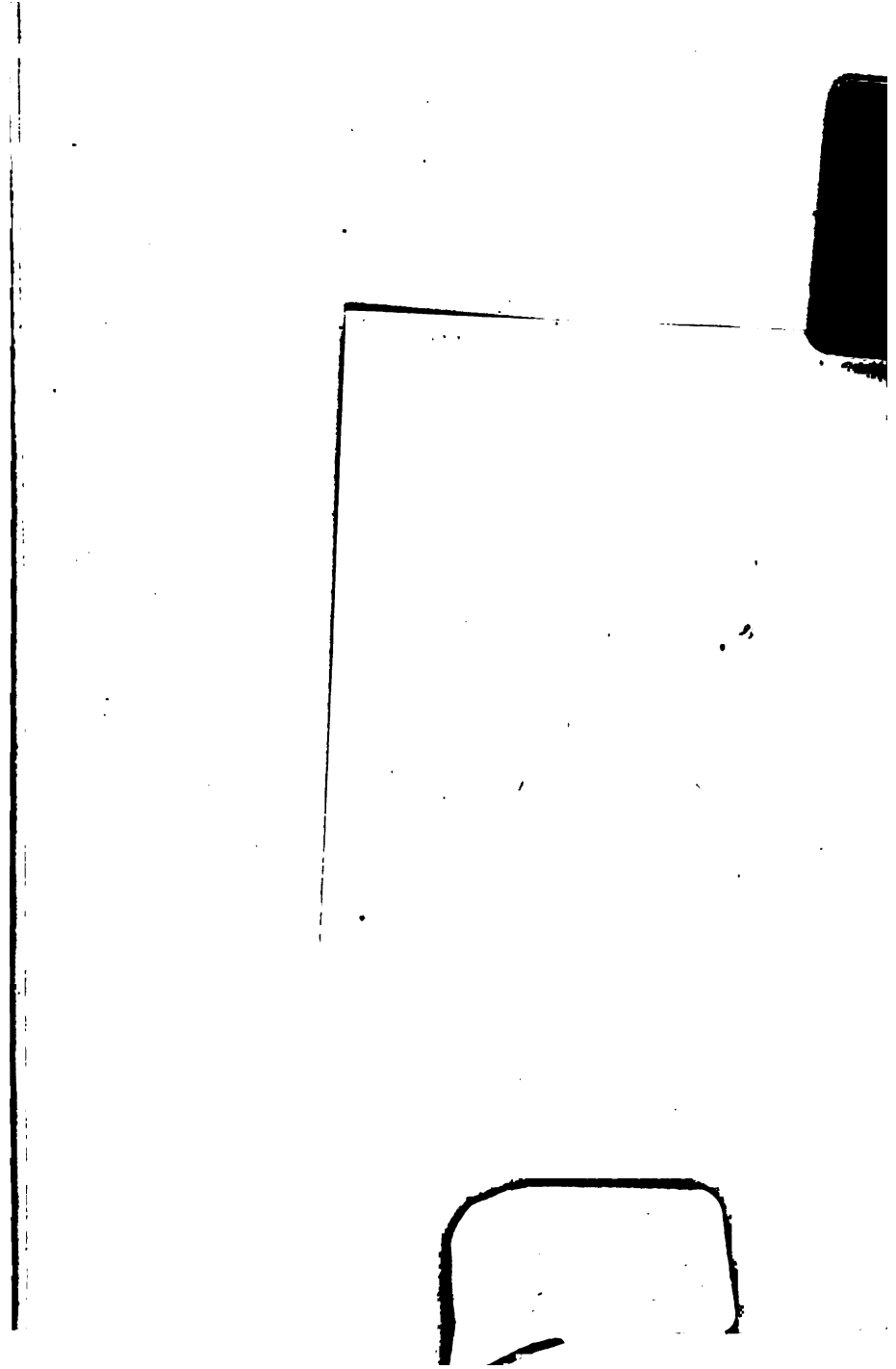
— — — — — — — — — — — — — —

O Gott! o Gott! In dieſem kläglichen Winkel zu verkommen, zur Unthätigkeit verdammt zu ſein, nicht einzuſetzen alle Kräfte . . . Vielleicht auch hier ſterben müſſen, in dieſer düſteren Welt des Verbrechens, fern von allem, was mir teuer iſt, vergeſſen, verachtet, mit dem Schandmal der Verworfenheit an der Stirn, hinſinken mit dem Stöhnen kraftloſer Verzweiflung, begraben im großen Dunkel — unbekannt!

Ach, ſchlafe ein, du unruhiges Herz! Schweigt, ihr fiebernden Gedanken!

Ende des erſten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes

In der Vorhalle: Der Weg 1
Das Schelajewsche Bergwerk:
Die Begegnung 69
Der erste Abend 80
Die Eindrücke und Bekanntschaften des ersten Tages 91
An der Drehorgel 118
Auf dem Grunde des Schachtes 143
Auffahrt 171
Das Alltagsleben im Gefängnis 192
Der Anfang meiner Schule 211
Malachow und Gontscharow 224
Meine Schüler, die Burenkows 247
Semenow 273
Das Vorlesen des alten Testaments. — Jaschka 290
Tarbagan. — Der Zuchthäusler-Dichter Tschirok 309
Luzefarow 319
Die großen Dichter vor dem Zuchthausforum . 334
Schach-Lamos 360
Der übliche Verlauf 382
Im Stollen 394
Die Mohamedaner. — Hussanbei Marasgli . 415
Marasgalis Erlösung 435
Die Unschuldigen und die Grausame 459
Jefimow. Sokolzew 489

Die Dämonen des Bösen und der Zerstörung . 505
Die neuen Schüler. — Lunskow 518
Aufregende Gerüchte über Sachalin 547
Nikifors Roman. — Die Abreise 565
Flucht und erstes Blut 581
Die „Espenholzglocke“ zerstreut mich 596
Grundlose Grausamkeit 608
Eine interessante Unterhaltung 622
Die Flucht 631
Besuch in Schelai 652
Nacht 666